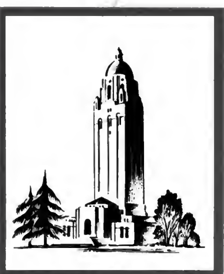


Afrika in Wort und Bild

Calwer Verlagsverein



Afrika

in Wort und Bild.



Pyramide des Chephren und Sphinx.

Afrika
in Wort und Bild

mit besonderer Berücksichtigung

der evangelischen Missionsarbeit

Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein

Mit einer Völkerkarte und 215 Abbildungen



Calw und Stuttgart 1904
Verlag der Vereinsbuchhandlung

Greiner & Pfeiffer, Kgl. Hofbuchdrucker, Stuttgart.

Vorwort.

Seit einer Reihe von Jahren hatten wir eine neue Auflage unsrer vollständig vergriffenen „Missionsbilder“ über Afrika oder einen Ersatz dafür geplant. Dabei stellte sich aber heraus, dass die Mehrzahl der früheren Bilder dem heutigen Geschmack nicht mehr genügen würde; und auch der Inhalt machte Schwierigkeiten, denn so rasch war der Gang der Geschichte Afrikas sowohl in politischer als auch in missionarischer Beziehung, dass man immer fürchten musste, mit einem grösseren Werk dieser Art noch während der Herstellung von den Ereignissen überholt zu werden. Überdies war der zu bewältigende Stoff so gross und mannigfaltig, dass seine Zusammenfassung in einem Bande — wie es doch wünschenswert war — fast unmöglich schien. Nachdem nun aber die verschiedenen Kolonialmächte sich so ziemlich in ganz Afrika geteilt und ihre Schutzgebiete gegeneinander abgegrenzt haben, nachdem auch der fürchterliche Burenkrieg, der uns alle so lange in Spannung gehalten hat, beendigt und damit die südafrikanische Frage doch wohl auf lange hinaus entschieden ist, haben wir mit diesem „Afrika in Wort und Bild“ nicht länger zögern wollen.

Das neue Buch ist nicht für Gelehrte bestimmt. Auf Vollständigkeit und Gleichmässigkeit in der Darstellung der verschiedenen geographischen Gebiete, der Völkerschaften, der Entdeckungs- und Kolonialgeschichte, ja auch der Missionsunternehmungen haben wir von vornherein verzichtet und deswegen auch kein alphabetisches Namen- und Sachregister beigefügt, weil dadurch der Nachschlagende in manchen Fällen doch nur enttäuscht worden wäre. Was wir bieten, ist also bloss eine Auswahl aus der ungeheuren Menge dessen, was heutigen Tages die Wissenschaft über Afrika zu sagen hat. Aber gerade durch diese Beschränkung glauben wir vielen Freunden Afrikas und namentlich auch der wachsenden Zahl von Kolonial- und Missionsfreunden, die nicht so leicht zu streng wissenschaftlichen Büchern greifen, einen willkommenen Dienst zu tun. Die Sprache ist leicht verständlich. Fremdwörter sind möglichst vermieden worden. Mit Ausnahme weniger Übersichten, die einen natürlich trocken anmuten, ist alles angenehm zu lesen, und durch die Bilder wird es erst recht anschaulich.

Was hier von den Wundern der afrikanischen Tier- und Pflanzenwelt, vom Elefanten und Löwen bis zur Termite und zum Sandfloh, vom Affenbrotbaum bis herab zur Erdnuss, zur Darstellung kommt, was ferner von den Greueln des Fetischismus, der Sklaverei und des Sklavenhandels,

freilich oft nur in kurzen Zügen, mitgeteilt wird, was endlich vom kühnen Wagemut eines Barth, Stanley und anderer Reisenden, von der unentwegten Pflichttreue eines Livingstone und so vieler anderen Missionare, von den Licht- und Schattenseiten der schwarzen Christen u. s. w. erzählt wird, das alles dürfte wohl geeignet sein, auch solche, die sich noch nie näher mit afrikanischen Dingen beschäftigt haben, insbesondere auch unsere Jugend zu fesseln, ja vielleicht sogar für die Mitarbeit an der Hebung und Erleuchtung des dunkeln Erdteils zu begeistern. Auch zum Vorlesen im Familienkreise und in Missionsvereinen wird man manches Passende in dem Buch finden. Es ist ein schwacher Versuch. Möge er mit nachsichtigem Wohlwollen aufgenommen werden! Wer genauere und vollständigere Angaben über die Geschichte und den neuesten Stand der afrikanischen Missionen wünscht, für den ist ja unser einzigartiges Nachschlagebuch: „Gundert, Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten" (4. verbesserte Auflage, Calw und Stuttgart, 1903) da; und wer gründlichere geographische oder völkerkundliche Belehrung sucht, der kann sie in Sievers-Hahn: „Afrika" und im ersten Band von Ratzels „Völkerkunde" finden.

Calw, im August 1903.

Der Verlagsverein.

Erster Teil.

Land und Leute.

1. Überblick.

Man hat Afrika eine Zeitlang besonders gerne den dunkeln Erdteil genannt. Woher diese Bezeichnung für das von der Sonne doch wahrlich nicht vernachlässigte Land? Wir denken dabei wohl vorzugsweise an die dunkle Farbe seiner Bewohner. Aber das Wort paßt auch noch in anderem Sinne. „Finsternis bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker" — das Dunkel, von dem dieses Wort spricht, hat besonders schwer und besonders lange auf Afrikas Völkern gelastet, ja es lastet noch heute auf ihnen und fängt erst jetzt an, sich allmählich zu lichten. Dunkel war Afrika auch lange für die Bewohner andrer Weltteile. Die Älteren unter uns erinnern sich wohl noch aus ihrer Schulzeit der Karte von Afrika mit der großen leeren Stelle in der Mitte, auf der die Worte standen: „Das Innere noch ganz unbekannt."

Verschiedene Ursachen haben zusammengewirkt, daß Afrika so lange unzugänglich blieb. Vor allem liegt die Schuld an der mangelhaften Küstenentwicklung. Größere Buchten und gute natürliche Häfen sind selten, Halbinseln gar nicht vorhanden, die Inseln nicht sehr zahlreich. Sonst tragen oft schiffbare Flüsse dazu bei, ein Land zugänglich zu machen. So ist's mit Südamerika, dessen Küstenentwicklung noch geringer ist als die Afrikas, das aber in dem Amazonenstrom und im La Plata zwei gewaltige, ins Innere des Weltteils führende Wasserstraßen besitzt. An gewaltigen Strömen fehlt es nun freilich Afrika auch nicht, aber die Schiffahrt auf ihnen ist durch die natürlichen Verhältnisse vielfach erschwert, streckenweise sogar unmöglich gemacht. Auf ihrem ungestümen Lauf aus den Hochländern Innerafrikas bilden die afrikanischen Ströme Wasserfälle und Stromschnellen, die für die Schiffahrt unüberwindlich sind. Die Ufer der Flüsse sind oft steil und sehr tief eingeschnitten, und manchmal tritt der unzugängliche Urwald so nahe an den Fluß, daß kein Raum bleibt für den Pfad des Wanderers. Der Mündung ist gewöhnlich eine Sandbarre vorgelagert, über die die großen Dampfer nicht wegkönnen. So kommt es, daß die Flüsse Afrikas im allgemeinen den Verkehr nicht erleichtern.

Nimmt man dazu die sonstigen Schwierigkeiten: die Notwendigkeit, im Innern des tropischen Afrika, wo es weder Straßen, noch Zug- oder Reittiere, noch Wagen gibt, mit einer Karawane von (noch dazu meistens unzuverlässigen) Trägern zu

reisen, die den Bedarf des Reisenden und oft auch ihn selbst und vor allem das, was in Afrika als Zahlungsmittel dient: Baumwollstoff, Glasperlen u. dergl. tragen müssen, die Gefahren von feindlichen Eingeborenen, oft auch die Unmöglichkeit, frische Nahrungsmittel aufzutreiben, und zu allem hin das abgesehen vom Hochland überall fieberschwangere und in vielen Gegenden gefährliche, ja mörderische Klima — nimmt man das alles zusammen, so begreift man, daß Afrika, obgleich Europa so nahe liegend, doch von allen Weltteilen zuletzt erschlossen worden ist. Nur im Norden und Nordosten finden wir schon in alten Zeiten eine Besiedelung von Europa und Asien aus. Da, wo sich an der Straße von Gibraltar Europa und Afrika fast berühren, wo die Inseln des Mittelländischen Meeres ein Bindeglied zwischen den beiden Weltteilen bilden, wo durch die Landenge von Suez Afrika mit Asien zusammenhängt — der Suezkanal bildet ja keine wirkliche Trennung —, wo das weder sehr breite noch sehr tiefe Rote Meer zur Überfahrt lockt, ist Afrika schon vor alters von den benachbarten Weltteilen aus besucht worden. Auch Südafrika, dessen gemäßigtes Klima die Ansiedlung von Europäern erleichtert, wurde seit ein paar Jahrhunderten allmählich erforscht und besiedelt; aber erst dem 19. Jahrhundert war es vorbehalten, den Westen, den größeren Teil des Ostens und die weiten Länderstrecken des Innern aufzuschließen.

Wenn wir Afrika mit Asien und Europa vergleichen, so macht es den Eindruck der Einförmigkeit. Schon ein flüchtiger Blick auf die Karte läßt Afrika als eine große, einheitliche, wenig gegliederte Masse erscheinen. Einförmigkeit herrscht in der Tat in vielen Beziehungen. Denken wir z. B. an das Klima. Wir können nicht von einem asiatischen Klima sprechen, denn wir wissen, daß Asien mit seinen südlichen Halbinseln weit in die heiße Zone hinein-, mit seiner südlichen Inselwelt weit über den Äquator hinausreicht, daß es aber andrerseits teilhat an der kalten Zone, ja daß man im Norden Asiens die höchsten Kältegrade der Welt beobachtet hat. Und welche Klima-Unterschiede zeigt uns selbst das kleine Europa, wenn wir an die südliche Wärme Siziliens und an die Kälte im nördlichen Skandinavien und Rußland denken! Mit dem Gedanken an Afrika hingegen verbindet sich für uns, und zwar mit vollem Recht, die Vorstellung von einem heißen Klima; denn wenn auch der Norden und Süden des Erdteils in die gemäßigte Zone reichen, wenn auch in den Gebirgen eine frischere Luft weht, so liegt doch der größte Teil Afrikas innerhalb der Wendekreise, und demgemäß ist das Klima im allgemeinen tropisch.

Und nun vor allem die Menschen! Wir können uns unmöglich ein allgemeines Bild von einem Asiaten machen. Welcher Unterschied zwischen einem Chinesen und einem Hindu, zwischen den Bewohnern Nordsibiriens und den malaiischen Bewohnern der Sundainseln! Hingegen mag man ganz wohl von einer afrikanischen Rasse sprechen, wenn auch bei näherem Zusehen viele und große Unterschiede bestehen. Wie mit den Völkern, so verhält es sich auch mit den Sprachen und der Kultur. Wenn man die Sprachen in drei große Klassen teilt: die einsilbigen, die agglutinierenden (bei denen die grammatischen Verhältnisse durch dem Stammwort angehängte oder vorgesetzte, auch zuweilen zwischenhineingesetzte, kleine Silben ausgedrückt werden) und flektierende oder biegende, bei denen das

Stammwort selbst verändert wird, so finden wir in Asien alle drei vertreten; in Afrika hingegen treffen wir wohl im Norden und Nordosten hamitische und semitische oder von diesen beeinflußte Sprachen, aber die große Masse der eigentlich afrikanischen Sprachen gehört — mögen sie auch innerlich sehr verschieden oder gar nicht miteinander verwandt sein — der Klasse der agglutinierenden Sprachen an. Ähnlich verhält es sich mit der Kultur und mit der Religion: in allem macht Afrika im Unterschied von Asien den Eindruck der Gleichförmigkeit. Doch ist dies natürlich nur der Fall, wenn man Afrika aus der Ferne betrachtet; näher besehen, löst sich die große Einheit in eine Fülle mannigfaltigen Einzellebens auf.



Abb. 1. Der Suezkanal bei Port Said.

Werfen wir nun zuerst einen Blick auf die geographischen Verhältnisse Afrikas, aber eben nur einen Blick, soweit es für das Verständnis des Späteren wünschenswert ist. Afrika hat nahe an 30 Mill. Quadratkilometer und ungefähr 169 Mill. Einwohner. Es ist der zweitgrößte Weltteil der östlichen, der größte der südlichen Halbkugel. Seit in den Jahren 1859—1869 die Landenge von Suez (Abb. 1) durchstochen wurde, ist Afrika vollständig von jedem andern Festland getrennt. Die Grenzen eines ganz vom Meer umgebenen Landes sind leicht festzustellen. Im Norden bildet jetzt das Mittelmeer die Grenze, es ist aber anzunehmen, daß in vorgeschichtlicher Zeit Afrika bei der Straße von Gibraltar und an der schmalen Stelle zwischen Kap Bon und dem südlichsten Teil Siziliens mit Europa zusammenhing. Noch jetzt weist das Tierleben in Spanien, auf Korsika und Sardinien sowie auf dem Peloponnes

auf einen früheren Zusammenhang zwischen Nordafrika und Südeuropa hin. Im Nordosten ist Afrika durch das Rote Meer von Arabien getrennt. Wann das Meer hier aus dem Indischen Ozean hereingebrochen ist, wissen wir nicht, aber wahrscheinlich hat es etwas früher Zusammenhängendes getrennt, und Arabien ist dadurch ein Teil von Asien geworden.

Betrachten wir auf einer Karte, die die Höhen- und Tiefenverhältnisse angibt, Afrikas Westgrenze, so sehen wir, daß erst in einiger Entfernung von der Küste die tiefe Rinne des Atlantischen Ozeans beginnt, die, der Form des Festlands folgend, dieses in Gestalt eines lateinischen S umgibt. Nur die zwischen dieser Rinne und der Küste liegenden Inseln gehören physikalisch zu Afrika, wenn auch einige fernerliegende geographisch noch dazu gerechnet werden. Die wichtigsten Inseln sind, von Norden angefangen: Madeira, die Kanarischen Inseln, die Inseln des Grünen Vorgebirgs und innerhalb des Golfs von Guinea Fernando Po, Principe und St. Thomé.

Die Ostgrenze Afrikas bildet der Indische Ozean. Von Inseln ist hier vor allen Madagaskar zu nennen, eine der größten Inseln der Welt, die durch den nur 400 Kilometer breiten, aber mehr als 3000 Meter tiefen Kanal von Mosambik vom Festland getrennt ist. Obgleich Madagaskar vor Zeiten wohl einen Teil des afrikanischen Festlandes bildete, ist es jetzt in vielen Beziehungen eine Welt für sich; es hat sein besonderes Pflanzen- und Tierleben und vor allem seine eigentümliche Bevölkerung. Östlich von Madagaskar liegt die Insel Mauritius. Andere wichtige Inseln sind Sansibar und Pemba, gegenüber von Deutsch-Ostafrika, und Sokotra, gegenüber dem Kap Guardafui, dem östlichsten Punkt Afrikas (Abb. 2).

Die bedeutendsten Buchten Afrikas sind: an der Nordküste der Golf von Gabes oder die Kleine Syrte — überhaupt die tiefste Bucht Afrikas — und die Große Syrte oder der Golf von Sydra; an der Westküste, im innersten Winkel des Golfs von Guinea, die Bai von Biafra. An der Südwestküste erscheint die Walfischbai als ein begehrenswerter Besitz, aber nicht weil sie an sich bedeutend wäre, sondern nur weil es an größeren Buchten fehlt. Auch der Golf von Angra Pequena ist an sich unbedeutend und hat nur von sich reden gemacht, weil an seinem Ufer die erste deutsche Kolonie in Afrika gegründet wurde. An der Ostküste ist am wichtigsten die gegenwärtig so viel genannte Delagoabai.

Afrika ist der Erdteil der Tafelländer. Tiefland, d. h. Land, das weniger als 300 Meter Meereshöhe hat, kommt nur ausnahmsweise an den Küsten und an dem Unterlauf der großen Ströme vor. Das Hochland ist im Osten und Süden des Erdteils am höchsten. Ein nur wenig unterbrochener Hochlandszug zieht sich vom Norden des Abessinischen Hochlands bis ans Kap der guten Hoffnung. Was die geologische Beschaffenheit anlangt, so besteht Afrika größtenteils aus Urgestein: Granit, Gneis u. s. w. Einige Berge, wie der Kilima-ndscharo und der Kenia, sind erloschene Vulkane. „Die Gebirge, die den Hochländern Afrikas aufgesetzt sind, treten weder nach Breite noch im allgemeinen nach Höhe aus ihnen hervor wie die der nächstgroßen Erdteile, Asien und Amerika. Es sind vereinzelte Ketten oder Gruppen, oft nur höher gehobene Stücke hochgelegener Tafelländer, oder wenig ausgedehnte Gruppen vulkanischer Berge. Es besteht zwischen den

Gebirgsbildungen kein anderes Band als das Hochland, auf dem sie sich befinden, kein beherrschender Zug wie in Amerika, kein gemeinsames Anlehnen an den Rand eines zentralen Hochlands wie in Asien. Das Kennzeichen des Gebirgsbaues von Afrika ist die Zersplitterung. Es fehlen die großen Gegensätze von Tiefland und Hochgebirgen oder mächtigen Hochebenen. Der Tiefländer sind es sehr wenige, die Hochebenen und die Hochgebirge sind auseinandergezogen, da und dorthin verteilt." (Ratzel.) Im Osten liegen die höchsten Berge Afrikas: östlich vom Viktoriasee der Kilima-ndscharo (6000 Meter) und der Kenia (5800 Meter); westlich vom



Abb. 2. Kap Guardafui.

See der meistens mit Wolken bedeckte und darum selten sichtbare Ruwenzori oder Wolkenkönig (5000 Meter). An diese ostafrikanischen Gebirge schließt sich im Norden das Hochland von Abessinien oder Habesch (4600 Meter). Im nördlichsten Teil Afrikas erhebt sich der Atlas bis zu 4700 Meter. Das höchste Gebirge Südafrikas sind — nahe der Ostküste — die Drakenberge (3700 Meter, Abb. 3), das höchste Westafrikas, das Kamerungebirge an der Bai von Biafra, mit dem 4000 Meter hohen Kamerunberg.

Die natürliche Grenze zwischen Süd- und Mittelafrika ist die Senke, in der nach Osten, zum Indischen Ozean, der in die Delagoabai mündende Limpopo, nach Westen, zum Atlantischen Ozean, der Kunene abfließt. Der bedeutendste Strom Südafrikas ist der Oranje. Er entspringt in den Drakenbergen und fließt westwärts in den Atlantischen Ozean.

Nach der eben genannten Einsenkung folgt neues Hochland; dessen Gewässer sammeln der nach Osten abfließende Sambesi und der nach Westen strömende **Kongo**. Der **Sambesi** mündet, nachdem ihm von der linken Seite der Schire zugeströmt ist, in den Kanal von Mosambik. In seinem Mittellauf bildet er die von Livingstone entdeckten Viktoriafälle, die noch großartiger sein sollen als der Niagara (Abb. 4).

„Schon von ferne sieht man fünf hohe Säulen bis in die Wolken emporsteigen. Die Eingeborenen nennen sie ‚tosender Rauch‘. Die Fälle sind auf drei Seiten von drei- bis vierhundert Fuß hohen Hügelketten eingeschlossen, die mit Waldbäumen bewachsen sind, zwischen denen der rote Erdboden durchschimmert. Die Ufer des Stromes sind entzückend und der ganze Anblick so wunderbar erhaben,



Abb. 3. Paß von Reenen in den Drakenbergen.

daß Livingstone meinte, sogar die Engel müßten in ihrem Flug hier einen Augenblick innehalten ob dieser Pracht. Er ließ sich an eine Insel hart am Rande des Abgrundes bringen, über den sich die Wassermassen hinabstürzen, was aber nur bei niedrigem Wasserstand ausgeführt werden kann. Zuerst begreift man gar nicht, wo die Menge Wasser eigentlich bleibt: der Strom scheint von der Unterwelt plötzlich verschlungen worden zu sein, denn die Hügelreihen an beiden Ufern werden durch einen querüber laufenden Wall scheinbar verbunden und abgeschlossen, und der jenseitige Rand des Schlundes, worin das Wasser verschwindet, ist kaum 20 Meter weit. Livingstone kroch an den äußersten Rand der Felskanten und blickte da hinunter in einen Spalt, der von einem Ufer des Sambesi bis zum andern reicht und in den der wenigstens 1800 Meter breite Strom etwa 90 Meter tief hinabstürzt, worauf er plötzlich in ein Loch, 15—20 Meter breit, eingeengt wird, um dann brüllend und tosend, einem weißen Bande ähnlich, in dem tiefen, engen Felsenbett fortzuschießen. Das durch den ungeheuren Sturz sich in Staub auf-

lösende und 80—100 Meter hoch in die Luft emporgeschleuderte Wasser steigt in hohen Säulen bis in die Wolken, um dann als ewiger Regen herniederzufallen. Bei Livingstones Besuch wurde die Großartigkeit dieses Anblicks noch erhöht durch einen doppelten Regenbogen. Bei hohem Wasserstand sieht man diese Dunstsäulen schon vier Stunden weit weg und hört da noch den Donner des Wasserfalls."

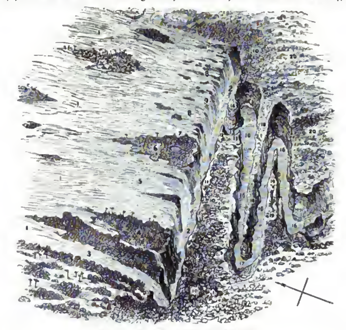


Abb. 4. Die Viktoriafälle des Sambesi.

1. Der obere 1800 m breite Strom. 2. Die Felsspalte, in welche der Strom stürzt, 1800 m lang, unter der Garteninsel (6) nur 70 m breit und 110 m tief. 13. Durchlaß in die Felsenschlucht (10). 10. 20. Wald- und Mimosenvegetation.

Der Kongo, dessen Entdeckung hauptsächlich mit dem Namen Stanleys verknüpft ist, strömt zuerst nach Norden, dann, einen ungeheuren Bogen bildend, nach Südwesten und mündet in den Atlantischen Ozean. Bedeutende Nebenflüsse sind rechts der Aruwimi oder Ituri, dem entlang Stanley seine Reise zu Emin Pascha machte, und der Ubangi oder Uelle, links der Sankuru. Sowohl der Kongo als der Sambesi strömen wie auf Stufen mittelst Stromschnellen aus dem Hochland ins Tiefland, das sie erst am Ende ihres Laufes erreichen. In ihr Stromgebiet gehören fünf große Seen: der Njassa-, der Tanganjika-, der Leopold-, der Bangweolo- und der Moërosee. Daran schließen sich nördlich die Seen, die das Quellgebiet des Nils bilden, vor allem der ungeheure Viktoriasee, der größte See Afrikas; westlich davon der Albert-Eduard- und der Albertsee und nördlich vom Viktoriasee der Rudolfsee.

„Der Nil ist einer der bedeutendsten Ströme nicht nur Afrikas sondern der Erde; an Länge wird er nur vom Mississippi übertroffen. Er ist in vielen

Beziehungen eigentümlich, wenn nicht einzig. Er mündet nicht wie die großen Flüsse Asiens und Amerikas in den Ozean, sondern in ein Binnenmeer; keine flachen Tiefländer dehnen sich an seinem Mittel- und Unterlauf. Bis zu seinem Delta verfolgt ihn von beiden Seiten gierige Wüste und läßt den Strom durch wohltätige Überschwemmungen ein immer nur kleines Gebiet in schlammiges Fruchtland verwandeln. Nirgends sonst auf der Erde kehrt die Erscheinung wieder, daß ein Strom auf seinem Unterlaufe, auf einer Strecke von 2400 Kilometer, gar keinen Nebenfluß hat. Dann ist aber auch der Nil mehr als irgend ein Strom auf der Erde für seine Umwohner das ein und alles. Er ist die einzige Bedingung der Fruchtbarkeit für die fast regenlosen Uferländer und sein angenehmes Wasser für viele Gegenden der einzige Trank." (Daniel.)

Im Norden des mittelafrikanischen Hochlandes bildet die Senke, in der der Tsadsee liegt, die Grenze gegen Nordafrika, dessen Raum hauptsächlich durch das Wüstenhochland der Sahara ausgefüllt wird. Im östlichen Teil durchbricht der Nil das Wüstenhochland; aus dem Hochland von Abessinien nimmt er den Blauen Nil und den Atbara auf.

Der vierte große Strom Afrikas, der Niger, hat sein Quellgebiet nicht wie der Nil, der Sambesi und der Kongo im Innern Afrikas. Ganz dem Nordwesten des Weltteils angehörend entspringt er im Hochsudan nahe der Westküste, fließt zuerst nach Nordosten, wendet sich dann nach Süden und mündet in den Golf von Guinea. In seinem Unterlauf strömt ihm von Osten her als bedeutendster Nebenfluß der Benue zu. Noch ein bedeutender Strom, der Senegal, entspringt im Quellgebiet des Niger. Er strömt in nordwestlicher Richtung und mündet nördlich vom Grünen Vorgebirge in den Atlantischen Ozean.

Nordafrika besitzt außer dem Nil keinen großen Strom, denn nur der Nil mit seiner gewaltigen Wassermasse vermag es, den Wüstensand zu durchdringen und das Meer zu erreichen; alle andern Gewässer verlieren sich wieder im Sande der Sahara.

„Im Süden der nordafrikanischen Hochländer zieht sich fast durch die ganze Breite des Erdteils die Sahara, die größte Wüste der Erde, 4500 Kilometer lang und 750 bis 1500 Kilometer breit, ein Sandgürtel, mit dem man Deutschland zehnmal bedecken könnte. Die schreckliche Vorhut der Wüste, die Heersäule des Flugsandes, schreitet immer weiter vorwärts, verzehrt die vom Atlas kommenden Bäche, erreicht an einzelnen Stellen den Niger und Senegal und bedeckt oder verkleinert die Kulturstellen. Die Sahara ist ein Sandozean, der seine mit Salz reichlich durchsetzten Sandwellen und Sandströme, seine Klippen und seine Inseln oder Oasen hat. Oft sieht der Wanderer nichts um sich und über sich, als Himmel und Sand, und bedarf gleich dem Seefahrer des Kompasses. Die Sahara zeigt einen Wechsel von Tiefland und Hochland und hat Gebirge bis zu 2000 Meter Höhe; das sind die Inseln des einstigen afrikanischen Mittelmeers.

Die westliche Hälfte der Wüste, die Sahel, d. h. Ebene, ist das eigentliche Flugsandmeer, eine Wirkung des Passatwindes, der in seinem Zuge von Ost nach West die östlichen Teile der Wüste auf große Strecken reinfegt und dafür den Flugsand in den westlichen Wüstenteilen aufhäuft. Hier findet man die höchsten Dünen der Erde, die bei Kap Bojador eine Höhe von 120 Meter erreichen. Ja ins Meer hinein verbreitet der Sturm den Sand: ausgedehnte Sandbänke machen diese Küste sehr gefährlich. Der Flugsand erfüllt auch als feiner, weißer Staubnebel die Luft und blendet die Schiffer. Das Innere der Sahel hat viel weniger Brunnen und Oasen als die östliche Hälfte.

Diese, die eigentliche Sahara oder Libysche Wüste reicht bis an das Westufer des Nils und findet jenseits desselben ihren Abschluß in der Nubischen Wüste. Sie hat an ihrer Oberfläche bald weiße, scharfkantige Kiesel, bald festen Kalk- und Tonboden, bald mit Eisen geschwängerten

schwarzen Sandstein. Wo die Felsen fehlen, tritt Salz hervor, und man trifft Salzflächen, die wie Schneefelder aussehen. Häufig ist der Boden von tiefen Rissen durchzogen, in denen bei Gewitterregen ein Fluß dahinrauscht. Bald aber hat ihn der Sand wieder eingeschlürft. Der Flugsand ist im Osten geringer als im Westen. Wirkliche, ausgiebige Regen fallen in der Wüste oft Jahre hindurch nicht. Aber einzelne Gewitterregen und der reichliche Nachttau speisen unterirdische Wasseradern, die an den Rändern der Bodensenken als Quellen zutage treten und den tonigen Boden aufs höchste befruchten. Artesische Brunnen kommen der Natur zu Hilfe. So entsteht eine Oase (von dem altägyptischen Wort Uah, d. h. Wohn- oder Rastort), die Speisekammer für die hungernden Wüstenstämme (Abb. 5). Die berühmteste Oase ist Siwah, in der Libyschen Wüste, einst der Sitz des Orakels des Jupiter-Ammon. Von West nach Ost, von Tafilet bis zum Nil zieht sich eine lange Kette von Oasen, zugleich eine Palmenregion, von wo sich Reihen von Kulturstätten nach Süden



Abb. 5. Oase Negrin in der Sahara.

ins Innere abzweigen. Nichts gibt einen Begriff von der Frische, der ruhigen Schönheit der Oasen. Nicht ein Zoll bewässerungsfähigen Bodens geht verloren; das Dorf liegt immer an der unfruchtbarsten Stelle am Rande der Wüste.

Die Wüste durcheilt der Mensch mit dem Schiff der Wüste, dem Kamel, von Handelsgeist oder religiösem Bedürfnis, das nach Mekka zieht, oder von beidem getrieben. Zu einer Handelskarawane tut sich eine Gesellschaft von 200—1000 Kaufleuten zusammen. Die Karawanenstraßen sind von der Natur selbst durch die Oasenflur und durch Brunnen vorgezeichnet und daher seit den ältesten Zeiten immer dieselben. Die bedeutendsten gehen von Fes, Marokko, Tripolis nach Timbuktu, von Tripolis nach Ghadames und Bornu, von Fes nach Kairo u. s. w. Von Fes nach Timbuktu braucht die Karawane 129 Tage, darunter 59 Rasttage. Eigentliche Wege gibt es nicht, nur schmale Sandpfade, wo ein Mensch oder Tier hinter dem andern geht. Auf glühende Tage, während deren man auf dem brennenden Boden nicht ohne Schmerz gehen kann, folgen empfindlich kalte Nächte, die ein Lagerfeuer willkommen machen. Um den Lagerplatz herrscht jenes Todesschweigen der Wüste, das sonst nirgends auf der Erde getroffen wird. Zwischen den Oasen finden sich Stellen, wo es künstlich gegrabene, in Ermanglung von Steinen mit Kamelknochen ausgemauerte Brunnen gibt, aber auch wasserlose Striche von mehreren Tagereisen. Wehe, wenn auf solcher

Strecke der Karawane das mitgebrachte Wasser ausgeht! Trügerisch zaubert die eigentümliche Luftspiegelung der Wüste den Lechzenden große Wasserflächen vor, während nicht ein Tropfen da ist, sie vom Tode zu retten. Menschen- und Tiergebeine am Wege erinnern an den Ausgang solches Elends. Neben dem Wassermangel und dem Glutwind Samum, der über die Wüste fährt und Wasserschläuche ausdörrt, ist ein glühender Sandsturm, der Sandmassen wie wandelnde Berge vor sich hertreibt, das Entsetzlichste, was eine Karawane treffen kann.

Wir gebrauchen manchmal das Wort „eine Oase in der Wüste", ohne uns so sehr viel dabei zu denken; nur der Wanderer in der Wüste weiß, was das Wort zu bedeuten hat. Wie der vom Sturm umhergestoßene Schiffer in den rettenden Hafen, so eilt der Reisende der Sahara aus dem Sandozean in die Oase. Die Oasen sind die Hafenplätze für die Karawanen; ihre Bewohner sind alle an den Karawanenhandel gebunden; an ihn knüpft sich die ganze Geschichte ihres inneren und äußeren Lebens." (Nach Daniel und Seydlitz.)

Das Klima Afrikas ist auch außerhalb der Wendekreise heiß. Einen Winter im europäischen Sinn hat Afrika nicht. Der äußerste Norden und ein Teil des Kaplandes haben Winterregen, d. h. Regen zur Zeit des tiefsten Standes der Sonne. Sonst herrschen in dem größten Teile Afrikas die tropischen Regen, die dem Stande der Sonne folgen, d. h. zu der Zeit ihres höchsten Standes fallen. Dies hängt mit der Richtung der Passatwinde zusammen, in deren Gebiet fast ganz Afrika liegt. Man hat daher z. B. in Südafrika die eigentümliche Erscheinung, daß während der sommerlichen Regenzeit im Februar und März große Landstrecken unter Wasser stehen, während in den Wintermonaten, Juni bis August, sommerliche Hitze und große Dürre herrscht. Ganz regenlos sind die Wüstenländer, zu denen außer der Sahara, der Nubischen und der Arabischen Wüste auch ein dürrer, unfruchtbarer Küstenstrich südlich vom Oranjefluß gerechnet werden muß; dagegen hat die Kalahariwüste, ein südlich und nördlich vom Wendekreis des Steinbocks zwischen den östlichen und westlichen Gebirgen Südafrikas liegendes Hochland, ziemlich reichlich Regen und würde wohl richtiger als Steppe bezeichnet. Es gibt auch Landstriche, die zweimal im Jahr eine Regenzeit haben, und in der Nähe des Äquators kommen das ganze Jahr hindurch Regen vor. Die feuchten Niederungen an den Flüssen und Seen und an der Ost- und Westküste Mittelafrikas sind die Heimat jener bösartigen Malariafieber, die das Klima Afrikas in so schlechten Ruf gebracht haben. Dagegen sind trockene Gegenden, z. B. Deutsch-Südwestafrika, sehr gesund. Im Hochland und auf den Bergen herrscht ein starker Wechsel zwischen heißen Tagen und kühlen, ja oft empfindlich kalten Nächten. Die Neger, die in solchen Gegenden zu Hause sind, können solche kalte Nächte durchschlafen ohne andere Bedeckung als das Stückchen Baumwollzeug, aus dem ihre Bekleidung besteht, und stehen meist am andern Morgen gesund auf, während der Europäer oft sehr unter den kalten Nächten leidet. Drummond sagt:

„Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, daß das Klima heißer werden müsse, je näher man dem Äquator kommt. Wäre dies der Fall, so müßte Afrika, der am meisten tropische Weltteil, auch der heißeste sein, und die heiße Zone, in der ein so großer Teil Afrikas liegt, wäre für den Europäer fast unerträglich. In Afrika wird es aber im Gegenteil um so kühler, je mehr man sich dem Äquator nähert. Die Gründe dafür liegen in dem allmählichen Ansteigen des Landes gegen das Innere und in dem größeren Wassergehalt der Luft. Es ist darum im Innern viel kühler als an der Küste. Die Nächte sind im äquatorialen Afrika wirklich kalt, und man legt sich selten in seinem Zelt schlafen, ohne sich in ein paar warme Decken zu hüllen. In New York ist die Hitze oft größer als in Innerafrika. In Amerika vergeht selten ein Sommer, wo sie nicht

37—38° C. erreicht, während in dem heißesten Monat in Afrika mein Thermometer nie höher als auf 35—36 stieg. Ich habe in Afrika nie etwas wie die Sommerhitze in Malta erlebt, oder auch nur wie die eines schwülen Augusttages in Süddeutschland oder Italien. Andrerseits ist natürlich die unmittelbare Wirkung der Sonnenstrahlen in Afrika viel stärker, aber solange man im Schatten bleibt — und auch ein guter Schirm dietet genügenden Schutz — hat das Klima nichts, was Geist und Körper beunruhigt. Man empfindet die Hitze nur als drückend, wenn man vom Fieber geschwächt ist, oder wenn, ohne daß man es ahnt, ein Fieber im Anzug ist. Dann allerdings kann einen die Hitze fast wahnsinnig machen, und das arme Opfer hat nicht Worte genug, um seine Gefühle gegen das glänzende Gestirn auszusprechen, dessen täglicher Lauf über den leuchtenden, ungetrübten Himmel dem Kranken unaussprechliche Leiden verursacht."

Man darf übrigens bei dieser Schilderung nicht vergessen, daß Drummond von dem Hochland des Innern, nicht von den Küstenländern spricht, und daß in vielen Teilen Mittelafrikas das Klima für Europäer so schwer zu ertragen ist, nicht weil einzelne Tage besonders heiß sind, sondern weil der ewige Sommer niemals durch einen Winter unterbrochen wird.

Über das afrikanische Fieber sagt Drummond in seinem Buche „Das tropische Afrika": „Das Malariafieber ist die traurige Gewißheit, die jeder Afrikareisende ins Auge fassen muß. Monatelang mag er frei davon sein, aber es hält seinen Finger auf ihm, und wohl dem, der einen Freund bei sich hat, wenn es ihn wirklich packt. Wochen-, manchmal monatelang geht dem Fieber eine unerklärliche Reizbarkeit, Niedergeschlagenheit und Mattigkeit voran. Morgens, wenn der Marsch kaum begonnen hat, seufzt der Wanderer schon nach der Mittagsruhe. Er sagt sich, es sei nur Trägheit, erfrischt sich von Zeit zu Zeit durch einen Schluck aus der Wasserflasche und wankt noch ein paar Meilen weiter. Jetzt ertappt er sich darauf, daß er in den Wald schleicht unter dem Vorwand, nach Pflanzen oder Insekten zu suchen, aber sobald die Träger außer Sicht sind, wirft er sich in vollständiger Ermattung und Verzweiflung auf den Boden. Endlich schämt er sich, rafft sich auf und wankt der Spur der Träger nach; wenn er sich dem Mittagslager nähert, macht er noch, um seine Niederlage zu verdecken, eine gewaltsame Anstrengung, infolge deren er für den Rest des Tages fertig ist. „Hier ist ein guter Platz zum Pflanzensammeln," sagt er den Leuten, und heißt sie die Zelte für die Nacht aufschlagen. So geht's Tag für Tag weiter, bis der Krach kommt. Zuerst Kälte und Schmerzen, dann Hitze und Schmerzen, dann alle Arten von Schmerzen und alle Arten von Hitze, dann Delirium, dann der Kampf zwischen Leben und Tod. Wenn der Kranke überhaupt wieder aufsteht, so steht er auf als ein Schatten, und nur um langsam Kräfte für den nächsten Anfall zu sammeln, der — wie er wohl weiß — nicht ausbleibt. Niemand hat noch das afrikanische Fieber ergründet. Im allgemeinen herrscht es an der ganzen Ost- und Westküste innerhalb der Wendekreise, an allen Flußläufen, an den Küsten der Inlandseen und in allen tiefliegenden und sumpfigen Gegenden. Das Hochland ist verhältnismäßig frei davon, aber um es zu erreichen, muß man Fiebergegenden durchwandern. Da wird der Körper vom Fieber durchseucht, und es entwickelt sich oft erst lange nachdem der Reisende die Fiebergegend verlassen hat. Was man bis jetzt sicher über das Fieber weiß, ist nur folgendes: Erstens: es steht in irgend einer Weise mit dem Vertrocknen des Wassers und dem Verwesen der Pflanzen in Verbindung. Zweitens: die Eingeborenen leiden auch daran und zwar besonders, wenn sie von einer Gegend in die andere oder von einer Höhenlage in die andere kommen. Als wir über das Tanganjika-Hochland marschierten, bekamen vier oder fünf von meinen eingeborenen Trägern das Fieber, ehe sich bei mir eine Spur davon zeigte. Drittens: Chinin ist das große und beinahe einzige Heilmittel, und viertens: kein Europäer bleibt von dem Fieber verschont. Die entsetzliche Sterblichkeit der Europäer ist eine Tatsache, mit der alle, die in Afrika leben wollen, ernstlich rechnen müssen. Nur die, die an Ort und Stelle gewesen sind oder aufmerksam die innere Geschichte der Erforschung und Missionierung Afrikas verfolgt haben, können den Ernst der Lage würdigen. Die Malaria verschont niemand; die Starken fallen ebenso wie die Schwachen; keine Vorsichtsmaßregeln können dagegen schützen; keine Sorgfalt kann mehr leisten, als die Anfälle etwas seltener machen; niemals kann man voraus wissen, welche Gegenden verseucht und welche gesund sind."

Seit dies geschrieben wurde, hat Koch die Entdeckung gemacht, daß die Moskitos die Träger und Verbreiter der Fieberkeime sind; andere Forscher haben in den Sumpfländern der italienischen Campagna Kochs Versuche fortgesetzt und bestätigt. Dies wird nun hoffentlich die Folge haben,

daß die weißen Bewohner Afrikas sich so viel als irgend möglich vor den Moskitos zu schützen suchen. Vielleicht gelingt es auch an manchen Orten, durch Austrocknen stehender Gewässer, durch Eingießen von Erdöl in Tümpel und Pfützen, wodurch die Moskitolarven getötet werden, die Plage zu vermindern. Doch bleibt die Tatsache bestehen, daß die giftigen Dünste dem Boden entströmen, und zwar besonders dem frisch aufgebrochenen. Die Buren Südafrikas haben deshalb ihre Wohnungen nie unmittelbar an den Gärten und Feldern, sondern lassen wenigstens eine Straßenbreite dazwischen. In Kimberley litten die Leute schrecklich am Fieber, solange neue Gärten bei den Häusern angelegt wurden; später wurde das Fieber seltener und weniger gefährlich, obgleich erst jetzt die Moskitos in Menge auftraten. Ähnliche Erfahrungen machte man in Johannesburg. — Feld- und Gartenarbeit ist darum immer gefährlich, besonders wenn das Land zum erstenmal urbar gemacht wird.

2. Pflanzen- und Tierleben.

Mit dem Grade der Bewässerung hängt der Pflanzenwuchs zusammen. In Nordafrika unterscheidet er sich nicht wesentlich von dem Südeuropas. Am Südabhang des Atlas und in den Oasen der großen Wüste gedeiht die Dattelpalme, die der Bevölkerung das Hauptnahrungsmittel liefert. Sie bedarf nicht des Regens, wohl aber des Grundwassers. Abbildung 6 zeigt ein merkwürdiges Exemplar dieser Palmenart; der Stamm nämlich ist ganz von einem wilden Feigenbaum umklammert. In der Wüste kommen nur blattlose Sträucher, Fettpflanzen, stechende Gräser, Dornbäume und dergleichen fort.

Südwärts bis zum 20. Grad südlicher Breite findet sich der äquatoriale Pflanzengürtel Afrikas, der zwar durch reichliche Niederschläge versorgt wird, aber nicht jene üppige Entfaltung des Pflanzenlebens zeigt wie in Brasilien und Indien. Savannenbildung mit Hochgräsern, die selbst dem Kamelreiter über den Kopf reichen, und heißfeuchten Grastunnels herrscht vor, besonders im ostafrikanischen Hochlande, dessen hoher Ostrand die Monsunregen[1]) nicht genug eindringen läßt. Die meisten Wälder haben periodischen Laubfall; immergrüne Wälder sind seltener; den reichsten Pflanzenwuchs hat das Innere sowie einige Teile der Westküste mit den düstern Tropenwaldungen, namentlich an den nördlichen Kongonebenflüssen. Das sind die Urwälder, wie sie Stanley bei seiner Reise den Kongo und Aruwimi hinauf durchwandert hat (Abb. 7). Hier findet man die Ölpalme und die Gummi-Akazie; hier ist die Urheimat des Kaffeebaumes; hier wächst der riesige Baobab oder Affenbrotbaum, dessen Stamm, mehr dick als hoch, einen Umfang von 50 Metern und mehr erreicht; Jahrtausende wird er alt, und doch ist sein Holz schwammig und weich wie das verwitterter Weiden. In den Sümpfen und Lagunen der Küstenstriche wachsen Mangrovebäume mit hohen Luftwurzeln, an den Flußufern dichte Galeriewälder, übersät mit den Blüten vieler Schlingpflanzen, auf den Hochländern am häufigsten der lichte, besonnte Savannenwald.

Ungewöhnlich reich an Pflanzenarten ist die Südspitze Afrikas auf ihren unteren Stufen, dem sogenannten Buschlande; besonders zahlreich sind dort die zierlichen, bunten Heidesträucher, sowie an den dürren Stellen des Landes bis in

[1]) Monsune heißen die im Norden des Indischen Ozeans regelmäßig herrschenden Winde, die der Ostseite Afrikas von Sansibar bis Abessinien Regen zuführen.

das Steppengebiet der Kalahari hinein Zwiebelgewächse und Pflanzen mit dürren, fleischigen Blättern, darunter kaktusähnlich gewachsene, gegen 15 Meter hohe Wolfsmilcharten; in den trockenen Hochebenen, den sogenannten Karrûs, herrschen dornige Akazien vor. In der Wüste an der atlantischen Küste wächst die



Abb. 6. Dattelpalme, von einem wilden Feigenbaum umklammert.

merkwürdige Welwitschia mirabilis, deren Holzstamm, 3—4 Meter im Umfang, in die Erde versenkt ist und nur wenige Zentimeter hoch als eine flache runde Tafel hervorragt. Die Pflanze trägt nur zwei etwa 2 Meter lange, sehr ausdauernde Blätter.

Auch die Tierwelt Afrikas tritt im allgemeinen erst südlich der Sahara in ihrer vollen Eigentümlichkeit auf, während am Nordrande noch große Verwandtschaft

mit den südeuropäischen Formen vorherrscht. Der Schakal findet sich noch jetzt im Peloponnes; das wilde Schaf von Korsika und Sardinien ist im Atlas durch eine besondere Art vertreten; das Ichneumon haust in den Rohrwäldern der südlichen Ströme Spaniens; auf dem Felsen von Gibraltar lebt noch (allerdings geschützt) der Affe der Berberei u. s. w.

Der ärmlichen Pflanzenwelt der Sahara entspricht das dortige Tierleben. Der fast durch ganz Afrika verbreitete, im Süden wie in Algerien mit großem Nutzen gezüchtete Strauß, Gazellen und wenige Antilopenarten sind neben dem einhöckerigen Kamel die Haupterscheinungen. Die großen Raubtiere, z. B. der Löwe, halten sich bloß am Rande der Wüste auf, weil sie nur in der Nähe von größeren Massen pflanzenfressender Säugetiere ausreichende Nahrung finden. In den Steppen nördlich vom Äquator findet man Riesenspinnen, Salamander und mancherlei Schuppentiere; auf kahlen Felsrücken haust der Pavian in ganzen Scharen und dazu sein Würger, der Leopard.

Sehr reich ist die Tierwelt des feuchten Mittelafrika. Hier haust der Elefant, das häßliche Nashorn, das plumpe Flußpferd, der Büffel, das Zebra. Es war bisher nicht gelungen, den afrikanischen Elefanten zu zähmen, und da er des Elfenbeins wegen rücksichtslos gejagt wurde, schien seine Ausrottung nur eine Frage der Zeit. Da wilde Elefanten sehr viel Schaden in den Pflanzungen tun und da der Elfenbeintransport aufs engste mit dem Sklavenhandel verknüpft ist — Sklavenkarawanen wurden gebraucht, um das Elfenbein an die Küste zu tragen —, wäre das Verschwinden des Elefanten unter solchen Umständen auch nicht zu beklagen. Neuerdings aber macht man wieder Versuche — nicht ganz hoffnungslose, wie es scheint — mit der Zähmung junger Elefanten, und da es in vielen Teilen Afrikas so sehr an Last- und Arbeitstieren fehlt, wäre es von großem Nutzen, wenn man den Elefanten dazu heranziehen könnte. Man wird wohl auch seiner Ausrottung durch Schongesetze zuvorkommen.

Über das Zebra sagt Drummond: „Ich kenne unter den größeren Tieren kein schöneres als das Zebra. Von der Nähe betrachtet ist sein Fell fast so schön wie das des Tigers, während die Gestalt und die Bewegungen seines Körpers in jeder Beziehung edler sind. Sein Gang läßt sich allerdings in Beziehung auf Anmut nicht mit dem vieler Antilopen vergleichen, die neben dem Zebra das Gras abweiden, und man kann nicht ganz vergessen, daß es vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ein Esel ist, aber im ganzen genommen sollte dieses schnelle und schöne Tier höher geschätzt werden, als bis jetzt geschehen ist."

Sehr reich ist Mittel- und auch Südafrika an Antilopen. Es gibt eine Menge Arten, von der Ziegen- bis zur Pferdegröße. Unter ihnen finden sich seltsame Zwittergeschöpfe, z. B. die Kuhantilope (von den Holländern Hartebeest genannt), deren Name auf Kuhähnlichkeit hinweist.

Besonders merkwürdig ist das Gnu oder Wildebeest (Abb. 8), von dem Brehm sagt: „Das Gnu ist der sonderbarste aller Wiederkäuer, ein Mittelding zwischen Antilope, Rind und Pferd, ein wahres Zerrbild der edlen und zierlichen Gestalten anderer Wiederkäuer; man kommt lange nicht daraus, was für ein Geschöpf man vor sich hat. Das Tier erscheint als Pferd mit gespaltenen Hufen und einem Stierkopf, dicken,



Abb. 7. Im Palmenwald.

gebogenen Hörnern, Roßschweif, aufrecht stehender Mähne, eigentümlichem Haarwuchs auf der Stirn und Brust. Die Farbe ist graubraun. Das Gnu erreicht die Größe eines einjährigen Pferdes. Es ist unbändig und wild, sowohl in der Freiheit als in der Gefangenschaft."



Abb. 8. Gestreiftes Gnu.

Mit einem ganz neuen, großen Säugetier hat uns erst das Jahr 1901 bekannt gemacht. Schon Stanley hatte Stücke von Fellen gesehen, die auf ein unbekanntes pferd- oder zebraartiges Tier schließen ließen. Nun zeigt es sich aber, daß man es mit einem Wiederkäuer zu tun hat. Das Tier ist einigermaßen verwandt mit der Giraffe und gehört wahrscheinlich zu der sonst ausgestorbenen Gattung des Helladotherium. Das Okapi, wie die Eingeborenen das merkwürdige Geschöpf nennen, lebt in den unzugänglichen Urwäldern des Kongostaates am Ituri und Semliki sowie im Ugandagebiet. Noch kein Europäer hat es lebend gesehen. Der englische Kommissar für Uganda, Sir Harry Johnston, hatte zuerst einige Fellstücke, die er von Eingeborenen erhielt, nach England gesandt und sich von den Zwergen des Kongo-Urwaldes Einzelheiten über das Tier er-

zählen lassen. Endlich gelang es ihm mit Hilfe der belgischen Beamten im Fort Mbeni am Kongo, ein vollständiges Fell und zwei Schädel zu bekommen, die er an das Britische Museum geschickt hat. Das Tier hat die Größe eines Ochsen und ist vorn etwas höher als hinten. Der Hals ist etwa so lang wie der eines Pferdes; der große Kopf mit seiner langen, spitz auslaufenden Schnauze erinnert ein wenig an den eines Tapirs; Hörner hat das Tier nicht, aber lange Eselsohren. Besonders merkwürdig ist seine Färbung. Die vordere Hälfte des Körpers ist dunkelbraun, die hintere Hälfte ebenso wie die Beine schwarz und weiß gestreift. Die Stirn zeigt ein lebhaftes Rot, die Schnauze ist schwarz, die Backen sind gelblichweiß, die Ohren rotbraun. Die Eingeborenen sagen, das Weibchen sei dem Männchen in der Farbe ganz gleich, aber etwas kleiner und schlanker. Das Okapi durchstreicht paarweise die Wälder und gilt für ein harmloses Geschöpf. Die Eingeborenen töten es um seines wohlschmeckenden Fleisches willen. Man wird jetzt Gesetze zur Schonung des seltenen Tiers geben müssen, da sonst Gefahr ist, daß es ausgerottet wird. Vielleicht kann man auch Versuche machen, es zu zähmen.


Abb. 9. Toter Schimpanse vom Kongo.

Affen sind in Afrika sehr zahlreich. In Guinea und in den Wäldern am Äquator findet man den Gorilla und den Schimpanse (Abb. 9). Zahlreiche große Raubtiere, darunter Löwen und Hyänen, unzählige Stelzenvögel an den Ufern der Seen, Lagunen und Flüsse, Krokodile und andere gefährliche Reptilien, eigentümliche Fische, hügelbauende Termiten vervollständigen das Tierleben dieses Gebiets. Eine Landplage bildet die den Rindern verderbliche Tsetsefliege (Abb. 10), die aber nach Beobachtungen, die D. Merensky gemacht hat, überall da verschwindet, wo das Wild ausgerottet wird. Sie ist dem Wild nicht gefährlich; vielleicht entwickeln sich ihre Larven an oder in dem Körper der wilden Tiere. Sie ist kaum größer als eine Stubenfliege. Auch unsere Zugvögel gehören in das Bild des afrikanischen Tierlebens. Die Nachtigall kommt bis zum fünften Grad nördlicher Breite vor, die Schwalben ziehen noch weiter südlich, während der Storch sich etwas nördlicher hält.

Zu den merkwürdigsten Gliedern der afrikanischen Tierwelt gehören die Insekten, die mit irgend einem Gegenstand des Pflanzenreichs eine so vollkommene Ähnlichkeit haben, daß sie, solange sie sich nicht bewegen, gar nicht als Tiere zu erkennen sind. Da ist eine große, flügellose Heuschrecke, die ganz wie ein spannenlanges Stückchen Reisig aussieht und die, durch ihre Gestalt geschützt, ungefährdet umherkriechen und Nahrung suchen kann. Da ist das Moosinsekt, dessen Leib und Beine wie Moos gefranst sind; das Blattinsekt, dessen Flügeldecken genau wie ein frisches oder welkes Blatt aussehen. Drummond erzählt uns, wie er zum erstenmal die Bekanntschaft eines derartigen Insekts machte.

„Ich war einmal zwischen hohem, dürrem Gras stehen geblieben, um einige Angaben meines Barometers abzulesen, als einer meiner Leute plötzlich ‚Tschirombo‘ rief. Das Wort bedeutet ein nicht eßbares Tier, und ich wandte mich um, um es zu suchen. Der Eingeborene deutete auf mich. Ich sah nichts, aber er näherte sich, deutete auf ein Flöckchen Heu, das auf meinen Rock gefallen war, und wiederholte ‚Tschirombo‘. Ich glaubte, in dem Heu müsse ein Insekt sitzen, nahm es zwischen die Finger, sah es an und sagte dem Neger, es sei kein Tierchen da. Er lächelte, deutete noch einmal auf das Heu und sagte: ‚Es lebt‘. — Das Heu war selbst das Insekt. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß das Flöckchen Heu ebensowenig einem Insekt ähnlich sah, als mein Metallbarometer. Ich hatte mir vorgenommen, mich durch diese Schauspielerkünste der Insekten nicht anführen zu lassen, und hatte geargwöhnt, daß darauf bezügliche Schilderungen von Reisenden etwas stark gefärbt seien, aber ich war vollständig besiegt von dem ersten Tier dieser Art, das mir vorkam. Es gehörte zu der Familie der Gespensterheuschrecken (Phasmidae). Denke dir einen zwei Zoll langen, gelben, dürren Grasstengel und sechs andre solche Stückchen, nicht ganz so lang und ungefähr ein Viertel der Dicke, biege sie in der Mitte in einem beliebigen Winkel und stecke sie paarweise einander gegenüber, ebenfalls in beliebigem Winkel, in das erste Grashälmchen und du hast mein Tschirombo. Wenn du es fängst, sind seine Glieder in allen Richtungen gedreht, als ob das Ganze aus einem sehr zarten, an einem Dutzend Stellen gebogenen und dann sanft zu einem wirren Häufchen zusammengedrückten Grashalm bestünde. Hat das Tierchen einmal eine Stellung eingenommen, so verändert es seine vielen Biegungen nicht im geringsten. Du kannst es um und um drehen — es ist und bleibt dürres Gras; durch nichts läßt es sich dazu bringen, auch nur durch die leiseste freiwillige Bewegung seine Zugehörigkeit zum Tierreiche kundzutun. Alle Glieder dieser Familie haben die Fähigkeit, sich tot zu stellen; das Merkwürdige ist nur, daß ein so mageres, saftloses Geschöpf sich anmaßen kann zu leben. Diese Heuschrecken sind so dünn, daß, wenn man sie töten will, der stärkste Druck zwischen Zeigefinger und Daumen ebensowenig Eindruck auf sie macht als auf ein Stückchen Stahldraht. Man muß sie an einen harten Gegenstand drücken, ehe das bißchen Leben, das sie haben, der Wissenschaft geopfert ist.



Abb. 10. Tsetsefliege (vergrößert).

„Die Grashalminsekten leben ausschließlich zwischen dem langen Gras, das oft eine Höhe von acht bis zehn Fuß erreicht. Während drei viertel Jahren ist es von der Sonne gelb gebrannt, und die Insekten haben ganz dieselbe Farbe. Manchmal sind einzelne Halme etwas rot oder braun, oder das Verfaulen ist durch dunkle Punkte angedeutet. Dies wird alles genau durch die Insekten nachgeahmt. Sie strecken ihre Fühlhörner zu beiden Seiten hinaus, und es sieht aus, als wären es Grashälmchen. Wenn eins dieser Insekten auf einen neuen Grashalm springt, so ist es im nächsten Augenblick so gut wie unsichtbar. Es bleibt da ganz starr, ein Teil des Grases selbst, die langen Beine gebogen und verzweigt wie dürres Gras, an Farbe und Feinheit ganz gleich. Und das Merkwürdigste ist, daß, wenn nach der Regenzeit neue grüne Gräser aufwachsen, jene welken Insekten verschwunden scheinen. An ihrer Stelle sieht man solche, die die grüne Farbe des frischen Grases haben. Ob es neue Insekten sind oder ob die alten im Frühlingskleid, weiß ich nicht, aber vermutlich ist's ein ganz neues Volk, und das alte hat seine Lebenszeit mit dem Ende des Sommers abgeschlossen.“

Zu den für den Europäer lästigsten Tieren in Afrika gehören die verschiedenen Arten von **Ameisen**. Drummond sagt von ihnen:

„Das Austreiben der Ameisen aus den Büchsen und Vorräten war immer ein besonderes Geschäft. Einige Ameisen sind so geschickt, daß sie überall durchbrechen, und einige so klein, daß sie in alles hineinkriechen. Es gibt solche, die das Eingemachte lieben, solche, die das Mehl fressen, und solche, die gesammelte Naturalien verzehren. Umgeben von solchen Räubern hat man es schwer, überhaupt zu leben, und noch schwerer, die Wissenschaft zu pflegen. Das einzige, was den

Ameisen bis jetzt über war, sind meine Mineralien, aber ich sehe sie auch jeden Morgen durch, aus Angst, irgend ein naseweises Geschöpf könnte sich an meinen Granitstücken gütlich tun.

„Besonders gefräßig sind die roten Ameisen, die auch Lebendes nicht verschonen. Einem Raubvogel, der in einem Missionshause gehalten wurde, wurden von diesen scharenweise einrückenden Tieren die Füße abgefressen. Am merkwürdigsten ist die weiße Ameise. Sie ist ein kleines Insekt mit gelblichweißem Körper und einem etwas dunkleren Bruststück. Sie lebt vorzugsweise von Holz, und sobald ein Baum gefällt oder ein Block abgesägt ist, findet sie ihn auf. Man bekommt sie vielleicht gar nicht zu sehen, denn sie lebt unter der Erde, aber ihre Zerstörungen zeigen sich überall. Du hast dir vielleicht ein Haus gebaut und bildest dir ein, du habest einen Bauplatz gefunden — den einzigen in der Gegend, wo es keine weißen Ameisen gibt. Aber eines Tages wankt der Türpfosten, und Sparren und Balken stürzen ein. Das Innere des Holzes ist ganz ausgefressen; die stärksten Balken sind nur noch hohle Zylinder. Tische, Stühle, Kommoden — alles wird verzehrt, und eine starke Kiste kann in einer Nacht zerfressen werden. In manchen Gegenden Afrikas könnte ein Mann, der sich abends mit einem hölzernen Bein schlafen legt, morgens sein Glied in Sägmehl verwandelt finden. In Ermangelung von Holz fressen die Ameisen auch Bücher, Leder, Tuch — nichts widersteht ihnen. Um ihre Arbeit ungefährdet vollbringen zu können, bauen die weißen Ameisen Röhren, Galerien und Kammern von Erde, in denen sie ihr Zerstörungswerk vollbringen. In manchen Gegenden sind Millionen von Bäumen mit diesen Bauwerken bedeckt. Ihr Baumaterial befördern die Ameisen durch eine Hauptröhre, mit der alle andern in Verbindung stehen und deren unteres Ende sich an eine Reihe von unterirdischen Gängen, die tief in die Erde hineinführen, anschließt. Es ist merkwürdig, den kleinen Baumeistern zuzusehen. Zuerst erscheint ein kleines Köpfchen in einem winzigen Löchlein am Fuß eines Baumes und legt ein Körnchen Erde hin. Dann verschwindet das Tierchen und kommt bald wieder mit einem zweiten Körnchen. Zuerst wird ein Halbkreis von Körnchen gelegt und dann wird darauf weitergebaut; jede Arbeiterin verschwindet, wenn sie ein Stückchen Erde hingelegt hat, um ein neues zu holen. Damit der Bau festhält, wird jedes Körnchen Erde mit einem zähen, klebrigen Schleim umgeben, den die Ameisen aussondern. Sieht man sich die wachsende Mauer an, so bemerkt man ein paar etwas größere, stärkere und besonders mit stärkeren Beißwerkzeugen versehene Ameisen, die geschäftig hin und her laufen und aufpassen, ob niemand sich dem verbotenen Eingang nähert. Manchmal erscheint eine andre, wirkliche Ameise — allein oder auch mehrere — ein raubgieriges, blutdürstiges Tier, dem die wehrlosen und blinden Arbeiterinnen alsbald zur Beute fallen würden, wenn nicht die Schildwache die Gefahr sähe, die Räuber packte und wegschleuderte. So bedecken die weißen Ameisen die Bäume mit Gängen, bis sie — durch Zufall oder Instinkt — einen dürren Ast oder Zweig finden, der ihnen zur Nahrung dienen kann."

Die Gefräßigkeit dieser Tierchen ist aber nicht ohne einen guten Zweck im Haushalt der Natur. Man wundert sich beim Reisen in Afrika, wie rein der Waldboden aussieht, als ob er täglich gefegt und gekehrt würde. Und es ist auch so. Wegereiniger aller Art entfernen alle tierischen Überreste von dem toten Elefanten bis zum Flügel einer Schnake — sie verzehren, verschleppen, begraben diese Dinge. Die Termiten tun dasselbe mit allen Pflanzenüberresten, sobald sie vertrocknet oder verfault im Wege liegen. Man findet dann nur die Röhre von Erde, die diese Ameisen um jedes Stöckchen oder Hälmchen machen, das ihnen zur Nahrung dient und das sie vollständig ausnagen. Unter der Erde bauen sie ganze Labyrinthe von Gängen und Galerieen, in denen die nachwachsenden Geschlechter aufgezogen werden. Die Erde, die sie ausgraben, wird auf die Oberfläche geschafft und bildet die ungeheuren kegelförmigen Ameisenhügel, die so charakteristisch für die Landschaft Innerafrikas sind. Man sieht sie meilenweit, und in unbewaldeten Gegenden dienen sie dem Jäger als Versteck. Sie stehen bald vereinzelt, bald in Gruppen, und erreichen einen Durchmesser von 30—40 und eine Höhe bis zu 15 Fuß. Die Erde, die sie

enthalten, wird zum Ziegelbrennen benützt. Die Backsteingebäude der schottischen Mission am Njassa-See sind aus der Erde eines einzigen Ameisennestes erbaut worden. (Abbildung 11 zeigt einen riesigen Termitenhügel aus der ostafrikanischen



Abb. 11. Termitenhügel in der ostafrikanischen Steppe.

Steppe.) In der geräumigsten der unterirdischen Kammern liegt unbeweglich die Ameisenkönigin. Sie hat einen Kopf wie die andern Termiten, aber ihr Leib ist ein häßlicher, 2—3 Zoll langer, weißer, wurstartiger Wulst. Ihr einziges Geschäft besteht im Eierlegen, und das tut sie auch redlich, denn sie legt oft ein paar tausend am Tag. Arbeitsameisen nehmen die Eier und tragen sie in die Brutkammern.

Andere Arbeiterinnen sind fortwährend beschäftigt, der Königin Nahrung in den Mund zu stopfen. In der Kammer der Königin wohnt auch der König. Er hat ungefähr die Größe der Kriegerameisen, ist aber anders gestaltet und hat ebenso wie die Königin Augen, während die Arbeiterinnen blind sind.

Übrigens haben auch die Termiten und wohl alle Ameisen ihre Feinde und Vertilger. Der gefährlichste unter diesen ist das sogenannte Erdferkel, ein zur Klasse der Zahnlücker gehöriges, dickes, großes Tier mit langer Schnauze, langem Schwanz, mächtigen Krallen und richtigen Schweinsohren, denen es auch seinen Namen verdankt. Es findet sich fast überall vom Kap bis zum Senegal. Die Spuren seiner Tätigkeit sieht man an den Termitenhügeln, die es seitlich angräbt, um mit seiner klebrigen Zunge die Termiten herauszufischen. Der auf dem Trek oder auf dem Kriegspfade befindliche Bur braucht nur noch oben ein Loch in den Termitenhügel zu schlagen und der Kochherd ist fertig; in die obere Öffnung wird der Kessel gesetzt und von der Seitenöffnung aus legt man das Feuer an.

Zu den unangenehmen Insekten gehört auch der Sandfloh. Dieses kaum sichtbare Tierchen ist erst im Jahr 1872 mit dem Ballast eines Schiffes aus seiner Heimat Brasilien nach Afrika gekommen. Es ist jetzt schon über einen großen Teil West- und Innerafrikas verbreitet, ja vor einigen Jahren — zum Schrecken von Schwarz und Weiß — auch in Ostafrika angelangt. Das Weibchen gräbt sich unter der Haut des Fußes ein, am liebsten an den Zehennägeln, auch an den Fingernägeln. Die Haut entzündet sich, weil das Weibchen seine Eier dort niederlegt. Schon nach einigen Tagen kann man einen erbsengroßen Eiersack finden. Sind die Eier reif, so platzt der Sack, und die kleinen weißen Eierchen fallen auf den Boden, um einen neuen Kreislauf zu beginnen. An der Stelle, wo sich das Tierchen eingegraben hat, entsteht eine Entzündung und unerträgliches Jucken. Man muß den Floh mit einer Nadel oder sonst einem spitzen Instrument entfernen, und zwar so, daß man den Kopf mitbekommt (sonst dauert die Entzündung fort), und dann die Stelle desinfizieren. Eingeborene, die nicht vorsichtig sind und die Sandflöhe oft dem Hundert nach in ihren Füßen herbergen lassen, verlieren zuweilen infolge davon einige Zehen; manchmal wird die Sache sogar lebensgefährlich. Schuhe und Strümpfe sind kein Schutz gegen den Sandfloh. Am Kongo reiben sorgfältige Mütter ihren Kindern die Füße zweimal täglich mit Palmöl ein. Wenn dies anhaltend fortgesetzt wird, schützt es den Fuß vor dem Eindringen des Flohs.

Zur Ergänzung dessen, was wir hier über die Tierwelt Afrikas gesagt haben, mögen einige Beobachtungen und Erlebnisse dienen, die uns Livingstone berichtet. Aus der Zeit seiner ersten großen Reise, auf der er den Ngami-See entdeckte, stammen folgende Mitteilungen:

Die Bakatla des Dorfes Mabotsa wurden sehr von Löwen beunruhigt, die bei Nacht in die Viehhürden einbrachen und die Kühe zerrissen, ja sogar am hellen Tage die Herden angriffen. Dies war jedoch eine so ungewöhnliche Begebenheit, daß die Leute sich behext wähnten; sie glaubten, ein benachbarter Stamm habe sie in die Gewalt der Löwen übergeben. Einmal zogen sie aus, um die Tiere anzugreifen; da sie aber im Vergleich zu den Betschuanen im allgemeinen bei derartigen Anlässen ein ziemlich feiger Menschenschlag sind, so kehrten sie wieder nach Hause zurück, ohne einen einzigen Löwen erlegt zu haben.

Nun ist es wohl bekannt, daß, wenn aus einem Rudel Löwen auch nur ein einziger getötet wird, die übrigen sich den Wink zunutze machen und die Gegend meiden. Das nächste Mal nun, als die Herden wieder angegriffen wurden, zog ich, erzählt Livingstone, mit den Leuten aus, um ihnen Mut einzuflößen, damit sie sich durch Erlegung eines dieser Räuber die übrigen vom Halse schaffen sollten. Wir fanden die Löwen auf einem kleinen Hügel, der etwa eine viertel Meile lang und mit Bäumen bedeckt war. Wir bildeten einen Kreis von Männern um den Hügel her, und die Leute rückten nach und nach dicht zusammen, während sie miteinander den Hügel hinaufstiegen.



Abb. 12. Der Monarch der Wüste.

Ich war noch unten auf der Ebene mit einem eingeborenen Schulmeister, namens Mebalwe, einem ausgezeichneten Mann; da sah ich einen der Löwen auf einem Felsstück innerhalb des nun geschlossenen Kreises von Männern sitzen. Mebalwe feuerte auf ihn, schneller als ich es konnte, und die Kugel traf den Felsen, auf dem das Tier saß. Der Löwe biß nach der getroffenen Stelle, wie ein Hund nach einem Stecken oder Stein schnappt, der nach ihm geschleudert worden ist; dann sprang er davon, brach durch den sich öffnenden Kreis und entwischte unbelästigt. Die Männer scheuten sich, ihn anzugreifen, vermutlich weil sie an Hexerei glaubten. Als der Kreis wieder geschlossen worden war, gewahrte ich zwei andere Löwen darin; allein wir scheuten uns zu feuern, um nicht die Menschen zu treffen, und sie ließen auch diese Tiere durchbrechen. Hätten die Bakatla nach dem dortigen landesüblichen Brauche gehandelt, so wären die Löwen bei ihrem Versuche, die Kette zu durchbrechen, mit Speeren erlegt worden. Wir sahen wohl, daß wir die Leute nicht dazu bringen konnten, einen der Löwen zu töten, und machten uns daher wieder auf den Heimweg nach dem Dorfe; als wir aber um das Ende des Hügels herumgingen, sah ich eines dieser Raubtiere wie jenes erste auf einem Felsstücke sitzen, nur hatte es diesmal einen kleinen Busch vor sich. Da es nur etwa dreißig Schritte von mir entfernt war, so zielte ich durch das Gebüsch hindurch auf seinen Kopf und feuerte beide Läufe auf ihn ab. Da schrieen die Männer: „Er ist getroffen! er ist getroffen!“ Andere riefen: „Er hat auch von einem andern Schützen eine Kugel bekommen! laßt uns zu ihm hingehen!“ Ich hatte niemand außer mir auf den Löwen feuern sehen, bemerkte jedoch, wie er hinter dem Busche seinen Schweif voll Grimm ganz steil in die Höhe richtete, wandte mich daher zu den Leuten und sagte: „Wartet ein wenig, bis ich wieder geladen habe.“ Während ich aber die Kugeln in den Lauf stieß, hörte ich einen Schrei. Ich schrak zusammen, blickte mich halb um und sah den Löwen gerade im Begriff, auf mich loszuspringen. Ich stand auf einer kleinen Anhöhe; er packte mich im Sprung an der Schulter, und wir beide stürzten miteinander auf den Boden nieder. Er brüllte dicht an meinem Ohr entsetzlich und schüttelte mich dann, wie ein Dachshund eine Ratte schüttelt. Diese Erschütterung verursachte eine Betäubung, etwa wie die, die eine Maus fühlen muß, wenn sie zum ersten Male von einer Katze geschüttelt worden ist. Sie versetzte mich in einen traumähnlichen Zustand, worin ich keine Empfindung von Schrecken und kein Gefühl von Schmerz verspürte, obschon ich mir vollkommen dessen bewußt war, was mit mir vorging. Dieser Zustand glich dem, den Patienten unter dem Einfluß einer nur teilweisen Narkose durch Chloroform beschreiben, ein Zustand, in dem sie die ganze Operation sehen, das Messer aber nicht fühlen. Diese eigentümliche Lage war nicht das Ergebnis irgend eines geistigen Vorgangs. Das Schütteln hob die Furcht auf und ließ keine Regung von Entsetzen beim Umblick nach dem Tiere aufkommen. Es mögen wohl alle Tiere diesen eigentümlichen Zustand empfinden, die von den großen Fleischfressern getötet werden; und ist dies der Fall, so erkennen wir darin eine gnädige Vorkehrung unseres allgütigen Schöpfers zur Verminderung der Todesqual. Als ich mich umdrehte, um das Gewicht abzuschütteln, denn der Löwe hatte mir eine Tatze auf den Hinterkopf gesetzt, sah ich seine Augen auf Mebalwe geheftet, der aus einer Entfernung von zehn bis fünfzehn Schritten auf ihn zu feuern versuchte. Sein Gewehr mit Feuerschloß versagte aber auf beiden Läufen. Der Löwe verließ mich nun augenblicklich und griff Mebalwe an, den er in den Schenkel biß. Ein anderer Mann, dem ich früher einmal das Leben gerettet hatte, als er von einem Büffel in die Luft geschleudert worden war, versuchte nun den Löwen mit dem Speer niederzustoßen. Jetzt verließ das Tier Mebalwe und packte den andern an der Schulter, allein in diesem Augenblick wirkten die beiden Kugeln, die es erhalten hatte, und es brach verendend zusammen. Das Ganze war eine Sache von wenigen Augenblicken und wohl eine Wirkung des Todeskampfes. Um nun den Zauberbann an ihm aufzuheben, machten die Bakatla am folgenden Tage ein großes Freudenfeuer über dem Körper des erlegten Löwen, der nach ihrer Aussage der größte gewesen war, den sie je gesehen hatten. Das Tier hatte mir nicht nur den Knochen zu Splittern zermalmt, sondern am Oberarme auch noch elf Zahnwunden hinterlassen.

Eine Wunde von den Zähnen des Löwen gleicht einer Schußwunde, hat gewöhnlich eine sehr starke Eiterung und Schorfbildung zur Folge und verursacht Schmerzen, die man noch lange nachher periodisch in dem verletzten Körperteile fühlt. Ich trug bei jener Gelegenheit eine Jacke von gewürfeltem schottischen Wollenzeuge (Tartan), die nach meinem Dafürhalten das ganze Gift von den Zähnen aufsaugte, die mir das Fleisch durchbohrten; denn meine beiden Kampfgenossen

hatten die eigentümlichsten Schmerzen auszustehen, während ich nur mit der Unbequemlichkeit eines steifen Gelenkes im Oberarme davonkam. Der Mann, den der Löwe an der Schulter gepackt hatte, zeigte mir seine Wunde, die in demselben Monat des darauffolgenden Jahres in der Tat von neuem aufgebrochen war, — ein merkwürdiger Umstand, der die Aufmerksamkeit der Forscher gewiß verdient.

Wird ein Löwe zu alt, um Wild fangen zu können, dann macht er sich oft an die Ziegen in den Dörfern, fällt auch Weiber und Kinder an, die ihm bei Nacht begegnen, und dies wiederholt er, da er sich anders nicht helfen kann. Hieraus hat sich die falsche Vorstellung entwickelt, daß der Löwe, wenn er einmal Menschenfleisch gekostet habe, es jedem andern Fleische vorziehe. Ein Löwe, der Menschen frißt, ist allemal ein alter, und wenn er seine Scheu vor Menschen so weit überwindet, daß er, um Ziegen zu fangen, in die Dörfer kommt, so sagen die Leute: „Seine Zähne sind abgenützt, er wird bald Menschen umbringen." Sie sehen daraus zugleich, wie notwendig es ist, in diesem Falle zu handeln, und rücken aus, um ihn zu töten.

Daß die Furcht vor dem Menschen bei den Fleischfressern oft außerordentlich stark bleibt, wird durch wohlbeglaubigte Fälle bewiesen, in denen eine Löwin in der Nähe von Städten, wo das große Wild durch Schießgewehre vertrieben worden war, vom Hunger übernommen ihre eigenen Jungen aufgefressen hat. Es muß hier noch bemerkt werden, daß allerdings die Ausdünstung, die in den Fußstapfen der Menschen zurückbleibt, im allgemeinen hinreicht, die Löwen von einem Dorf abzuhalten, daß es aber doch auch Ausnahmen gibt. Es kamen z. B. so viele Löwen in die Nähe unserer halbverlassenen Häuser in Tschonuane, während wir nach Kolobeng übersiedeln wollten, daß die Eingeborenen, die bei meiner Frau blieben, sich fürchteten, abends das Haus zu verlassen. Begegnet man bei Tage einem Löwen — was hier einem Reisenden gar nicht selten passiert — so wird man, wenn man nicht aus vorgefaßter Meinung etwas Edles oder Majestätisches erwartet, eben nur ein Tier sehen, das etwas größer ist, als der größte Hund, und dessen Physiognomie auch die Züge des Hundegeschlechtes sehr stark ausgeprägt zeigt. Der Kopf des Löwen hat eben nicht viel Ähnlichkeit mit den Abbildungen, die man gewöhnlich von ihm sieht, denn die Nase ist weit länger, gleich der eines Hundes, nicht so, wie unsere Maler sie fälschlich zeichnen; denn sie finden die vermeintliche Majestät darin, daß sie ihre Löwenköpfe wie alte Weiber in Nachthauben malen. Begegnet man dem Löwen am Tage, so bleibt er ein paar Sekunden gaffend stehen, wendet sich dann langsam um und entfernt sich ebenso langsam etwa zwölf Schritte, wobei er sich nach hinten umschaut; alsdann setzt er sich in Trab, und wenn er glaubt, daß ihn niemand mehr sieht, springt er wie ein Windhund davon. In der Regel hat man nicht im mindesten zu fürchten, daß Löwen, wenn man sie ruhig gehen läßt, bei Tage oder auch in hellen Mondnächten Menschen anfallen, außer etwa solange sie in der Brunst stehen, denn dann trotzen sie fast jeder Gefahr. Wenn zu dieser Zeit jemand zufällig windwärts an ihnen vorüberkommt, so stürzen Löwe und Löwin auf ihn los, wie eine Hündin, die Junge hat. Dies kommt jedoch nicht oft vor; ich habe es nur zwei- oder dreimal gesehen. In dem einen Falle wurde ein Mann, dessen Witterung der Wind den Tieren zutrug, von ihnen gebissen, bevor er noch einen Baum erklimmen konnte, und ein andermal ist ein Reiter unter denselben Umständen am Bein gepackt worden. Das Gefühl der Sicherheit ist aber in mondhellen Nächten so allgemein, daß wir selten unsere Ochsen anbanden, sondern sie ledig bei den Wagen ließen; dagegen kann man, wenn ein Löwe in der Nähe ist, in einer finsteren regnerischen Nacht fast mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß er sich an einen Ochsen macht. Er kommt heimlich herangeschlichen, aber sobald er etwas wie eine Falle bemerkt, wagt er den entscheidenden Sprung nicht.

Nach allem, was ich über den Löwen erfahren habe, kann ich ihm weder den wilden noch den edlen Charakter zuerkennen, der ihm sonst beigemessen wird. Er besitzt nichts von dem Adel der Neufundländer oder der Hunde auf dem St. Bernhard. Über seine gewaltige Stärke kann kein Zweifel sein. Die ungeheuren Muskeln an Kinnladen und Schultern zeugen von seiner Körperkraft; doch scheinen sie noch nicht die des indischen Tigers zu erreichen. Bei den meisten Kraftstücken, die ich von Löwen habe ausführen sehen, wie das Fortschleppen eines Ochsen u. a., trugen sie den Körper nicht frei im Maule, sondern schleiften ihn am Boden hin; sie springen zwar von hinten auf die Pferde, allein noch nie hat jemand einen Löwen auf einer Giraffe gesehen. Sie springen nicht einmal auf ein Elen, sondern suchen es mit ihren Tatzen niederzureißen. Oswell

und Vardon sahen einmal, wie drei Löwen sich alle Mühe gaben, einen Büffel zu Boden zu reißen, und es geraume Zeit nicht zustande brachten, obschon der Büffel durch eine Kugel tödlich verwundet war.

Gewöhnlich packt der Löwe das Tier, das er anfällt, in der Flanke in der Nähe der Hinterbeine, oder an der Kehle unter dem Unterkiefer. Es ist sehr zweifelhaft, ob er überhaupt jemals ein Tier am Widerrist zu erfassen versucht. Die Flanke ist der gewöhnlichste Angriffspunkt, und an dieser Stelle beginnt er auch seine Beute stets anzufressen. Die Eingeborenen und die Löwen entwickeln in der Wahl ihrer Leckerbissen ungefähr denselben Geschmack. Man findet manchmal ein Elen, das von einem Löwen so vollständig ausgeweidet ist, daß man kaum sieht, wie er hineingekonnt hat. Die Eingeweide und Fettteile bilden selbst für den größten Löwen eine volle Mahlzeit. Der Schakal (Abb. 13) kommt schnüffelnd herbei und büßt seine Unvorsichtigkeit zuweilen mit einem Streich von der Tatze des Löwen, der ihn tot niederstreckt. Hat er sich vollgefressen, so fällt der Löwe in einen tiefen Schlaf und ist dann leicht zu erlegen. Es ist weniger gefährlich, einen Löwen mit Hunden zu jagen, als einen indischen Tiger, denn die Hunde treiben ihn aus seinem Versteck heraus, und während sie ihn durch Bellen zum Stehen bringen, hat der Jäger vollkommen Zeit gut zu zielen. Wo Wild in Menge vorhanden ist, da darf man auch Löwen in verhältnismäßig großer Zahl erwarten. Man sieht sie nie in Scharen beisammen, sondern sechs oder acht, die vielleicht zu einer Familie gehören, jagen gelegentlich miteinander. Man läuft in den Straßen Londons weit mehr Gefahr überfahren, als in Afrika von Löwen zerrissen zu werden, wenn man sich nicht gerade mit der Jagd dieses Tieres befaßt. In der Tat dürfte nichts von alledem, was ich von Löwen gesehen oder gehört habe, Männer von tüchtigem Mute und Unternehmungsgeist zurückschrecken.



Abb. 13. Silber-Schakal.

Dasselbe Gefühl, das den modernen Maler veranlaßt hat, den Löwen zu karikieren, hat wohl auch den sentimentalen Schriftsteller bewogen, das Gebrülle des Löwen für den entsetzlichsten aller irdischen Töne zu halten. Man spricht von dem majestätischen Brüllen des Königs der Tiere. Sein Brüllen flößt allerdings Furcht ein, wenn man es in Verbindung mit dem furchtbar lauten Donner jenes Landes in einer so pechschwarzen Nacht hört, daß man bei jedem hellleuchtenden Blitze stockblind zu werden fürchtet, während der Regen so dicht herunterströmt, daß das Feuer verlischt und man weder unter einem Baume Schutz findet, noch glaubt, sein Gewehr benutzen zu können. Ist man aber in einem behaglichen Hause oder auf einem Wagen, dann hört man das Brüllen des Löwen ohne die geringste Angst. Der dumme Strauß schreit ebenso laut, und doch fürchtet sich niemand vor ihm. Von dem majestätischen Gebrüll des Löwen zu reden, ist nichts als majestätischer Unsinn. Als ich vor einigen Jahren diese Behauptung aussprach, zweifelte man an ihrer Richtigkeit; deshalb habe ich seitdem, so oft ich Europäer traf, die beide Tiere gehört haben, auch gefragt, ob sie einen Unterschied zwischen dem Brüllen eines Löwen und dem Geschrei eines Straußes entdecken konnten; sie antworteten jedesmal, es sei dies unmöglich, sobald das Tier in einiger Entfernung sei. Die Eingeborenen behaupten zwar einen Unterschied bei den ersten Lauten ihres Geschreis wahrzunehmen, auch muß man gestehen, daß der singende Ton eines gesättigten Löwen von dem tiefen, wilden Brüllen eines hungrigen gar sehr verschieden ist. Im allgemeinen scheint die Stimme des Löwen tiefer aus der Brust zu kommen, als die des Straußes; allein bis auf den heutigen Tag kann ich beide nur insofern mit Gewißheit voneinander unterscheiden, als ich weiß, daß der Strauß bei Tage schreit und der Löwe bei Nacht.

Der afrikanische Löwe ist von gelbbrauner Farbe, wie manche Arten Bullenbeißer. Die Mähne der Männchen ist groß und deutet auf bedeutende Stärke. Bei manchen Löwen sind die Spitzen der Mähnenhaare schwarz; man nennt sie gewöhnlich schwarzmähnige Löwen, obwohl sie übrigens alle gelbbraun aussehen.

Außer dem Menschen hat der Löwe auch noch andre Feinde, die seiner außerordentlichen Vermehrung hinderlich sind. Er greift selten ausgewachsene Tiere an; aber oft wenn er ein Büffelkalb (Abb. 14) gefangen hat, stürzt die Kuh zu dessen Verteidigung herbei und tötet ihn mit einem



Abb. 14. Büffelkalb (Innerafrika).

Stoße. Wir fanden einmal einen Löwen, der auf diese Weise umgekommen war, und am Sambesi einen andern, der bei Sescheke starb und wahrscheinlich von einem Büffel den Todesstoß erhalten hatte. Es fragt sich, ob ein einzelner Löwe überhaupt einen ausgewachsenen Büffel angreift.

Auf der Ebene südlich von Sebituanes Furt trennte eine Herde Büffel eine Anzahl von Löwen von den Büffelkälbern, indem die männlichen Büffel ihren Feinden die Köpfe entgegenhielten. Die Kälber und Kühe standen hinter ihnen. Ein einziger Stoß von einem Büffel kann den stärksten Löwen töten. Ich habe gehört, daß in einem Teil Indiens selbst die zahmen Büffel sich ihrer Überlegenheit über manche wilde Tiere bewußt sind, denn man hat gesehen, wie sie einen Tiger einen Hügel hinauftrieben und dazu brüllten, als wenn die Jagd ihnen Freude machte. Die Löwen wagen sich nie an Elefanten, höchstens an ganz junge, die manchmal von ihnen zerrissen

werden; jedes Tier zieht sich vor dem stolzen Elefanten zurück, und doch wäre selbst ein ausgewachsener Elefant eine leichtere Beute als ein Nashorn; der Löwe läuft schon bei dessen bloßem Anblick davon.

Man sagt, daß die Vögel der Tropen im allgemeinen nicht singen. Ich war entschieden der Ansicht, daß dieser Satz auf viele Teile Londas nicht anwendbar ist, obwohl dort Vögel nur selten sind. Hier war der Chor nicht weniger zahlreich besetzt, als in England. Er war aber nicht so harmonisch, und es klang immer, als wenn die Vögel in fremden Zungen sängen. Einige Arten gleichen der Lerche, zwei Arten der Drossel. Bei einer andern Art dachte ich an den Finken, bei einer dritten an das Rotkehlchen; aber ihr Gesang wird durch sonderbare, abgerissene Töne unterbrochen, die man in Europa nie hört. Den afrikanischen Vögeln fehlt es nicht an Gesang, wohl aber an solchen, die ihren Gesang schön finden und preisen. Bei heißem, trocknem Wetter oder mittags, wenn die Sonne brennt, ist alles still; wenn aber ein Regenschauer kommt, dann ertönen sogleich ihre lieblichen Weisen. Am liebsten singen sie am frühen Morgen und an kühlen Abenden. Schönes, glänzendes Gefieder haben sie gewöhnlich nicht und unterscheiden sich hierin sehr von den Vögeln Brasiliens. Die Mehrzahl ist einfach gekleidet, obwohl Sammler, die die buntesten Exemplare als die wertvollsten sammelten, die Ansicht verbreitet haben, daß die Vögel unter den Tropen das prächtigste Gefieder hätten. — Singvögel sind nicht ganz auf Dörfer beschränkt, aber in Afrika hat man oft beobachtet, daß sie sich um die Dörfer versammeln, so daß sie den Eindruck machen, als seien Gesang und Schönheit bestimmt, das Ohr und Auge des Menschen zu ergötzen; denn nur, wenn wir uns den Aufenthaltsorten der Menschen nähern, erfahren wir, daß die Zeit des Singens der Vögel gekommen ist.

In dem tiefen Wasser des Sambesi zwischen Katimamolelo und Nameta sahen wir große Herden Flußpferde; und überall zeigten sich die tiefen Furchen, die sie machen, wenn sie während der Nacht ans Ufer gehen, um zu grasen. Sie werden durch den Geruch zum Wasser zurückgeleitet, aber nach lange andauerndem Regen können sie mit dem Geruche nicht finden, wo das Wasser liegt, und dann findet man sie oft ganz verwirrt auf dem Lande. Man kann eine Herde Flußpferde nicht zählen, denn sie sind fast immer unter dem Wasser verborgen; da sie aber nach wenigen Minuten immer wieder herauskommen müssen, um Atem zu schöpfen, so kann man nach der Masse Köpfe, die sich zeigen, auf die Größe der Herde schließen. Sie lieben die ruhigen Stellen des Stromes, denn in Stromschnellen werden sie so schnell fortgerissen, daß große Übung dazu gehört, um die frühere Richtung wieder zu gewinnen; aber solche Anstrengung stört sie, wenn sie schlafen wollen. Am Tage liegen sie gern im schlaftrunkenen Zustande, und obwohl sie die Augen offen haben, bemerken sie doch nur wenig von dem, was um sie vorgeht. Die Männchen grunzen in einem fort, was man eine Meile weit hört. Als der Kahn, in dem ich saß, über ein verwundetes Flußpferd hinwegfuhr, hörte ich das Grunzen ganz deutlich, obwohl das Tier ganz unter Wasser lag. Wenn die Jungen noch sehr klein sind, stellt sie die Mutter auf ihren Rücken, und der kleine Kopf, der über den großen emporragt, erscheint zuerst über dem Wasser (Abb. 15). Da die Alte das Bedürfnis ihres Jungen kennt, so taucht sie öfters auf, wenn dieses auf ihr steht. Aber in den Flüssen von Londa, wo die Flußpferde häufig in Gefahr kommen geschossen zu werden, sind sie durch Erfahrung klug geworden; denn während die Flußpferde im Sambesi ihre Köpfe offen emporstrecken, stecken jene ihre Nasen unter Wasserpflanzen und atmen so ruhig, daß man von ihrem Dasein gar nichts ahnen würde, sähe man nicht ihre Fußstapfen am Ufer.

Ein Teil unserer Reisegesellschaft ging längs des Ufers mit den Ochsen, die übrigen fuhren in Kähnen, aber wir richteten uns alle nach dem Schritte derer am Ufer. Ihr Weg war ziemlich beschwerlich wegen der vielen Ein- und Ausbuchtungen des Sambesi. Die Zahl der Alligatoren (Krokodile) ist hier ungeheuer, auch sind sie wilder als anderwärts. Viele Kinder werden in Sesheke von ihnen weggeschleppt. Wenn das Tier im Wasser liegend auf Beute lauert, sieht man seinen Leib niemals. Auch viele Kälber gehen so verloren, und selten kann eine Herde Kühe ohne Verlust bei Sesheke über den Fluß schwimmen. Nur mit Schauder und Angst konnte ich meine Leute über den Flußarm schwimmen sehen, nachdem ein Alligator einen am Schenkel gepackt und hinuntergezogen hatte. Dieser Mann behielt indes, wie dies gewöhnlich in gefährlichen Augenblicken der Fall ist, seine volle Geistesgegenwart, und gab mit dem Wurfspieß, den er bei sich hatte, dem Alligator, als dieser ihn auf den Boden hinunterzerrte, einen Stich in den Nacken.

Vor Schmerz ließ dieser ihn los, und der Mann entkam mit einer tiefen Wunde am Schenkel. Hier hat man keine Abneigung gegen Leute, die ein solches Abenteuer bestanden haben; aber die Bamangwato und Bakuena jagen einen Mann aus dem Stamme fort, der von einem Alligator gebissen oder von dessen Schwanz mit Wasser überspritzt worden ist. Am Zouga fanden wir einen Bamangwato, der unter den Bayeye lebte, weil er das Unglück gehabt hatte, gebissen zu werden, und infolgedessen fortgejagt worden war. Da er fürchtete, ich würde ihn mit gleichem Widerwillen behandeln wie seine Landsleute, wollte er mir den Grund seiner Verbannung nicht angeben; aber die Bayeye sagten es mir, und an seinem Schenkel sah man deutlich die Spuren der Zähne des Alligators. Wenn die Bakuena in die Nähe eines Alligators kommen, spucken sie



Abb. 15. Ostafrikanische Flußpferde.

aus und rufen: Boleo ki bo, d. h. hier ist Sünde. Sie glauben, sein bloßer Anblick erzeuge Augenentzündung, und obwohl sie das Zebra ohne weiteres essen, jagen sie doch einen Mann, den ein Zebra gebissen hat, sogleich mit Weib und Kind in die Kalahari-Wüste. Das Fleisch des Alligators riecht stark nach Moschus und ist nur für den verlockend, der gewaltigen Hunger hat.

Büffel sind in Menge vorhanden; wir sahen am Tage große Herden in allen Richtungen weiden. Wenn sie durch Menschen viel gestört werden, ziehen sie sich in die dichtesten Teile des Waldes zurück und weiden nur bei Nacht. Eine Herde lief in der Richtung unseres Lagers davon, kam wieder zurück und rannte bei uns vorüber. Wir flüchteten uns auf einen Ameisenhügel, und als sie im Galopp vorbeieilten, sah ich, daß der Anführer der etwa sechzig Stück zählenden Herde eine alte Kuh war; sie war ihnen eine halbe Länge voraus. Auf ihrem Widerrist saßen ungefähr zwanzig Büffelvögel (Textor erythrorhynchus Smith, Abb. 16). Wenn der Büffel ruhig weidet, so hüpft der Vogel auf dem Boden herum und sucht sich Futter, oder sitzt auf seinem Rücken und liest ihm die Insekten ab. Da das Gesicht des Vogels schärfer ist als das der Büffel, so

wird er auf eine herankommende Gefahr schnell aufmerksam und fliegt empor; da hebt auch der Büffel den Kopf, um zu sehen, was seinen Schutzgeist zu so plötzlicher Flucht veranlaßt hat. Manchmal fliegen die Vögel neben den Büffeln her, wenn diese davonlaufen, oder sitzen auf ihnen, wie ich es oben beschrieben habe.

Ein anderer afrikanischer Vogel, die **Buphaga Africana**, versieht eine ähnliche Stelle beim Rashorn. Die Betschuanen nennen ihn Kala, und wenn sie ihre Abhängigkeit von jemandem ausdrücken wollen, so reden sie ihn mit „Nashorn“ an, als wenn sie die Vögel wären. Die Trabanten eines Häuptlings nennen sich ebenso. Man kann nicht sagen, daß dieser Vogel gänzlich auf die Insekten auf dem Nashorn angewiesen sei, denn dessen harte, haarlose Haut schreckt alle zurück, einige gefleckte Zecken ausgenommen; aber er scheint an das Tier gebunden zu sein, etwa wie der Haushund an den Menschen, und während der Büffel dadurch aufmerksam gemacht wird, daß sein Wächter plötzlich auffliegt, so wird das Nashorn, das kein gutes Gesicht, aber ein scharfes Gehör hat, durch den Schrei der **Buphaga Africana** gewarnt. Das Nashorn weidet bei Nacht, und man hört den Vogel am Morgen oft seinen wohlbekannten Ruf ausstoßen, als suche er seinen Genossen. Eine Art dieses Vogels, die ich in Angola sah, hat einen Schnabel wie eine Schaufel oder Zange, als sollte er damit nur die Insekten von der Haut wegschaffen; seine Klauen sind so scharf wie Nadeln, er hängt sich damit an das Ohr des Tieres, während er das Ungeziefer aus demselben herauslangt. Vermittelst dieser scharfen Klauen kann er sich an die Oberhaut fest anhängen, ohne die Nerven der wirklichen Haut zu reizen, ganz wie die Klette an der Hand des Menschen; doch lebt die **Buphaga Africana** und **erythrorhyncha** auch von anderer Nahrung, denn wir sahen sie scharenweise auf dem Schilfe an Orten, wo sich weder zahme noch wilde Tiere finden.



Abb. 16. Büffel und Büffelvögel.

Das vorsichtigste Tier in einer Herde ist gewöhnlich der Führer. Wenn er geschossen ist, so wissen die übrigen nicht, was sie tun sollen, und sind in der größten Verwirrung. Ich sah, wie in solchen Fällen eines dem andern nachlief, und doch keines wußte, wohin es sich wenden sollte. Ich schoß einmal den Führer, ein junges weibliches Zebra, das früher von einem fleischfressenden Tiere ins Hinterbein gebissen und, weil es infolge davon außergewöhnlich vorsichtig wurde, zum Führer gemacht worden war. Wenn wilde Tiere eines aus ihrer Herde oder auch ein anderes Tier die Flucht ergreifen sehen, so laufen sie alle davon. Das furchtsamste führt also natürlich die übrigen. Nur hierdurch erhält sich die Rasse. Da die Weibchen, wenn sie Junge haben, sehr vorsichtig sind, so sieht man zu dieser Zeit gewöhnlich nur weibliche Führer, und wahrscheinlich rührt die Trennung der Geschlechter in besondere Herden, wie man dies jedes Jahr bei den Antilopen sieht, einfach daher, daß die größere Vorsicht der weiblichen Antilope nur auf die jungen Männchen übergeht, während ihr häufiges Ausreißen zur Folge hat, daß die alten Männchen zurückbleiben. Bei den Elefanten mag es anders zu erklären sein; aber männliche und weibliche Elefanten sieht man nie in einer Herde. Die jungen Männchen bleiben bei ihren Müttern nur so lange, bis sie ausgewachsen sind, und diese Trennung wird ohne Ausnahme festgehalten. Jeder der dies weiß, kann, wenn er ein Bild sieht, auf dem die Geschlechter vermischt sind, den Schluß ziehen, daß der Künstler nur nach seiner Einbildung, nicht aber nach dem Augenschein gearbeitet hat.

Einst hatte ich mich zurückgezogen, um zwischen lamelliertem Kiesgestein eine Beobachtung anzustellen, als ich ein Elefantenweibchen mit seinem Jungen in einer Entfernung von etwa

zwei englischen Meilen am Ende des Tales erblickte. Das Junge wälzte sich im Schlamm, und seine Mutter fächelte sich mit ihren großen Ohren. Als ich sie mit dem Glase betrachtete, sah ich, wie eine lange Reihe meiner Leute an der andern Seite erschien, und Sekwebu kam und sagte mir, sie seien mit den Worten fortgezogen: „Unser Vater wird heute sehen, was für Leute er hat." Ich ging dann an der Seite des Tales höher hinauf, um zuzusehen, wie sie jagten. Das arme Tier, das die Annäherung eines Feindes nicht ahnte, säugte sein Junges, das etwa zwei Jahre alt sein mochte; hierauf gingen sie zusammen in eine Schlammgrube und bestrichen sich über und über mit Schlamm, wobei das Junge um seine Mutter herumsprang, mit den Ohren klatschte und den Rüssel immer hin und her warf, ganz nach Elefantenweise. Das alte Weibchen klatschte mit

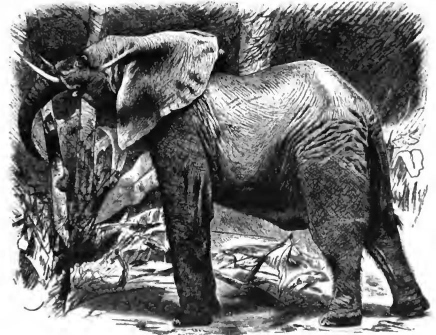


Abb. 17. Afrikanischer Elefant.
($^1/_{50}$ natürl. Größe.)

den Ohren und wedelte mit dem Schwanze, als wäre es außerordentlich vergnügt. Hierauf begannen die Feinde zu pfeifen, indem sie in ein Rohr oder in die zusammengehaltenen Hände bliesen, wie Knaben mit einem Schlüssel pfeifen. Sie rufen, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen: „O Häuptling! Häuptling! wir sind gekommen, dich zu töten. O Häuptling! Häuptling! viel mehr werden außer dir noch sterben müssen! Die Götter haben es gesagt, u. s. w." Beide Tiere spitzten die Ohren und lauschten; dann verließen sie ihr Bad, als die Leute auf sie zustürzten. Das Junge lief voran, nach dem Ende des Tales zu, kehrte aber, als es dort die Männer gewahrte, zu seiner Mutter zurück. Sie stellte sich vor ihr Junges auf die Seite, von der die Gefahr drohte, und bewegte ihren Rüssel wie zum Schutze über ihm hin und her. Wiederholt sah sie sich nach den Männern um, die unaufhörlich schrieen, sangen und pfiffen. Dann sah sie wieder auf ihr Junges und lief bald neben, bald hinter ihm, gleich als wäre ihr Gefühl geteilt zwischen dem Wunsche, ihr Junges zu schützen, und dem Verlangen, sich an dem Übermut der Verfolger zu rächen. Die Männer hielten sich hundert Schritt hinter und neben ihr, bis sie über ein Bächlein gehen

mußte. Die Zeit, die sie brauchte, um das jenseitige Ufer zu erreichen, benutzten die Männer, um bis an den Rand heranzukommen und aus einer Entfernung von etwa zwanzig Ellen ihre Speere nach ihr zu werfen. Nach dem ersten Angriff lief das Blut an ihrer Seite herunter, und indem sie an ihre eigene Flucht dachte, schien sie ihr Junges ganz aus den Augen zu lassen. Ich hatte schon vorher Sekwebu mit dem Befehl abgeschickt, sie sollten das Junge schonen. Dieses lief sehr schnell, doch weder die Alte noch das Junge galoppierten; ihr schnellster Schritt ist nur ein scharfer Gang. Ehe Sekwebu sie noch erreichen konnte, hatte sich das Junge in das Wasser geflüchtet und war getötet worden. Der Schritt der Alten wurde immer langsamer. Mit einem fürchterlichen Schrei wandte sie sich um und machte einen wütenden Angriff mitten unter die Leute. Sie liefen ihr alle aus dem Wege, und da sie geradeaus lief, so rannte sie mitten durch sie hindurch und kam niemand zu nahe, außer einem, der ein Stück Zeug auf der Schulter trug. Helle Kleidung ist in solchen Fällen immer gefährlich. Sie wiederholte ihren Angriff drei- bis viermal, kam aber, das erste Mal ausgenommen, nie weiter als hundert Ellen. Sie blieb oft stehen, wenn sie ein Bächlein überschritten hatte, und trotzte den Männern, obwohl sie immer frische Speere empfing. Durch die unaufhörlichen Speerwürfe und den Blutverlust wurde sie endlich getötet; sie nahm noch einen kurzen Anlauf, dann taumelte sie und sank tot auf das Knie nieder. Ich hatte nicht die ganze Jagd mit angesehen. Mit einem schmerzlichen Gefühl wandte ich mich ab vom Schauspiel der Vernichtung dieser edlen Tiere, die man sich in Afrika so außerordentlich nützlich machen könnte.

Die bedeutendere Größe der südafrikanischen Elefanten ist ein gutes unterscheidendes Merkmal von den indischen Elefanten. Aber das Ohr des afrikanischen Elefanten (Abb. 17) ist ein äußeres Zeichen, in dem sich, selbst auf dem Bilde, niemand irren kann. Das Ohr des eben getöteten Weibchens betrug vier Fuß fünf Zoll von oben nach unten und vier Fuß horizontal gemessen. Ich sah einen Eingeborenen, der unter ein solches Ohr kroch und vor dem Regen vollkommen geschützt war. Das Ohr des indischen Elefanten ist nicht den dritten Teil so groß.

Außer vielen Elefanten bemerkten wir die Fußspuren eines weiblichen **schwarzen Nashorns** (**Rhinoceros bicornis Linn.**) und seines Jungen (Abb. 18); das schwarze Nashorn ist nördlich vom Sambesi außerordentlich selten. Das **weiße** Nashorn (**Rhinoceros simus Burchell**) oder Mohohu der Betschuanen ist hier ganz ausgerottet und wird auch im Süden bald ganz unbekannt sein. Es lebt fast ausschließlich von Gras und ist sehr arglos; daher ist es eine leichte Beute, und seit der Einführung der Feuerwaffen ist es unbarmherzig hingeschlachtet worden. Das schwarze Nashorn ist von wilderer Natur und stets sehr mager. Seiner größeren Wildheit und Kühnheit wegen behauptet es seinen Platz auf einem weit größern Felde als sein schüchterner und besser aussehender Nachbar. Oswell beschlich einmal zwei dieser Tiere; da sie nur langsam auf ihn zukamen und er wohl wußte, daß nur geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, das kleine Gehirn des Tieres durch einen Schuß in den Kopf zu treffen, lag er ruhig da und wartete, bis in einer Entfernung von wenigen Schritten eines ihm die Schulter biete. Da dachte der Jäger, er möchte sich durch einen Seitensprung retten können, aber das Nashorn war zu schnell, wandte sich gegen ihn, und obwohl er seine Flinte nahe an dessen Kopfe abschoß, schleuderte es ihn doch in die Luft. Mein Freund war einige Zeit besinnungslos, und als er sich wieder erholte, fand sich eine große Wunde an den Schenkeln und am Leibe. Ich sah die Wunde am Schenkel; sie war noch offen und fünf Zoll lang. Das weiße Nashorn ist indessen auch nicht immer ganz ungefährlich; ein tödlich verwundetes griff Oswells Pferd an, stieß sein Horn durch den Sattel und schleuderte Roß und Reiter in die Höhe. Ich sah einmal, wie ein weißes Nashorn einem Büffel, der mich aufmerksam anstarrte, einen Stoß vor die Brust gab, ihn aber nicht verwundete; es schien damit nur andeuten zu wollen, er solle ihm aus dem Wege gehen.

Aus der Zeit von Livingstones zweiter Reise, welche zur Entdeckung des Schirwa- und des Njassa-Sees führte, stammen folgende anschauliche Schilderungen:

In der Nähe unseres Lagers griff ein starkes plünderndes Streifkorps großer schwarzer Ameisen ein Nest von weißen an. Da der Kampf unter der Oberfläche stattfand, so konnten wir die **Schlachtordnung** nicht sehen; aber es zeigte sich bald, daß die schwarzen die Schlacht gewonnen und die weiße Stadt geplündert hatten, denn sie kehrten im Triumph zurück, indem sie die Eier und auserlesene Stückchen von den Körpern der Besiegten forttrugen. Eine der Sprache ähnliche Gabe ist

den Ameisen nicht versagt worden. Wird ein Teil ihres Baues zerstört, so sieht man einen Beamten herauskommen, um den Schaden zu untersuchen; nach einer genauen Besichtigung der Trümmer zirpt er einige klare und deutliche Töne, und sofort fängt ein Haufen Arbeiter an, die Bresche wieder auszubessern. Wenn das Werk vollendet ist, wird ein zweiter Befehl gegeben, und die Arbeiter ziehen sich zurück, wie sich bei der Entfernung des weichen, frisch gebauten Teiles zeigt. In einer regnerischen Nacht versuchten wir in einer Hütte der Eingeborenen zu übernachten, konnten aber



Abb. 18. Doppelnashorn.

wegen der Angriffe von seiten der kämpfenden Bataillone einer sehr kleinen Ameisenart (formica), die nur einen sechzehntel Zoll lang war, nicht schlafen. Wir merkten bald, daß sie unter regulärer Mannszucht standen und die geschickten Pläne eines ausgezeichneten Anführers durchzusetzen versuchten. Die ersten Gegenstände des Angriffs waren unsere Hände und unser Hals. Rings um den zu bestürmenden Punkt wurden in der Stille große Massen dieser kleinen Plagegeister aufgestellt. Wir konnten das zwei- bis dreimal wiederholte scharfe, gellende Kommandowort hören, obwohl wir bis dahin nicht an die Macht der Stimme einer Ameise gedacht hatten; unmittelbar darauf fühlten wir, daß die Schlachtreihe über Kopf und Hals stürmte, die zarte Haut anbiß, mit einem Todesgriff sich an die Haare anklammerte und sich eher von ihren Kinnbacken trennte, als ihren Halt-

punkt aufgab. Als wir uns in der Hoffnung, sie würden vertrieben sein, wieder niederlegten, war das Licht kaum ausgelöscht und alles still, als das Manöver wiederholt wurde. Es wurden deutliche und hörbare Befehle gegeben und der Angriff erneuert. In jener Hütte zu schlafen, war ebenso schwer, wie in den Laufgräben vor Sebastopol. Die weiße Ameise, ein Pflanzenfresser, verschlingt nur Gegenstände, die vegetabilischen Ursprungs sind, und Leder, das beim Gerben mit einem vegetabilischen Geruch durchzogen wird. „Infolge der Verwüstungen weißer Ameisen kann ein Mensch heute reich und morgen arm sein," sagte ein portugiesischer Kaufmann. „Wenn er krank wird und nicht nach seinen Sachen sehen kann, vernachlässigen seine Sklaven dieselben, und bald sind sie von jenen Insekten zerstört." Die rötlichen Ameisen, im Westen Treiber genannt, durchkreuzten täglich in zollbreiten geschlossenen Kolonnen unsern Weg, und in ihrer Kampflust wurden sie weder von Menschen noch Tieren übertroffen. Es ist eine hinlängliche Ursache zum Kriege, wenn man sich ihnen nähert, selbst wenn es durch Zufall geschieht. Manche treten aus den Reihen heraus und halten mit offenen Kinnladen stand oder greifen mit aufgesperrtem Rachen an und beißen grimmig zu. Wenn wir jagten, gerieten wir nur zu oft unter sie. Während wir auf das Wild gespannt waren und gar nicht an Ameisen dachten, bedeckten sie uns ruhig von Kopf zu Fuß und fingen dann alle in demselben Augenblicke an zu beißen. Wenn sie mit ihren gewaltigen Zangen ein Stück Haut packten, drehten sie sich damit herum, als wären sie entschlossen, es herauszureißen. Ihre Bisse sind so furchtbar scharf, daß der Tapferste hin und her rennen und sich dann abreiben muß, um diejenigen loszubringen, die sich noch immer mit ihren hakigen Rachen wie mit stählernen Zangen festhalten. Diese Art kommt in großen Massen an feuchten Orten vor und wird gewöhnlich an den Ufern fließender Wasser angetroffen. Wir haben nichts davon gehört, daß sie irgend ein Tier wirklich töten, ausgenommen die Pythonschlange, und auch diese nur, wenn sie übersättigt und ganz lethargisch ist; aber jeden toten tierischen Stoff räumen sie bald weg; dies scheint ihre Hauptnahrung zu sein; ihre Verwendung im Haushalt der Natur liegt also auf dem Gebiete der Straßenkehrer.

Wenn der eingeborene Jäger durch einen dürren Distrikt geht, erkennt er an den Tieren, die er sieht, wo Wasser zu erwarten ist. Die Gegenwart des Gemsbockes, Tauchers, Springbockes oder Elefanten ist kein Beweis, daß sich Wasser in der Nähe befindet; denn diese Tiere streifen über ungeheure Strecken des Landes hin, und man kann sie viele Meilen vom Wasser entfernt antreffen. Aber nicht so das Zebra, der Pallah, der Büffel und das Nashorn; wo diese sich zeigen, kann man sicher annehmen, daß Wasser nicht weit ist, da sie nie weit davon umherschweifen. Wenn aber inmitten der feierlichen Stille der Wälder der Gesang fröhlicher Vögel das Ohr trifft, dann ist es gewiß, daß Wasser dicht bei der Hand ist.

Der Honigkuckuck ist ein außerordentlich merkwürdiger Vogel. Wie kommt es, daß jedes Glied seiner Familie weiß, daß alle Menschen, Weiße wie Schwarze, gern Honig essen? In dem Augenblicke, wo der kleine Bursche einen Menschen gewahr wird, beeilt er sich, ihn mit der herzlichen Einladung zu begrüßen, mit zu einem Bienenstock zu kommen und sich etwas Honig zu holen. Er fliegt in der betreffenden Richtung fort, setzt sich auf einen Baum und sieht sich um, ob du nachkommst; dann fliegt er weiter auf einen andern und noch auf einen andern, bis er dich an die Stelle geführt hat. Wenn du seine erste Einladung nicht annimmst, so folgt er dir mit heftiger Zudringlichkeit, gerade so ängstlich bemüht, den Fremden zum Bienenstock hinzulocken, wie andere Vögel es sind, ihn von ihren eigenen Nestern hinwegzuziehen. Außer wenn sie auf dem Marsche waren, ermangelten unsere Leute nicht, die Einladung anzunehmen, und gaben die Annahme durch ein eigentümliches, antwortendes Pfeifen kund, das, wie sie sagten, bedeutete: „Ganz recht, geh voraus; wir kommen." Der Vogel täuschte sie nie, sondern führte sie stets zu einem Bienenstock, wenn auch manche nur wenig Honig im Vorrat hatten. Hat diese eigentümliche Gewohnheit des Honigkuckucks, wie die Anhänglichkeit der Hunde, ihren Ursprung in der Freundschaft zum Menschen oder in der Liebe zu den süßen Abfällen der Beute, die auf dem Boden gelassen werden? Eigennutz, der vor Gefahr bewahren hilft, scheint in den meisten Fällen, wie zum Beispiel bei dem Vogel, der den Büffel und das Nashorn bewacht, die Richtschnur zu sein. — In anderen Fällen muß sogar das Tier selbst seiner Beute Gelegenheit geben, zu entkommen; so die Klapperschlange, die, wenn sie zum Angriff gereizt wird, ihre Klapper gebrauchen muß. Stellenweise gab es in diesem Passe viele Schlangen; sie lagen im warmen Sonnenschein, entrasselten aber durch das Laub hin, wenn wir

uns näherten. Eines Morgens beobachteten wir eine kleine von einer tödlich giftigen Art, Kakone genannt, auf einem Busche an der Seite des Weges, die ruhig horizontal dalag und eine zum Frühstück verzehrte Eidechse verdaute. Obgleich sie offen vor Augen lag, so glichen ihre Farben und Krümmungen doch so genau einem kleinen Aste, daß manche sie nicht sahen, selbst nachdem sie gefragt worden waren, ob sie auf dem Busche nichts bemerkten. Auch erblickte hier einer von uns noch eine andere Art, die man selten sieht und deren schnelle, blitzähnliche Bewegung dem Sprichwort der Eingeborenen seine Entstehung gegeben hat, daß, wenn jemand diese Schlange sieht, er sofort ein reicher Mann wird.

Die Zahl des Wildes aller Art ist erstaunlich, wo es keine menschlichen Wohnungen gibt und wo keine Feuerwaffen eingeführt sind. Am Morgen des 3. Juli zog eine Herde Elefanten bis auf 40 Meter von unserer Schlafstelle vorbei und ging längs dem trockenen Bette eines Flüßchens zum Sambesi hinab. Wir brechen einige Minuten vor dem Hauptkorps auf und stoßen auf große Flüge Perlhühner, schießen, was etwa zum Mittagsmahl oder nächsten Morgen zum Frühstück gebraucht wird, und lassen sie auf dem Wege liegen, damit sie von dem hinter uns befindlichen Koch und seinen Gehilfen aufgelesen werden. Indem wir weiter gehen, laufen Frankolinhühner von drei Spielarten quer über den Weg, und Hunderte von Turteltauben erheben sich unter großem Geräusch mit den Flügeln und fliegen nach den Bäumen fort. Perl- und Frankolinhühner, Turteltauben, Enten und Gänse sind das Vogelwildbret dieser Gegend. Bei Sonnenaufgang läßt ein Rudel Pallahs, das wie eine Schafherde dasteht, den ersten Mann unseres langen Gänsemarsches bis auf 40 Meter herankommen; da wir aber Fleisch haben, lassen wir sie gemächlich und unbelästigt abtraben. Bald darauf stoßen wir auf eine Herde Wasserböcke. Sie gucken uns und wir sie an. Wir gehen weiter, um eine Herde Kuduweibchen zu sehen, mit einem oder zwei prachtvoll gehörnten Böcken, die nach den dürren Bergabhängen enteilen.

Um acht Uhr fängt die Tsetse (S. 23) an, um uns herum zu summen und uns scharf in die Hände und den Hals zu beißen. Gerade als wir ans Frühstück denken, stoßen wir auf einige Büffel, die am Wege grasen; sowie sie aber einen Menschen erblicken, machen sie sich in schwerem Galopp davon. Wir feuern, der vorderste trennt sich, schlimm verwundet, von der Herde, und man sieht ihn zwischen den Bäumen stehen bleiben; da es aber eine sehr gefährliche Sache ist, einem verwundeten Büffel nachzugehen, so setzen wir unsern Weg fort. Dieses Verlieren der Verwundeten ist es, was Feuerwaffen für jene Tiere des Feldes so vernichtend macht und sie mit der Zeit alle hinweggraffen wird. Die kleine Spitzkugel ist in dieser Beziehung schlimmer als die alte runde. Sie geht oft durch ein Tier, ohne es zu töten, und später kommt es um, wo es für den Menschen keinen Wert mehr hat. Nach dem Frühstück ziehen wir nach einem Teiche hin; an seinem Ufer stehen ein paar Elefanten, und in ehrerbietiger Entfernung hinter diesen Monarchen der Wildnis sieht man ein Rudel Zebras und eine Herde Wasserböcke. Sowie sie uns gewahr werden, machen sich die königlichen Tiere sogleich davon; die Zebras aber bleiben, bis der vorderste Mann auf sechs Meter an sie herangekommen ist, worauf Alte und Junge graziös hinweggaloppieren. Das Zebra ist sehr neugierig, und dies gereicht ihm oft zum Verderben, denn es hat die Gewohnheit, stehen zu bleiben und den Jäger anzusehen. In diesem Punkte ist es das gerade Gegenteil der Taucherantilope, die, wenn sie einmal eine Gefahr gesehen oder gewittert hat, wie der Wind davonfliegt und nie einen Augenblick stehen bleibt, um sich umzusehen. Bisweilen wird das schönste Zebra der Herde geschossen, denn unsere Leute haben eine plötzliche Neigung zu dem Fleisch bekommen, das sie für den „König des guten Fleisches“ erklären. Auf den mit kurzem Grase bewachsenen Ebenen zwischen uns und dem Flusse sind viele Antilopen verschiedener Arten, die still grasen oder sich ausruhen. Wilde Schweine sind gewöhnlich und spazieren während des Tages im Freien umher, sind aber so scheu, daß sie uns selten dicht herankommen lassen. Wenn sie in Angst geraten, richten sie ihre schlanken Schwänze in die Höhe und traben geschwind in gerader Linie ab, wobei sie ihre Körper so fest halten, wie eine Lokomotive auf einer Eisenbahn. Eine Meile jenseits des Teiches kommen drei Büffelkühe mit ihren Kälbern vom Walde her und ziehen in die Ebene hinaus. Ein Trupp Affen am Rande des Waldes läuft eiligst in dessen Tiefen zurück, nachdem er den lauten Gesang Singelekas gehört hat, und alte grämliche Kerle schimpfen, sowie sie die menschliche Reisegesellschaft zu Gesicht bekommen, mit einem lauten und zornigen Gebelle auf sie los. Am frühen Nachmittag können wir abermals Büffel oder andere Tiere sehen. Wir lagern uns auf

dem trockenen höheren Gelände, nachdem wir zufällig einen einsamen Elefanten vertrieben haben. Die Nächte sind jetzt wärmer und bieten fast ebensoviel Interessantes als die Tage. Eine neue Welt erwacht und kommt hervor, zahlreicher, wenn man nach dem Lärm, den sie macht, urteilen darf, als die, die beim Sonnenlicht draußen war. Löwen und Hyänen brüllen um uns her und kommen bisweilen widerwärtig nahe, obwohl sie sich nie in unsere Mitte gewagt haben. Fremde Vögel singen ihre lieblichen Lieder, während andere kreischen und barsch schreien, als ob sie in Furcht oder Zorn wären. Wunderbare Insektentöne treffen das Ohr; einer, von dem die Eingeborenen sagten, daß er von einem großen Käfer herkomme, gleicht einer Reihenfolge abgemessener harmonischer Schläge auf einen Ambos, während viele andere völlig unbeschreiblich sind. Reptilien, obwohl zahlreich vorhanden, beunruhigten uns selten; während der ganzen Reise litten nur zwei Männer von Stichen, und zwar sehr unbedeutend; der eine vermutete, daß er von einer Schlange gebissen worden sei, der andere wurde von einem Skorpion gestochen.

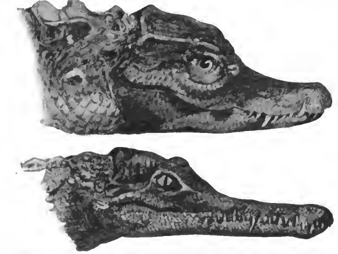


Abb. 19. Kopf des langschnauzigen (1/8 nat. Größe) und des kurzschnauzigen (1/5 nat. Größe) Krokodils.

Am nächsten Tag ging unser Weg über die obere Terrasse und durch einen dichten Dornbschungel. Wo es keinen Weg gibt, ist das Reisen stets schwierig, aber noch beunruhigender ist es, wo der Wald durch viele Wildfährten aufgehauen ist. Hier gingen wir voneinander getrennt, und als ich mich bückte, um eine Probe der wilden Frucht Morula aufzuheben, stürzte ein Nashorn mit zornigem Schnauben auf mich los; aber sonderbarerweise blieb es, als es nicht mehr so weit von mir entfernt war, als seine eigene Länge betrug, stockstill stehen und ließ mir Zeit, zu entkommen; im Springen riß ein Ast meine Taschenuhr heraus, und während ich mich halb umdrehte, um sie zu ergreifen, sah ich es in der Ferne mit seinem Kalbe noch an derselben Stelle stehen, als ob es mitten in seinem Angriff von einer unsichtbaren Hand wäre zurückgehalten worden. Als ich etwa dreißig Meter davon war, schrie ich, in der Meinung, daß meine Gefährten dicht hinter ihm seien: „Paßt auf!" Da stürzte es laut schnaubend in einer anderen Richtung davon.

Die Krokodile (Abb. 19) im Nooma sind schlimm daran. Noch nie sind Reptilien so verfolgt und geschoren worden. Man jagt sie mit Speeren und stellt Schlingfallen für sie. Wenn eines von ihnen in einen einladenden Teich nach Fischen geht, so findet es bald, daß er eingehegt und daß auf den einzigen Weg, der hinausführt, eine Schlingfalle gestellt ist. Das Fleisch der Krokodile wird gegessen und schmackhaft gefunden. Die Ufer, an die das Weibchen in der Nacht seine Eier legt, werden am Tage sorgfältig durchsucht und alle Eier ausgegraben und verschlungen. Unter den wenigen Jungen, die ihren übrigen Feinden entgehen, wütet der Fischhabicht. Unsere Leute standen

beständig auf der Lauer nach Krokodilnestern. Sie fanden eines, das 35 frischgelegte Eier enthielt, und behaupteten, das Krokodil werde in der folgenden Nacht an einer andern Stelle noch ebenso viele legen. Die Eier lagen einen Fuß tief im Sande an der höchsten Stelle eines zehn Fuß hohen Ufers. Das Tier gräbt mit seinem Fuße ein Loch, bedeckt die Eier und verläßt sie, bis ungefähr drei Monate später der Fluß steigt; dann kommt es zurück und steht den ausgekrochenen Jungen bei. Wir sahen einmal Tette gegenüber junge Krokodile in Gesellschaft eines alten im Dezember an einer Insel hinschwimmen. Das Dotter des Eies ist fast ebenso weiß wie das wirkliche Weiße. Im Geschmack gleichen sie Hühnereiern, vielleicht mit einem Beigeschmack nach Eierrahm, und wäre es nicht wegen ihres ekelhaften Ursprungs in Menschenfressern, so würden sie von Weißen mit demselben Hochgenuß gegessen, wie von den Schwarzen.

Als wir an den mit Rohr bedeckten Ufern vorbeifuhren, war das Hauptgeschäft der Männer und Knaben die Jagd auf die Senze oder das Borstenferkel (Aulacodus Swinderianus), ein Tier von der Größe einer großen Katze, aber an Gestalt mehr einem Schweine ähnlich. Die Jäger stecken eine Masse Rohr in Brand und stehen, mit Stöcken, Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, in Gruppen da, um die Ausgänge zu bewachen, durch die die aufgescheuchte Senze vor den nahenden Flammen entrinnen kann. Dunkle, dichte Massen von undurchdringlichem Rauch wälzen sich nun auf der ganzen unter dem Winde liegenden Seite der kleinen Insel hin und verbergen die Jäger. Zuweilen bricht ein ungeheures Meer schwarzgelber Flammen hervor und schießt brausend und knatternd weit über das hohe Rohr wild empor. Die erschreckten Tiere stürzen heraus, und mitten im Rauche sieht man die aufgeregten Jäger mit wilden Grimassen herumtanzen und Stock, Speer und Pfeil auf ihre herausgebrannten Opfer schleudern. Über dem Rauche schweben Weihen, bereit, über die Heuschrecken herzufallen, sowie sie aus dem Feuer springen. Kleine Krähen und Hunderte von Schwalben sind in eifrigem Fluge, stürzen in den Rauch und wieder heraus, um sich flüchtiger Fliegen zu bemächtigen. Massen von Insekten springen in ihrer Eile dem Feuer zu entrinnen in den Fluß, und die emsigen Fische genießen einen seltenen Schmaus.

Zwei Meilen oberhalb einer Bank, auf der unser Schiff vierzehn Tage lag, wurde ein Flußpferd geschossen; nach drei Stunden schwamm es obenauf. Als das Boot es herabschleppte, wurden die Krokodile durch das tote Tier angelockt, und es mußten mehrere Schüsse abgefeuert werden, um sie abzuwehren. Die Kugel war nicht in das Gehirn des Tieres eingedrungen, hatte aber einen Knochensplitter hineingetrieben. Aus der Wunde kam ein wenig Feuchtigkeit nebst einigem Gas heraus; das war alles, was den Krokodilen den Strom hinab anzeigen konnte, daß es ein totes Flußpferd gebe, und doch kamen sie meilenweit von unten herauf. Ihr Geruchsinn muß ebenso scharf sein wie ihr Gehör; beide sind ganz außerordentlich. An dem Fleische, das wir liegen ließen, fraßen Dutzende. Jumbo pflegte zu behaupten, das Krokodil fresse kein frisches Fleisch, sondern hebe es auf, bis es pikant und zart sei, und je stärker es rieche, desto lieber fresse es das Fleisch. Daran scheint etwas Wahres zu sein. Die Krokodile können nur kleine Stücke auf einmal verschlucken und finden es schwierig, frisches Fleisch zu zerreißen. Beim Schlucken, das wie beim Hunde geschieht, wird der Kopf aus dem Wasser gehoben.

Am Schiffe schwamm der Leichnam eines Knaben vorbei; ein ungeheures Krokodil stürzte auf ihn mit der Schnelligkeit eines Windhundes, fing ihn und schüttelte ihn wie ein Dachshund eine Ratte. Es eilten noch andre zur Beute herbei, und jedes machte, sowie es wütend ein Stück abriß, mit seinem gewaltigen Schwanze das Wasser aufbrausen, wallen und schäumen In einigen Sekunden war der Leichnam verzehrt. Das Schauspiel war schrecklich anzusehen. Der Schire wimmelt von Krokodilen; auf einer einzigen Bank zählten wir 67 dieser abstoßenden Reptilien; aber sie sind nicht so grimmig, wie in manchen anderen Flüssen. Dem einen der Krokodile, die geschossen wurden, war ein Stück vom Ende seines Schwanzes abgebissen; ein anderes hatte im Kampfe einen Vorderfuß verloren. Zwischen den Zähnen sahen wir wirkliche Blutegel, wie sie von Herodot erwähnt werden, aber wir sind nie Zeuge gewesen, daß der Regenpfeifer sie herauspickte. Daß die Grimmigkeit der Krokodile in einem Teile des Landes größer ist, als in dem andern, kommt ohne Zweifel vom Mangel an Fischen her. Der Schire wimmelt von Fischen verschiedener Gattungen. Die einzige Zeit, wo seine Krokodile besonders zu fürchten sind, ist die, wo der Fluß Hochwasser hat. Dann werden die Fische von ihren gewöhnlichen Aufenthaltsorten vertrieben, und Wild kommt nicht zum Flusse hinab, um zu trinken, da es Wasser genug in den

landeinwärts liegenden Teichen gibt. Jetzt treibt der Hunger das Krokodil, den Frauen aufzulauern, die zum Flusse kommen, um Wasser zu schöpfen, und am Sambesi werden jedes Jahr viele von ihnen fortgetragen. In anderen Jahreszeiten ist die Gefahr nicht so groß; doch sollte man nie baden oder sich zum Trinken niederbücken, wo man den Grund nicht sehen kann, besonders am Abend. Einer der Makololo lief in der Abenddämmerung zum Flusse hinab, und wie er beschäftigt war, auf die den Eingeborenen eigentümliche Weise das Wasser mit der Hand in den Mund zu schleudern, kam plötzlich ein Krokodil vom Grunde herauf und packte ihn an der Hand. Glücklicherweise konnte er den Ast eines Baumes erreichen und hatte so viel Geistesgegenwart, ihn zu ergreifen. Beide zerrten und rissen, das Krokodil um seine Mahlzeit und der Mann um sein teures Leben. Einige Zeitlang schien es zweifelhaft, ob eine Mahlzeit oder ein Leben geopfert werden müsse; aber der Mann hielt fest, und das Ungeheuer ließ die Hand los, nicht ohne tiefe Spuren seiner Zähne darin zurückzulassen. Auch im Kongo sind in der Nähe der Stromschnellen Krokodile so häufig, daß von den Frauen, die zum Wasserholen an den Fluß hinabgehen, gewöhnlich die eine große Steine ins Wasser werfen muß, während die anderen ihre Kürbisflaschen füllen.

3. Geschichte der Erforschung Afrikas.

In alter Zeit bildete die Landenge von Suez eine Art Brücke, auf der die Völker von Asien nach Afrika kamen. Von hier aus wurde wahrscheinlich das Niltal durch die Ägypter besiedelt. Auch die Araber haben diesen Weg genommen, während die Phönizier zu Schiffe den Norden Afrikas besuchten. Die Indier besiedelten die Insel Sokotra, und die Hebräer befuhren die Küsten des Roten Meeres, die Karthager die Nord- und Westküste Afrikas. Aber die vielleicht ziemlich ausgebreiteten Kenntnisse, die diese Völker von verschiedenen Teilen Afrikas erwarben, sind leider der Nachwelt verloren gegangen.

Ums Jahr 460 v. Chr. hat Herodot Ägypten und Kyrene bereist und dann was er auf seiner Reise gesehen und über das sonstige Afrika gehört hat, in seinem Geschichtswerk verwertet. Auch der große Geograph Strabo (1. Jahrhundert v. Chr.) hat einen Teil von Afrika persönlich kennen gelernt. Die Römer hatten in Afrika eine blühende Provinz, und die christliche Kirche, die dort gegründet wurde, hat die Verfolgungszeiten überstanden. Aber die Christenheit des Mittelalters hat sich nicht um Afrika gekümmert, und es geriet allmählich in Vergessenheit. So konnten nach dem Verfall des römischen Reichs die mohammedanischen Araber und Türken ungehindert durch die offene Türe bei Suez eindringen, Nord- und Ostafrika überfluten und mit Feuer und Schwert den Islam verbreiten. An der Ostküste gelangten sie über den südlichen Wendekreis bis zum Kap Corrientes, und ihre Niederlassungen blühten, bis die Portugiesen erobernd nach Afrika kamen. Im Westen gelangten die Araber dauernd nur bis zum Kap Nun, gegenüber den Kanarischen Inseln, im Innern ungefähr bis zum achten Grad nördlicher Breite. Die Sahara und den Sudan haben sie ganz dem Islam unterworfen. Die arabischen Reiche sind teilweise wieder untergegangen, aber einige, wie Bornu, Bagirmi, Wadai, Sokoto u. s. w., bestehen heute noch.

Erst gegen Ende des Mittelalters fingen auch die europäischen Völker wieder an, sich um Afrika zu kümmern. Im 13. Jahrhundert besuchte Marco Polo die Küste von Ostafrika, und der Tätigkeit der italienischen Republiken Venedig und Genua verdankt man Karten von Afrika aus dem 14. und 15. Jahrhundert.

Seit Anfang des 15. Jahrhunderts machten die Portugiesen, später besonders auf Anregung des Infanten Heinrich des Seefahrers, ihre großen afrikanischen Entdeckungen. Sie suchten einen Strom, auf dem man ostwärts nach Indien fahren könnte, und entdeckten so den Senegal. Dann umschifften sie das Grüne Vorgebirge, kamen an den Kongo und fanden die Walfischbai. Im Jahre 1487 umschiffte Bartolomeo Diaz das Kap der guten Hoffnung, und zehn Jahre später entdeckte Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien. So waren also am Ende des 15. Jahrhunderts die Küsten Afrikas beinahe vollständig bekannt.

Im 17. Jahrhundert fing die katholische Kirche an, Missionare nach Afrika zu senden, durch deren Reisen die Kenntnis des Landes erweitert wurde; auch begann man um diese Zeit wissenschaftliche Reisen nach Afrika zu veranstalten. Damals machte der große Kurfürst, dessen Gedanken seiner Zeit weit vorauseilten, den Versuch, in Afrika festen Fuß zu fassen. Er gründete im Jahre 1682 an der Küste von Guinea die brandenburgische Handelskolonie Groß-Friedrichsburg. Das Unternehmen gedieh aber nicht, und die Kolonie ging nach kurzem Bestand wieder verloren. Allerlei Reisewerke über Afrika, in denen freilich Wahres mit Falschem gemischt war, entstanden im 17. und 18. Jahrhundert.

Einen Wendepunkt bezeichnet das Jahr 1788. In diesem Jahre wurde in London die „Gesellschaft für Beförderung der Entdeckung der inneren Teile Afrikas" gegründet. Die Gesellschaft hatte zunächst wissenschaftliche Zwecke, verfolgte aber auch den Plan, dem englischen Handel neue Absatzgebiete zu eröffnen. Damit kam Methode und Zusammenhang in die afrikanischen Reisen. Zunächst schickte die Gesellschaft Forschungsreisende aus, die dem Lauf des Niger nachspüren sollten. Einer der erfolgreichsten war der Schotte Mungo Park, dem es, nachdem andere teils unverrichteter Sache zurückgekehrt, teils unterwegs dem Klima erlegen waren, gelang, vom Gambia, also von Westen aus, den Niger zu erreichen und auch wieder wohlbehalten zurückzukehren. Seine Reise hatte drei Jahre, von 1795—1797, gedauert. Obgleich die Quellen des Niger erst 1879 entdeckt wurden, so war doch schon nach den Reisen Landers, 1830, der Lauf des Stromes der Hauptsache nach festgestellt. Sein Mündungsgebiet ist mit dichtem Urwald bewachsen. Er hat eine Länge von 4160 Kilometer und ist der Hauptstrom Mittelafrikas. Den wichtigsten Nebenfluß des Niger, den von Osten kommenden, im Innern des Hochsudan entspringenden Benue und dessen Hinterländer hat der deutsche Reisende Flegel von 1879—1885 genauer erforscht. Seit vom Jahre 1840 an die Franzosen Algier zu erobern begannen, hatten die Forschungsreisenden einen Stützpunkt in Nordafrika, und verschiedene Engländer benützten dies, um weiter ins Innere einzudringen; doch gelangten sie noch nicht bis in den Sudan.

Eines der ersten afrikanischen Länder, das wissenschaftlich erforscht wurde, ist Abessinien, wo nicht nur von 1634 an bis etwa 1654 der Lübecker Jurist Heiling als Missionar wirkte, sondern wohin auch im Jahre 1770 eine Forschungsreise unternommen wurde.

Die Versuche, den Nil bis zu seinen Quellen zu verfolgen, waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreich, und wenn auch zunächst die Entdeckung

seines Ursprungs nicht gelang, so kam man doch bis zum vierten Grad nördlicher Breite. Mehemed Ali, der von 1805—1848 Statthalter von Ägypten war, hat bei Gelegenheit seiner Eroberungszüge manches für die Erforschung des Nils getan.

In Südafrika war das Kapland zuerst von Holländern besiedelt worden, dann wurde es von England erobert; infolge dieser Eroberung zogen die Holländer, richtiger die Buren, immer weiter nordwärts, und dadurch wurden neue Gebiete erschlossen. Einzelne Reisende und Jäger machten von Süden aus Vorstöße ins Innere, und Missionar Moffat drang bis ins Betschuanenland vor. Auch die Ostküste wurde bereist, und im Jahre 1848 haben zwei deutsche Missionare, Krapf und Rebmann (im Dienste der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft) zuerst den Kilima-ndscharo und den Kenia gesehen und Erkundigungen über den großen See im Innern eingezogen.

Für die Erforschung von Nordafrika war ums Jahr 1848 schon sehr viel getan. Die Atlasländer waren mehr oder weniger bekannt; man wußte unter anderem auch von zwei großen Wegen durch die Wüste. Der eine geht von Tafilet (einer Oase in Marokko) nach Timbuktu am Niger, da wo dieser Strom den Wüstensaum erreicht und anfängt, eine Strecke weit ziemlich genau nach Osten zu fließen, ehe er die Biegung nach Südosten macht; der andere von Mursuk, dem Hauptort der Oase Fezzan in Tripolis, bis Kuka (der Hauptstadt von Bornu, am Tsadsee). Senegambien, das Land zwischen Senegal und Gambia und Niger, war erforscht und der Niger befahren. Der Senegal und der Gambia entspringen beide im Hochsudan und münden an der Westküste, der Senegal nördlich, der Gambia südlich vom Grünen Vorgebirge. In Nordguinea kannte man nicht nur die Küste, sondern auch Teile des Hinterlandes. Südafrika war bekannt bis zum Limpopo und Kunene, und in Ostafrika hatte man die Bergriesen Kilima-ndscharo und Kenia wenigstens von ferne gesehen.

Mit dem Jahre 1849 beginnt wieder eine neue Periode der Afrikaforschung. Soweit es sich um Nordafrika handelt, knüpft sie sich besonders an die Namen der deutschen Reisenden Heinrich Barth (geb. in Hamburg 1821, † in Berlin 1865), Gerhard Rohlfs (geb. 1831, † 1896) und Gustav Nachtigal (geb. 1834, † 1885 bei Kap Palmas an der Küste von Liberia). Barth hat auf seiner sechsjährigen Reise von 1849—1855 den westlichen Sudan aufs gründlichste erforscht und dessen Topographie sowie die der Sahara begründet. Was Barth für den westlichen, das hat Nachtigal auf einer sechsjährigen Reise (1869—1874) auch für den östlichen Sudan geleistet. Es gelang ihm sogar, was noch keinem Europäer geglückt war, bis nach Wadai, einem Negerreich im mittleren Sudan, zu kommen. Zwei andere Reisende, Eduard Vogel und Moritz von Beurmann, hatten ihren Versuch, in Wadai einzudringen, mit dem Leben bezahlt. Vogel wurde 1856 auf Befehl des Sultans von Wadai getötet, Beurmann fiel im Jahre 1863 in Mao, östlich vom Tsadsee, durch Mörderhand. Rohlfs hat auf mehreren großen Reisen Nordafrika und den Sudan in verschiedenen Richtungen durchzogen und einige vorher nie von Europäern betretene Oasen der Sahara besucht. Er galt für den besten Kenner Nordafrikas.

Heinrich Barth ist der erste Deutsche, der Afrika wissenschaftlich bereist hat. Seit er als Student auf einer Ferienreise von Sizilien aus am fernen Horizont die afrikanische Küste erblickt hatte, ging seine Sehnsucht dahin, Afrika kennen zu lernen. Im Jahr 1845 trat er, durch wissenschaftliche Studien gut vorbereitet, seine erste Reise nach Nordafrika an. Er war damals genötigt, sich in der Nähe des Meeres zu halten, denn das Land war infolge von Abdel Kaders Aufstand gegen die Franzosen sehr unruhig und ein Vordringen nach Süden zu gefährlich. Aber auch in der Nähe der Küste war Barth in großer Lebensgefahr. Er hatte eine kleine Kamelkarawane, zwei Führer und einige Diener. Einmal wurde die kleine Karawane zwei Tage lang



Abb. 20. Nordafrikanische Kamelkarawane.

von bewaffneten Reitern verfolgt — zuerst waren es drei, aber allmählich stießen noch vier dazu — die sich unter allerhand Vorwänden und Betteleien immer wieder herbeidrängten und auf Gelegenheit lauerten, Barth hinterlistig zu töten, um ihn berauben zu können. Barth konnte nachts kein Auge zutun, sondern saß mit gespannter Pistole in seinem Zelt. Endlich hieß es, die Räuber seien fortgeritten, und todmüde sank Barth in Schlaf. Aber sie hatten sich nur zum Schein entfernt und überfielen jetzt den Schlafenden. Barth und seine Diener wehrten sich, und es gab Verwundungen auf beiden Seiten. Endlich zog die Karawane, nachdem Barth seine Wunde etwas verbunden hatte, weiter; aber bald erschienen die Räuber wieder, und der Kampf begann noch einmal. Mit dem Säbel in der Faust warf sich Barth unter die Räuber, da trafen ihn zwei Steine im Nacken und er sank zu Boden. Seine Leute waren teils geflohen, teils kampfunfähig, und die Räuber jagten mit den Kamelen und Pferden und aller Habe Barths davon. Leider waren unter dem Raub auch seine sorgfältig geführten Tagebücher. Verwundet, ohne Wasser und Lebensmittel, war Barth ganz verlassen in der Wüste. Zum Glück waren zwei leere Kamele stehen geblieben. Auf einem derselben gelangte er zu einem armen Beduinenstamm, wo er aufgenommen wurde und sich

kümmerlich von etwas erbetteltem Mehl und Hanfsamen nährte. Endlich fand er Führer, denen er versprach, sie in Alexandrien, das nicht mehr fern war, zu bezahlen. Mit noch nicht geheilten Wunden, in zerlumpter arabischer Kleidung trat er in einen europäischen Gasthof. Hier wurde für ihn gesorgt, seine Wunden heilten, und er bekam Geld aus der Heimat. Sein Mut war nicht gebrochen. Er bereiste jetzt den Nil, das Rote Meer, Arabien, das Heilige Land, Kleinasien und die griechischen Inseln, und kehrte dann nach Deutschland zurück.

Jene erste Reise war nur die Vorbereitung zu Barths epochemachender Expedition in den Sudan. Im Jahr 1849 schickte sich der Engländer Richardson an, die Sahara zu bereisen. Man wollte von England aus den Sudan dem europäischen Handel erschließen und bei dieser Gelegenheit auch dem Sklavenhandel zu Leibe gehen. Als Naturforscher ging der Deutsche Overweg, dem König Friedrich Wilhelm IV. die Mittel zur Reise gab, mit, und Overweg veranlaßte Barth, sich anzuschließen. Dieser machte die Reise ganz aus eigenen Mitteln.

In Tripolis, da wo der Wüstensand bis an die Küste reicht, betraten die Reisenden die Wüste. Die Oase Fezzan ist von einem breiten Wüstengürtel umgeben. „Eine entsetzliche Nacktheit kennzeichnet diese Wüste; kein Tropfen Wasser fließt; keine Pflanze grünt in ihr; kaum einen Brunnen findet man. Ein ewig blauer Himmel, an dem die glühende Sonne jedes feuchte Wölkchen verzehrt, liegt hier schwer über der öden, traurigen Landschaft, in der der wie von Todesfurcht gejagte Mensch nur dann und wann als das fast einzige lebende Wesen auftritt." Am 39. Tag der Reise kam die Gesellschaft in Mursuk, dem Hauptort der Oase, an. Von da aus ging's in westlicher Richtung nach Rhat. Dort sieht man in der Ferne eine wilde, zerrissene Bergkette, die nach dem Glauben des Volks eine von bösen Geistern bewohnte Burg ist, der sich niemand zu nähern wagt. Barth und Overweg machten sich dahin auf den Weg. Als Overweg, den die Kräfte verließen, umkehren mußte, ging Barth allein weiter und gelangte bis zu dem angeblichen Teufelsschloß, das aber nur aus Felsen und Klippen bestand. Er bekam einen heftigen Fieberanfall und brachte ganz allein eine fürchterliche Nacht zu. Am Morgen fand ihn ein Reiter, der ihm Wasser gab und ihn zurückbrachte.

Auf der Weiterreise wurde die Karawane von Räubern überfallen, deren man sich nur durch Bezahlung eines hohen Lösegeldes erwehren konnte. Die Karawane zog nun immer weiter nach Süden, und in Tabschelel trennten sich die Reisenden im Januar 1851, um jeder für sich Bornu zu durchforschen. Richardson starb schon im März desselben Jahres. Overweg und Barth trafen sich wieder in der Nähe des Tsadsees, beide in großer Geldverlegenheit. Der Tsadsee nimmt verschiedene große Ströme auf, hat aber keinen Abfluß. Er verändert seinen Wasserstand fortwährend, und infolge davon ist die Gegend oft sumpfig und sehr ungesund.

Barth machte nun Kuka, die Hauptstadt Bornus, zu seinem Hauptquartier und erforschte von da aus die Länder südlich und nördlich vom Tsadsee. Bei einer dieser Reisen entdeckte er den Benuë. Als er einmal, ziemlich geschwächt vom Fieber, wieder nach Kuka kam, fand er dort Briefe aus der Heimat und für 200 Mark Waren, die man ihm nachgeschickt hatte. Die Waren werden aber in jenen Ländern oft nicht mit Geld, sondern mit Sklaven bezahlt; da Barth doch kein Sklavenhändler werden wollte, mußte er vieles unter dem Wert hergeben und kam so bald wieder in Not. Um noch ein südlich vom Tsadsee gelegenes Land kennen zu lernen, schlossen sich die Reisenden dem Sultan von Bornu an, der auf eine Sklavenjagd auszog. Sie bemühten sich während der Reise vergeblich, ihn von seinem schändlichen Plane abzubringen. So wurden sie Zeugen unerhörter Greuelszenen. 3000 Sklaven, meistens Frauen und Kinder, schleppten die Schua — so heißen die Bewohner von Bornu — mit heim. Die Männer des Negerstammes, den sie überfallen hatten, waren meistens hingeschlachtet worden.

Im März 1852 brach Barth allein, nur von zwei Dienern begleitet, nach Bagirmi auf. Diese Reise war besonders gefährlich, da man damals dort alle Fremden für Spione hielt. Man wollte ihn gar nicht über den Grenzfluß, den Schari, lassen, und als er glücklich drüben war, wurde er einmal plötzlich überfallen und in Ketten gelegt. Mehrere Tage lag er so in seinem Zelt, dann auf einmal ließ man ihn frei und gab ihm auch die Sachen wieder, die man ihm genommen hatte. Einmal machte er sich durch seine Wetterbeobachtungen verdächtig, und der Statthalter ließ ihn fragen, ob es wahr sei, daß er den Wolken verbiete, zu regnen. Als Barth antwortete, das könne nur Gott, war der Statthalter beschämt und sandte ihm Lebensmittel.

So war Barth in Bagirmi, aber nun konnte er nicht wieder heraus, man ließ ihn nicht fort; er mußte warten, bis der Sultan von einer Sklavenjagd heimkehrte. Dieser hatte allerhand Merkwürdiges über Barth gehört. Man nannte ihn den Nadelprinz, weil er Nähnadeln zu verschenken hatte, oder den „Vater der Drei", weil der merkwürdige Mann in dem Lande, wo alles barfuß ging, nicht nur Schuhe und Strümpfe, sondern auch noch Überschuhe trug. Der Sultan war freundlich, ließ Barth ziehen und gab ihm sogar ein Abschiedsgeschenk in Gestalt von 50 Hemden. Barth kehrte nach Kuka zurück, wo er wieder Briefe und Hilfsmittel fand. Seinen Reisegefährten aber traf er sehr krank und mußte ihn bald darauf sterben sehen.

Barth hatte nun den Plan, die Länder der Fulbe- und Fellata zu bereisen, der Völker, die sich durch hellere Farbe, schlankere Gestalt und eigene Sprache von den eigentlichen Negern unterscheiden. Sie sind tatkräftige, begabte Menschen und dabei fanatische Mohammedaner. Seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts drangen sie erobernd vor, verbreiteten den Islam und die mohammedanische Zivilisation und gründeten mehrere Staaten, wie Sokoto, das jetzt unter französischem Schutz stehende Futa Dschallon, Futa Toron, Massina. Die Zahl der Fulbe beträgt 6—8 Millionen.


Abb. 21. Heinrich Barth.

Immer nach Westen reisend durchzog Barth verschiedene dieser Staaten, und im Juni 1853 erreichte er endlich Say, eine Stadt am rechten Ufer des Niger. An dem Strom abwärts ziehend, kam er nach Timbuktu. Hätten die Bewohner gewußt, daß Barth ein Christ sei, er wäre nicht lebend in die Stadt gekommen. Zum Glück gewann er einen Freund und Beschützer an dem edlen Araber Scheikh El Bakay, dem geistlichen Oberhaupt der Stadt. Dieser nahm ihn in sein Haus auf und beschützte ihn gegen die fanatischen Einwohner, die dem Christen nach dem Leben trachteten. Barth konnte sich nie auf den Straßen sehen lassen und nur von der Terrasse des Hauses aus zuweilen die Stadt und das Treiben darin beobachten. Vor Barth waren nur zwei Europäer, ein Engländer und ein Franzose, nach Timbuktu gekommen und der Engländer, Major Laing, war unter den Händen eines Meuchelmörders gefallen. Timbuktu liegt 10 Kilometer nördlich vom Niger. (Die Hafenstadt, die am Strome selbst liegt, heißt Kabara.) Es hat 20000 Einwohner und ist eine altberühmte Handelsstadt, der Zielpunkt der Sudan- und Marokkokarawanen. Oft strömen zehntausend Fremde hier zusammen Die Handelsartikel sind: Gold, Salz, Kolanüsse, Gummi und Elfenbein. Die Stadt wurde um 1100 von den Tuareg gegründet. Sie liegt in dem jetzt französischen Teil des Sudans und wurde 1893 von den Franzosen besetzt. Barth konnte in Timbuktu keine Nacht ruhig schlafen und einmal erkrankte er infolge einer Vergiftung. Endlich gelang es El Bakay, ihn aus der Stadt zu bringen. Der wackere Scheikh begleitete ihn nigerabwärts bis Gogo am Niger, der jetzt verfallenen Hauptstadt des einstigen Sonrhaireiches. (Die Sonrhai sind ein durch die Fulbe besiegtes und unterjochtes Negervolk.) Während der Reise erforschte Barth den Lauf des mittleren Niger. Nach dem Abschied von seinem Freunde zog er auf seiner alten Straße weiter. Einmal war er mit seinem Diener etwas vorausgeritten, als er plötzlich einen Mann auf sich zukommen sah, an dessen weißer Gesichtsfarbe er gleich merkte, daß er eigentlich nicht in die orientalische Kleidung gehörte. Es war Dr. Vogel, den man aus Deutsch-

land gesandt hatte, um Barth aufzusuchen und zu unterstützen. Vogel war schon in Bornu gewesen und hatte dort gehört, Barth sei gestorben, und diese Nachricht hatte sich dann auch in Europa verbreitet. Sie konnten jetzt nur kurze Zeit beieinander sein, da Vogel schon einen andern Reiseplan hatte, aber im Januar 1855 trafen sie in Kuka noch einmal zusammen. Endlich am 9. Mai verließ Barth Bornu und man durchreiste zum letztenmal die Wüste. Ende Juli kam er nach Tripolis. Als er der Stadt nahte, wo er sich am Ende seiner Gefahren hoffen konnte, und als er zum erstenmal wieder das Meer erblickte, da fühlte er sein Herz so voll von Dankbarkeit, daß es ihm war, als müßte er vom Pferde steigen und am Meeresufer Gott für seine Errettung danken. Er eilte nach Europa und wurde im Vaterland mit Freuden aufgenommen und reich geehrt. Er schrieb nun sein großes Werk „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika während der Jahre 1849—1855", ein Werk, das die Grundlage für die Kenntnis des westlichen Sudans bildet. — Barth wurde später Professor an der Berliner Universität, als Nachfolger des großen Geographen Ritter, dessen begeisterter Schüler er einst gewesen war. Er hat auch später noch größere Reisen gemacht, aber den afrikanischen Boden hat er nicht wieder betreten. Seine Verdienste um Erd- und Völkerkunde sind ungeheuer. Als Moritz von Beurmann ausgesandt wurde, um Vogel aufzusuchen, machte Barth ihm den Reiseplan, und den Reisenden von der Decken, der in Ostafrika reiste, unterstützte er mit Rat und Tat. Auch von der Decken ist wie Beurmann durch Mörderhand gefallen. Barth starb nach kurzer Krankheit, erst 44 Jahre alt, am 25. November 1865.

Eine Frage, die die Wissenschaft besonders beschäftigte, war die des Oberlaufs und der Quellen des Nil. Unter den Erforschern jener Gebiete ist besonders Georg Schweinfurth (geb. 1836) zu nennen, der zwar nicht nach den Nilquellen selbst suchte, aber bei einer Reise, die er 1869 antrat, bis tief ins Herz von Afrika kam, und — allerdings ohne es zu wissen — die Wasserscheide zwischen Nil und Kongo überschritt. Er durchreiste die Länder der Schilluk, der Dinka und anderer Negerstämme, drang ins Land der Niam-Niam und — als erster Europäer — ins Land der Mangbuttu. Die Niam-Niam und die Mangbuttu lernte er als arge Menschenfresser kennen, obgleich sie sonst nicht zu den niedrigst stehenden Negerstämmen gehören. Sowohl die Niam-Niam (Abb. 22) als die Mangbuttu sind ziemlich hellfarbig. Beide Völker treiben Ackerbau und sind sehr geschickt in der Verfertigung von Geräten und Waffen, verstehen sich auch auf die Bearbeitung des Eisens.

In dem oberen Nilgebiet zwischen dem Albertsee und dem ägyptischen Sudan lernte Schweinfurth eine Anzahl von dunkelfarbigen Stämmen kennen, die den echten Negern sehr ähnlich sind. Dahin gehören z. B. die Dinka, die Schilluk, die Nuer u. s. w. Jene Gegenden waren damals sehr stark bevölkert, sind aber seither durch die Raubzüge der Chartumer Sklavenhändler verwüstet worden. Die Obernilstämme betreiben Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischfang.

Doch kehren wir wieder zu der Erforschung des Nils zurück. Die Entdeckung seines Ursprungs knüpft sich an die Namen der englischen Reisenden Burton, Speke, Grant und Baker. Burton und Speke traten im Juni 1858 von Sansibar aus eine Reise nach Innerafrika an, bei der sie 1858 den Tanganjikasee entdeckten. Als Burton seiner Gesundheit wegen umkehren mußte, ging Speke allein weiter und erreichte das Südufer des Ukerewe- oder Viktoriasees, den er schon damals für die Hauptquelle des Nil erklärte. Damit war auch festgestellt, daß der aus dem Viktoriasee fließende Weiße Nil der Hauptstrom ist. Es mußte jetzt nur noch die Stelle, wo der Nil aus dem See tritt, gesucht und sein Lauf bis 3° 34′ nördlicher Breite festgestellt werden. So weit war nämlich inzwischen der Reisende Miani gekommen. Diese Aufgabe löste Speke auf einer Reise, die er mit

Grant 1860 antrat (Abb. 23). Grant begab sich dann nach Uganda und weiter nordwärts, während Speke im Juli 1862 auf den Nil stieß und ihn bis zu seinem Austritt aus dem Viktoriasee verfolgte. Im Jahre 1864 entdeckte Samuel Baker den Albertsee, den zweiten Quellsee des Nil. Damit war das alte Rätsel gelöst.

Im Jahre 1849 tritt in die Reihe der Forschungsreisenden der Missionar David Livingstone. Er hat seine großen Reisen ganz für die Sache der



Abb. 22. Dorf der Niam-Niam.

Mission gemacht, hat aber als einer der ersten Kenner des Landes und Volkes von Afrika auch der Wissenschaft unschätzbare Dienste geleistet. Von seiner Station Kolobeng am Limpopo aus drang er im Jahr 1849 nordwärts ins Innere vor und entdeckte den Ngamisee. In den Jahren 1851—1856 fand er dann auf verschiedenen Reisen zuerst den Liambai, d. h. den oberen Sambesi, dem er stromaufwärts bis zur Grenze der Schiffbarkeit folgte. Dann zog er zu Lande weiter bis an die Quellflüsse des Kassai, eines Nebenflusses des Kongo. Immer westwärts reisend, erreichte er Ende Mai 1854 Loanda an der Westküste. Nun beschloß er auf dem gleichen Wege zurückzukehren. Er folgte dem Laufe des

Sambesi abwärts, entdeckte die Viktoriafälle und erreichte im Mai 1856 Quilimane an der Ostküste. So war der Sambesi entdeckt und zum erstenmal Afrika von Westen nach Osten von einem Manne der Wissenschaft durchreist worden. Die Entdeckungen Livingstones lenkten die Blicke der Forscher nach Südafrika und zogen eine Reihe von weiteren Reisen nach sich. So wurde der Kunene erforscht und sein Lauf festgestellt. Livingstone selbst berichtigte und vervollständigte auf einer



Abb. 23. Die Reisenden Grant und Speke in Ostafrika.

zweiten Reise die Ansichten über den Lauf des Sambesi. Von diesem Strom aber führte der Weg nordwärts in das Seengebiet. Schon 1858 zog Livingstone mit einigen Begleitern den Schire, einen nördlichen Nebenfluß des Sambesi, hinauf und entdeckte 1859 zuerst den Schirwa- und dann den Njassasee. Auch in den Jahren 1861, 1863 und 1866 besuchte er diesen See, der schon 1868 von einem Dampfer befahren wurde.

So wurden der Reihe nach die Stromgebiete des Nigers, des Nils und des Sambesi erforscht, aber der gewaltigste Strom Afrikas, der Kongo, harrte noch seines Entdeckers. Die Mündung desselben zwar hatten schon im 15. Jahrhundert

die Portugiesen befahren, und verschiedene Reisende, so auch Livingstone, kamen an seine Quellflüsse, aber von seinem Lauf kannte man nur die unterste Strecke. Livingstone war bei seinen Reisen 1868 und 1869, auf denen er den Moero- und den Bangweolosee entdeckte, an den Luapula gekommen und hatte die Vermutung ausgesprochen, daß dies der Quellstrom des Kongo sei. Dann verging Jahr und Tag, ohne daß man von ihm hörte, und da man um sein Schicksal besorgt war, gab der Besitzer des „New York Herald", Gordon Bennett, Stanley den Auftrag, Livingstone aufzusuchen. Henry Morton Stanley (geb. 1840 in Wales) zog 1871 von Sansibar ins Innere.



Abb. 24. Die Stanley-Fälle.

Fast hätte diese Reise mit seinem Untergang geendet. Er ließ sich verleiten, mit den arabischen Einwohnern von Unjanjembe an einem Kriegszug teilzunehmen, seine Partei wurde aber geschlagen und er selbst nur durch die Treue seines arabischen Dieners gerettet. Die Reise in jenen Gegenden östlich vom Tanganjikasee war überhaupt gefährlich wegen der Araber, die bis jetzt hier allein Handel getrieben hatten und keinen Wettbewerb begehrten; die auch außerdem fürchteten, ihr schändliches Gewerbe, der Sklavenfang und -handel, könnte ihnen gelegt werden, wenn Europäer in die Gegend kämen. Sie verschuldeten es, daß Stanley von allen seinen Trägern und Führern verlassen wurde. Doch gelang es ihm, sich neue Leute zu verschaffen, und endlich langte er in Udschidschi am Tanganjikasee an. Unterwegs schon hatte er Livingstones Diener getroffen und von ihm erfahren, daß sein Herr noch in Udschidschi sei. Um auf die Eingeborenen einen achtunggebietenden Eindruck zu machen, gestaltete Stanley seinen Einzug möglichst prunkvoll. Das Volk strömte in Scharen heraus, um den Fremdling zu sehen. Da gewahrte er unter einer Gruppe von Arabern einen blaß aussehenden, weißen Mann mit grauem Bart, der sich auch durch

seinen Anzug von den andern unterschied. Das konnte niemand anders als Livingstone sein, und Stanley wollte schon auf ihn zueilen und ihn umarmen, als ihm noch im rechten Augenblick einfiel, daß die umstehenden Araber einen solchen Gefühlsausbruch für höchst würdelos halten würden. So schritt er stolz und würdevoll auf Livingstone zu, zog den Hut und sagte: „Dr. Livingstone, nicht wahr?“ und ebenso höflich antwortete dieser mit einem einfachen „Ja“. Erst ein paar Stunden später, als die beiden Männer allein waren, konnten sie sich ungehemmt der Freude dieses Zusammentreffens hingeben.

Sie reisten dann miteinander um den See und nahmen ihn auf. Livingstone machte nun noch neue Nachforschungen auf der Wasserscheide zwischen Nil und



Abb. 25. Die Jellalafälle des Kongo.

Kongo, denn er hatte sich überzeugt, daß die von ihm entdeckten Flüsse Luapula und Lualaba dem Kongosystem angehören mußten. Am 1. Mai 1875 fanden ihn seine treuen Diener am Bette knieend — tot. Es war in Tschitambos Dorf Ilala am Bangweolosee.

Noch immer war die Kongofrage nicht gelöst. Livingstone und ebenso ein anderer Engländer, Cameron, hatten versucht, von Njangwe am Lualaba aus stromabwärts zu fahren und so den Zusammenhang mit dem Kongo festzustellen, aber die Versuche scheiterten an dem Widerstand der arabischen Sklavenhändler in jener Gegend. Diese Frage zu lösen war Stanley vorbehalten. Nachdem er 1875 den Viktoriasee erforscht hatte, reiste er weiter ins Innere, erreichte Njangwe und setzte es durch, daß ihm der Sklavenhändler Tippu-Tipp Kähne zur Weiterreise lieferte. Der Kongo ist wegen seiner Stromschnellen schwer zu befahren; zu den bedeutendsten dieser Stromschnellen gehören die sogenannten Stanleyfälle am Äquator und die Jellalafälle (Abb. 24. 25) am Unterlaufe des Stromes. Stanley fuhr unter un-

geheuren Schwierigkeiten auf dem Lualaba, der sich als ein Quellfluß des Kongo erwies, und weiter auf dem Kongo selbst stromabwärts und erreichte im August 1877 Boma am Unterlaufe des Stromes. Jetzt erst waren die einzelnen Forschungsergebnisse zu einem Ganzen zusammengefügt; man übersah nun erst das ungeheure Stromsystem des Kongo und sein Verhältnis zu dem des Nils. Von den anderen Reisen Stanleys ist am bekanntesten die, die er zur Aufsuchung Emin Paschas machte. Der Kongo nimmt, nachdem er schon ein Stück weit südwärts geströmt ist, von Osten her einen bedeutenden Nebenfluß, den Aruwimi oder Ituri auf. Da der Aruwimi in ziemlich gerader Richtung von Osten nach Westen strömt, unternahm es Stanley, an diesem Strom aufwärts nach Osten vorzudringen. Er hat diese Reise durch den fürchterlichen Urwald in seinem Buch „Im dunkelsten Afrika" geschildert. Abgesehen von der Mühsal des Wegs haben Stanley und seine Begleiter auf dieser Reise ganz besonders durch Hunger gelitten. Nach einem halbjährigen Marsche erreichte er den Albertsee, fand Emin Pascha und traf mit diesem im Dezember 1889 in Bagamoyo ein.

Die Abbildung 26 gibt eine kleine Vorstellung von den Schwierigkeiten des Reisens in Innerafrika. Wir sehen hier einen Europäer durch das Tal des Ilindi ziehen, eines Zuflusses des oberen Kongo. Der Weiße, der sich über den Fluß tragen läßt, scheint ein Händler zu sein; darauf deuten die zahlreichen Elefantenzähne unter seinem Gepäck hin. Die übrigen Ballen enthalten Kattun und auch Messingstäbe, die üblichen Tauschmittel in jenen Gegenden. Nur der kleinste Teil der ganzen Handelskarawane ist auf unsrem Bilde zu sehen, denn im Innern Afrikas reist man mit großem Geleite, da es in dem wegelosen Land keine Wagen und Zugtiere gibt und die Menge der Träger, wo es not tut, auch noch Waren und Eigentümer gegen feindliche Überfälle verteidigen muß. Unser Reisender befindet sich gerade im Gebiete der räuberischen Manjuema, eines menschenfressenden Stammes; da gilt es, doppelt vorsichtig zu sein. Mit Müh und Not, unter viel Geduldsübungen hat er morgens seine Träger in Bewegung gesetzt; sobald die Schwarzen merken, daß der weiße Mann eilt, werden sie erfinderisch langsam. Die Sonne stand richtig schon hoch am Himmel, als endlich die Karawane, in eine lange Linie aufgelöst, unter eintönigem Gesang aufbrach. Dumpfe, feuchte Hitze, die gefährlichste Fieberluft, herrscht in dem Urwald, durch den die Vordersten mit dem Beil Bahn brechen müssen; nur in der Nähe von Dörfern und in dichtbewohnten Gegenden ist oft ein schmaler Fußweg kaum für einen bepackten Mann breit genug durch das Gestrüpp getreten. Endlich wurde der Wald lichter, man fühlte frischere Lüfte wehen und hörte Wasserrauschen; aber ein neues Hindernis stellt sich den Wanderern entgegen. Das Tal ist tief eingeschnitten und der Hängebrücke der verräterischen Eingeborenen, die aus Bastseilen geflochten und an den Baumriesen der beiden Ufer befestigt ist, darf man nicht trauen. So bleibt nichts anderes übrig, als hinab- und wieder hinaufzuklettern. Es ist ein Glück, daß kein Dorf in der Nähe liegt, sonst müßte man dem Häuptling für den Übergang hohen Zoll zahlen, und über den Verhandlungen würden Tage hingehen. Der Weiße muß sich hinübertragen lassen, er darf sich nicht ungestraft der Abkühlung im Bergwasser und dann in den nassen Kleidern der Hitze aussetzen. Die beiden schwarzen Männer in besserer Kleidung und ohne Lasten sind Sansibarleute, Mohammedaner von halbarabischer Abkunft; sie haben als Führer der Karawane eine höhere Würde und lassen es nicht an ermunternden Zurufen fehlen.

Es ist nicht möglich, auch nur die bedeutendsten Afrikareisenden und ihre Entdeckungen aufzuzählen. Wir nennen noch: Theodor von Heuglin (1824 bis 1876). Er bereiste von 1850—1855 Abessinien und Ägypten, 1858 die Küstenländer am Roten Meer und leitete 1861 eine Expedition zur Aufsuchung Vogels.

Wilhelm Junker (1840—1892), der 1876—1878 die Nilländer bereiste, unternahm 1879 eine Reise zur Erforschung des Uëlle oder Ubangi (rechts-

seitiger Nebenfluß des Kongo) und des Nepoko (Nebenfluß des Aruwimi), wurde 1883 durch den Aufstand des Mahdi von allem Verkehr mit Europa abgeschnitten und fand eine Zeitlang bei Emin Zuflucht. Im Jahre 1886 erreichte er glücklich Sansibar.

Paul Reichard, geb. 1854, begleitete 1880 eine deutsche Expedition nach Ostafrika, reiste über Uganda zum Tanganjikasee, von dort zum Lualaba und nach Katanga. 1885 kehrte er als einziger Überlebender der Expedition nach Deutschland zurück.

Hermann von Wißmann, geb. 1853, wurde, nachdem er verschiedene Reisen in Afrika (darunter eine im Auftrag des Königs der Belgier) gemacht hatte, zum deutschen Reichskommissar ernannt und unterdrückte als solcher 1889—1890 den Aufstand in Deutsch-Ostafrika, wo er dann von 1895—1896 Statthalter war.

Karl Peters, geb. 1856, gründete in Berlin die Gesellschaft für deutsche Kolonisation und erwarb für sie 1884 Besitzungen in Ostafrika, begründete auch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft; 1889 unternahm er einen Zug zur Rettung Emins, den er aber schon auf dem Rückweg zur Küste traf. 1891—1892 war er Reichskommissar in Ostafrika und stellte dort die deutsch-englische Grenze fest.

Dr. Hans Meyer, geb. 1858, hat seit 1887 wiederholt Ost- und Westafrika bereist und 1889 die erste Besteigung des Kilima-ndscharo (Abb. 27) ausgeführt.

Was die afrikanischen Inseln betrifft, so sind Madeira, die Kanaren und die Inseln des Grünen Vorgebirgs genügend bekannt; auf St. Helena, Ascension und Tristan da Cunha, den fern im Ozean gelegenen Inseln, sind keine Entdeckungsreisen zu machen. Auch die Komoren, Reunion und Mauritius sowie die Inseln der Ostküste sind durchforscht. Dagegen sind die Inseln des Golfs von Guinea im Innern noch wenig bekannt, und in Madagaskar ist noch viel unerforschtes Land. Auf der Insel Sokotra sind Forschungen gemacht, die sich aber mehr auf das Land als auf die Leute bezogen haben, da ihnen wegen ihrer feindseligen Haltung bis jetzt nicht beizukommen war.

Wenn man die Karte Afrikas betrachtet und sieht, wie bis ins Innerste hinein die Länder durch ihre Färbung als einer europäischen Macht zugeteilt erscheinen, sollte man denken, die Zeiten, wo ein europäischer Reisender wie der unglückliche Dr. Vogel auf Befehl eines afrikanischen Tyrannen hingerichtet werden kann, seien für immer vorbei. Daß dem nicht so ist, beweist das Schicksal einer französischen Expedition, die in handelspolitischer Absicht den Weg zum Tsadsee einschlug. Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war es dem Schiffsfähnrich Gentil gelungen, mit einem Dampfer den Schari bis zum Tsadsee hinunterzufahren, freundliche Beziehungen mit dem Sultan von Bagirmi anzuknüpfen und geographische Aufnahmen zu machen. In seinen Fußstapfen folgte nun die französische Mission unter de Béhagle. Aber inzwischen hatte sich Rabeh, der Thronräuber von Bornu, auf Bagirmi geworfen und den Sultan vertrieben. Diesem Rabeh fiel Béhagle in die Hände, und es heißt, der Sultan habe ihn verhungern lassen. Nicht besser ging es einer zweiten Expedition unter Gentil und Bretonnet. Dieser war dem Kommandanten Gentil etwas vorausgegangen; er wurde im August 1889 bei Togbau in der Nähe des Schari von Rabeh angegriffen und mit seiner Mannschaft vernichtet, ehe ihm Gentil zu Hilfe kommen konnte.

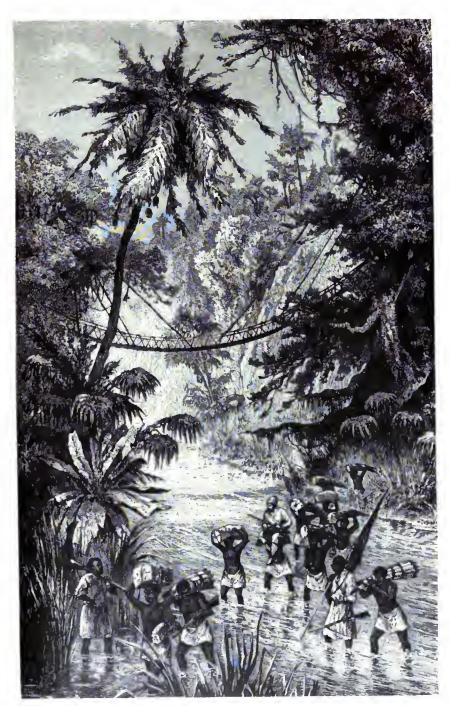


Abb. 26. Brücke über den Jlindi.

Neue Aufschlüsse über das Hochland am untern Sambesi, wo man jetzt das Goldland Ophir gefunden zu haben glaubt, haben in den letzten Jahren die Reisen von Dr. Schlichter und Karl Peters gebracht. Schon der Württemberger

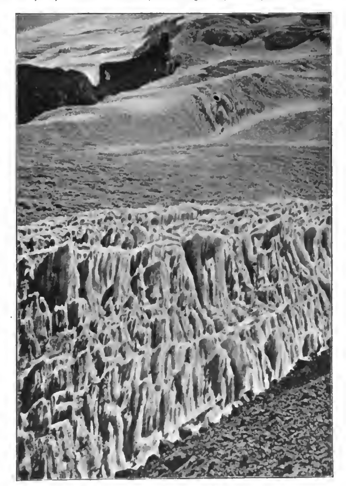


Abb. 27. Trygalski-Gletscher am Kilima-ndscharo.

Karl Mauch (geb. 1837, † 1875) hat auf seinen Reisen in Südostafrika (1863 bis 1872) in jenem Landstrich Goldfelder und die merkwürdigen Ruinen von Zimbabye entdeckt und hier die Kulturreste des alten Ophir vermutet. In den achtziger Jahren machte der englische Altertumsforscher Bent dort Untersuchungen und erklärte es für wahrscheinlich, daß die Ruinen semitischen Ursprungs seien. Schlichter hat nun noch neue Ruinen und an diesen auch Spuren eines alten Sternenkultus entdeckt.

Es ist jetzt jedenfalls sehr wahrscheinlich, daß das rätselhafte Ophir in jenem Bergland mit seinen merkwürdigen Ruinen zu suchen ist.

Im Jahre 1899 ist der zweitgrößte der afrikanischen Schneeberge, der **Kenia**, im 50. Jahre nach seiner Entdeckung durch Missionar Krapf, von dem Oxforder Professor Mackinder erstiegen worden. Es waren schon früher Versuche gemacht worden, den Berg zu ersteigen, aber die Reisenden waren nie bis zum Gipfel gelangt.

Mackinder machte sich mit noch drei Begleitern und zwei Schweizer Alpenführern auf den Weg. Mit der Ugandabahn fuhr man bis Narobi, 130 Kilometer südlich vom Kenia. Dort wurde eine Karawane zusammengestellt. Am 28. Juli brach man 170 Mann stark auf und gelangte nach einem beschwerlichen Marsch durch meistens unbekanntes Land am 15. August an den oberen Sagana, wo Mackinder am Südwestabhange des Kenia, fast unmittelbar am Äquator, sein Lager aufschlug.

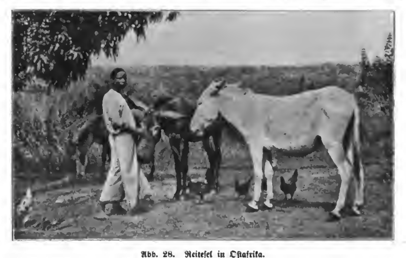


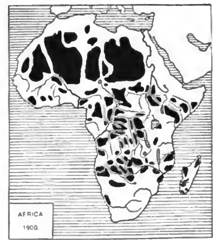
Abb. 28. Reitesel in Ostafrika.

Am 19. begann er mit den beiden Führern den ersten Versuch, und zwar an der Westseite des Berges. Drei Tage zog man durch einen Wald, der nur von Elefantenpfaden durchzogen ist und wo man sich oft mit Axt und Buschmesser den Weg bahnen mußte. Als man 4200 Meter Höhe erreicht hatte, wurde Mackinder ins Lager zurückgerufen, wo die Lebensmittel ausgegangen waren. Er traf die nötigen Anordnungen und begann am 30. August die zweite Besteigung, bei der er 5130 Meter Höhe erreichte, aber dann vor einer Felswand Halt machen mußte. Über diese Nacht schreibt er: „Erst um 10 Uhr begann der Ostwind, der bis dahin in den Spalten der Felswand hinter uns gestöhnt und gekreischt hatte, uns zu fassen und mit Schlägen kalter Luft zu packen, so daß uns die Kniee zitterten und wir uns eng aneinander schmiegten. Der Himmel war wolkenlos, und die Sterne, die unbeweglich wie Lampenlichter schienen, verbreiteten Helle genug, um uns die kleinen Seen des Zweitarn-Col im Westen vor uns zu zeigen. Um 3 Uhr ging der Mond auf, der sein kaltes Licht auf das Wolkendach von Kikuju warf und den im Schatten fünfzehn Fuß unter uns liegenden Darwingletscher erhellte.“ Am nächsten Morgen versuchte man den Aufstieg zum Gipfel, aber eine diesen durchsetzende Spalte verlegte den Weg. So mußte Mackinder ein zweites Mal umkehren. Am 12. September endlich, beim dritten Versuch, gelang es, den Gipfel zu erreichen. Er nahm einen noch westlicheren Weg über den Darwingletscher, wobei man viele hundert Stufen ins Eis hauen mußte. Am 13. September stand der Reisende auf dem höchsten Gipfel, der damals schneefrei war. Er konnte nur die allernotwendigsten Messungen vornehmen

und mußte dann umkehren, um nicht von den nachmittags einsetzenden gefährlichen Stürmen überfallen zu werden. Die Höhe des bedeutendsten der drei hohen Gipfel des Berges hat Mackinder auf 5520 Meter festgestellt; der Kenia ist also ungefähr 700 Meter höher als der Montblanc. Die beiden höchsten Gipfel möchte Mackinder Batian und Nelion nennen, nach zwei sagenhaften Häuptlingen des Massaistammes, der seinen Ursprung mit dem Kenia in Verbindung bringt. Unter den Gletschern wird fortan einer den Namen des Missionars Krapf tragen. Der Kenia war früher ein Vulkan, der Krater ist aber jetzt eingestürzt. Der Berg hat mehrere Gletscher; alte Moränen zeigen, daß die Vergletscherung früher noch stärker war und viel weiter herunterreichte. Man kann also annehmen, daß das Klima Ostafrikas jetzt wärmer ist als früher. Der Name Kenia bedeutet Nebel und ist bezeichnend für den Berg, der sehr oft ganz in Nebel gehüllt ist.

Wir sehen aus der obigen Schilderung, daß Bergbesteigungen in Innerafrika unter etwas andern Bedingungen vor sich gehen als bei uns. Die Gletscherzone beginnt auf diesen in der Nähe des Äquators gelegenen Bergen in viel größerer Höhe, als z. B. irgendwo in den Schweizer Alpen, am Kenia bei ungefähr 4400 Meter, und dies macht die Besteigung eines afrikanischen Berges viel leichter. Andrerseits aber müssen die Wege erst neu gesucht werden. Wie wenig Hilfsmittel in der Umgegend des Berges zu finden sind, sehen wir schon daraus, daß Mackinder für die Reise zu dem Kenia und den mehrwöchigen Aufenthalt in dessen nächster Nähe einer ganzen Karawane von Trägern bedurfte. Wohl hat man in Ostafrika schon wiederholt Versuche mit der Einführung von Reiteseln gemacht, und einige Reisende haben diese Tiere auch mit Erfolg benützt; im ganzen aber ist damit doch nicht viel erreicht worden.





Zum Schluß dieses Abschnitts stehen hier zwei kleine Kartenskizzen, welche den ungeheuren Fortschritt darstellen, den die Erforschung Afrikas von 1800 bis 1900 gemacht hat.

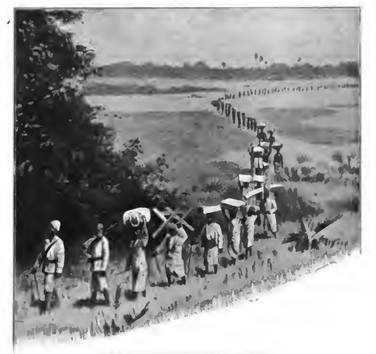


Abb. 29. Trägerkarawane in Ostafrika.

4. Die Völker Afrikas.

Obgleich die Bevölkerung Afrikas in zahllose Stämme und Stämmchen mit ebenso zahllosen Sprachen und Mundarten zersplittert ist, so finden wir doch nicht so viele und grundverschiedene Rassen wie z. B. in Asien. Die Bodenbeschaffenheit Afrikas mit seiner zersplitterten Gebirgsbildung bewirkt eine entsprechende Zersplitterung auch der Volksstämme, während im großen und ganzen der Natur des Weltteils entsprechend Einheit vorherrscht. Man kann also ganz wohl von einer afrikanischen Rasse sprechen, die den Hauptteil der Bevölkerung ausmacht. Sehen wir uns die Völkerkarte von Afrika an, so finden wir, daß die westliche Hälfte Südafrikas bis zur Mündung des Kunene der Hauptsache nach nicht von Negern, sondern von den hellfarbigen Hottentotten und Mischlingen und den Überresten der Buschmänner bewohnt ist. Sonst gehört der ganze Süden bis etwa 10 Grad nördlicher Breite den Negern, mit Ausnahme eines Landstrichs um den Viktoriasee und einiger Stellen in der Nähe des Äquators von der Mitte bis an die Westküste, wo Zwergvölker wohnen. Im Westen reicht das von Negern bewohnte Land noch bedeutend weiter nördlich bis etwa zum 15. Breitegrad. Rechnet man dazu die vorwiegend von Negern und negerartigen Völkern bewohnten Landstriche, die in

Innerafrika fast bis zum nördlichen Wendekreis reichen, bedenkt man auch, daß sich besonders infolge des Sklavenhandels in ganz Afrika Neger finden, so kann man wohl sagen, daß der Neger der eigentliche Afrikaner ist. Die Neger zerfallen in zwei Hauptgruppen: die „Bantu-" (was in all ihren Sprachen Mensch bedeutet) und die Sudanneger. Der Unterschied zwischen den beiden jedenfalls verwandten Volksstämmen liegt hauptsächlich in der Sprache. Alle dunkelfarbigen Völker der Südhälfte des Weltteils sind Bantu. Im Westen geht die Grenze zwischen Bantu- und Sudannegern ungefähr auf dem 6. Grad nördlicher Breite durch Kamerun, gegen das Innere liegt sie südlicher. Im Osten grenzen die Bantu an Völker hamitischer Abkunft. An der Ostküste liegt die Grenze etwas unterhalb des Äquators.

Vom Viktoriasee an östlich und nördlich und auch in einem großen Teil von Nordwestafrika findet man Völker dunkler Farbe, aber nicht negerartiger Körperbildung (Hamiten); an der Nord- und Westküste und links vom Nil bis tief hinein an den Tsadsee wohnen Semiten. Madagaskar ist auf seiner Westhälfte von Negern, auf der Osthälfte von Malaien bewohnt. Ganz allgemein ausgedrückt kann man sagen: Abgesehen von europäischen Ansiedlern ist die Mitte Afrikas und die östliche Hälfte Südafrikas von Negern bewohnt; die Westhälfte Südafrikas von Hottentotten und Buschmännern, d. h. hellfarbigen Stämmen, der Norden von Völkern hamitischer und semitischer Abkunft. Ferner (wenn man nach Religionen einteilen will): In Südafrika herrscht jetzt das Christentum, in Mittelafrika noch das Heidentum, in Nordafrika und auch in einem Teil Ostafrikas der Islam.

Woher stammen die Bewohner Afrikas? Wir wissen, daß um 1800 v. Chr. die Hyksos, die Könige eines semitischen Hirtenvolks, in Ägypten einfielen und sich dort durch drei Jahrhunderte behaupteten. Sie fanden in Ägypten eine ihnen vielleicht stammverwandte, wahrscheinlich aus Asien stammende, hochkultivierte Bevölkerung. Im Jahre 1500 v. Chr. wurden die Hyksos wieder vertrieben, aber es ist anzunehmen, daß ihre Völker sich mit den früheren Einwohnern vermischt haben. Wir wissen ferner, daß ums Jahr 1700 v. Chr. die Israeliten nach Ägypten kamen, sich dort sehr vermehrten, aber ums Jahr 1500 durch Mose wieder aus Ägypten geführt wurden. Wir wissen, daß die Abessinier aus Asien in Afrika einwanderten und sich in dem Hochland von Habesch festsetzten; daß die Phönizier an den Küsten Afrikas landeten und an der nordafrikanischen Küste Karthago gründeten; daß sich der germanische Stamm der Vandalen im fünften Jahrhundert v. Chr. in Nordafrika festsetzte und Karthago eroberte, daß aber im folgenden Jahrhundert das Vandalenreich durch den oströmischen Feldherrn Belisar zerstört wurde. Wir wissen, daß im 7. Jahrhundert die Araber unter Omar Ägypten und Karthago eroberten, und daß im 16. Jahrhundert die Türken, ebenfalls aus Asien kommend, Ägypten und Nordafrika überfluteten. Von den Völkern, die als Einwanderer oder als Eroberer nach Afrika kamen, haben sich einige dauernd dort niedergelassen und sich mehr oder weniger mit der Bevölkerung, die sie antrafen, vermischt; andere haben wenigstens bis heute erkennbare Spuren ihres Daseins hinterlassen; wieder von andern weiß man nicht, ob überhaupt Spuren ihrer einstigen Anwesenheit vorhanden sind. Die Neger und die hellfarbigen Afrikaner sind mit keinem jener Völker so nahe verwandt, daß man ihr Vorhandensein mit einer der geschichtlich beglaubigten Einwanderungen

in Verbindung bringen könnte. Kein Blatt der Geschichte erzählt uns, wann und woher sie nach Afrika gekommen sind. Vielleicht wird die Völkerkunde mit der Zeit noch mehr Licht in die Verhältnisse bringen — zunächst ist man auf mehr oder weniger unsichere Vermutungen angewiesen.

Die Neger und negerartigen Völker sind nicht auf Afrika beschränkt; es gibt solche in Südasien, in Australien und auf vielen Südseeinseln. Es ist sehr wohl möglich, daß alle diese Negervölker eine gemeinsame Heimat — vielleicht Südasien — haben. Man findet bei den Negerstämmen Afrikas manches, was auf asiatischen Ursprung deutet. Ein großer Teil der Kulturpflanzen und Haustiere Afrikas stammt zweifellos aus Asien. Die Geräte und Waffen der afrikanischen Neger haben große Ähnlichkeit mit denen der asiatischen und australischen. Die Sagen und Märchen der Buschmänner zeigen Verwandtschaft mit denen der Australier. Vielleicht trafen die Neger, als sie nach Afrika kamen, schon die ihnen mehr oder weniger verwandten Buschmänner und Hottentotten an und drängten diese nach Süden, vermischten sich aber auch mit ihnen.

Die Buschmänner, Hottentotten und Zwergvölker

unterscheiden sich schon auf den ersten Anblick durch ihre hellere Farbe und ihre geringere Größe von den Negern. Wahrscheinlich haben sie früher einen viel größeren Teil von Afrika bewohnt, sind vielleicht sogar mit den nordafrikanischen Völkern verwandt. Man könnte annehmen, daß sie durch die eindringenden Bantuneger von ihren nordafrikanischen Verwandten abgeschnitten und nach und nach in den unwirtlichsten Teil Südafrikas, den Südwesten, zurückgedrängt worden sind. Die Buschmänner und Hottentotten haben in Körperbildung und geistiger Anlage manches Gemeinsame. Ihre Sprachen sind verschieden, aber wahrscheinlich verwandt. Beiden gemeinsam sind die Schnalzlaute, die allerdings auch sonst bei afrikanischen Sprachen vorkommen. Die Sprache der Hottentotten ist formenreicher als die der Buschmänner, die noch wenig erforscht ist. Die Hottentottensprache unterscheidet sich von den Bantusprachen besonders dadurch, daß sie die (stark abgeschliffenen) Formlaute ans Ende des Wortes, nicht wie die Bantusprachen an den Anfang setzt. So heißt z. B. Koi Mensch, Koib Mann, Kois Weib, Koigu Männer, Koitu Weiber, Koin Leute, koi-si freundlich. Ein weiterer Unterschied von den Bantusprachen besteht darin, daß das Hottentottische das Geschlecht scharf unterscheidet. Das Hottentottische hat vier Schnalzlaute. Ein Kenner der Sprache (Theophil Hahn) sagt von einem derselben: „Er spottet jeder Beschreibung; er wird mit Zunge, Seitenzähnen und Gaumen durch Einziehen der Luft gebildet. Er ist einem recht gemeinen Schmatzen vergleichbar, wie es wohl Gänse und Enten beim Wühlen in einer Pfütze vernehmen lassen." Die Sprache der Buschmänner hat noch mehr Schnalzlaute als die der Hottentotten.

Der Buschmann (Abb. 30) ist sehr klein; er erreicht nur eine Höhe von 130 bis 140 Zentimeter. Die Frauen sind ebenso groß, manchmal sogar größer als die Männer. Arme und Beine sind sehr mager. Die Stirn ist breit, die Nase etwas eingedrückt, die Lippen sind aufgeworfen, das Haar ist schwarz, kraus und verfilzt. Die Augen liegen wagrecht oder auch schief wie bei den Mongolen und haben

etwas lebhaft Funkelndes. Die Hautfarbe nähert sich dem Kupferrot. Man bekommt sie aber selten zu sehen, da der Buschmann meistens vollständig mit Schmutz überzogen ist. Er hält diesen Überzug für einen guten Schutz gegen die Kälte und bemüht sich deshalb nicht, wenn er z. B. im Sand oder in heißer Asche geschlafen hat, seine Haut zu reinigen. Der Anzug des armen Schelms ist nämlich sehr



Abb. 30. Rowiman, Buschmann aus der Kapkolonie.

dürftig; für notwendig gilt nur ein kleines Schürzchen von Fell, das vorne herunterhängt und durch eine Schnur um die Hüften befestigt ist; aber womöglich verschafft sich der Buschmann noch ein Fell, das er als Mantel umhängt. Es gibt jetzt nur noch ungefähr 6000 Buschmänner, die nördlich und südlich vom Oranjefluß, durch die Hottentotten von der Westküste getrennt, leben. Sie sind ein Jägervolk und stehen auf einer sehr niederen Kulturstufe. Sie haben keine festen Wohnsitze und bauen keine Häuser, höchstens errichten sie offene Rohrhütten. Gewöhnlich leben sie in Höhlen oder übernachten unter dem Schutz eines Strauches. In dem Maße

als ihre Jagdgründe durch die vordringenden Kaffern und Buren mehr beschränkt wurden, fingen sie an, sich auf den Viehraub zu legen. Sie haben keinen rechten Begriff vom Eigentum und sehen nicht ein, warum sie nicht ebenso wie ein Gnu oder ein Zebra auch eine Kuh oder eine Ziege erjagen sollen. Sie zeigten sich bei ihren Raubzügen sehr grausam; das geraubte Vieh, das sie nicht mitnehmen konnten, töteten sie, oder sie schnitten den Tieren die Fußsehnen durch und gaben sie dem Verschmachten preis. Durch diese Räubereien entstand bittere Feindschaft zwischen den viehzüchtenden Hottentotten und den Buschmännern. Auch den Buren waren sie ein Dorn im Auge, um so mehr, als sie sich in ihrer unbegrenzten Freiheitsliebe nicht in die Knechtschaft zwingen ließen. Die Buren haben förmliche Treibjagden auf die Buschmänner angestellt und sie wie wilde Tiere weggeschossen. Galten doch den Buren die Afrikaner nicht als volle Menschen, sondern nur als „Schepsel", d. h. Geschöpfe.

Von Häuslichkeit und Familienleben kann bei diesen armen, hauslosen Menschen nicht die Rede sein. Beim Heiraten scheint die Neigung der jungen Leute berücksichtigt zu werden. Ein tüchtiger Jäger hat eher Aussicht, eine junge, hübsche Frau zu bekommen, als ein schwächerer, ungeschickter Mann. Der Vater der Braut empfängt ein Geschenk, und die Hochzeit wird durch einen Schmaus gefeiert. Vielweiberei ist erlaubt. Die Frau ist die Sklavin des Mannes, die bei den Wanderungen den größten Teil der Vorräte und die Kinder schleppen und an den Halteplätzen für Feuer, Essen, Wasser u. s. w. sorgen muß, die der Mann im Zorn auch oft zu Tode mißhandelt. Ist die Frau schwächlich oder alt, so daß sie nicht mehr mit herumziehen kann, so läßt man sie am Wege liegen und verschmachten. Des Mannes einzige Beschäftigung ist die Jagd und die Verfertigung von Waffen. Die Bogen und Köcher und die oft vergifteten Pfeile der Buschmänner sind sehr zweckmäßig gearbeitet. Das Pfeilgift, wahrscheinlich aus Schlangengift hergestellt, tötet auch größere Tiere in ein paar Stunden. Im Aufspüren und Beschleichen des Wildes, auch im Fallenstellen hat der Buschmann eine fabelhafte Geschicklichkeit. Besonders originell ist, wie er den dummen Strauß zu überlisten weiß, wobei ihm auch seine Nachahmungsgabe gute Dienste leistet. Er befestigt auf seinen Schultern ein Polster mit Straußenfedern, auf dem sich ein ausgestopfter Straußenkopf befindet. Die Beine hat sich der Jäger, um recht straußenmäßig auszusehen, weiß angestrichen, dann tut er, als weide er die Kräuter ab, und sieht sich dazwischen wie ein Strauß von Zeit zu Zeit um; er schüttelt die Federn, wechselt zwischen Schritt und Trab — alles wie ein wirklicher Strauß, bis er der Straußenherde auf Schußweite genaht ist und einen Vogel erlegen kann. Manchmal wird aber der seltsame Vogel seinerseits von den Straußen verfolgt und muß dann so laufen, daß diese nicht durch den Wind seinen Geruch bekommen, sonst merken sie den Betrug, und — ein Strauß kann mit seinem Fuß gefährliche Schläge austeilen. Wenn die Jagd nicht ergiebig ist, so nährt sich der Buschmann von allerlei Gewürm, Insekten, Ameiseneiern und dergleichen. Er ist nicht wählerisch und kennt keinen Ekel. Er kann lange hungern, aber auch Massen von Fleisch auf einmal vertilgen, wenn er gute Beute gemacht hat.

Die Buschmänner sind kunstbegabt. In ihren früheren Wohnsitzen findet man an Felswänden allerlei ziemlich richtige Bildnisse von Menschen und Tieren,

teils mit Weiß, Schwarz, Rot und Ocker auf den Felsen gemalt, teils in weichen Stein gekratzt, oder in harten Stein gemeißelt. Wie alt die Zeichnungen sind, weiß man nicht. Ein Teil ist jedenfalls verhältnismäßig neu, da man Gestalten von Europäern und europäischen Haustieren darauf erkennt. Die Buschmänner haben auch eigene Instrumente, z. B. eine aus einem hohlen Kürbis und einer Bogensehne gefertigte Geige. Sie lernen sehr leicht auf einer richtigen Geige Stückchen spielen, auch Choräle und Lieder singen, selbst wenn sie nichts von den Worten verstehen.

Unstet, unzuverlässig, unberechenbar wie ihr wildes, von allerlei Zufälligkeiten abhängiges Jägerleben ist der Charakter der Buschmänner, und das Gemütsleben ist sehr wenig entwickelt. Nur die Mutterliebe verleugnet sich auch bei diesen tiefgesunkenen Menschen nicht. Die einzige wirklich schöne und zierliche Handarbeit, die eine Buschfrau macht, ist ein Sonnenschirm aus weißen Straußenfedern, den sie ihrem Kinde fertigt.

Irgend eine staatliche Organisation haben die Buschmänner nicht. Das Stammgefüge ist so lose, daß man die Zusammengehörigkeit oft nur am Namen und an der gemeinsamen Mundart erkennt. Manchmal schließen sich eine Anzahl Familien zu Dörfern zusammen und machen den angesehensten Mann zum „Kaptein".

„Den Buschmännern fehlt es nicht ganz an religiösen Vorstellungen, wohl aber an einer Religion im höheren Sinne. Den Zweifel pessimistischer Geister, ob irgend welche religiösen Vorstellungen überhaupt in ihnen vorhanden sein könnten, kann man dahin lösen, daß allerdings einzelne den Kopf nie hoch genug aus der Flut der Mühsal erheben können, um über die alltäglichsten Notwendigkeiten des Lebens hinauszudenken, daß sich aber ein Faden von Überlieferungen durch die Geschlechter bis heute fortgesponnen hat, der Spuren religiöser Ideen verbindet. In dem sehr dürren Jahre 1861 starb im Damaralande eine Menge Vieh. Damals sagte ein Buschmann: ‚Der Höchste tötet das Land.' Alle Buschmänner tragen Amulette, wodurch sie die bösen Geister abzuwehren, oder Glück für ihre Unternehmungen zu erlangen hoffen. Um den Willen der Geister zu erfahren, würfeln sie." (Ratzel). Bestimmte Stämme verehren oft gewisse Tiere, z. B. die Antilope. Eine gewisse Raupe, Ngo genannt, wird von vielen angebetet. Vielleicht hängt die Sitte, Fingerglieder an der linken Hand abzuschneiden, auch mit religiösen Anschauungen zusammen. Man sieht selten einen Buschmann, dem nicht an der linken Hand ein Fingerglied fehlte. Das Abhauen bedeutet vielleicht ein Sühnopfer. Man hat bestimmte Anzeichen, daß die Buschmänner an ein Fortleben nach dem Tode glauben. Sie werfen z. B. auf die Grabhügel der Häuptlinge Steine; spätere Geschlechter meinen dann, unter dem Steinhügel wohne ein böser Geist, der dem Vorübergehenden den Hals umdrehe, wenn er nicht auch einen Stein hinwirft.

Unter den Sagen und Erzählungen der Buschmänner, die hauptsächlich von Tieren handeln, spielt die Heuschrecke eine hervorragende Rolle. Auch Sonne, Mond und Sterne treten redend und handelnd auf. Die Heuschrecke warf — so heißt es in einem Märchen — ihren Schuh in den Himmel, da ward er zum Monde. Aber weil der Schuh den Staub des Buschmannlandes an sich hatte, ist der Mond rot, und weil er bloß von Leder ist, ist er kalt. In einer anderen Sage ist der Mond, der überhaupt bei den Buschmännern männlichen Geschlechts ist, ein

Mann, von dem die Sonne mit ihrem Messer — den Strahlen — Stück für Stück abschneidet, bis er bittet, sie möchte doch noch etwas für seine Kinder übrig lassen; dieses bißchen wächst wieder bis zum Vollmond, dann fängt die Sonne von neuem an, den Mond zu beschneiden. Sonne, Mond und Sterne werden von den Buschmännern angebetet.

Die Hottentotten (Abb. 31) haben eine fahlgelbe Hautfarbe; sie sind heller als die Buschmänner und auch etwas größer. Ihre Höhe ist 145—160 Zentimeter oder noch mehr. Sie haben krauses, verfilztes Haar, einen länglichen Schädel, schmale Stirne, vorstehende Backenknochen. Sie sind von Hause aus Hirten und stehen als



Abb. 31. Christliche Hottentotten reiner Rasse.

solche in der Kultur etwas höher als das Jägervolk der Buschmänner. Die Hottentotten und Buschmänner bewohnten gemeinsam das Kapland, wo die Hottentotten die für die Viehweide geeigneten Ländereien innehatten. Im Jahre 1652 fingen die Holländer an im Kap Kolonien zu gründen, und damit beginnt eine lange Leidensgeschichte der Hottentotten. Die Buren, zum großen Teil selbst Viehzüchter, nahmen ihnen ihre Weidegründe, drängten sie in unwirtliche Wüsten und Gebirge zurück und machten viele zu Sklaven. Die Hottentotten haben sich sehr mit andern Völkern: Europäern, Negern, Buschmännern, Asiaten (Malaien) und auch wieder mit Mischlingen vermischt, so daß es nur noch wenige reine, echte Hottentotten gibt. Sie bestehen jetzt noch aus drei Stämmen, von denen die Griqua ein vollständiges Mischvolk sind. Diese wohnen im Norden des Kaplandes und haben die kapholländische Sprache angenommen. Ein anderer Stamm, die Koranna, wohnte einst im ehemaligen Oranjestaat, wurde dann aber von den Buren verdrängt und

wohnt jetzt hauptsächlich im Osten desselben. Sie stehen den Buschmännern am nächsten. Am reinsten findet man den hottentottischen Typus noch ausgeprägt in den Namas, die den Westen Südafrikas bewohnen. Hier kann man also noch Näheres über deren Sitten und Gebräuche erfahren.

Feste Wohnsitze haben die Hottentotten nicht, aber sie bauen sich doch Hütten, die aus einem runden, kegelförmigen Gestell von Rohrstäben bestehen und mit Matten und Fellen bedeckt sind. Innen ist eine Feuerstätte oder ein Herd von Lehm, und jedes Familienglied hat in dem engen Raum ein Schlafloch. Das Dorf (Kral) besteht aus einer Anzahl im Kreis angeordneter Hütten. Der Platz innerhalb des Krals dient in der Nacht den Schafen als Unterkunft, während die Rinder außerhalb des Krales angebunden werden. Muß der Stamm andere Weidegründe aufsuchen, so sind die Hütten schnell abgebrochen; die Rohrstäbe und Matten werden ein paar Packochsen aufgeladen, und an dem nächsten Ruheplatz ist die Hütte ebensoschnell wieder aufgebaut. Ein paar aus Holz geschnitzte Näpfe und Töpfe sind das ganze Hausgerät. Die Nationaltracht der Hottentotten, die aber immer mehr europäischer Kleidung Platz macht, besteht, wie bei den Buschmännern, nur aus einem Schürzchen und einem Fellmantel. Bei längeren Märschen werden geflochtene oder aus Fell geschnittene Sandalen angelegt. Etwas Schmuck — Perlen, Stückchen von Straußeneiern und dergleichen — vervollständigt den Anzug.

Die Männer und auch viele Weiber beschmieren sich den ganzen Körper und selbst die Haare mit einer Salbe, die sie aus Fett, Ocker, Ruß und einem wohlriechenden Kraut bereiten. Die Frauen malen sich mit Rötel Figuren ins Gesicht. Trotz solcher unreinlichen Gewohnheiten sind die Hottentotten nicht wasserscheu, sondern wo ein Fluß oder Bach ist, wird von beiden Geschlechtern fleißig gebadet und geschwommen. Ihre Beschäftigung besteht hauptsächlich in der Viehzucht, daneben wird auch gejagt. Sie verfertigen sich allerlei Waffen und verstehen auch sonst Handarbeiten, sogar die Bearbeitung des Eisens.

Die Frauen werden gekauft, und die Hochzeit wird durch einen Schmaus gefeiert. Vielweiberei ist erlaubt, aber meistens sind die Männer zu arm, um mehr als eine Frau zu ernähren. Die kleinen Kinder werden von der Mutter während der ersten Monate in einem Lammfell, dessen Hinter- und Vorderbeine sie sich um Hüften und Hals bindet, auf dem Rücken getragen. Die Kinder werden gut behandelt und sind später im allgemeinen auch gut gegen die Eltern. Daß alte und kranke Angehörige wie bei den Buschmännern ausgesetzt werden, kommt jedenfalls selten vor.

Die Hottentotten beten ein höheres Wesen an, man weiß aber nicht recht, was sie sich darunter vorstellen. Wahrscheinlich ist es ihr oberster Sagenheld, den sie vergöttert haben. Natürlich glauben sie auch an allerlei Zauber, Amulette und dergleichen. Sie haben allerhand Sagen und Märchen, darunter Tierfabeln, die an unsere Tiersage erinnern. Die Stelle des Reineke nimmt hier der Schakal ein. Als ein Beispiel diene folgende Fabel, die Ratzel mitteilt. Der Leopard (Abb. 32) spielt in dieser Fabel die Rolle des dummen Isegrimm.

Als ein Leopard einst von der Jagd heimkehrte, kam er an den Kral eines Widders. Der Leopard hatte noch nie einen Widder gesehen; er näherte sich ihm sehr unterwürfig und sagte: „Guten Tag, mein Freund; wie magst du wohl heißen?“ Der Widder schlug sich mit dem Vorder-

fuße auf die Brust und sprach mit rauher Stimme: „Ich bin ein Widder, und wer bist denn du?" „Ein Leopard," versetzte der andre mehr tot als lebendig; dann nahm er Abschied und eilte heim, so schnell er laufen konnte. Nun lebte mit dem Leopard zusammen ein Schakal; zu dem ging der Leopard und sprach: „Freund Schakal, ich bin ganz außer Atem und halb tot vor Schrecken, denn ich habe einen fürchterlichen Burschen mit großem, dickem Kopfe gesehen. Auf meine Frage nach seinem Namen erwiderte er mir ganz grob: ‚Ich bin ein Widder.'" „Was bist du doch für ein närrischer Kerl von Leopard," rief der Schakal, „daß du solch ein schönes Stück Fleisch fahren läßt! Wie kannst du nur so etwas tun? Aber wir wollen uns morgen auf den Weg machen und es miteinander verzehren."

Am folgenden Tage machten sich die beiden nach dem Krale des Widders auf; als sie nun von der Höhe eines Hügels hinabsahen, erblickte sie der Widder, der ausgegangen war, um frische Luft zu schöpfen, und eben überlegte, wo er sich wohl heute den zartesten Salat suchen könnte. Da

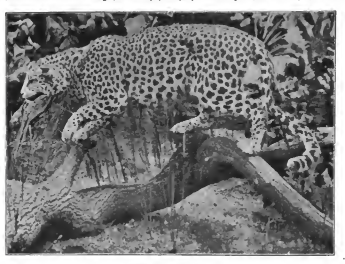


Abb. 32. Leopard.

eilte er sofort zu seiner Frau und rief ihr zu: „Ich fürchte, unser letztes Stündlein hat geschlagen; der Schakal und der Leopard kommen beide auf uns zu. Was fangen wir an?" „Sei nur nicht bange," sagte die Frau; „nimm das Kind hier auf den Arm, geh mit ihm hinaus und kneife es tüchtig, damit es schreit, als hätte es Hunger." Der Widder gehorchte und ging so den Verbündeten entgegen. Sobald der Leopard den Widder erblickte, bekam er wieder Angst und wollte umkehren. Der Schakal aber hatte für diesen Fall Vorsorge getroffen: er hatte nämlich den Leopard mit einem Lederriemen an sich festgebunden. So sagte er nun: „Komm doch!" Da kniff der Widder sein Kind recht tüchtig und rief: „Das ist recht, Freund Schakal, daß du uns den Leopard zum Essen bringst; hörst du, wie mein Kind nach Nahrung schreit?" Als der Leopard diese schrecklichen Worte hörte, stürzte er trotz der Bitten des Schakals, ihn loszulassen, in der größten Angst davon und schleppte den Schakal über Berg und Tal, durch Büsche und Felsen mit sich fort. Erst als er sich und den halbtoten Schakal nach Hause gebracht hatte, hielt er stille und blickte scheu um sich. So entkam der Widder.

Die einzelnen Stämme der Namas — und bei diesen kann man noch die Verhältnisse kennen lernen, wie sie früher allgemein bei den Hottentotten herrschten — stehen unter den Häuptlingen, deren Würde in der männlichen Linie erblich ist.

Dem Häuptling steht ein Rat der Angesehensten des Stammes zur Seite. Der Häuptling hat die Gerichtsbarkeit und bestimmt die Wanderungen des Stammes. Der Mord wird unerbittlich durch Blutrache des nächsten Verwandten gestraft; unabsichtlicher Totschlag kann durch eine Buße von Vieh gesühnt werden. Die noch nicht christianisierten und zivilisierten Hottentotten sind durch die schlechte Behandlung, die sie fast zwei Jahrhunderte lang erfahren haben, und auch durch eigene Faulheit sehr heruntergekommen und verarmt und legen sich vielfach aufs Betteln. Wir werden, wenn wir an die Mission in Afrika kommen, noch mehr über das Volk erfahren.

Noch ganz wenig erforscht sind die Zwergvölker, die vielleicht früher einen größeren Teil von Afrika bewohnten und deren versprengte Reste man hauptsächlich am mittleren Kongo, aber auch an verschiedenen Stellen in Südafrika findet. Sie sind hellfarbig wie die Buschmänner und haben auch im Körperbau viel Ähnlichkeit mit ihnen, sind aber viel kleiner, oft nur zwischen 125 und 130 Zentimeter hoch. Es sind wilde Waldmenschen, nur mit einem Schurz bekleidet und ganz ohne Zivilisation. Doch leben sie in Hütten. Ihren Unterhalt erwerben sie durch die Jagd. So klein und dürftig diese Menschen sind, können sie doch durch ihre vergifteten Pfeile dem Reisenden gefährlich werden.

Ob diese, jetzt einen so kümmerlichen Eindruck machenden Reste eines vielleicht einst größeren Volkes dem Aussterben entgegengehen wie die Buschmänner, oder ob sie noch eine Zukunft haben — wer kann das sagen? Einige Erstlinge aus ihnen sind bereits getauft.

Die Neger.

Es kann sich hier, bei einer allgemeinen Übersicht über die Völker Afrikas, nicht darum handeln, auch nur die bedeutendsten der einzelnen Negerstämme genauer zu schildern. Dazu wird sich Gelegenheit finden, wenn wir von der Mission unter ihnen sprechen. Hier sei nur einiges erwähnt, was allen mehr oder weniger gemeinsam ist. Dahin gehört vor allem die dunkle Hautfarbe. Freilich entspricht der „kohlpechrabenschwarze Mohr“ im Struwwelpeter nicht der Wirklichkeit. Ganz schwarze Menschen gibt es ebenso wenig wie ganz weiße. Die dunkelsten Bewohner sowohl Afrikas als auch Südasiens, Australiens und der Südseeinseln sind nicht schwarz sondern schwarzbraun, und nicht alle Neger sind so dunkel. Einzelne Stämme sind heller, und unter den dunklen Stämmen findet man einzelne hellere Menschen. Die Handteller und die Fußsohlen sind bei allen Negern hell; auch die kleinen Kinder sind hell und werden manchmal von den Müttern in die Sonne gelegt, damit sie bald schwarz werden. Je mehr man nämlich ins Innere Afrikas kommt, um so geschätzter ist eine dunkle Farbe, während die Neger an der Küste stolz sind, wenn ein heller Ton die teilweise Abstammung von einem Weißen vermuten läßt. Manchmal geht durch Krankheit ein Teil der Färbung verloren, und es kann vorkommen, daß ein Neger zum Missionsarzt kommt und ihn bittet, ihm wieder zu seiner Farbe zu verhelfen. Ein gefleckter Neger — in Ratzels Völkerkunde findet sich das Bild eines solchen — muß allerdings ein abschreckender Anblick sein. Die Haut der Neger ist von viel stärkerem, gröberem Gewebe als die der Weißen und viel weniger

empfindlich. Ein Neger legt sich mit Genuß so nahe ans Feuer, wie es ein Weißer nicht könnte, ohne sich zu verbrennen. Was sonst zur äußeren Erscheinung des Negers gehört, krauses Haar, dicke Lippen, prächtige Zähne u. s. w., ist bekannt. Die Neger sind ungefähr so groß wie die Europäer und im allgemeinen gut gebaut.



Abb. 33. Bamangwatofrau an der Arbeit.

Sie stehen vielfach im Rufe der Trägheit, aber man hat genug Beweise, daß Neger angestrengt arbeiten können. Man denke nur an das Lastentragen bei Karawanen. Der Neger hat nur noch nicht gelernt, die Arbeit als Pflicht und Segen anzusehen, und bei seinen geringen Bedürfnissen und der Fruchtbarkeit des Landes kann er sich ohne viel Mühe seinen Unterhalt verschaffen. Allerdings müssen bei vielen Negerstämmen die Frauen oder die Sklaven alle Arbeit tun (Abb. 33). In den Kolonien der Europäer verdingen sich jetzt viele Neger zu regelmäßiger Arbeit bei den Weißen.

„Daß der Afrikaner arbeiten kann und will, wenn man ihm Gelegenheit gibt, ist durch die Erfahrung bewiesen. Der Eingeborene an der Küste ist ein prächtiger Arbeiter. Im Innern ist der Versuch noch nicht oft gemacht worden, aber wo es geschehen ist, war das Ergebnis über Erwarten gut. Vielleicht die stärkste Probe, die dem Eingeborenen von Innerafrika auferlegt worden ist, war der Bau der Stevensonstraße zwischen dem Njassa- und dem Tanganjikasee; europäische Arbeiter hätten es nicht besser machen können. Ich habe tagelang eine Gesellschaft von 70 Eingeborenen beobachtet, die an einem Einschnitt der Straße arbeiteten. Vor drei oder vier Jahren sahen diese Leute zum erstenmal Weiße; bis vor drei oder vier Monaten hatte keiner je einen Spaten oder ein Beil gesehen. Aber diese Eingeborenen handhabten ihre Werkzeuge so geschickt, daß sie mit nur einem europäischen Aufseher eine Straße voll schwieriger Einschnitte und Steigungen gebaut haben, an der sich kein Ingenieur in Europa zu schämen brauchte. Die Leute haben regelmäßige Arbeitszeit, von 6 Uhr morgens bis 5 Uhr abends, mit einer Mittagspause, und arbeiten stetig, anhaltend, willig und vor allem fröhlich. Und das geschieht fast unter dem Äquator, wo des Weißen Tatkraft verschwindet, und er zu matt ist, um seinen Leuten ein gutes Beispiel zu geben. Auch arbeiten die Leute ganz ohne Zwang; sie strömen herbei von nah und fern, ja oft aus großer Entfernung, um dieses neue Gefühl des Arbeitens kennen zu lernen. Sie sind nicht Sklaven, sondern Freiwillige, und obgleich sie alle vierzehn Tage bezahlt werden, bleiben doch viele, solange die Arbeitszeit überhaupt dauert. Die einzige Lockspeise, die man ihnen vorhält, besteht in ein paar Ellen Kattun, die der Mann wöchentlich bekommt. Es scheint mir, daß hier eins der größten Probleme für Afrikas Zukunft gelöst ist. Der Afrikaner kann arbeiten, er will arbeiten, und er hat es tatsächlich auch schon getan. Wenn das Kapital sich der Sache zuwendet, wenn gescheite Leute die Leitung in die Hand nehmen und vernünftige Arbeitsherrn anstellen, die bedenken, daß die Neger noch Kinder sind, so kann dieses große Volk der Unbeschäftigten noch dahin gebracht werden, an der Arbeitsleistung der Welt teilzunehmen.“ (Drummond.)

Die mangelnde Nötigung zur Anstrengung hat bis jetzt auch lähmend auf die Entwicklung der geistigen Anlagen der Neger eingewirkt. Es fehlt an Unternehmungs- und Erfindungsgeist, und man behilft sich mit den elendesten Werkzeugen. In Innerafrika wird der Boden noch mit der Hacke bearbeitet. Abbildung 34 zeigt uns arbeitende Neger in einer Ölpalmenpflanzung in Deutsch-Togo, nachdem sie gerade den leeren Raum zwischen den Bäumen zur Aussaat von Mais zugerichtet haben.

Wie wenig selbständige Gedanken der Neger hat, beweist z. B. die Art, wie er einen Weg macht oder vielmehr nicht macht. Nicht daß es keine Wege in Innerafrika gäbe. Man macht sich eine ganz falsche Vorstellung, wenn man denkt, es sei eine unwegsame Wildnis. Vielleicht ist sogar kein Land besser mit Fußpfaden versehen als Afrika. Aber es sind keine gebauten Straßen, sondern schmale, nie mehr als fußbreite Pfade, wo der Wald, nur soweit es unumgänglich nötig war, ausgehauen ist, und die im übrigen durch fortwährendes Begehen ausgetreten sind. Sie führen im ganzen gerade aufs Ziel los, über Stock und Stein, über Berg und Tal. Aber nur die Hauptrichtung ist gerade; dazwischen hinein sind sie voller Windungen. Es liegt vielleicht ein Stein im Wege. Mit einem Griff wäre er beiseite geworfen, aber keinem fällt diese Möglichkeit ein; jeder umgeht den Stein, bis der Pfad die Windung behält. Oder es sind früher noch Baumstümpfe im Weg gestanden, die längst verfault sind, der Weg aber hat die Windung behalten, mittelst deren man den Baumstumpf umgangen hat. Größere Windungen erklären sich wohl dadurch, daß ein Baumstamm über den Weg gefallen war. Bis der Regen und die Sonne und die weißen Ameisen ihr Werk getan haben und der Baumstamm verschwunden ist, hat der Weg einen Bogen bekommen, den er

fortan behält. Der Neger hat ja noch keinen Begriff vom Wert der Zeit. Er weiß nichts davon, daß man eilen muß, um zu einer bestimmten Stunde an Ort und Stelle zu sein.

In manchen Beziehungen hat man den Eindruck, daß die Neger noch unerzogene Kinder sind. Mit diesem kindlichen oder kindischen Wesen hängt z. B. die Eitelkeit zusammen, mit der sie sich um europäische Kleidungsstücke bemühen, um sich damit in der lächerlichsten Weise aufzuputzen. Ein Neger in Kamerun war



Abb. 34. Ölpalmen-Pflanzung, zur Aussaat von Mais zugerichtet.

glücklich in den Besitz einer Juppe gekommen, die er aber nicht für sich allein behielt, sondern auch seinen Freunden lieh, wenn sie über Feld gehen wollten. Einmal traf es sich, daß der Eigentümer des Kleidungsstückes und sein Freund zugleich verreisen wollten. Da nahm jener, ein heiliger Martin in Negergestalt, die Juppe und riß sie auseinander. Jeder bedeckte sich einen Arm und eine Seite mit der halben Jacke und befestigte sie mit der Ranke einer Schlingpflanze. Reisende in Innerafrika müssen sich bekanntlich immer reichlich mit Glasperlen versehen, die als Zahlungsmittel dienen. Aber es genügt nicht, überhaupt Perlen zu haben, sondern man muß auch wissen, was für eine Farbe und Größe gerade Mode ist. Wo die Tracht des Negers nur aus einem Lendentuch besteht, verwendet er oft um so mehr Sorgfalt auf seinen Haarputz.

Kindlich, heiter, oberflächlich, leichtlebig ist im allgemeinen der Neger, dabei gelehrig und mit viel Nachahmungstalent begabt. Sprachen zu erlernen fällt ihm nicht schwer. Die Vielweiberei und die Sklaverei mit allen ihren Folgen haben vielfach den Charakter des Negers verdorben. Die Frau hat im allgemeinen eine gedrückte Stellung. Gewöhnlich muß sie der Mann kaufen, und in Gegenden, wo dies Sitte ist, kann es vorkommen, daß eine Frau, die der Mann durch ein besonderes Glück umsonst bekommen hat, ihm nicht gehorchen will, weil er ja nichts für sie bezahlt habe. In manchen Negerreichen haben einzelne weibliche Verwandte des Königs — die Königsmutter oder die Königsschwester — ziemlich viel Macht. Oft müssen die Frauen mit einem Kinde auf dem Rücken ihre Arbeit, sogar die auf dem Felde, verrichten (vergl. Abb. 33).

Die Haussklaverei ist eine althergebrachte Einrichtung unter den Negern. Sie hat besonders die schädliche Wirkung, daß der, der sich Sklaven halten kann, selbst die Arbeit verschmäht, und daß der Unterdrückung und Ausbeutung des Schwachen durch den Starken und jeder Art von Grausamkeit Tür und Tor geöffnet ist. Der eigentliche Fluch Afrikas aber war und ist noch der Sklavenhandel, von dem wir in einem besonderen Kapitel sprechen wollen. Vieles, was uns bei der Schilderung des Lebens der Neger mit Abscheu und Entsetzen erfüllt, ist mittelbar oder unmittelbar die Folge jenes entsetzlichen Handels. So schreibt Missionar Seeger von den Eweern im Togoland:

Geborene Sklaven, sind sie doch zu nichts ungeschickter, als gerade zum Dienen. Das Herrschen freilich — ich meine das vorausdenkende und vorangehende, wohlwollende Leiten der Untergebenen — das verstehen sie noch viel weniger. Sie selbst trauen es auch keinem aus ihrer Mitte zu, daß er in dieser Weise über sie herrschen könnte. Daher die Uneinigkeit und Zerrissenheit und infolge davon die Fremdherrschaft. Niemand traut dem anderen. Jeder möchte am liebsten selbst König sein, und weil das nicht möglich ist, so hat jedes Dorf sein Königlein. Wo da und dort einmal ein Mann sich zum Herrscher eines ganzen Stammes oder gar mehrerer Stämme aufschwingt, da ist's gewiß ein rücksichtsloser, gewalttätiger Tyrann, der durch seinen Übermut und seine Grausamkeit die Leute in Banden der Furcht hält. Tyrannisieren — das verstehen sie, regieren aber kann keiner. So müssen sie sich's denn gefallen lassen, daß Fremde ins Land kommen und über sie herrschen. Als infolge des deutsch-englischen Vertrags gewisse Stämme aus der englischen unter die deutsche Schutzherrschaft kamen und die Eingeborenen das erfuhren, da riefen sie entrüstet: „Sind wir denn Hunde, daß man uns also verhandelt?!" Aber bei der Entrüstung bleibt es. Für ihre Freiheit kämpfen — das können sie nicht. Es würde auch nie etwas dabei herauskommen, einfach deswegen, weil niemand etwas unternehmen will, was nicht ausschließlich ihm allein zugute kommt. So macht man seine Faust im Sack und läßt die Dinge gehen, wie sie eben gehen. Dieser Mangel an Zusammenhang und an Gemeinsinn, diese politische Unfähigkeit aber kommt daher, daß niemand gelernt hat, sich selbst zu beherrschen und einem anderen wahrhaft untertan zu sein. Schon der kleinste Junge tut, was ihm beliebt, mag auch die Mutter noch so laut schimpfen und der Vater noch so heftig drohen. Meist bleibt's ja bei der Drohung. Denn haben die Eltern auch ihre Kinder lieb, so ist's eben meist eine Affenliebe, welche nicht straft und nicht erzieht. Kein Wunder, daß, wenn nun der Knabe zum Jüngling herangewachsen ist, er völlig meisterlos dasteht, ja, wenn Vater oder Mutter ihm in den Weg treten, sie frech ins Gesicht schlägt! Nicht selten bleibt dann nichts anderes übrig, als den Ungeratenen in Eisen zu legen und bei der nächsten Gelegenheit in die Sklaverei zu verkaufen!

Früher haben die Eweer sehr häufig ihre eigenen Kinder so verkauft oder gegen allerlei Waren ausgetauscht. Einmal fehlte es in einer Stadt an Geld zum Ankauf von Schießpulver, dessen man doch dringend zu einem Kriegszug bedurfte. Da wurden denn elf Kinder aus dem Ort freiwillig von den Ihrigen zum Verkauf hergegeben und so die Mittel beschafft. Kehren

dann nach einiger Zeit solche Sklaven infolge irgend eines glücklichen Ereignisses in die Heimat zurück, ja dann wird gesungen, getanzt und gejubelt. Von Reue und Schamgefühl wegen des schmählichen Menschenschachers aber ist nichts zu merken! Man hat einfach ein gutes Geschäft gemacht, und darüber freut man sich. Natürlich kaufen, wenn die Gelegenheit günstig ist, die gleichen Leute, welche heute ihre Angehörigen verkauft haben, morgen selbst wieder Sklaven. Ja, es kommt vor, daß Sklaven selbst wieder Sklaven halten. Ja noch mehr — Sklaven, die innerhalb des Kolonialgebiets ihre Freiheit erhalten hatten, sind über die Grenze gegangen und haben sich an einem anderen Ort selbst wieder in die Sklaverei verkauft!

Aus solchen Tatsachen ziehen dann Reisende, Beamte, Pflanzer und Kaufleute, die nicht tiefer blicken, meist den Schluß, da sehe man ja, daß die Sklaverei gar nicht so schlimm sei, sondern eine ganz zweckmäßige Einrichtung, welche von den Schwarzen gar nicht als Unrecht oder Druck empfunden werde. Aber abgesehen davon, daß solche Empfindungen denn doch auch nicht fehlen, — ist denn nicht gerade dies das allertraurigste, daß ein ganzes Volk so versklavt ist, daß es seiner Knechtschaft sich weder schämt, noch dieselbe als eine Last abzuwerfen sucht? Der befreite Sklave würde sich nicht selber wieder einem Sklavenhalter verkaufen, wenn er nicht davor erschrecken würde, sein eigener Herr zu sein. Es mag ihm in der Sklaverei ja schlecht gegangen sein, aber er hatte doch seine tägliche Nahrung. Nun — als Freier — soll er auf einmal selbst zusehen, wie er seinen Bauch füllt. Das ist ihm zu viel. Sorglos und gedankenlos in den Tag hineinleben, sich die Arbeit von einem anderen anweisen und dafür auch das Essen von einem anderen darreichen lassen — das ist leichter und angenehmer!

Aber selbst ganz freie Leute tragen das Hamszeichen des Sklavensinnes an der Stirn. Der Koch z. B., der nur für zwei oder drei andere zu kochen hat, muß selbst wieder einen Koch für sich oder doch wenigstens einen zweiten Diener „zu speziellen Aufträgen" neben sich haben, und wenn es irgend angeht, so wird auch dieser wieder von einem dritten sich bedienen lassen! Daß zur Arbeit auch Nachdenken gehört, daß man „im inneren Herzen spüren" muß, was man schafft mit der Hand, das kommt einem Neger, auch einem freien, entfernt nicht in den Sinn. Ist ein Dienstmädchen einmal gewöhnt, etwas so oder so zu machen, so wird es fortfahren, es eben so und nicht anders zu machen, auch wenn die Umstände und Erfordernisse ganz andere geworden sind. Weil sie Tag für Tag die Lederstiefel gewichst hat, so wichst sie natürlich bei nächster Gelegenheit auch die inzwischen erschienenen Zeugstiefel, und stellt man sie darüber zur Rede, so meint sie, es sei nicht ihre Schuld, daß die Stiefel nicht glänzen, sie hätte lang genug daran herumgebürstet! Weil der Gartenjunge an regenlosen Tagen im Garten gießen muß, so bringt seine Pflichttreue es mit sich, daß er natürlich auch bei strömendem Regen mit dem Schirm in der Hand das Gießen besorgt! Zwei Zimmermädchen teilen ihre Arbeit genau untereinander; aber nie wird die eine die andere auf etwas Vergessenes aufmerksam machen! Und so gehen sie alle in der Irre selbst in den äußerlichsten und leichtesten Dingen, einfach weil ein jeglicher nur siehet auf das Seine, nicht auch auf das, was des anderen ist. Das geht so bis in die christliche Schule hinein. Der Schüler lernt nur immer genau, was aufgegeben ist, und derjenige ist der Beneidenswerteste, der es am oberflächlichsten fertig bringt. Den Nutzen hat ja doch nur der Lehrer, der für sein Geschäft bezahlt und vom Schulherrn, wenn das Examen gut ausfällt, gelobt wird. Von Rechts wegen sollte natürlich auch er, der Schüler, für die schwere Anstrengung des Lernens und des regelmäßigen Schulbesuches bezahlt werden. Und tatsächlich hat man jahrzehntelang den jungen Leuten einen solchen „Schullohn" zahlen müssen, nur [um sie überhaupt in den Unterricht zu bekommen, — natürlich nicht vom Gesichtspunkt der Leistung und Gegenleistung aus, sondern man wollte ihnen einfach den Schulbesuch dadurch erleichtern oder ermöglichen, daß man ihnen die Sorge ums tägliche Brot abnahm; sie aber sahen ihren Lebenszweck erfüllt, wenn sie nur eben dies tägliche Brot erhielten. Leider gibt es auch Schulmeister, die nicht weit über diesen Standpunkt hinausgekommen sind und daher ihre Arbeit nicht um der Arbeit, sondern nur um des Lohnes willen tun.

Sind einmal die Umstände besonders günstig, so daß einer sich emporarbeiten, seine Schulden zahlen und auch einen Anstrich von Bildung erwerben konnte, so ist dadurch sein Herz doch nicht anders geworden. Der sklavische Sinn ist auch unter der Bildungsmaske der gleiche geblieben. Das gibt dann jene übermütigen, anmaßenden Bildungskarikaturen, die mit Spazierstock und

Zwicker, mit modischem Rock und seidenem Hut an der afrikanischen Küste herumstolzieren und oft schlimmer sind als die nackten Heiden.

Das Familienleben ist eben so, wie es nicht anders sein kann, wo Sklaverei und Vielweiberei herrschen. Im allgemeinen lieben die Neger ihre Kinder und behandeln sie gut. Die Sittlichkeit steht vielfach auf einer sehr niedrigen Stufe, und manchmal sind — wie z. B. von den Balolo am Kongo berichtet wird — schon die jungen Kinder sittlich verdorben.

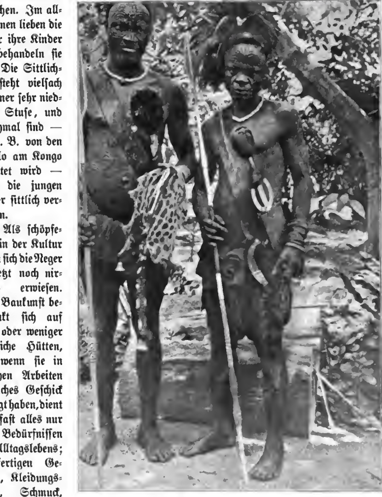


Abb. 35. Ngombe-Krieger.

Als schöpferisch in der Kultur haben sich die Neger bis jetzt noch nirgends erwiesen. Ihre Baukunst beschränkt sich auf mehr oder weniger künstliche Hütten, und wenn sie in manchen Arbeiten wirkliches Geschick erlangt haben, dient doch fast alles nur den Bedürfnissen des Alltagslebens; sie fertigen Geschirr, Kleidungsstücke, Schmuck, sehr einfache Ackergeräte und Waffen. Doch glaube man nicht, daß ihnen der Schönheits- und Kunstsinn ganz abgehe. Es fehlt nur an der Entwicklung und Pflege. Man denke nur an das Tätowieren, wie es z. B. bei den Ngombe am Kongo (Abb. 35) und sonst vielfach üblich ist. Man denke ferner an den Schmuck, in welchem namentlich die Krieger gerne erscheinen, und dann

an die mancherlei Musikinstrumente, an denen es kaum irgendwo in Afrika ganz fehlt und von denen manche sehr merkwürdig sind. So z. B. die Marimba (oder Madimba)



Abb. 36. Madimba, afrikanisches Klavier.

bei den Sambesistämmen und anderen innerafrikanischen Völkerschaften. Man hat sie schon das afrikanische Klavier oder das Kalebassenpiano genannt. „Das Gerüst bildet ein 12—20 Zentimeter breites dünnes Holzbrett, welches entweder rechteckig oder

hufeisenförmig ist und $^1/_2$—1 Meter Durchmesser hat. Unter demselben sind sechs oder mehr Kürbisse von verschiedener Größe angebracht. Indem der Musiker mit zwei kautschukumwundenen Schlegeln auf das Brett paukt, erzeugt er laute und harmonische Töne" (Ratzel). Eine etwas andere Art ist die, welche Abb. 36 darstellt. Auch diese Madimba wird mit zwei Stäben geschlagen, sie besteht aber nicht aus einem großen, sondern aus vielen kleinen halbkreisförmig aneinandergereihten Brettern, von denen jedes einen eigenen hohlen Kürbis als Resonanzboden hat. Das Spielen auf diesem Instrument ist eine Kunst, die gelernt sein will. Gewöhnlich halten sich die reicheren Häuptlinge einen solchen Spieler oder auch mehrere. Sogar in Südamerika und Westindien wird dieses Instrument noch von den Negern benutzt. Bedeutend einfacher, aber fast noch ähnlicher dem Klavier ist die sogenannte Simba der Kaffern (Abb. 37). Das eigentlich nationale Musikinstrument ist allerdings das, mit dem sich keine wirkliche Musik machen läßt: die Trommel. Doch findet man — wie gesagt — auch andere Instrumente, und jedenfalls lernen die Neger leicht Musik, besonders Harmoniumspielen und Singen.

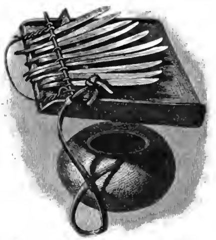


Abb. 37. Simba, Musikinstrument der Kaffern.

Der Neger hat für keine seiner vielen Sprachen eine Schrift erfunden. Die einzige Ausnahme bildet der Veistamm im Innern von Liberia.

Die Neger sind meistens Ackerbauer. In Südafrika treiben sie Ackerbau und Viehzucht. In Innerafrika, an der Westküste und bei den Njassavölkern herrscht der Ackerbau vor. Im übrigen Ostafrika bis an den Sambesi und im Sudan sind ackerbautreibende Völker, die von Hirtenvölkern beherrscht werden.

Die Wohnungen der Neger sind nach Größe, Sorgfalt der Bauart, Reinlichkeit u. s. w. sehr verschieden, aber man kann die meisten auf eine Grundform zurückführen. Gewöhnlich sind sie rund, besonders in Ostafrika, die Wände von Lehm oder Flechtwerk, das Dach von Flechtwerk. Fenster sind keine vorhanden und die Tür ist sehr niedrig, eigentlich nur ein Loch zum Hineinkriechen. In der Mitte des Hauses ist die Feuerstätte. Der Rauch kann nur durch die Tür und etwa vorhandene Ritzen hinausziehen. Häuser in unserem Sinn haben die Neger nicht; alle ihre Wohnungen haben den Charakter von Hütten, in vielen Gegenden gleichen sie großen Bienenkörben. In Westafrika findet man auch viereckige Negerhütten. Als Mackay in Uganda ein zweistöckiges Haus aus Fachwerk mit acht Zimmern erbaut hatte, kamen die Leute von nah und fern, vom König bis zum Sklaven, herbei, um dies Wunder der Baukunst anzuschauen, und der Häuptling von Uvuma sagte, nachdem er das Haus beschaut hatte: „Ich bin so entzückt von

den Wundern, die ich gesehen habe, daß ich fünfzig Jahre brauchen werde, sie meinem Volke zu beschreiben." Zur Aufbewahrung ihres Getreides bauen sich die Neger Speicher, die oft so angelegt sind, daß man das Dach wie einen Deckel abheben kann. Die Dörfer sind meistens Krale (Abb. 38), d. h. kreisförmig um einen freien Platz angeordnete Hütten. Innerhalb des Kreises wird das Vieh über Nacht untergebracht. Eine Stadt besteht manchmal aus mehreren Kralen, die aber alle von einem Zaun umgeben sind. Oft sind aber auch die Hütten ganz regellos neben- und durcheinander gesetzt.



Abb. 38. Ein Kral.

Über die Bekleidung der Neger läßt sich nichts Allgemeines sagen, da sie sehr verschiedenartig ist. Das verbreitetste Kleidungsstück ist wohl das Lendentuch; es gibt aber auch Stämme, denen noch viel weniger, ein winziges Schürzchen oder gar nur ein Pflanzenblatt, als Kleidung genügt, und wieder andere, die eine auch für europäische Augen dem Anstand genügende Umhüllung tragen.

Die Neger sind von Natur nicht kriegerisch, aber in einem Lande wie Innerafrika, wo im ganzen wenig Ordnung und Recht herrscht, ist doch immer Anlaß zu Fehden und größeren Kriegen. Manche Negerstaaten, z. B. Uganda und Asante, haben ein geordnetes Heerwesen. Die Kriege werden meist mit großer Grausamkeit geführt, und bei gewissen Stämmen werden die Gefangenen geschlachtet und verzehrt. Man findet überhaupt die Menschenfresserei bei verschiedenen Negerstämmen, und zwar nicht nur bei solchen, die sehr tief stehen, sondern auch bei manchen, die wie

die Niam-Niam und die Mangbuttu zu den höher kultivierten Negern gehören. Georg Schweinfurth schreibt darüber:

„Besonders ausgebildet ist bei den Niam-Niam und den Mangbuttu die Menschenfresserei, welcher gefallene Feinde, hilflose Gefangene, Personen ohne Verwandtschaft und solche, die eines plötzlichen Todes sterben, zum Opfer fallen. Und wie anderwärts, so sind auch hier die Gründe für diese Gewohnheit teils der Wunsch, sich die Kraft der gefallenen Gegner anzueignen, teils religiöse Regungen, teils Blutgier. Weder die Niam-Niam (Abb. 39) noch die Mangbuttu machen ein Hehl aus ihrer Menschenfresserei, sondern verspeisen die Toten öffentlich unter Beigabe einer Mehlspeise und reichlichen Bieres. Die Mangbuttu sollen überhaupt alle ihre Toten verzehren, während die Niam-Niam ihre verstorbenen Angehörigen festlich geschmückt unter Steinhügeln beisetzen."



Abb. 39. Niam-Niam-Knabe.

„Bei keinem Weiler der Niam-Niam fehlen", wie Schweinfurth berichtet, „die zur Befestigung von Jagd- und Kriegstrophäen dienenden Pfähle, an welchen die Insassen in prahlerisch ostensiver Weise die Beweise ihrer Tapferkeit zur Schau stellen. Schädel von Antilopen aller Art, von Meerkatzen, Pavianen, Wildschweinen, Schimpansen und Menschenschädel fanden sich bunt durcheinander an den Ästen der Votivpfähle gespießt, teils vollständig, teils in Bruchstücken, Weihnachtsbäumen nicht unähnlich, aber mit Geschenken nicht für Kinder, sondern für vergleichende Anatomen reichlich behangen. Zahlreiche, unzweideutig für den entschiedenen Hang der Bewohner zur Menschenfresserei sprechende Zeugen traten hier vor unsere staunenden Blicke: in der Nähe von Wohnhütten auf den Haufen von Küchenabfällen aller Art menschliche Knochen und Bruchstücke von solchen, mit den Eindrücken der zum Zerlegen benutzten Messer und Beile, an den Ästen der benachbarten Bäume hin und wieder Arme und Beine aufgehängt, in halb skelettiertem Zustand und bei schlechter Trocknung im Schatten des dichten Laubes übelriechend und die Luft in weitem Umkreis verpestend. Das waren keine Wirtshausschilder, welche dem Wanderer zu einem gastlichen Asyle entgegenwinkten, Grauen und Schrecken sollten sie bewirken, aber wir ließen uns nicht beirren und machten es uns in den niedlichen Hütten so bequem, als ein jeder es vermochte."

„Der Kannibalismus der Mangbuttu übertrifft", wie derselbe Reisende bemerkt, „den aller bekannten Völker in Afrika. Da sie im Rücken ihres Gebiets von einer Anzahl völlig schwarzer, auf niederer Kulturstufe stehender und daher von ihnen verachteter Völker umgeben sind, so eröffnet sich ihnen daselbst die willkommene Gelegenheit, auf Kriegs- und Raubzügen sich mit großen Vorräten von dem über alles geschätzten Menschenfleisch zu versorgen. Das Fleisch der im Kampfe Gefallenen wird auf der Wahlstatt geteilt und in gedörrtem Zustand zum Transport nach Hause hergerichtet. Die lebendig Eingefangenen treiben die Sieger erbarmungslos vor sich her, gleich einer erbeuteten Hammelherde, um sie später einen nach dem andern als Opfer ihrer wilden Gier fallen zu lassen. Die erbeuteten Kinder fallen nach allen Angaben, die mir gemacht wurden, als besonders delikate Bissen der Küche des Königs zu. Es ging während unseres Aufenthaltes bei Munsa das Gerücht, daß für ihn fast täglich kleine Kinder eigens geschlachtet würden."

In der Staatenbildung haben die Neger, wie man allgemein annimmt, nichts Großes geleistet. Es gab freilich und gibt auch jetzt noch große und bevölkerte

Negerreiche in Afrika, aber wenn man auch von einzelnen bedeutenden und wohlwollenden Herrschern weiß, so sind doch die meisten Negerkönige grausame, blutdürstige Despoten, unter deren Herrschaft Menschenschlächtereien, Verstümmelungen und Ausplünderung der Untertanen an der Tagesordnung sind; selbst der von Stanley so hoch gestellte, wirklich begabte Mtesa von Uganda, der auch nicht ohne bessere Regungen war, macht darin keine Ausnahme. Ebenso allgemein wird ja meist behauptet, die Neger hätten keinen Kunstsinn. Aber man tut ihnen doch wohl unrecht. Die jetzigen Neger freilich leisten weder in der Kunst noch in der Politik irgendwie Erhebliches. Aber es ist früher anders gewesen. Hören wir, was ein Kenner aus Anlaß der in Benin gemachten Funde darüber sagt:

„Reisende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts berichten ausführlich von großen Negerreichen, die sie in Oberguinea vorgefunden. Asante, Dahome, Joruba und Benin westlich vom Nigerdelta waren damals nicht nur politisch und militärisch mächtige Staatengebilde, sondern auch im Besitze einer eigenartigen einheimischen Kultur. Damals entwickelten sich auch rasch ausgebreitete Handelsbeziehungen mit Europa, und viele Küstenorte, nach denen heute nur Schnaps und allenfalls Schießpulver eingeführt wird, wurden zu kaufkräftigen Absatzgebieten für die besten europäischen Handelswaren; selbst orientalische Seidenstoffe und türkische Teppiche gelangten damals nach der Gold- und Sklavenküste, wie zeitgenössische Berichte lehren. Ganz besonders in Benin fanden die Reisenden eine so merkwürdige und eigenartige Kultur vor, daß ihre Erzählungen nicht ernst genommen wurden, als man sich in den letzten Jahrzehnten wieder etwas mit der Völkerkunde von Westafrika zu beschäftigen anfing.

„In der Tat ist uns die eigentliche Geschichte all dieser Negerreiche heute noch fast unbekannt. Ebenso wie fast alle anderen afrikanischen Küstenstaaten schlossen sie sich von den Europäern vollkommen ab, sobald sie einmal anfingen, die ungeheure Gefahr zu begreifen, die ihnen aus dem brutalen Sklavenhandel dieser weißen Wilden drohte. Lange genug hatten die Neger schweigend und beinahe stumpfsinnig zugesehen, wie man ihnen für lindischen Tand oder mit List und Gewalt Jahr um Jahr viele Tausende ihrer Brüder auf Nimmerwiedersehen nach Amerika verschleppte — aber endlich besannen sie sich und verschlossen dann ihr Land so vollkommen, daß selbst das damals schon reich gegliederte Kartenbild von Afrika aus dem Gedächtnis der europäischen Menschheit verschwand und in den großen weißen Fleck verwandelt wurde, den man vor einigen Jahren noch als ‚Karte von Afrika' in den Schulen gezeigt bekam.

„So kann man in der Tat sagen, daß mit der Entdeckung und Erschließung Amerikas Afrika wieder in die alte Vergessenheit zurücksank. Die Berichte der alten Reisenden und Kaufleute und sogar ihre geographischen Karten und Aufnahmen waren zwar in zahlreichen großen Druckwerken niedergelegt, aber sie blieben in den Bibliotheken vergraben, unbeachtet, als phantastischer Kram, der keine Beachtung verdiene.

„Indessen hatte im Westen wie im Osten von Afrika der europäische Einfluß nachgewirkt wie ein zersetzendes Gift. Das tropische Ostafrika, das im Begriffe gewesen war, sich zu einem zweiten Indien zu entwickeln, verfiel ebenso wie die Reiche an der Guineaküste, und der koloniale Aufschwung der letzten Jahrzehnte enthüllte uns da und dort nur Bilder des tiefsten Verfalles. In Asante und in Dahome war allerdings noch ein Rest von militärischer Organisation erhalten geblieben, der den Engländern und den Franzosen noch gewaltig zu schaffen machte, und bei manchen Inlandstämmen fand sich die feste Überzeugung, daß der Herrscher keinen Weißen schauen dürfe, weil er sonst sterben müsse. So war auch Benin, das große, mächtige, glänzende Benin des sechzehnten Jahrhunderts, in Vergessenheit und in Verfall geraten; einige wenige Reisende unserer Zeit, besonders der energische Burton, waren zwar bis in die Hauptstadt vorgedrungen, aber sie haben wenig gesehen, was sie irgendwie besonders überrascht oder aufgeregt hätte. Denn auch die vielen Menschenopfer, wegen deren Benin berüchtigt war und von denen fast jeder neuere Reisende aus eigener Anschauung zu berichten wußte, konnten nicht auffallen; von Asante und von Dahome her wußte man ja, wie es in Oberguinea zuging und wie gering da das menschliche Leben geschätzt wurde. Die wahnsinnige Willkür, mit der Hunderte und Tausende treuer Unter-

tanen hingeschlachtet wurden, um einem verstorbenen Herrscher ins Jenseits zu folgen oder ihm an Festtagen Nachricht von seinen Angehörigen zu bringen, war allgemein bekannt. Man hatte sogar eine Art von nationalökonomischer Erklärung und Entschuldigung für diese Massenschlächtereien gefunden und suchte nachzuweisen, daß mit dem Aufhören des Sklavenexportes nach Amerika eine ungeheure Übervölkerung Oberguineas eingetreten sei, und daß die Menschenopfer daher nur als ein natürliches Ventil zur Wiederherstellung des alten Gleichgewichts zu gelten hätten!

„Jedenfalls waren die Beninleute ängstlich bemüht, alle Europäer von sich und ihrer Hauptstadt fernzuhalten, und sie würden vielleicht noch viele Jahrzehnte lang von den modernen Kolonisationsbestrebungen verschont geblieben sein, wenn sie nicht 1893 nahe ihrer Landesgrenze eine englische Reisegesellschaft niedergemetzelt und so eine große Strafexpedition veranlaßt hätten, die am 27. August 1897 zur vollständigen Zerstörung ihrer Hauptstadt und ihres Reiches führte. Und an diesen Tag knüpft sich die größte Überraschung, welche jemals der Völkerkunde zuteil geworden ist: die Auffindung von vielen hundert alten Kunstwerken aus Erz und Elfenbein.“ (Felix von Luschan im Jahresbericht des Württemb. Vereins für Handelsgeographie für 1898 bis 1900.) Ein großer Teil dieser merkwürdigen Kunstgegenstände, die einen tiefen Blick tun lassen in das Kulturleben dieser Völker, ist nach Berlin gekommen, ein kleinerer, die Knorrsche Sammlung, nach Stuttgart. Das Schönste sind kunstvolle Arbeiten in Bronzeguß, deren Technik von Kennern als ganz hervorragend gerühmt wird; wahrscheinlich stammen sie aus dem 16. Jahrhundert.



Abb. 40. Fetische vom Kongo.

Von der Religion der Neger werden wir, wenn wir an die Mission kommen, Näheres hören. Bei manchen Völkern des Innern herrscht das Heidentum in seiner abschreckendsten Gestalt mit grausamen Menschenopfern. Bei andern, z. B. den Waganda, spielt die Religion überhaupt keine große Rolle und beschränkt sich auf Zauberspuk. Menschenopfer sind sehr verbreitet an der Ost- und Westküste und im Innern. Sie sollen teils dazu dienen, die Gottheit zu versöhnen, teils gestorbene Häuptlinge im Jenseits mit Dienerschaft versorgen. Viele Negerstämme glauben an ein höchstes Wesen, das sich aber nicht viel um die Welt kümmert. Allerlei Geister und Dämonen übernehmen die Vermittlung zwischen Gott und den Menschen und werden durch Opfer günstig gestimmt. Die Zauberer, die wohl häufiger Betrüger als Betrogene sind, haben deshalb eine große Macht, halten das arme Volk in Furcht und Schrecken und saugen es nach Kräften aus. „Die Bewohner der Westküste haben eine Naturreligion, die wohl von einem höchsten Wesen, einem Oberen weiß, aber gewöhnlich als Auswuchs des Ahnenkultus die leiblosen Geister in irgend einem materiellen Ding verkörpert. Der Priester oder besser Zauberer (portugiesisch feiticero) gebietet mehr oder weniger dem Wirken dieses Zaubers

(feitiço, woher das Wort Fetisch). Daher etwas der Hexenfurcht vergangener Jahrhunderte ähnliches, das Gefühl der unheimlichen Abhängigkeit von einer willkürlichen, übernatürlichen Gewalt, und in Verbindung damit despotische Herrschaft des Stammeshauptes über Leben und Tod seiner Gehorsamen, beides gesteigert durch die Wertlosigkeit der Einzelpersönlichkeit und das durch die Sitte geregelte Eingreifen der Geistergewalt durch Gifttrank und andere Gottesurteile in die Rechtsentscheidungen." (Gundert.) Es gibt Fetische (Abb. 40. 41) in Gestalt von mehr oder weniger menschlich gestalteten Götzenbildern, aber es kann jeder beliebige Gegenstand zum Fetisch werden. Manchmal werden den Fetischen Hütten gebaut, in denen man allerlei Opfer, Amulette und dergleichen niederlegt. Der Fetischdienst herrscht, wie schon erwähnt, mehr an der Westküste; bei den Völkern des Ostens findet man mehr Ahnen- und Schlangenkultus sowie Verehrung des Wassers. Schlangenkultus herrscht freilich auch in Dahome. Viele Negerstämme verehren auch Naturkräfte wie das Feuer, den Blitz, Sternschnuppen rc.


Abb. 41. Hölzernes Götzenbild vom Niger.

Unter den Sprachen der Neger sind die Bantusprachen am meisten erforscht. Obwohl über ein so großes Gebiet verbreitet, sind sie untereinander sehr nah verwandt. Die Bantusprachen haben alle das Gemeinsame, daß sie, um die grammatischen Verhältnisse auszudrücken oder den Wörtern einen bestimmten Sinn zu geben, ihnen Silben oder kleine Wörter vorsetzen. In Uganda wird durch U oder vielmehr durch Bu (es heißt eigentlich Buganda) das Land bezeichnet. Muganda heißt der einzelne Bewohner, Waganda das Volk, Luganda die Sprache. Mulungi heißt Mann, Bulungi Männer, muntu mulungi ein guter Mann, bantu babengi gute Männer. Kilungi Ding, bilungi Dinge; ein gutes Ding heißt dann kintu kilungi, und gute Dinge bintu bilungi. Wir sehen: das was wir gewöhnt sind am Ende der Wörter zu suchen, findet sich hier am Anfang. Wenn die Vorsilbe, die einem Wort seine Bedeutung gibt und die auch zugleich die Einzahl ausdrückt, Mu lautet, so muß auch das zum Hauptwort gehörige Eigenschaftswort mit Mu anfangen. Fängt dasselbe Wort in der Mehrzahl mit ban an, so hat das Eigenschaftswort ebenfalls ban. So kann also „gut" je nach Umständen muntu oder bantu heißen, und wenn es zu den Wörtern kilungi der Hügel und bilungi die Hügel gehört, heißt es kintu oder bintu. Bei den Zeitwörtern setzt man eine Vorsilbe vor die andere, ebenso die Silben, die Subjekt oder Objekt angeben, so daß oft ein ganzer Satz in ein Wort zusammengezogen ist. Eine weitere Eigentümlichkeit der Bantusprachen ist die, daß sie das Geschlecht nicht unterscheiden. Es gibt wohl ein besonderes Wort für Vater und Mutter, aber bei allen andern Verwandtschaftsgraden nur ein Wort für beide Geschlechter; z. B. für Sohn und Tochter, für Bruder und Schwester, also wie im Englischen das Wort cousin

Vetter und Base bezeichnet. Ein paar Beispiele mögen die nahe Verwandtschaft der Bantusprachen untereinander zeigen. Die Bewohner des betreffenden Landes heißen in der Ugandasprache Waganda, bei den Kaffern Ba-ntu, bei den Herero Ova-Herero, und wir finden eine Vorsilbe gleichen Stammes in den Namen der Betschuana und der Basuto. Muganda, Mossuto, Omuherero ist ein einzelner Angehöriger des Volks. Setschuana, Sesuto, Otschiherero bedeutet die betreffenden Sprachen. Vielen Bantusprachen fehlt das r, doch nicht allen, wie wir ja schon an dem Namen der Herero sehen.

Nördlich und östlich schließen sich an die Bantuneger die Sudanneger (der Sudan ist das Land zwischen der Sahara und dem Äquator). Manche dieser Sprachen können noch in keine bestimmte Klasse eingereiht werden, da ihre Abstammung und Verwandtschaft noch nicht festgestellt ist. Die Sprachen der Westküste sind vielleicht mehr oder weniger den Bantusprachen verwandt.



Abb. 42. Wanjamwesi.

Die Hauptstämme der Neger sind in Südostafrika, zwischen dem Limpopo im Norden und dem großen Fischfluß im Süden: die Kaffern, die Sulu und die Swasi. In der Mitte Südafrikas wohnen die Betschuanen und die Basuto. In dem Wüsten- und Steppenland Südwestafrikas finden wir die Herero oder Damara und die Bergdamara. Aus der unfruchtbaren Steppe des Damaralandes steigt man nach Norden hinab in fruchtbares Ackerland, das von dem ackerbauenden Volk der Ovambo und verwandten Stämmen bewohnt wird. Es folgen dann, wenn wir nach Norden fortschreiten, im Osten die Sambesivölker (Matabele, Barotse), die Njassastämme (Wasagara, Wagogo, Wanjamwesi, Abb. 42), die Stämme um den Viktoriasee (Waganda und Wanjoro); im Innern die Lundavölker (Lobale, Baluba, Balolo); die Obernilvölker (Mangbuttu, Niam-Niam, Dinka, Schilluk), im Westen die mit Portugiesen gemischten Küstenvölker, dann die Bateke, Mpongwe, Fan, Tschi, Duala, Ewe, Kru und Djoloff.

Mischvölker im Sudan und in Ostafrika.

Im westlichen Sudan leben verschiedene Stämme, die nicht zu den Negern gerechnet werden können; dahin gehören: die **Haussa**, ein dunkelfarbiges Volk, wohl aus einer Mischung von Negern und anderen Stämmen hervorgegangen. Die Haussa sind ein Handelsvolk von viel Unternehmungsgeist; sie machen oft weite Reisen und werden von den Engländern als Soldaten verwendet. Der letzte Krieg mit Asante ist von England mit Hilfe von Haussatruppen geführt worden. Die Haussasprache ist verhältnismäßig leicht zu erlernen und so verbreitet, daß ein Reisender sie als das Englisch des Sudan bezeichnet hat.



Abb. 43. Vornehmer Somal.

Die **Fulbe** sind, wo sie sich rein erhalten haben, hellfarbig (gelb bis rötlich braun); wo sie mit andern vermischt sind, dunkelbraun. Sie können noch in keine bestimmte Klasse eingereiht werden; vielleicht sind sie mit den Berbern verwandt. Sie sind ein aufstrebendes Volk und gegenwärtig der herrschende Stamm im westlichen Sudan. Die Haussa und die Fulbe sind Mohammedaner.

Den östlichen Teil Mittelafrikas bewohnen die **Galla**, die Somal und **Massai**, alle wahrscheinlich Mischvölker zwischen Negern, Hamiten und Semiten. Die Beschäftigung dieser Völker besteht in Viehzucht, Raub und Krieg.

Die **Gallavölker** leben im Süden und Südwesten von Abessinien. Sie sind groß und kräftig, hell- bis dunkelbraun gefärbt, mit krausem oder gelocktem Haar und bald edlen bald rohen und wilden Zügen. Tücke und Rachsucht sind hervorstechende Charakterzüge der Galla. Sie sind geschickt im Verfertigen von

allerlei Flecht- und Tonwaren, haben auch eine ziemlich anständige Kleidung: die Männer ein faltiges Gewand, das den Rücken hinabhängt, und einen Lendenschurz, die Frauen einen ledernen Rock und einen Mantel von Baumwollstoff, Ziegen- oder Kamelhaar. Die Galla züchten — ebenso wie die Somal — neben den Rindern Pferde und Kamele; die mehr nördlich wohnenden Stämme treiben auch Ackerbau. Die Frauen haben eine günstige Stellung; sie werden nicht gekauft, sondern bringen eine Mitgift in die Ehe.

Die Somal (Abb. 43) sind jedenfalls zum Teil aus dem südlichen und südwestlichen Arabien nach Afrika gekommen und haben die vor ihnen dort wohnenden Galla mehr nach Süden und Südwesten gedrängt. Sie sind dunkler als die Galla und haben oft stark gebogene Nasen. Sie gelten für grausam und treulos und ihr Charakter hat sich durch einen Firnis von europäischer oder arabischer Kultur nicht gehoben. Die Beziehungen zwischen Europäern und Somal bessern sich übrigens allmählich, seit ein Teil des Landes unter englischer Herrschaft steht.

Die Massai wohnen um den Kenia und den Kilima-ndscharo, sowie am Westufer des Viktoriasees. Ihre junge Mannschaft vom 17. bis 25. Jahre lebt ganz dem Kriege und ist der Schrecken der umwohnenden Völker. In späterem Alter geben die Massai das Kriegshandwerk auf und leben als friedliche Biedermänner der Pflege ihrer Rinderherden. Sie sind durch die Verheerungen der Rinderpest im Jahr 1891 sehr verarmt, und ganze Scharen sind Hungers gestorben, denn die Massai verstehen wenig vom Ackerbau und sind ganz auf die Nahrung von ihren Rindern — Milch, Fleisch und warmes Rinderblut — angewiesen. Neuerdings wächst ihnen wieder ein Viehstand heran. Die Massai sind kräftig und muskulös, von dunkler, oft fast schwarzer Farbe und einer Gesichtsbildung, die mit den hervorstehenden Backenknochen und den schiefliegenden Augen etwas ans Mongolische erinnert.

Die Somal und die nordöstlichen Galla sind fanatische Mohammedaner, die südöstlichen Galla und die Massai noch Heiden.

Zum größten Teil im italienischen Schutzgebiet leben die Danakil, ein nicht unbegabtes, dunkelfarbiges Nomadenvolk, von dessen Charakter aber nicht viel Gutes zu sagen ist.

Die Saharavölker.

Einen Übergang zwischen den Negern und den Semiten Nordafrikas bilden die Stämme der Tibbu oder Teda in der östlichen, und der Tuareg in der westlichen Sahara. Ihre Abstammung ist noch ungewiß, wahrscheinlich sind die Teda und die Tuareg Mischvölker zwischen Arabern, Berbern und Negern. Sie sind von brauner Farbe, gut gebaut und begabt, aber mißtrauischen, tückischen Charakters. Ihr schweres Leben in der Wüste, der fortwährende Krieg, und bei den Tibbu besonders ihre stete Ausbeutung durch andere Stämme haben wohl viel schuld an dem schlechten Charakter dieser Völker, deren Raub- und Mordlust schon mancher Reisende zum Opfer gefallen ist. Die Erforschung der Sahara wird durch diese feindseligen Völker sehr erschwert. Sowohl unter den Tuareg als unter den Tibbu gibt es Nomaden, die in Zelten und Grashütten wohnen, sowie seßhafte Stämme, die sich Stein- und Lehmhütten bauen, aber alle leben vom Krieg und Raub und von der Viehzucht.

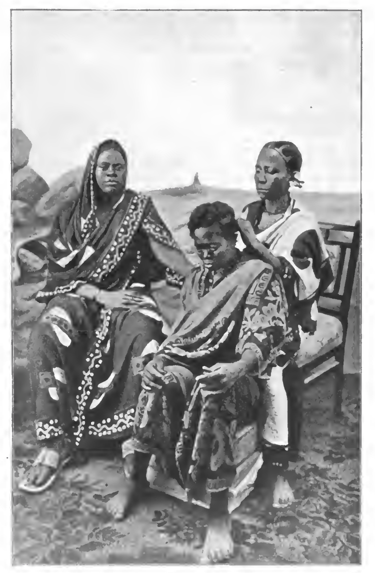


Abb. 41. Suaheli-Weiber.

Die Länder Nord- und Nordostafrikas werden teils von Semiten teils von Mischvölkern bewohnt. Ein solches Mischvolk sind die Nubier, die in Ägypten und im Reich des Mahdi unter den Arabern wohnen. Sie sind braun, dunkler

als die Araber, und die dicken Lippen zeigen, daß sie vielleicht teilweise von Negern abstammen. Ein anderes Mischvolk sind die Suaheli (Abb. 44). Unter diesem Namen werden die mit vielen fremden Elementen vermischten Neger zusammengefaßt, die im Gebiet des Sultans von Sansibar wohnen. Ihre Sprache, das Kisuaheli, ist eine Bantumundart mit Beimischungen aus andern Sprachen.

Die Araber findet man in ganz Nordafrika, im Osten noch weit südlich vom Äquator und auch tief hinein ins Innere. In Nordafrika wohnen außerdem noch die Berber, die sich in drei Hauptstämme teilen: die Kabylen in Algerien, die Amasirghen in Nordmarokko, die Schelluk oder Schlöh in Südmarokko. Ein arabischer Stamm ist das Nomadenvolk der Beduinen in Nordafrika. Im Hochland von Abessinien wohnen die Abessinier, braune Afrikaner mit arabischer Beimischung. Madagaskar ist von Negern und von einem malaiischen Stamm, den Howa, bewohnt.

Die Mischlinge.

Wenn wir von den Völkern Afrikas sprechen, müssen wir auch die Mischlinge erwähnen, welche teilweise von europäischen Vätern abstammen. Sie finden sich natürlich überall, wo sich in Afrika Weiße angesiedelt haben, aber ganz besonders häufig und in jeder Abstufung begegnet man ihnen in dem schon so lange und so reichlich von Europäern besiedelten Südafrika. Manchmal bilden sie größere oder kleinere Stammesgemeinschaften, wie die Griqua, ein Mischvolk aus Hottentotten, Holländern und Negern, oder wie die Bastards von Rehoboth in Deutsch-Südwestafrika, deren junge Mannschaft Major Leutwein zum Kriegsdienst herangezogen hat, oder wie die aus der Vermischung der ursprünglichen Ansiedler im Kapland mit Eingeborenen stammenden sogenannten Cape-boys (Kapjungen), die sich seit langer Zeit nur innerhalb ihrer eigenen Rasse vermehren. Solche Mischlinge können ihr eigenes Volkstum entwickeln und haben nicht die Schwierigkeiten und Versuchungen, denen unter den Weißen zerstreut lebende Mischlinge so oft unterliegen.

Diese stehen durch Geburt und Erziehung über dem Volk, dem ihre Mutter angehört (meistens ist es ja so, daß der Vater weiß, die Mutter farbig ist), aber von den Weißen werden sie nicht als ebenbürtig anerkannt, auch wenn nur noch ein dunkler Rand am Nagel an die afrikanische Abkunft erinnert. Den jungen Männern steht, sie mögen noch so gebildet und begabt sein, kein höherer Beruf offen; ja selbst ein Kaufmann wird sie aus Furcht, seine Kundschaft zu verlieren, nicht in seinem Geschäft anstellen. Die Mädchen haben oft eine gute Erziehung genossen und sind geistig ihren weißen Schwestern vollkommen ebenbürtig, während sie sie an Schönheit und Anmut häufig übertreffen, aber sie sind aus der Gesellschaft der Weißen ausgeschlossen; und wenn ein Mann sie zur Ehe begehrt, so wissen sie, daß er sie nicht als ebenbürtige Frau behandeln wird, oder daß sie jedenfalls seine Angehörigen nicht als solche ansehen werden. Eine wirklich farbige Frau ist allerdings froh, wenn sie einen weißen Mann bekommt; sie betrachtet ihn als weit über sich stehend und denkt nicht entfernt daran, an seinem Umgang teilnehmen zu wollen. Sie sorgt aufs beste für ihn und tut ihm alles Liebe und Gute an; deshalb sind solche Ehen oft verhältnismäßig glücklich. Aber ein feingebildetes, europäisch erzogenes Mädchen bleibt lieber unvermählt, als daß sie einen Mann nimmt, der sie nicht vollständig als seine Gefährtin betrachtet. Zu einem etwas dunkleren Mann hinabzusteigen ist sie dann ihrerseits zu stolz, denn jeder Mischling hält sich für besser als den um einen Schatten dunkleren Farbigen. Selbst der etwas bräunliche oder gelbliche Viehhirt oder Ochsentreiber, der vielleicht von seinem Herrn kaum als Mensch angesehen wird, ist imstande, von seinem schwarzen Mitknecht als von dem „schwarzen Vieh“ zu sprechen, und das braune Schulkind will manchmal nicht neben einem „Mozambiker“, d. h. einem Schwarzen, sitzen.

Soweit solche Mischlinge nicht bei den Missionen, wo sie natürlich ihrem innern Wert nach behandelt werden, eine Anstellung finden können, bleiben sie meistens ihr Leben lang in dienender Stellung. Hellfarbige Mädchen, die für einen Dienst zu fein erzogen sind, ernähren sich, wenn sie ehrenwert sind, manchmal als Putzmacherinnen, Schneiderinnen und dergleichen, aber nur zu oft endet ihr Leben in Sünde und Schande. Mancher junge Mann gerät auf eine Verbrecherlaufbahn oder endet, mit Gott und der Welt zerfallen, durch Selbstmord. Dadurch gewinnt dann die Ansicht der Weißen, daß die Mischlinge nichts taugen, neue Nahrung, aber der Hauptfehler liegt nicht an ihnen, sondern an den Weißen, die an ihrem Vorhandensein schuld sind und es ihnen doch unmöglich machen, zu einer ordentlichen Lebensstellung zu kommen.

Natürlich gibt es Ausnahmen von der traurigen Regel. So erzählt Fräulein von Blomberg[1]) von einem englischen Grafen, der seiner Gesundheit wegen in der Kapstadt lebte und, da er sich die Last eines standesgemäßen Haushalts nicht aufbürden wollte, eine Schwarze heiratete. Er hatte ein besonderes Haus, in dem er seine Freunde empfing, besuchte aber seine Frau, die eine nette, anständige Person war, alle Tage und sorgte treulich für seine drei Kinder, die im Äußeren mehr der Mutter als dem Vater glichen. Nach seinem Tode gab es einen Prozeß darüber, ob der farbige Sohn das gräfliche Erbe in England antreten dürfe. Der Prozeß wurde gegen ihn entschieden. Da er die Mittel hatte, ging er nach Amerika und bildete sich zum Arzte aus — die Universität in Kapstadt läßt keine farbigen Studenten zu — und seine Schwestern heirateten trotz ihres hohen Standes weiße Farmer, denen die reiche Mitgift willkommen war. Aber solche Fälle, wo es den Mischlingen verhältnismäßig gut geht, sind leider die Ausnahme. Es wäre hohe Zeit, daß die Weißen in Südafrika sich ihrer Pflicht gegen ihre etwas dunkleren Brüder und Schwestern bewußt würden.

5. Die Staaten Afrikas.

Marokko und Abessinien.

Zwar nicht seiner natürlichen Beschaffenheit nach, wohl aber der Zeit nach, in der es als Ganzes in die Weltgeschichte eintritt, ist Afrika der jüngste Weltteil. Daher sehen wir hier ein Werden von neuen und ein Vergehen von alten Staaten, wie wir es sonst nirgends in solchem Umfang beobachten können. Darum ist's aber auch eine unsichere Sache, über die Staaten Afrikas zu reden; können doch von heute auf morgen die größten Änderungen eintreten. Heute sehen wir noch auf nicht ganz neuen Karten von Afrika die Südafrikanische Republik und den Oranjefreistaat. Seit dem Burenkrieg haben diese Länder aufgehört, selbständige Staaten zu sein, und wir sehen dafür ein größeres Stück britischen Reiches. Vielleicht aber ist damit auch noch nicht das letzte Wort gesprochen.

Und die Frage der südafrikanischen Republiken ist nicht die einzige, die sich uns bei Betrachtung der politischen Karte Afrikas aufdrängt. Schon so lange gilt das Türkenreich als der kranke Mann, aber der Kranke hat ein zähes Leben, und wenn ihm in Europa manche Glieder abgenommen worden sind, so ist seine Macht in Asien und Afrika immer noch ausgedehnt genug. Wie lange werden Tripolis und Barka und Fessan noch unter dem Sultan in Konstantinopel stehen? Bei Ägypten ist es ja schon jetzt nur noch dem Namen nach der Fall. Wie lange werden Marokko,

[1]) In ihrem anziehenden Buch „Allerlei aus Südafrika" (Bertelsmann, Gütersloh), dem wir in diesem Abschnitt hauptsächlich gefolgt sind.

die Oasen der Sahara, die Sudanstaaten der englischen und französischen Macht Widerstand leisten? Wird Frankreich oder England den Löwenanteil davontragen?



Abb. 45. Tanger.

Auch auf neueren Karten ist jetzt noch ein Teil des Sudan als Reich des Mahdi bezeichnet, und doch ist dieses schnell entstandene Staatengebilde schon wieder verschwunden. Und wie ist's mit dem Kongostaat? Von Zeit zu Zeit bringen die Zeitungen Berichte von entsetzlichen Greueln, die nicht etwa von den wilden Eingeborenen auf eigene Faust verübt, sondern von europäischen (belgischen) Offizieren veranlaßt werden,

und man fragt sich unwillkürlich: Kann ein solch ungeheurer Staat, der ungefähr viermal so groß ist als das Deutsche Reich, auf die Dauer so regiert werden, daß die Beamten nach Willkür schalten und walten und daß die scheußlichsten Verbrechen ungesühnt bleiben?

Eine der erwähnten Fragen geht jetzt vielleicht ihrer Lösung entgegen. Nur zwei afrikanische Staaten stehen bis jetzt noch unter einheimischen, ganz selbständigen Herrschern: Marokko und Abessinien, aber es scheint, daß sich ein Angriff auf Marokkos Selbständigkeit vorbereitet. England hat in Marokko die meisten Handelsinteressen, aber Frankreich hat schon an verschiedenen Punkten des Landes Fuß gefaßt. Spanien kann als Kolonialmacht nicht mehr in Betracht kommen, aber durch den Besitz von Ceuta und Melilla wäre es für England oder Frankreich ein nicht zu verachtender Bundesgenosse. Frankreich hat sich von Algier und vom Süden aus unaufhörlich in das vom Sultan dem Namen nach beherrschte Gebiet vorgeschoben, indem es in fortwährenden Kämpfen mit den wilden Grenzstämmen einen Landstrich nach dem andern besetzte, so besonders die Tuat-Oase und neuerdings auch Landstriche im Tafilelt. Frankreichs Ziel ist die Erwerbung dieses Reichs, das seinem nordafrikanischen Besitz den Schlußstein in Gestalt eines reichen, fruchtbaren Landes einfügen und zugleich seine Machtstellung im Mittelmeer befestigen würde. Tanger neben Bizerta als Stützpunkt Frankreichs im Mittelmeer wäre eine ernstliche Bedrohung Englands. Auch Deutschland hat Handelsinteressen in Marokko, und zwischen Hamburg und Tanger (Abb. 45) ist eine regelmäßige Dampferverbindung. In Tanger, in Casabianca, Rabat, Fez und Marrakesch leben Deutsche, und schon mehr als einmal haben deutsche Kriegsschiffe auf der Reede von Tanger den Herrschern von Marokko gezeigt, daß das Reich Leben und Habe seiner Angehörigen zu schützen weiß.

Der neueste Erforscher Marokkos, Theobald Fischer, sagt (Münchner Allgemeine Zeitung, Beilage 94895, Jahrg. 1900): „Die Unabhängigkeit Marokkos und die Fortdauer Europa zur Schande gereichender Zustände in diesem Lande ist nicht in diesem selbst begründet, sondern in der Eifersucht der Mächte. Marokkos Lage an der Ecke des Erdteils, dem weltbeherrschenden Erdteil Europa in Sehweite gegenüber, an einer Meerstraße, durch die heute die wichtigste Welthandelsstraße geht, ist überaus wichtig. Es vermag auch seinerseits diese Welthandelsstraße zu beherrschen und daraus Nutzen zu ziehen. Aber noch mehr: Karawanenstraßen durch die große Wüste verbinden es mit dem Senegal, namentlich aber mit dem Nigerbogen in dem Maße, daß selbst heute nicht aller Handel dorthin erloschen ist, im 16. und 17. Jahrhundert aber Timbuktu unter marokkanischer Herrschaft stand. Die Küstenplätze am Ozean, von denen einige ohne große Kosten zu ausgezeichneten Häfen ausgebaut werden könnten, vermöchten dann als Stützpunkte des Weltverkehrs nach dem tropischen Westafrika und nach Südamerika eine große Wichtigkeit zu erlangen."

Marokko ist außerordentlich fruchtbar. Regen im Winter, Nebel und reichlicher Tau im Sommer befeuchten in den Küstengegenden einen ungemein fruchtbaren Ackerboden, auf dem Gerste und Weizen schon im April und Mai in reicher Fülle reifen. Weiter landeinwärts ist zur Viehzucht geeignete Steppe, und am Fuße des Gebirges gedeihen die herrlichsten Südfrüchte, vor allem der Ölbaum. Im Atlas wurde im

Mittelalter Bergbau getrieben, aber gegenwärtig wird kein Versuch gemacht, die etwa vorhandenen Schätze an Mineralien auszubeuten, wie überhaupt die reichen Hilfsquellen des Landes nicht entwickelt sind, während früher Kunst und Handwerk blühten und zahlreiche Ruinen auch von einer längst vergangenen Blüte der Baukunst erzählen. „Das herrschende Regierungssystem," sagt Fischer, „die fluchwürdigste Willkürherrschaft, die man sich denken kann, hat in den letzten Jahrhunderten einen unaufhaltsam fortschreitenden Verfall hervorgerufen. Kein Mensch ist auch nur einen Augenblick seines Lebens und seines Eigentums sicher. Jeder Höherstehende unterdrückt und saugt den Niedrigerstehenden aus. Wenn sich ein Kaid (Statthalter) mit allen Mitteln der Willkür bereichert hat, ereilt ihn über kurz oder lang sein Schicksal: er wird abgesetzt und sein Vermögen vom Sultan eingezogen; meist endet er in einem der grauenvollen Kerker. Die Sultane selbst werden fast ausnahmslos durch Gift beseitigt. Aufstände der gequälten Bevölkerung gegen die blutsaugerischen Statthalter oder den Sultan sind an der Tagesordnung und endigen meist mit der Verwüstung und Entvölkerung ganzer Provinzen. Die Regierung nährt geflissentlich den Haß der einzelnen Landschaften und Stämme untereinander und sieht es gern, wenn sie sich befehden und gegenseitig schwächen. Da Besitz nur eine Quelle von Quälereien ist, so fehlt natürlich jeder Antrieb zum Erwerb. Jeder sucht den Anschein von Besitzlosigkeit hervorzurufen und versteckt sein Bargeld und seine Vorräte. Daher die Einfachheit, ja Verfallenheit (neben dem schlechten Baumaterial) der nach außen hermetisch verschlossenen Häuser, die im Innern doch noch zuweilen einen gewissen Wohlstand zur Schau tragen. Der Bauer des Flachlands verbirgt seine Getreide- und sonstigen Vorräte in sogenannten Matamoren, einer Vierflasche ähnlichen, in dem weichen Felsboden ausgehauenen Behältern, die er heimlich in dunkler Nacht anlegt und so sorgsam verbirgt, daß nur er ihre Lage kennt. Diese unterirdischen Schatzkammern aufzuspüren, ist eine Hauptaufgabe des Sultansheeres, wenn es gilt, eine Provinz zu plündern. Diese Zustände sind einer der Gründe, daß nur ein Teil des anbaufähigen, selbst des fruchtbarsten Landes angebaut ist und Fortschritte überhaupt ausgeschlossen sind. Ein urtümlicher Holzpflug ritzt die Erde. Die Hufe der Tiere besorgen das Dreschen. Von Düngung ist, außer in den Gärten um die Städte, aber auch da nicht überall, keine Rede. Berge des kostbarsten Düngers, die Abfallstoffe der Häuser und Straßen, sieht man mit gefallenen Tieren als Herde von Krankheiten auf den wüsten Plätzen der Städte und vor den Toren aufgehäuft, und zwar ganz besonders in der Hauptstadt Marrakesch. Bei Regen watet man in den Straßen der Städte geradezu im Mist."

Ein Reisender, der im Herbst 1899 in Begleitung einiger Araber und unter dem Schutz eines Soldaten des Sultans in Marokko reiste, schreibt:

„Fez (Abb. 46) ist anerkannt gegenwärtig die am meisten orientalische Stadt in der ganzen Welt. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß Marokko, das doch ganz an der Schwelle Europas liegt, es zustande gebracht hat, sich auch den geringsten Einfluß europäischer Zivilisation fernzuhalten. In Tanger natürlich, wo die Christen Grundbesitz haben dürfen, und in den andern Küstenstädten zeigt sich dieser Einfluß bis zu einem gewissen Grad, aber im Innern ist alles gerade wie es vor 500 Jahren war. Dies kommt besonders daher, daß das Leben eines Christen im Innern nicht sicher ist, und daß viele Teile des Landes überhaupt nicht bereist werden können. Unter den ungefähr 125000 Einwohnern von Fez sind gerade ein Dutzend Ausländer. In Mequinez ist unter

einer Bevölkerung von 75000 Seelen nur eine Christenfamilie, ein amerikanischer Missionar mit seiner Frau, dessen Arbeit dort nicht nur gefährlich, sondern meiner Ansicht nach auch nutzlos ist.

„Wir sind nie tätlich angegriffen worden, aber oft hat man uns drohend angeblickt und manchmal angespuckt. Wir waren eine Woche in Fez, und es war mir, als bewege ich mich immer unter Szenen aus Tausend und eine Nacht. Ich habe auch seither erfahren, daß jene Erzählungen in Fez geschrieben sein sollen. Was für merkwürdige Dinge, seltsame Szenen, einzigartige Bräuche und schreckliche Greuel man hier zu sehen bekommt! Es ist mir, als hätte ich eine Woche im Mittelalter gelebt. Einen Begriff von den Grausamkeiten, die hier an der Tagesordnung sind, kann es geben, wenn ich sage, daß, als ich Fez verließ, 49 menschliche Köpfe über dem Tor angenagelt waren.



Abb. 46. Fez.

„Marokko ist ein Land, über das die Natur ihren reichsten Segen ausgegossen hat, aber auch ein Land, in dem man die Menschheit in ihrem elendesten, heruntergekommensten Zustand sehen kann. Gesegnet mit einem üppigen Pflanzenwuchs und reichen mineralischen Schätzen, könnte Marokko 40 Millionen Menschen ernähren, aber es hat nur 8 Millionen elende, unglückliche Bewohner. Ich habe viele Bücher über Marokko gelesen, aber keines findet Worte genug, um das Bild in seiner wahren Farbe zu malen. Solange so ein Staat noch vorhanden ist, ist die Diplomatie Europas nur ein leeres Wort. Man mag ja das internationale Recht dem Buchstaben nach befolgen, aber ich bin überzeugt, daß der Himmel kein solches Land für ein solches Volk bestimmt hat."

Wenn für Marokko die Tage seiner Selbständigkeit vielleicht schon gezählt sind, so hat sich die Selbständigkeit Abessiniens im Gegenteil mehr befestigt, ja es ist sehr wahrscheinlich, daß es überhaupt seine Unabhängigkeit bewahren wird. Der Grund dafür wird uns einleuchtend, sobald wir die Karte ansehen. Abessinien (der Name ist aus dem arabischen Habesch entstanden) oder mit seinem alten Namen Äthiopien ist ein Gebirgsland, das man um seiner hohen Berge willen die afrikanische Schweiz genannt hat. Die hohen, schwer zugänglichen Gebirge machen,

daß es leicht zu verteidigen und schwer anzugreifen ist, und es wird sich kaum ein fremder Eroberer auf die Dauer darin festsetzen können. Es liegt im Stromgebiet des Nil, und bedeutende Nebenflüsse desselben, wie der Blaue Nil und der Atbara, haben in dem Alpenland Abessiniens ihren Ursprung. Die höchsten Berge erheben sich bis zu 4600 Meter und ragen in die Region des ewigen Schnees hinein. Eigentümlich sind die sogenannten Amben, Sandstein-Tafelberge und Basaltkegel, die mit ihren steilen Abhängen natürliche Festungen bilden. „Merkwürdig ist das Alpenland ferner dadurch, daß es alle Wärmegürtel von der Gluthitze des Roten Meeres und des Sudan bis zum ewigen Schnee durchschneidet und demgemäß eine mannigfach abgestufte Pflanzenwelt und die eigentümlichsten Formen der afrikanischen Tierwelt, wie Löwe, Panther, Zebra, Antilope, Giraffe, Elefant, Nashorn, Krokodil, Strauß u. a. m. in sich vereinigt. Gewisse Gegenden am Nordende von Abessinien sind das Paradies der Jäger und Tierhändler. Die tropischen Regengüsse des Frühjahrs füllen den Trüben oder Blauen Nil und den Atbara mit dem fruchtbaren Schlamm, den dann der Nil vom Juli an über Ägypten ausbreitet." (Seydlitz.) Das Klima ist im Hochland gut, in dem sumpfigen Tiefland sehr ungesund. Die Äthiopier sind meistens hellbraun und sind ein Mischvolk aus semitischen und hamitischen Stämmen, auch beeinflußt von den drei großen Berbervölkern, den Afar oder Danakil im Osten, den Somal im Südosten und den Galla im Süden, die sämtlich im 16. Jahrhundert Eroberungszüge nach Abessinien machten. Die Hauptsprachen sind das Tigre und das Amharische: hamitische Mundarten, die von dem alten Geez abstammen. Einzelne Stämme haben sich von der Vermischung mit andern Völkern freier erhalten: die schlangenverehrenden Agau, die auch ihre eigene Sprache haben, die schwarzen Falascha, die jüdischen Bräuchen folgen, und die Camanten. Abessinien ist ungefähr so groß wie das Deutsche Reich, hat aber nur 3—4 Millionen Einwohner. Das Christentum kam schon im 4. Jahrhundert nach Äthiopien und ist noch heute dort in sehr entarteter Gestalt die Staatsreligion.

Abessinien stand bis ins 17. Jahrhundert unter einem einheitlichen Herrscher, dem Negus; dann trat allmählich eine Zersplitterung ein, und 1831 wurde es in drei selbständige Staaten, Tigre, Amhara und Schoa geteilt. Im Jahr 1850 erhob sich der Stadthäuptling Kasa zum Herrn von Amhara, im Jahr 1855 eroberte er auch Schoa und Tigre und nannte sich nun Theodor I., Kaiser von Äthiopien. Herr von Heuglin, der in den sechziger Jahren Abessinien bereiste, sagt von dem Kaiser: „Theodor gilt als gerecht, großmütig, freigebig, aber auch als unerbittlich streng; nur mit eisernem Zepter kann sein Volk, dessen Charakter er kennt und verachtet, regiert werden. Die Europäer achtet er, erkennt ihre Bildung, ihr Wissen und ihre Erfindungen hoch an, liebt aber ihren Einfluß im Lande selbst nicht, da er in dieser Beziehung schon sehr traurige Erfahrungen gemacht hat." Dieser Theodor hat sich später zu einem blutdürstigen Tyrannen der schrecklichsten Art entwickelt. Wenn man liest, welche entsetzlichen Grausamkeiten sich dieser Mann nicht nur gegen seine eigenen Untertanen, sondern auch gegen Europäer, gegen die er immer mehr verstimmt wurde, erlaubt hat, möchte man fast glauben, er sei in seinen letzten Lebensjahren geistig nicht mehr ganz zurechnungsfähig, vielleicht mit einer Art von Verfolgungswahn behaftet gewesen. Er legte christliche Missionare

und im Jahr 1866 auch einen britischen Gesandten ins Gefängnis. Nun wurde aus Indien ein englisches Heer gesandt, das siegreich ins Land zog. Theodor ließ seine Gefangenen los und erschoß sich (1868) in seiner Bergfeste Magdala (Abb. 47). Im Jahr 1872 schwang sich Kassai von Tigre unter dem Namen Johannes zum Negus auf; er fiel 1889 im Kampfe gegen die Mahdisten. Schon vier Jahre vorher hatte Italien den Hafen Massaua am Roten Meere nebst dem umgebenden Land (Erythräa) besetzt; der Nachfolger des Johannes, Menelik von Schoa,

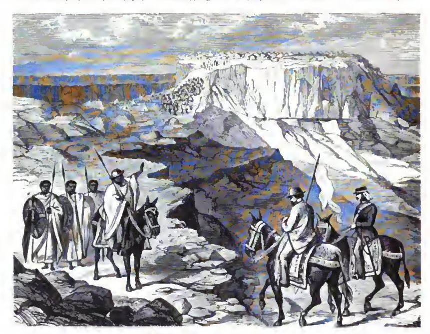


Abb. 47. Die Festung Magdala.

trat im Vertrag von Utschalli Erythräa an Italien ab und verpflichtete sich, nur durch Vermittlung Italiens mit andern Mächten zu unterhandeln. Allein Italien begnügte sich nicht damit, einen Hafen am Roten Meer zu besitzen. Die Italiener drangen in Tigre ein, Menelik rüstete bedeutende Streitkräfte, und am 1. März 1896 erlitt das italienische Heer bei Adaua eine empfindliche Niederlage. Im Frieden von Addis Abeba mußte sich Italien auf den Besitz von 1885 beschränken. Außer Erythräa hat Italien in Afrika noch die Küste des Somallandes, vom Golf von Aden bis zum Dschubfluß, der die Grenze gegen Britisch-Ostafrika bildet.

Französisch-Afrika.

Was sich in Marokko wahrscheinlich bald unter unsern Augen vollziehen wird, das ist in andern mohammedanischen Staaten Afrikas bereits eine geschichtliche Tatsache

geworden. Die Verhältnisse sind ja nicht überall dieselben, aber große Ähnlichkeit haben sie doch, und jedenfalls wird man sagen können, daß solchen Raubstaaten nur ihr Recht geschehen ist, wenn sie ihr Schicksal ereilt hat. Das ist bei Algerien und Tunis, die mit Marokko die Atlasländer bilden, der Fall. Algerien und Tunis waren einst blühende römische Provinzen. Die Blüte Algeriens wurde durch den Einfall der Vandalen, 429, und dann durch den der Araber, 690, vernichtet. Am Anfang des 16. Jahrhunderts eroberten die Spanier einige Plätze, aber bald mußten sie dem Korsarenhäuptling Barbarossa weichen, der sich zum Sultan von Algier aufschwang. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein trieben die



Abb. 48. Algier.

Atlasstaaten eifrig Seeräuberei, wie es noch heute die Riffpiraten von Marokko tun. Damals wurde die Sache großartig betrieben, und manchmal wagte sich ein Seeräuberschiff sogar bis in die Nordsee. Auch erfolgreiche Kämpfe, die Amerika und England mit den Seeräubern hatten, machten dem Unwesen kein Ende. Deutschlands Ohnmacht zeigte sich damals recht kläglich; es war nicht imstande, die Handelsschiffe der Hansestädte zu schützen, und als diese sich einmal in ihrer Not an den Bundestag wandten, beschloß dieser, England zu bitten, daß es den Barbaresken verbiete, außerhalb des Mittelmeers Seeraub zu treiben. Endlich veranlaßte im Jahr 1830 die tätliche Beleidigung des französischen Konsuls durch den Dei Hussein einen französischen Kriegszug nach Algier. Hussein übergab die Stadt, aber erst durch die Eroberung von Konstantine kam Frankreich wirklich in den Besitz von Algerien. Damit wurde endlich der Seeräuberei ein Ziel gesetzt. Es gab aber

immer noch Kriege zu führen, besonders gegen den Kabylenhäuptling Abdel Kader, der 1847 gefangen genommen wurde. Es scheint, daß Frankreich es nicht versteht, die einheimische Bevölkerung zu gewinnen. Diese besteht aus 3³/₄ Millionen Arabern und Berbern. Die ursprünglich heidnischen Berber, hellfarbiger als die Araber und hamitisch nach Abstammung und Sprache, sind, soweit dies nicht schon vor der französischen Eroberung geschehen war, durch den französischen Einfluß nicht etwa dem Christentum, sondern vollends dem Islam zugeführt worden. Die Folge ist, daß der gemeinschaftliche Haß gegen Frankreich sie mit den Arabern verbindet. Ein Grund der Unzufriedenheit ist, daß die europäischen Kolonisten (3—400 000) weniger Steuer bezahlen als die Eingeborenen. Als in den Jahren 1870—71 auch zu den Arabern und Kabylen eine Kunde von den deutschen Siegen drang, benützten sie Frankreichs schwierige Lage, um sich zu empören. Durch die deutschen Blätter ging um jene Zeit ein Brief, den ein Kabylenhäuptling an den von ihm wohl für allmächtig gehaltenen deutschen Kaiser schrieb, mit der Bitte, Algerien von dem fremden Joch zu befreien.

Obgleich der Handel Algeriens sich hebt, hat Frankreich von dieser Kolonie viel mehr Ausgaben als Einnahmen. Der Landstrich an der Küste, das Tell, ist sehr fruchtbar, sonst ist das Land nur teilweise anbaufähig. Außer den Gebirgen zerfällt es in die Steppenregion mit ihren Salzsümpfen, den sogenannten Schotts, und die Wüste mit ihren Oasen. Die Hauptstadt Algier mit 100 000 Einwohnern hat einen vortrefflichen Hafen (Abb. 48) und bedeutenden Handel, auch eine Universität.

Fruchtbarer als Algier ist Tunis, das einst die römische Provinz Afrika bildete. Es war eine Kornkammer des römischen Reiches. Aber nicht nur das Verlangen des römischen Volks nach Brot, sondern auch das nach Zirkusspielen konnte von Tunis aus befriedigt werden, denn von hier aus wurden Löwen für die Tierkämpfe nach Rom verschickt. Unter den Erzeugnissen sowohl von Algier als von Tunis sind besonders die Korkeiche und die Gummiakazie wichtig.

Tunis wurde erst im Jahre 1881 unter französischen Schutz gestellt. Es gilt nicht als eine eigentliche Kolonie. Mit der einheimischen Bevölkerung — außer den Arabern die Krumir, wie die Kabylen ein Berberstamm — hat Frankreich weniger Schwierigkeit als in Algerien. Die Hauptstadt Tunis liegt im Hintergrund des Hafens von Tunis und hat 170 000 Einwohner. Die Hafenstadt heißt Goletta.

So gehören also zwei von den drei Atlasländern zu Frankreich. Wenn wir von da aus auf der Karte nach Süden gehen, so sehen wir, daß von dem großen afrikanischen Dreieck die nordwestliche Ecke zum großen Teil französisch ist. Französisch ist Senegambien (das Land am Senegal und Gambia), wo Frankreich schon im 17. Jahrhundert Fuß gefaßt hat. Nur ein schmaler Streifen am Gambia gehört England; französisch ist der obere und mittlere Niger und das Land Mandingo bis an die Küste von Guinea. Dann umgeht der französische Besitz den deutschen und englischen, um sich am Schari, am Uëlle oder Ubangi (einem nördlichen Nebenfluß des Kongo) und am unteren Kongo bis an die Küste von Guinea vorzuschieben. Neuerdings sind nun auch, durch den englisch-französischen Vertrag vom 21. März 1899, die Staaten um den Tsadsee: Wadai, Kanem,

Borku und Tibesti in der Sahara Frankreich überlassen worden. Es hatte allerdings noch weitergehende Absichten. Während im Innern Frankreichs alle Gemüter mit dem zweiten Dreyfußprozeß beschäftigt waren, hatte eine französische



Abb. 49. Der „Baum der Reisenden“ (Urania speciosa).

Expedition unter Marchand Faschoda am Nil erreicht und versuchte, diese ägyptische Provinz Frankreichs Interessensphäre einzuverleiben; aber England erhob Einsprache, und die Franzosen mußten sich zurückziehen. Der Vertrag von 1899 war eine Folge des Zwischenfalls von Faschoda. „In diesem Vertrag gab England leichten Herzens dahin, was es nie besessen hatte, und Frankreich erhielt, was es sich hatte

sichern wollen — Gebiete, in denen noch nie die dreifarbige Fahne gesehen worden war. England zeigte sich hier ausnahmsweise einmal ländersatt, allerdings in der richtigen Erkenntnis, durch den Verzicht auf einen zwar großen aber recht harten und mageren Bissen dem französischen Nachbar auf lange Zeit hinaus eine Beschäftigung verschafft und unliebsame und störende Reibungspunkte beseitigt zu haben. Man darf nun wohl erwarten, daß die Franzosen ihre Besitztitel vom Papier in die Wirklichkeit übertragen und an die eingehende Forschung jener Länder gehen werden, für deren Kenntnis heute noch immer lediglich die unübertrefflichen, aber doch vielfach des Ausbaues bedürftigen Ergebnisse Barths und Nachtigals die Grundlage abgeben." (Münchener Allgemeine Zeitung, 1900.)

Wir sehen also, die politische Karte Afrikas hat in der letzten Zeit bedeutende Umgestaltungen erfahren. Ob der neueste Zuwachs des französischen Besitzes Schutzgebiet, Interessensphäre oder Hinterland heißt, darauf kommt es ja nicht an, sondern nur auf die Tatsache, daß Frankreich weit hinein ins innere Afrika gedrungen ist.

Zu den französischen Kolonieen gehört ferner Madagaskar. Früher wahrscheinlich mit Afrika zusammenhängend, jetzt durch den schmalen aber tiefen Kanal von Mosambik von dem Festland getrennt, bildet es als eine der größten Inseln der Erde (es hat mehr Flächenraum als Spanien) in vielen Beziehungen eine Welt für sich. Andererseits kann man Madagaskar in mehr als einer Hinsicht als ein Mittelglied zwischen Asien und Afrika ansehen, denn obgleich es der Indische Ozean von Asien trennt, so weist doch vieles auf der Insel, besonders aber die Bevölkerung, auf asiatischen Ursprung hin.

Die fast hafenlose Insel besteht aus einer im Norden und Osten über 1000 Meter hohen granitischen Erhebung, die im Ankaratragebirge bis zu 2600 Meter ansteigt. Ein Waldgürtel umschlingt das Hochland, das nach Osten in steilen Absätzen abfällt, während es von Westen zugänglicher ist. Die südwestliche Hälfte der Insel ist eine trockene Steppe, hingegen ist der östliche Abhang feucht, und hier entfaltet sich eine reiches, eigentümliches Pflanzenleben. Besonders merkwürdig ist der „Baum der Reisenden" (Abb. 49), ein Bananenstrauch, dessen Blattstengel Trinkwasser enthalten. An kostbaren Hölzern hat Madagaskar Überfluß; Gewürz-, Arznei- und Nahrungspflanzen gedeihen in Menge; besonders aber zeichnet die Insel sich durch ihren unvergleichlichen Blumen- und Blätterschmuck aus (Abb. 50). Die im ganzen noch wenig durchsuchten und ausgebeuteten Gebirge enthalten Gold und Silber, Kupfer und Blei, hauptsächlich aber vortreffliches Eisen, das sich in den inneren Provinzen da und dort sogar an der Oberfläche findet. — Einen eigentlichen Winter kennt Madagaskar nicht, obgleich seine höchsten Bergspitzen zuweilen mit Schnee bedeckt sind. Seine kühle, trockene Jahreszeit fällt in unsre Sommermonate und dauert von Ende April bis Ende Oktober. Ein wolkenloser Himmel lacht dann mit seinem Blau hernieder, und die Sterne leuchten bei Nacht in erhöhtem Glanz. An der Küste wird die Hitze durch die regelmäßig von morgens 9 Uhr bis abends 7 Uhr wehenden Seewinde gemildert; auf dem Hochland weht stärkende Alpenluft, und Reif ist dort im August nichts Seltenes. — Einen Monat zuvor kündigt allabendlich majestätisches Wetterleuchten die nahende Regenzeit an. Furchtbare Stürme begleiten häufig ihren Eintritt. Die weit über ihre Ufer tretenden Bäche und Flüsse, deren



Abb. 50. Ein Gebirgspaß in Madagaskar.

freier Ausfluß ins Meer durch die davor liegenden Sandbarren gehemmt wird, bilden dann weite Moräste, aus denen sich namentlich in den Monaten Januar und Februar in der tropischen Glut jene tödlichen Fieberdünste entwickeln, die dem östlichen Gestade schon den Ruf eines Kirchhofs der Weißen eingetragen haben. Selbst viele Eingeborenen flüchten in dieser gefährlichen Zeit landeinwärts. In der Tierwelt fehlen die großen Pflanzen- und Fleischfresser sowie die echten Affen; dagegen finden sich die Lemuren oder Halbaffen, kleine, nächtliche, ungewöhnlich mordlustige Äffchen, ausgezeichnet durch spitzen Kopf, behaartes Gesicht und den pfriemenartigen Halbnagel am hinteren Zeigfinger. Eine ungeheure Straußenart war auf Madagaskar heimisch, ist aber ausgestorben. Reich vertreten sind die Insekten. Man findet in Madagaskar die größten Schmetterlinge der Welt.

Die Bevölkerung der Insel wird auf $2^1/_2$ Millionen Seelen geschätzt. Daß sie früher zahlreicher gewesen sein muß, bezeugen die vielen verlassenen Dörfer und die weithin mit Gras und Gebüsch überwachsenen Flächen, in denen man deutlich einst wohlbebaute Reisfelder erkennt. Früher glaubte man, daß die Hauptstämme, die hellfarbigen Howa und die dunkeln Sakalava, zwei verschiedene Menschenrassen, die malaiische und die afrikanische, darstellen, aber neuere Forschungen haben dargetan, daß die ganze Bevölkerung Madagaskars der Hauptsache nach malaiisch ist, was natürlich nicht ausschließt, daß — besonders auf der Afrika zugekehrten Seite der Insel — Vermischung mit Negern stattgefunden hat. Die madagassischen Sprachen sind sämtlich malaiisch. Die nächsten Verwandten der Madagassen hat man wohl auf den Sundainseln zu suchen, und wenn man bedenkt, daß sich an diese Neuguinea anschließt und daß dadurch die Verbindung mit den polynesischen Inseln hergestellt ist, so wird es verständlich, daß die madagassischen Sprachen auch mit denen Polynesiens verwandt sind, daß sogar in Ostpolynesien für manche Gegenstände ganz dieselben Ausdrücke gebraucht werden, wie in Madagaskar.

Die Kleidung der Madagassen bestand früher nur aus Lenden- und Umschlagetuch, sie wird aber allmählich durch europäische Tracht verdrängt. Die Häuser werden aus Lehm gebaut; das spitze Giebeldach steht auf Pfählen, so daß das Haus von einer Veranda umgeben ist. Je höher der Rang des Besitzers, um so höher und größer ist auch das Haus. Die Howa bauen Reis, Zuckerrohr und Taro, wie die Bewohner der malaiischen Inseln, während die Sakalaven wie die Ostafrikaner mehr Neigung zur Viehzucht haben. Die Sakalaven betrachten sich als die rechtmäßigen Herren der Insel und haben nur mit Widerwillen das Joch der Howa getragen, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts in ihr Gebiet einfielen und sie unterjochten. Jetzt stehen (seit 1896) Howa und Sakalaven sowie die andern Stämme der Insel unter französischer Botmäßigkeit.

Die Sakalaven wohnen im Westen, die Howa mehr im Osten, hauptsächlich in der bergumkränzten Provinz Imerina, dem Stammland des Herrscherhauses. Die Howa sind der Zahl nach der kleinste, aber der geistig regsamste Stamm auf Madagaskar. Andre Stämme sind: im Süden die hellfarbigen, ackerbautreibenden Betsileo, und im Osten die Betsimisaraka. Das „Malagasch" hat einen großen Wortvorrat und klingt dem Ohr des Europäers sehr angenehm. Weniger angenehm sind seinem Gedächtnis die endlos langen Wörter, in denen gleich einer Kette eine

Silbe an der andern hängt, und hierin unterscheidet sich die Sprache der „Malagazi" wesentlich von dem Malaiischen, aus dessen einfachen Wurzeln es einen überaus kunstreichen grammatischen Bau aufgeführt hat, obgleich erst die Missionare es zur Schriftsprache erhoben haben. Mit großer Leichtigkeit bildet es neue Wörter durch Zusammensetzung und Ableitung. Es ist reich an Bildern, Sprichwörtern, Fabeln, Legenden und Liedern, die sich von Geschlecht zu Geschlecht durch mündliche Überlieferung erhalten haben. Mit wenigen Ausnahmen besteht jede Silbe aus einem Mitlaut und einem Selbstlaut, wie z. B. Fa-ha-fi-na-re-ta-na (Glückseligkeit), Ro-am-bi-ni-fo-lo (zwölf).

Ägypten und Tripolis.

Ist der Nordwesten Afrikas vorzugsweise französisch, so finden wir den Nordosten heute noch in türkischem Besitz. Das heißt, um es richtig zu sagen: Ägypten ist noch dem Namen nach türkisch. Der Vizekönig (Chedive) ist ziemlich selbständig, und die Verwaltung des Landes ist in englischen Händen. Es ist hier nicht der Ort, auf die alte Geschichte Ägyptens zurückzugehen. Eine große Vergangenheit schaut von den Pyramiden, der Sphinx (s. Titelbild), den Tempelruinen der Oase des Jupiter-Ammon und so manchen andern Ruinen hinab auf eine vielfach elende Gegenwart, auf ein gedrücktes, armes, ausgesogenes Volk, das der Fruchtbarkeit des durch die Überschwemmungen des Nil befeuchteten und gedüngten Bodens nicht froh werden kann. Wir haben in Ägypten dieselbe Erscheinung wie in andern mohammedanischen Staaten: Zerstörung der vorher vorhandenen Kultur, Unterdrückung und womöglich Ausrottung anderer Religionen, besonders des Christentums, und Aussaugung des Volks durch Mißregierung, Beamtenwillkür, Bestechlichkeit u. s. w. Die englische Verwaltung, die sich freilich in gewalttätiger Weise eingedrängt hat, kann dem Lande nur nützlich sein. Neuerdings ist von englischer Seite das große Werk unternommen worden, durch Anlage von Stauseen im Nilgebiet die Feuchtigkeit gleichmäßiger zu verteilen. Die Veränderung des Klimas macht sich jetzt schon bemerklich: es regnet in Gegenden, wo man sonst nie Regen hatte. Dadurch werden große, bisher dürre und unfruchtbare Landstriche für den Anbau gewonnen. Allerdings kann diese Veränderung des Klimas auch eine unliebsame Folge mit sich bringen: die alten Baudenkmale

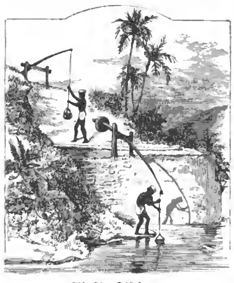


Abb. 51. Schöpfapparat.

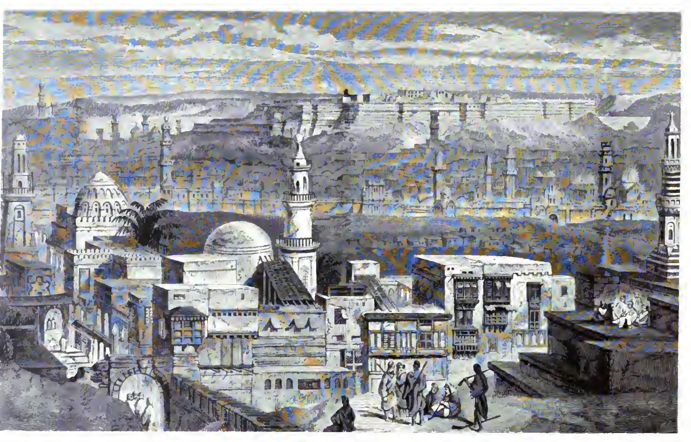


Abb. 52. Kairo.

Ägyptens, die sich in der trockenen Luft so gut erhalten haben, fallen jetzt, da die Luft feuchter ist, vielleicht der Verwitterung anheim.

Aus engem Felstale, nach Überwindung der letzten etwas nördlich vom Wendekreis des Krebses gelegenen Stromschnellen tritt der Nil in das allmählich auf höchstens vier Stunden erweiterte Tal seines Unterlaufs, das im Osten von der Nubischen, im Westen von der Libyschen Wüste eingeschlossen wird. Da wo sich die libyschen Kalkhöhen westwärts wenden, teilt sich der Fluß in Arme, die das noch jetzt in stetem, wenn auch in sehr verlangsamtem Wachstum begriffene Delta einschließen. Dies war ursprünglich ein Busen des Mittelmeeres, der bis nach Assuan (Syene) hinaufreichte, und ist jetzt in der Nähe der Küste ein niedriges, sumpfiges Weideland mit großen Strandseeen. Die beiden Hauptarme des Nil werden nach den Städten an ihrer Mündung benannt, der östliche nach Damiette, der westliche nach Rosette; sie sind wenig schiffbar, und der Arm von Damiette wird auch zeitweilig durch ein Stauwerk gesperrt.

Der Nil wurde durch seine Sinkstoffe der Schöpfer des Landes und der Erhalter seiner Fruchtbarkeit, da der Regen in Ägypten, ausgenommen im Delta, das noch in das Gebiet der subtropischen Winterregen fällt, eine Seltenheit ist. Es bringen nämlich die in Abessinien fallenden Regengüsse den Nil vier Monate lang (Juli bis Ende Oktober) zum Austreten, so daß er mit seinem fetten Tonschlamm den Boden befruchtet, der die reichsten Ernten an Baumwolle, Getreide (Weizen, Reis, Mais), Zuckerrohr u. s. w. hervorbringt. Von der ursprünglichen, wildwachsenden Pflanzenwelt des Landes waren am bekanntesten der Papyrus und der Lotus; beide sind jetzt verschwunden. Die häufigsten, aber durchaus erst von Menschenhand angepflanzten Baumarten des Altertums sind Dattelpalmen, Sykomoren, Tamarinden, Granaten, Akazien. Da nun die Überflutungen jahraus jahrein unfehlbar zur bestimmten Zeit, wenn auch nicht immer in gleicher Stärke (zwischen 6,4 und 9,5 Meter nach dem uralten Nilmesser auf der Insel Roda bei Kairo) eintreten, und das Wasser durch unzählige Kanäle über das enge Tal und das breitere Delta geleitet wird, so ist die Fruchtbarkeit des ewig verjüngten Bodens, der an Ergiebigkeit von keinem andern übertroffen wird, unerschöpflich. Überall am Nil hört man die ächzenden Schöpfräder (Abb. 51), sieht man rauchende Fabrikschlote sich über die grünen Sykomoren erheben. (Seydlitz.)

Die gegen 10 Millionen Einwohner bestehen aus Arabern, Fellahs (die ackerbautreibende Bevölkerung, gemischt aus Arabern und den hamitischen Ureinwohnern) und Kopten (etwa ½ Million); diese sind Christen und stammen von den Ureinwohnern ab; dem Beruf nach sind sie Kaufleute und Handwerker; außerdem Türken, Beduinen und 100 000—150 000 Ausländer, unter denen die Engländer vorherrschen. Die Hauptstadt ist Kairo (Abb. 52), gleich oberhalb des Nildeltas, mit ungefähr 600 000 Einwohnern; eine bedeutende Handelsstadt, Sitz einer mohammedanischen Hochschule, deren Zöglinge nach Tausenden zählen, Knotenpunkt verschiedener Eisenbahnen. Die Stadt macht wegen der vielen dort wohnenden Europäer keinen ganz orientalischen Eindruck. In den vom Nil bewässerten Gebieten ist die Bevölkerung sehr dicht; es kommen da 500 Einwohner auf den Quadratkilometer — also mehr

als in Sachsen und Belgien. Die Landessprache ist das Arabische, die Staatsreligion der Islam.

Ägypten wurde im Jahr 30 v. Chr. dem römischen Reich einverleibt und gehörte seit 395 n. Chr. zu dem oströmischen Reiche, dessen Schicksale es teilte. Als die arabischen Eroberer nach Afrika herüberkamen, fiel ihnen natürlich zuerst Ägypten zur Beute. Es wurde 641 von Amru, dem Feldherrn des Kalifen Omar, erobert. Mit den Arabern, denen die eingeborene Bevölkerung erlag, drang der Islam ins Land. Es war der Reihe nach unter arabischer, kurdischer und mamelukischer



Abb. 53. Sklavenboot auf dem Nil.

und zuletzt (seit 1517) unter osmanischer (türkischer) Botmäßigkeit. Nach kurzer französischer Herrschaft unter Napoleon (1798—1801) kam Ägypten wieder an die Pforte, die 1805 Mehemed Ali zum Statthalter von Ägypten ernannte. Dieser errichtete ein Heer nach europäischem Vorbild, gründete eine Flotte und hob die materielle Kultur des Landes. Er entriß Syrien der Pforte und suchte sich ganz unabhängig zu machen, was aber die Großmächte verhinderten.

Ein Enkel Mehemed Alis setzte es durch, daß er zum erblichen Vizekönig vor Ägypten ernannt wurde. Da die Finanzen des Landes sehr zerrüttet waren, gestattete der Chedive Tewfik, daß Frankreich und England das Finanzwesen beaufsichtigten. Das brachte die Nationalpartei, deren Losung hieß „Ägypten für die Ägypter“, in Harnisch, und der Führer dieser Partei, Arabi Pascha, nahm im Juli 1882 den Kampf gegen die zum Schutz der britischen Interessen vor Alexandria erschienene Flotte auf. Die Engländer beschossen und eroberten Alexandria und

besiegten das Landheer Arabis bei Tell el Kebir. Von da an ging die Verwaltung, zum Vorteil des Landes, immer mehr in englische Hände über.

Anfang der 80er Jahre begannen die Kriege mit dem Mahdi. Ägypten hatte während der Regierung Mehemed Alis (1806—1848) und dann wieder unter Ismaïl Pascha (1867—1879) durch Eroberung seine Grenzen fortwährend erweitert. Mehemed Ali eroberte (1820—1822) Nubien (am mittleren Nil) und gründete am Einfluß des Blauen in den Weißen Nil die Stadt Chartum. Ende der 60er Jahre wurde Senaar (das Land zwischen dem Weißen und dem Blauen Nil) und weiter nilaufwärts das Land der Schilluk und der ganze ägyptische Sudan dem Reiche einverleibt. 1874 eroberte Ismaïl Kordofan, und 1876 wurde das ganze Obernilland bis zum Albertsee als Äquatorialprovinz ein Teil des ägyptischen Staates. Allein ein Land erobern und es behaupten ist zweierlei. Die Mißwirtschaft der ägyptischen Beamten erregte allgemeine Entrüstung. Dazu kam das, besonders durch Gordon, der 1873—1879 in ägyptischen Diensten und 1877 Statthalter des Sudan war, veranlaßte Verbot des Sklavenhandels. Dieser stand nämlich hier in üppigster Blüte (Abb. 53). Die Sklavenjagden waren völlig organisiert. Negerstämme, wie die Baggara, südlich von den Schilluk, lieferten die Soldaten für die von den arabisch-nubischen Händlern veranstalteten Raubzüge. Das Land zu beiden Seiten des Weißen Nil wurde mit einem Netz von Stationen überspannt, und Mord, Raub und Plünderung nahmen so überhand, daß die ägyptische Regierung den Sklavenhandel verbieten mußte. Der Italiener Romolo Gessi vernichtete die Sklavenhändler am Bahr el Ghasal (westlicher Nebenfluß des Nil), und Emin Pascha kämpfte erfolgreich gegen sie am obern Nil. Gerade der Kampf gegen den Sklavenhandel erregte aber solche Unzufriedenheit, daß Gordon selbst den Handel wieder freigeben mußte. Er sah ein, daß eine von alters her so tief eingewurzelte Einrichtung sich nicht plötzlich ausrotten läßt. Aber noch verschiedenes andere kam dazu, um die Unzufriedenheit zu vermehren, und dies veranlaßte Mehemed Achmed, einen früheren türkischen Beamten, jetzt ein Haupt der Sklavenhändler, sich im Jahr 1881 gegen die ägyptische Regierung zu erheben. Es war bei ihm selbst wohl politischer Ehrgeiz, der ihn zu diesem Schritt trieb, aber er wußte dadurch, daß er sich 1883 für den Mahdi, d. h. für den von Gott gesandten Propheten erklärte, der das Werk Mohammeds vollenden sollte, den Fanatismus der mohammedanischen Bevölkerung zu entflammen. Da im Jahr 1882 auch der Aufstand Arabi Paschas gegen den Chedive ausbrach, hatte Achmed leichtes Spiel. Von allen Seiten strömten ihm Hilfstruppen zu, er eroberte Kordofan, vernichtete bei Kasgil das ägyptische Heer und eroberte nach und nach den ganzen ägyptischen Sudan. Der edle, tapfere Gordon (Abb. 54), der 1884 von England zur Unterdrückung des Aufstands nach Chartum geschickt wurde, verlor dort das Leben, nachdem er die von den Mahdisten belagerte Stadt bis aufs äußerste verteidigt hatte.


Abb. 54. General Gordon.



Abb. 55. Araber aus dem Sudan.

Die Äquatorialprovinz wurde durch den Statthalter Emin Pascha verteidigt und auch — unter wechselndem Kriegsglücke — teilweise gehalten. Emin war vollständig abgeschnitten, und verschiedene Versuche, zu ihm durchzudringen, mißlangen, bis endlich Stanley 1888 am Albertsee ihn erreichte und veranlaßte, mit ihm aufzubrechen. Emin

trat später in deutsche Dienste, wurde aber 1892 bei Kibonge am Lualaba ermordet. — Bei der Eroberung von Chartum durch die Mahdisten wurden viele Europäer, darunter katholische Priester und Nonnen, gefangen genommen und mit fortgeschleppt. Einem oder dem andern gelang es zu entfliehen; einer, der Deutsche Karl Neuhoff, ist nach elfjähriger Gefangenschaft nach dem Sturz des Mahdi freigeworden. Aus den Berichten solcher Überlebenden weiß man, daß die Gefangenen des Mahdi und seines Nachfolgers, die beide zugleich Fanatiker und grausame Wüteriche waren, unaussprechliche Leiden durchmachen mußten. Der Mahdi starb 1885. Sein Nach-



Abb. 56. Mursul.

folger wurde 1898 von den Engländern besiegt und gestürzt. Unruhen gibt es jedoch immer noch, und so hat im Jahr 1899 Lord Kitchener bei Omdurman gegen ein Heer von fanatischen Derwischen siegreich gekämpft; damit ist der Sudan (Abb. 55) wieder dem Namen nach für Ägypten, der Sache nach für England erobert.

An Ägypten schließt sich nordwestlich am Mittelmeer Tripolis mit dem Hochland Barka. Das eigentliche Tripolis — bis 1835 von erblichen Paschas regiert — ist seit dem genannten Jahr, Barka seit 1879 türkische Provinz. Tripolis selbst besteht größtenteils aus Wüste, doch gehören die fruchtbaren Oasen Ghadames, Fezza und Audschila dazu. Die Bewohner sind Mauren, Beduinen, Berber und Neger. Die Hauptstadt Tripolis am Mittelmeer hat 35000 Einwohner und ist eine Handelsstadt. Die Ausfuhr besteht in Straußenfedern, Saffian, Elfenbein, Gold und neuerdings besonders aus Esparto- oder Halfagras, das zu Flechtereien wie Matten, Stricken u. dergl., in England auch zur Papierfabrikation verwendet

wird. Die Nachbarschaft der räuberischen Tuareg, die die Handelswege nach dem Süden bedrohen, dient nicht zur Hebung des Handels. Aus den Oasen werden hauptsächlich Datteln und das aus den Natronseen gewonnene Salz ausgeführt.

Über Mursuk, die Hauptstadt der Oase Fezzan, sagt Heinrich Barth: „Ihre Erscheinung ist keineswegs übel, sogar etwas malerisch (Abb. 56). Nichtsdestoweniger macht sich selbst beim ersten Anblicke ihr außerordentlich trockener Charakter fühlbar. Bei einem längeren Aufenthalt wird er zum vorherrschenden Zuge und macht den Platz zu einem überaus unerfreulichen Wohnort. Die eigentümliche Lage schließt alle reinigenden Luftbewegungen aus; der nur selten von schwachem Regen befeuchtete Sandboden erfüllt die Luft stets mit Sandteilchen, und zugleich verpesten die Salzbecken am nördlichen Rande der Stadt die Luft mit ungesunden Dünsten. Selbst die Pflanzung umher hat ganz diesen heißtrockenen Charakter. Nur an wenigen bevorzugten, von Dattelbäumen dichter beschatteten Plätzen sind Fruchtbäume: Granaten, Feigen, Pfirsiche angepflanzt. Gemüse sind ungemein selten, Milch ist mit Ausnahme von Ziegenmilch ganz unerschwingbar.

„Mitten in einer unregelmäßigen Einsenkung liegt Mursuk; die Mauern sind aus Lehm aufgeführt und haben runde und eckige, zum Teil schlecht erhaltene Bastionen. Der größte Teil der Stadt ist dünn bevölkert und halb verfallen. Eine Eigentümlichkeit Mursuks, die deutlich zu erkennen gibt, daß es mehr verwandtschaftliche Beziehungen zum Sudan als zu den Ländern der Araber hat, ist die geräumige Esplanade, die sich vom östlichen Stadttore bis zum Kastell erstreckt und den Hauptteil der Stadt lustiger, aber auch der Hitze viel mehr ausgesetzt macht. Der Bazar ist natürlich das besuchteste Quartier; er liegt etwa in der Mitte der Stadt und gewährt mit seinen auf Palmstämmen ruhenden Hallen einen bequemen Platz für Käufer und Verkäufer.“ Mursuk ist einer der heißesten und regenärmsten Orte der Erde; man hat dort schon eine Temperatur von 56° C. beobachtet.

Barka, einst die blühende Landschaft Cyrenaica, ist unter mohammedanischer Herrschaft ganz heruntergekommen.

Britisch-Afrika.

Betrachten wir eine neue Karte von Afrika und gehen wir von Ägypten und dem von England wieder eroberten Mahdistaat südwärts, so finden wir, daß sich an die englische Einflußsphäre ein wirklicher englischer Besitz anschließt: das im Jahr 1893 von englischen Truppen eroberte und 1894 unter englische Schutzherrschaft gestellte Uganda, das uns bei der Schilderung der Mission in Afrika noch mehr beschäftigen wird. Nordöstlich von Uganda besitzt England am Golf von Aden einen großen Landstrich. Südlich von Uganda schiebt sich zwischen den ost- und südafrikanischen Besitz Englands Deutsch-Ostafrika hinein, aber England besitzt verschiedene Inseln im Indischen Ozean, und an der Ostküste Afrikas steht Sansibar seit 1890 unter britischem Schutz.

Das Sultanat Sansibar besteht aus den Inseln Sansibar und Pemba. Die Hauptstadt Sansibar (Abb. 57) ist der wichtigste Handelsmittelpunkt Ostafrikas. Es war deshalb eine Enttäuschung für die deutschen Kolonialfreunde, als durch den Vertrag, den Caprivi 1890 mit England schloß, das der Küste von Deutsch-Ostafrika gegenüberliegende Sansibar an England kam.

Südwestlich von Deutsch-Ostafrika beginnt schon wieder englischer Besitz, der sich zwischen portugiesischem im Osten und deutschem und portugiesischem im Westen südwärts zieht. Die Südspitze Afrikas ist seit Beendigung des Burenkriegs (1902) nun ganz englisch.

In Westafrika ist der englische Besitz weniger bedeutend. England beherrscht am Unterlauf des Niger und des Benuë einen großen Landstrich, der das Nigerdelta umfaßt und nördlich bis an den Tsadsee reicht, dessen Grenzen aber gegen das deutsche und das französische Gebiet hin noch nicht endgültig festgestellt sind. Dann folgt französisches und deutsches Gebiet und hierauf das Negerreich Asante, das 1874 von England besiegt, 1896 nach einem Aufstand zum zweiten-, 1900 zum drittenmal erobert und dem Statthalter der Goldküste unterstellt wurde. An der Nordwestküste besitzt England die hauptsächlich von befreiten Sklaven



Abb. 57. Sansibar.

bewohnte Kolonie Sierra Leone und etwas weiter nördlich einen schmalen Landstrich am Unterlauf und an der Mündung des Gambia.

Von Inseln besitzt England u. a.: Im Atlantischen Ozean Ascension, St. Helena mit dem Hauptort Jamestown (Abb. 58) und Tristao da Cunha; im Indischen Ozean Mauritius (östlich von Madagaskar), weiter nördlich die Amiranten und Seychellen sowie die von Arabern, Suaheli und Indern bewohnte Küsteninsel Sokotra.

Wir haben hiemit kurz den englischen, wie vorher den französischen Besitz in Afrika umschrieben. Der Zweck und Umfang dieses Buches macht eine gleichmäßig ausführliche Schilderung aller afrikanischen Staaten unmöglich, es wird aber keiner Entschuldigung bedürfen, wenn wir die politischen Verhältnisse Südafrikas etwas eingehender besprechen.

Wir haben schon gehört, daß das Kap durch die Portugiesen entdeckt und auch zuerst umschifft worden ist; sie sind aber von da nicht weiter ins Land ge-

drungen, sondern haben nur mit den Eingeborenen an der Küste verkehrt und am Kap Wasser und Nahrungsmittel eingenommen. Die damals als freies Volk am Kap wohnenden Hottentotten hatten die Buschmänner weiter nach Norden in die unwirtliche Kalaharisteppe gedrängt. Als Portugal vorübergehend mit Spanien vereinigt war, nahmen die Holländer auch diese portugiesische Besitzung ohne Kampf weg. Zwar landeten im Jahr 1642 zwei englische Schiffskapitäne und nahmen



Abb. 58. Jamestown auf St. Helena.

das Land für ihren König in Besitz, aber England scheint damals keine Ahnung von der Wichtigkeit eines solchen Besitzes gehabt zu haben. Denn zehn Jahre später (1652) wurde es dem Holländer Ribeck (im Dienst der Holländisch-Ostindischen Kompanie) nicht verwehrt, das Kapland für die holländische Regierung zu besetzen. Ribeck baute eine kleine Festung und erwarb durch Vertrag mit den Eingeborenen einen kleinen Landstrich. Das war der Anfang der Kapkolonie, deren erster Statthalter Ribeck wurde. Die Urkunde der Besitzergreifung eröffnete er mit einem Gebet, das so anfängt: „O barmherziger und gnädiger Gott, unser himmlischer Vater! Weil es dir gefallen hat, uns auf dem Kap der guten Hoffnung zur Leitung

der Angelegenheiten der Ostindischen Kompanie zu berufen, und wir zusammengetreten sind, solche Maßregeln zu beraten und zu ergreifen, die die Zwecke der Kompanie fördern, Gerechtigkeit aufrecht erhalten und womöglich die reine Lehre unter diesem wilden und rohen Volke pflanzen und ausbreiten sollen, zum Preis und zur Ehre



Abb. 59. Eine Burenfarm.

deines heiligen Namens und zum Besten unserer Dienstherren, wir aber ohne deinen gnädigen Beistand dies Vorhaben nicht auszuführen vermögen, so bitten wir dich, o barmherzigster Vater, es möge dir ferner gefallen, selber der Leiter und Erste in unsrem Rate zu sein und mit deiner himmlischen Weisheit unsre Herzen so zu erleuchten, daß wir in allen unsern Beratungen nichts vorhaben noch beschließen, das nicht zielte auf den Preis und Ruhm deines allerheiligsten Namens."

Leider haben Ribecks Nachfolger nicht im Sinn und Geiste dieses Gebets an den Eingeborenen gehandelt. Das gemäßigte Klima des fruchtbaren Landes lockte bald Ansiedler herbei — hauptsächlich Holländer, aber auch französische Protestanten, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes aus ihrem Vaterland auswanderten, und Deutsche, die als holländische Mietstruppen ans Kap kamen und sich da niederließen. An den französischen und deutschen Namen mancher Familien erkennt man noch ihre Abstammung, sonst aber sind sie ganz in dem holländischen Volkstum aufgegangen. So entstand das Volk, das jetzt unter dem Namen Buren, d. h. Bauern, bekannt ist. Der Name bezeichnete ursprünglich die Landbewohner im Gegensatz zu den „Burghers" in den Städten. Da aber die Hauptbeschäftigung der meisten in Ackerbau und Viehzucht besteht, ist dieser Name dem ganzen Volk geblieben.

Missionsdirektor Wangemann sagt von ihnen: „In ihrem Charakter bestehen die bestimmtesten, ja scheinbar kaum zu vereinigenden Gegensätze friedlich nebeneinander. Da einigt sich der kühnste Unternehmungs- und Eroberungsgeist mit flamländischer Seßhaftigkeit und Beharrlichkeit, die gemütlichste Gastlichkeit und Freundlichkeit mit einer bisweilen alle Begriffe übersteigenden Roheit gegen die Eingeborenen, die entschiedenste, altväterlich ererbte Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit mit dem planmäßigsten Haß gegen die Mission und ihre Sendboten. Wollte der Geschichtschreiber nur eine Seite in dem Charakter der holländischen Bevölkerung ins Auge fassen, so wäre es ebenso leicht, ihr Leben als ein völlig idyllisches, harmloses und beneidenswertes darzustellen, als andrerseits aus ihnen, wie dies auch geschehen ist, das Zerrbild eines grausamen, gemütlosen Halbbarbarengeschlechts zu entwerfen."

Leider beschränkte sich der Verkehr der Holländer mit den Eingeborenen nicht auf die Küste. Zahlreiche Abenteurer und Ansiedler drangen weit ins Land hinein, brachten den Hottentotten Branntwein und allerlei Laster, auch ansteckende Krankheiten, gegen die bekanntlich die Naturvölker sehr wenig Widerstandskraft haben, und nahmen ihnen ihr Vieh; entweder waren die Hottentotten so töricht, das Vieh, von dem sie doch leben mußten, für allerlei ganz unnötige europäische Waren herzugeben, oder nahm man's ihnen mit Gewalt. Die Holländer machten sich auch oft kein Gewissen daraus, solche, die ihr Eigentum verteidigen wollten, zu ermorden. So wurden aus den Hottentotten Bettler, die, um ihr Leben zu fristen, Dienste bei den Holländern nehmen mußten und da, nicht dem Namen nach, aber tatsächlich, Sklaven waren. Nun bekamen's aber die Holländer mit einem wirklichen Feinde zu tun: das waren die Buschmänner, die sich schon den Hottentotten gegenüber zu Viehräubern ausgebildet hatten. Sie erschienen plötzlich in der Nähe der Gehöfte, verjagten mit ihren vergifteten Pfeilen die Hirten und trieben das Vieh in die Berge. Dadurch entspann sich ein erbitterter Krieg, bei dem auf beiden Seiten oft große Grausamkeiten verübt wurden. Es gab natürlich unter den Buren auch solche, die sich nicht an der Grausamkeit gegen die Eingeborenen beteiligten, aber sie bildeten die Ausnahme. Anstatt daß man versucht hätte, mit den armen Buschmännern, die ihre Räubereien doch nur aus Hunger verübten, ein Abkommen zu treffen, das beiden Teilen das Leben ermöglicht hätte, bewogen die Ansiedler die Regierung, an die Ausrottung der Buschmänner zu gehen. Im Jahre 1774 wurden die sogenannten

Kommandos gebildet, die aus Bauern unter militärischer Leitung bestanden und deren Aufgabe es war, alle Buschmänner, die sich nicht sofort unterwarfen, zu erschießen und Frauen und Kinder zu Dienstboten zu machen. Natürlich waren die Buschmänner trotz ihrer vergifteten Pfeile den mit Feuerwaffen versehenen Holländern nicht gewachsen. Auch die dienstbaren Hottentotten hatten ein hartes Los. Auf manchen Höfen herrschte wohl ein patriarchalisches Verhältnis zwischen Herrn und Knechten, aber meistens wurden sie knapp gehalten, und wenn sie nicht arbeiten mochten oder sich im Hunger einmal heimlich einen Hammel von der Herde holten, mit der schrecklichen Peitsche aus Rhinozeroshaut unmenschlich mißhandelt. Starb ein Schwarzer infolge der Mißhandlungen, so krähte kein Hahn darnach.

Natürlich kamen die Hottentotten dabei immer tiefer herunter. Aber auch auf den Charakter der Buren konnte dies keinen günstigen Einfluß haben. Wie überall, wo die Arbeit durch Sklaven getan wird, wurden die Herren träg und ergaben sich dem Müßiggang. Manche während des letzten Kriegs zutage getretene Charakterfehler sind aus der gleichen Ursache zu erklären. So vieles man an den Buren bewundern kann und so tiefes Mitleid man mit ihnen haben muß, die Tatsache bleibt stehen, daß sie von Anfang an die Eingeborenen hart behandelt, unterdrückt und übervorteilt haben. Anfangs behaupteten sie, die Schwarzen hätten keine menschliche Seele, sie seien nur ein Mittelding zwischen Mensch und Affe, ein Schepsel (Geschöpf), während der Name Mensch nur dem Weißen zukomme, und später, als sich diese Ansicht nicht mehr halten ließ, waren ihnen die Schwarzen die verfluchten Nachkommen Hams, die nichts Besseres als Knechtschaft oder Ausrottung verdienten. Auf die Frömmigkeit der Buren werfen solche Anschauungen ein merkwürdiges Licht. Ihre Religion war jedenfalls früher hauptsächlich ein Festhalten an der streng reformierten Lehre und eine äußere Gesetzlichkeit. Freilich sind die Buren nicht die einzigen, bei denen die Religion herhalten mußte, um Gewalttaten gegen wilde Völker zu entschuldigen. Für Heuchler braucht man sie deswegen durchaus nicht zu halten.

Dem Vordringen der Holländer nach Norden wurde schließlich Halt geboten durch die Kaffern, die raubend und plündernd nach Süden vordrangen. Der Große Fischfluß (er mündet an der Ostküste des Kaplandes in den Indischen Ozean) war durch einen Vertrag vom Jahr 1780 als Grenze zwischen Weißen und Kaffern festgesetzt worden, aber natürlich kehrten sich die Kaffern nicht daran. Sie sollten aber bald ihren Meister an den Engländern finden. Als während der französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons die Niederlande ganz in Abhängigkeit von Frankreich gerieten, eroberte England in seinem zwanzigjährigen Kampf mit Frankreich so ziemlich alle französischen und niederländischen Kolonieen, auch das Kapland (1795), der Besitz wurde aber anfangs wenig gewürdigt. Lord Nelson erklärte im Oberhaus, die Tafelbai sei eine Spelunke, die zu nichts tauge, als von Ostindienfahrern besichtigt zu werden. Im Frieden von Amiens verzichtete England auf das Kapland (1802). Aber nach dem Wiederausbruch des Kriegs wurde Kapstadt aufs neue besetzt, und diesmal verblieb es im Pariser Frieden von 1814 den Engländern. Seither hat die Kapkolonie einen englischen Statthalter und seit 1853 ist es eine sich selbst regierende Kolonie mit eigenem Parlament.

Nichts Ärgerlicheres konnte den Buren widerfahren, als unter englische Herrschaft zu kommen. Die ganze strenge Organisation der englischen Verwaltung war dem freiheitliebenden und an patriarchalische Gemütlichkeit gewöhnten Bauern zuwider. Zu allem hin kam noch, daß England im Jahr 1834 die Sklaverei aufhob. Von der großen, zur Entschädigung der Sklavenhalter bestimmten Summe (400 Millionen Mark) kam auf die Kapkolonie nur ein ungenügender Bruchteil (25 Millionen Mark), so daß zahlreiche Familien verarmten und der Wohlstand der Kolonie schwer erschüttert wurde. England begnügte sich auch nicht damit, die



Abb. 60. Tanzende Kaffern.

Schwarzen freizumachen, sondern es verlieh den noch gänzlich unerzogenen Eingeborenen gleiche Rechte mit den Weißen und zog so ein ziemlich nichtsnutziges Pöbelvolk heran. So begannen die Buren seit 1835 auszuwandern, oder, um ihren eigenen Ausdruck zu brauchen, sie trekkten. Sie zogen über den Oranje und ließen sich in dem Gebiet nördlich vom Oranje und vom Vaal und in Natal nieder. Die englische Regierung suchte zwar die Auswanderung zu verhüten, erklärte sogar, auch die Ausgewanderten stünden noch unter englischem Gesetz, aber zunächst konnte sie das Trekken nicht verhindern, da sie mit den Kaffern beschäftigt war, welche die Kolonie im Osten beunruhigten.

„Der südliche oder eigentliche Kaffer (vom arabischen kafir, d. h. ungläubig) ist dunkelbraun, meist hochgewachsen, aber mit dünnen Unterschenkeln; trotz der aufgeworfenen Lippen und der breiten Nase ist das Gesicht mit den hellstrahlenden Augen doch nicht negerhaft; das krause Haar bildet ein dichtes, schwarzes Polster. Selbstbewußt, scharfsinnig, leichtlebig und arbeitsscheu, schreitet er nackt und stolz

einher, höflich aber auch falsch, ein geborener Redner und Schacherer. Die Frauen tragen Kleider von gegerbten Ochsenfellen oder wollenen Stoffen, sie besorgen den wenigen Ackerbau, während das Vieh des Mannes Sorge und Ehre ist. Vieh wird als Morgengabe für die Frau geliefert, eine streitige Sittenfrage in der evangelischen Missionspraxis. Jagen, mit rotbemaltem Körper tanzen (Abb. 60), gesellige Abendunterhaltung um den Biertopf, das sind die Freuden des Kaffern. Wenn es auf Raub- oder Kriegszüge geht, so ist er, mit seinem großen Schild und dem Wurfspieß bewaffnet, ebenso listig als tapfer (Abb. 61). Er wohnt in kleinen Dörfern, deren bienenkorbähnliche Hütten sich im Halbkreis um den Ochsenkral reihen. Die Zauberer üben eine verhängnisvolle Macht aus, oft selbst über die Häuptlinge und deren Räte. Ein göttliches Wesen kennen die Kaffern wohl, verehren aber nur die Ahnen, denen sie Opfer bringen. Die reiche, biegsame, trotz der Schnalzlaute wohlklingende Sprache ist allen südlichen Kafferstämmen gemeinsam." (Gundert.)


Abb. 61. Kafferkrieger im Schmuck.

Eine ganze Reihe von Kriegen hatte England gegen die Kaffern zu führen gehabt. Allein der zweite hat es 40 Millionen Mark gekostet. Das Ergebnis war ein immer weiteres Hinaufrücken der englischen Grenze. Aber noch sollte keine Ruhe sein. Ein Prophet stand auf und verhieß den Kaffern die Hilfe der Sonne, der Ahnen und der Russen, wenn sie all ihr Vieh schlachten würden. Das Volk ließ sich betören und opferte bis zum Februar 1857 ungefähr 400000 Stück Vieh. Als dann nichts erfolgte und die Ahnen nicht auferstanden, merkten die armen Leute, daß sie betrogen waren. Durch den Verlust ihres Viehs waren sie verarmt, und 37000 Kaffern erlagen damals dem Hunger und den Seuchen. Trotzdem erhoben sich die Kaffern im Jahr 1877 noch einmal. Diesmal wurden sie endgültig besiegt

und über den Keifluß (nördlich vom Großen Fischfluß) zurückgedrängt. Der Keifluß bildet jetzt die eigentliche Kaffergrenze; doch wurde das englische Gebiet 1884 und 1887 bis zur Natalgrenze ausgedehnt; nur das Pondoland ist dem Namen nach noch unabhängig, obgleich es innerhalb der britischen Kolonie liegt. Die Häuptlinge, mit denen es die Engländer in dem Krieg hauptsächlich zu tun hatten, waren Makoma und Sandile, der in dem letzten Krieg das Leben verlor. Die Zeit der Häuptlingsmacht ist für die Kaffern vorbei und dadurch verlieren sie allmählich das Stammesbewußtsein und den moralischen Halt; ein aussterbendes Volk sind sie aber noch nicht, sie vermehren sich ziemlich stark. Die Stämme, die in den Kafferkriegen von den Engländern unterworfen wurden, sind außer einigen kleineren die ama-Xosa, Ngqika, Pondo und ama-Mpondomise. Ein Stamm, die Fengu, wurde von anderen Stämmen unterdrückt und zu Sklaven gemacht. Die Fengu hielten deshalb im ersten Krieg zu den Engländern und wurden teils schon damals in die Kolonie aufgenommen, teils flüchteten sie später unter britischen Schutz.

Wir müssen aber, ehe wir zu den auswandernden Buren zurückkehren, noch von einem andern Stamme, den Zulu, sprechen; denn gerade mit diesen hatten die Buren bei ihrem großen Auszug einen Zusammenstoß.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts herrschte über den damals kleinen Zulustamm in Natal der Häuptling Tschaka, ein Mann von ungewöhnlichen Geistesgaben, aber dabei ein blutdürstiger Tyrann. Er besiegte zuerst einige kleine Nachbarfürsten und verleibte deren beste Krieger seinem Heere ein, das er mit Hilfe von zwei englischen Abenteurern nach europäischem Muster in Regimenter teilte und einübte. Dann eroberte er allmählich das Land, das jetzt die britische Kolonie Natal bildet, zerstörte die Wohnstätten und ließ nach echt afrikanischer Art alles hinmorden. Auf diese Weise gründete er das eine Zeitlang mächtige Zulureich.

Die Zulu zeichnen sich in ihren Kriegen durch großen Mut und unvergleichliche Todesverachtung aus. Dies hängt mit ihren religiösen Anschauungen zusammen. Der König ist ihnen der verkörperte Gott, der auch nach dem Tode weiterlebt und göttliche Verehrung empfängt. Der lebende König hat nicht nur die Regierungsgewalt, er schafft nicht nur Sieg über die Feinde, sondern er hat auch Macht über das Wetter und über Krankheiten. Er ist der unbeschränkte Herr nicht nur über Hab und Gut, sondern auch über Leib und Leben seiner Untertanen. Diese finden es ganz selbstverständlich, wenn ihr König jeden Ungehorsam mit dem Tode bestraft, ja wenn er ohne Grund, nur um seine Macht zu zeigen, Hunderte von Unschuldigen hinmorden läßt. Als König Tschakas Mutter gestorben war, ließ er zwölf der schönsten Mädchen mit ihr lebendig begraben. Zwei Regimenter mußten das Land durchziehen und alle die ermorden, die nicht laut genug gewehklagt hatten. Tausende von Kühen wurden erschlagen, damit die verschmachtenden Kälber mit ihrem Blöken die Luft erfüllten. Ein ganzes Jahr lang wurde jede Mutter, die ein Kind gebar, mitsamt dem Kinde getötet, damit des Wehklagens kein Ende werde. Tschaka wurde 1828 ermordet, und es entstanden zwischen seinen Brüdern Panda und Dingau und dann wieder zwischen Pandas Söhnen Umbulasi und Ketschwayo Thronstreitigkeiten, bei denen, da alle diese vier Fürsten grausam und blutdürstig waren, unsägliche Greuel verübt wurden. Schließlich ging (1872) Ketschwayo (Abb. 62) als Sieger hervor.

Er versprach dem britischen Kommissär, der bei seiner Krönung (1873) anwesend war, gerecht zu regieren. Aber er konnte sich nicht anders machen, als er war, und verschiedene Umstände trafen zusammen, um den Engländern eine Züchtigung des Zuluübermuts zur Notwendigkeit zu machen. Zwar wurde das erste britische Heer, das am 12. Januar 1879 den Tugela überschritt, von den Zulu fast vollständig vernichtet, aber am 4. Juli 1879 besiegte Sir Garnet Wolseley die Zulu, nahm Ketschwayo gefangen und verteilte das Land unter 13 Häuptlinge.

„Der Krieg von 1879 hat die sechzigjährige Macht der Zulu gebrochen. Sie bestand in der unbeschränkten Herrschaft des Königs und in der militärischen Organisation des ganzen Volkes. Dennoch bleibt der Zulu ein hartköpfiger, herzloser, hochmütiger Mensch; äußerlich unterscheidet er sich vom Kaffern durch einen eigentümlichen und sorgfältig gepflegten Haarputz, auch dadurch, daß er wenigstens um die Lenden einige Pelzlappen oder Tierschweife trägt, während das weibliche Zulugeschlecht in fast völliger Blöße unverschämt einherwandelt. Von Anfang an hat man in Natal den Zulu Land eingeräumt, auf dem die Häuptlinge als Unterbeamte der britischen Beamten nach festgestelltem Zulu-Gesetz Recht sprechen. Vielweiberei und Morgengabe ist gesetzlich geregelt; die Zauberei wird überwacht und Branntweinverkauf ist verboten. Infolge solcher Behandlung hat sich das Zuluvolk durch Zuzug vom Norden und durch überzählige Geburten stark vermehrt, ist reich geworden und der britischen Regierung treu, sowie tief in seinem unerschütterten Heidentum, seiner Faulheit und Unzucht versunken geblieben. Zur Arbeit auf den Zucker- und Baumwollefeldern hat man indische Kulis einführen müssen." (Gundert.)



Abb. 62. Ketschwajo † 1884.

Noch müssen wir eines mächtigen Zulufürsten gedenken. Dies war Moselekazzi, der dem Angriff Tschakas auswich und sich, da ihm der Weg nach Norden durch den Stamm der Swazi verlegt wurde, nach Nordwesten wandte. Er unterwarf die im Transvaal wohnenden Basuto, von denen er die tüchtigsten in sein Heer nahm. Aus der Verschmelzung der Zulu und Basuto entstanden die Matabele.

Doch nun zurück zu den Buren. Sie waren also entschlossen, zu trekken, d. h. auszuwandern. In der Flugschrift, die Joubert an die Königin von England gerichtet hat, schreibt er: „Den Buren wurde durch den britischen Statthalter mitgeteilt, daß es jedem, der nicht zufrieden sei, oder der sich dem britischen Regiment

nicht unterwerfen wolle, freistehe, die Kolonie und britischen Boden zu verlassen. Mit dem Gefühle tiefen Kummers bei dem Gedanken, das Vaterland, das Land der Geburt, verlassen zu müssen, fragte man sich: Wohin nun? In das traurige Hinterland des wilden Südafrika? — Ja, ja, war die Antwort; lieber die Gefahren der Wildnis, reißende Tiere und wilde Menschen, als länger unter dem Joch einer so ungerechten Regierung sein. Kommt Freunde, kommt Brüder! Packt euren Wagen, sammelt eure Herden und laßt uns über die Grenze ziehen. Gott weiß wohin; er wird uns führen."

So kam es zum großen Auszug (Trekk), der den Buren, die sich gerne als das auserwählte Volk Gottes betrachteten, wie der Auszug der Kinder Israel aus Ägypten erscheinen mochte. Ihre schönen Höfe mußten sie zurücklassen, und die Buren waren noch glücklich, denen es gelang, um geringen Preis ihr Land loszuschlagen. Viele konnten es gar nicht verkaufen. Waffen und Munition war ihnen mitzunehmen verboten, aber sie übten damals schon, was sie später im großen Krieg oft getan haben: sie versteckten ihre Waffen und holten sie erst hervor, als die ihnen folgenden englischen Beamten abgezogen waren.

Die Bauern zogen weiter im Ochsenwagen, wie er noch heute das Hauptverkehrsmittel im Transvaal bildet, in verschiedenen Trupps. Am Vaal schien das Land gut; der Fluß bot Fische, der Wald jagdbares Wild, der Boden war anbaufähig. So ließ sich ein kleiner Trupp hier nieder, und die Buren schlugen einstweilen Zelte auf. Da wurden sie eines Morgens von Moselekazzi überfallen. Mit großer Tapferkeit erwehrten sie sich der gewaltigen Übermacht und suchten sich dann mit anderen Burentrupps, die ostwärts gezogen waren, zu vereinigen. Allein Moselekazzi sandte ihnen eine noch größere Truppenmacht nach, die die kleine Schar von 34 waffenfähigen Männern, vielen Weibern und Kindern und 34 Wagen verfolgte. Als der Feind immer näher kam, verschanzten sich die Buren hinter ihren Wagen und erwarteten ihn mit Gebet. Sie schossen tapfer mit ihren Büchsen, und schließlich floh der Feind. Sie selbst hatten nur wenig Verluste. Es gelang ihnen, sich mit einer Truppe, die über die Drakenberge nach Natal gezogen war, zu vereinigen, während zwei andre Truppen zugrunde gingen. Die eine zog unter Renspurgs Führung nördlich über Zoutpansberg. Man hat nie mehr von ihr gehört, und wahrscheinlich ist sie von Wilden niedergemacht worden. Die andre zog nach der Delagoabai, wo der Führer und viele andre dem Fieber erlagen. Die wenigen, die die Leiden der Wanderung überlebten, wurden zu Schiff nach Natal gebracht und vereinigten sich hier mit den andern Auswanderern. In Natal[1]) herrschte damals der schon genannte Zulukönig Dingan. Das Land war infolge von Tschakas Raubzügen wüst und leer, aber reich an natürlichen Hilfsquellen. Der Burenführer Retief kam an Dingans Hof, der ihn als den Besieger seines Feindes Moselekazzi freundlich aufnahm und ihm ein Stück Land versprach. Später (Februar 1838) kam Retief wieder mit 37 seiner Leute, um den Vertrag abzuschließen, der ihm das Land bis an die Drakenberge überließ. Dingan stellte die Urkunde aus und veranstaltete dann Spiele zu Ehren seiner Gäste. Mitten hinein aber rief er plötzlich: „Schlagt die Zauberer tot!" und die Tausende von Zulukriegern fielen über das

[1]) Natal wurde 1497 zum erstenmal von Vasco de Gama besucht. Zu Ehren des Weihnachtstages, an dem er landete, gab er der Küste den Namen Natalia. Seit 1815 ist es britische Kolonie.

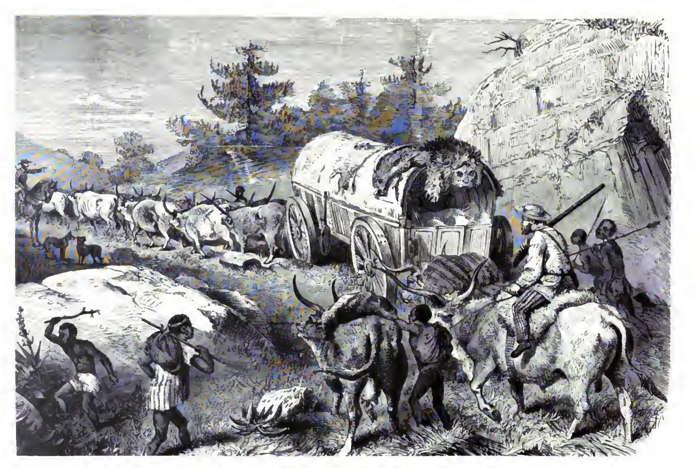


Abb. 63. Reise im Griqualand.

kleine Häuflein her, das sich verzweifelt wehrte, aber der Übermacht erliegen mußte. Dann zogen Dingans Regimenter dorthin, wo im Innern des Landes die Buren die Rückkehr Retiefs erwarteten, überfielen sie und töteten ihrer 600; schließlich sammelten sich die übrigen und schlugen die Angreifer zurück. Der Ort jener Untat, eine Stätte des Weinens und Klagens, heißt noch heute Weenen. Die Buren griffen dann Dingan selbst an und verbrannten seine Stadt. Nachdem er um Frieden gebeten und die Landurkunde bestätigt hatte, erbauten die Buren in Natal ihre neue Hauptstadt, die sie nach zweien ihrer Führer Piet-Maritzburg nannten, und erklärten Natal zur Republik. Die Kapregierung versagte aber der Republik die Anerkennung und unterstützte einen Kaffernstamm, mit dem die Buren Krieg führten, durch Truppen. Nach manchen Kämpfen unterlagen die Buren, und die englische Regierung nahm das Land, das jene unter unsäglichen Mühsalen und mit so viel Blut gewonnen hatten, in Besitz (1843). Da sich die Buren mit der englischen Herrschaft nicht befreunden konnten, zogen die meisten weiter.

Natal, in dem nur wenige Holländer zurückgeblieben waren und einstweilen auch nur wenige Engländer wohnten, war schwer zu ordnen. Es barg etwa 100000 Zuluflüchtlinge und war von feindlichen Kaffern und räuberischen Buschmännern bedroht. Endlich gelang es Theophilus Shepstone, durch weise und kluge Verwaltung Ruhe und Sicherheit herzustellen.

Die Auswanderer von Natal zogen nun über den Vaal, wo sie mit andern Trekkern zusammentrafen, die zum Teil aus der Gegend des Oranjeflusses kamen. Dorthin, in das Land der Griqua (Abb. 63), das Gebiet des späteren Oranjefreistaates, hatten sich auch Buren gewandt, hatten von den Griqua Land erhalten und sich da angesiedelt. Nun erhob der Kapgouverneur Sir Harry Smith Anspruch auf das Land, da die Buren englische Untertanen seien und die Griqua von England geschützt werden müßten. Er erklärte das Land zwischen Oranje und Vaal für englisches Eigentum (Orange River Sovereignty) 1848. Die sich widersetzenden Buren unter Pretorius wurden bei Boomplaats geschlagen. Im ganzen fügten sich die Buren ohne viel Widerspruch der englischen Herrschaft. Aber die englische Regierung sah die von der Kapkolonie gewünschte Erwerbung des neuen Gebiets ohne Freude. Es gab immer Kämpfe zwischen den eingeborenen Stämmen zu schlichten. Die Kosten dieser fernen Gebiete wurden in der Zeit der großen Kaffernkriege als drückende Last empfunden. Deshalb gestattete die englische Regierung zuerst in dem Sandriver-Vertrag vom 16. Januar 1852 den Buren, die aus Natal und aus dem späteren Freistaat über den Vaal gezogen waren, jenseits des Vaal einen unabhängigen Staat zu bilden. So entstand die Südafrikanische oder Transvaal-Republik. Unter den Bedingungen, die zwischen England und den Buren vereinbart wurden, waren die wichtigsten: freier Handel und Durchzug der Engländer, Aufhebung jeder Art von Sklaverei und gegenseitige Auslieferung der Verbrecher.

Zwei Jahre später, im März 1854, verließen die Engländer auch das Oranjegebiet, das ihnen damals nicht besonders begehrenswert schien, und die glücklichen Buren bildeten hier nun eine zweite Republik, den Oranjefreistaat. Seine Unabhängigkeit ist seitdem nie angefochten worden, bis er 1899 sich für die Transvaalburen und gegen England erklärte.

Eine der Hauptschwierigkeiten im Verhältnis der Buren zu den Engländern war durch die Aufhebung der Sklaverei entstanden. Die Buren hatten durch zwanzigjährige Kämpfe und Leiden, in denen sie wohl Schweres von den Eingeborenen erlitten, aber selbst auch viel gefehlt, andererseits auch von Eingeborenen (den Griqua) Gastfreundschaft genossen hatten, für ihr Verhalten gegen die Schwarzen nichts gelernt. Wir haben gesehen, daß sie sich in dem Vertrag von 1852 verpflichteten, keine Sklaven zu halten. Nun hatten sie aber das Recht, farbige Waisenkinder zu erziehen und sie dafür bis zum 24. Jahr als Arbeiter zu behalten. Im 24. Jahr mußten die Waisen freigelassen werden. Meistens aber konnte oder wollte man ihr Alter nicht genau bestimmen, und so ließ man sie gewöhnlich erst im 30. frei. Manchmal wurde ein armer Schwarzer, der seinen Herrn fragte, ob er noch nicht frei werde, von diesem so mit dem Ochsenziemer bearbeitet, daß er nicht mehr zu fragen wagte. War dann schließlich der Knecht alt und arbeitsunfähig, so ließ ihn der Bur gerne frei, damit er nicht mehr für ihn zu sorgen brauchte.


Abb. 64. Basutohirte.

Wie man es machte, um Waisenkinder zu bekommen, das hat ein bessergesinnter Bur dem Missionsdirektor Wangemann selbst erzählt. Er wußte die Sache genau, da er von der Obrigkeit beauftragt war, den Fall zu untersuchen. Ein Basutohäuptling war im Besitz von Gewehren, und da dies von den Buren verboten war, galt es als Kriegsfall. Eine Abteilung Buren umzingelte sein Dorf, ließ den Häuptling herausrufen und befahl ihm, die Gewehre herauszugeben. Er ließ sie bringen. Dann hieß es: „Zur Strafe mußt du auch deine andern Waffen hergeben, dann soll dir kein Leid geschehen.“ Er gehorchte und gab die Waffen her. Dann hieß es weiter: „Nun gib dein Vieh und dein Korn heraus und was du hast, dann wird dir das Leben geschenkt.“ Als auch dies geschehen war, hieß es: „Nun schießt alles nieder, die Kinder laßt leben!“ und so geschah es. Die Erwachsenen wurden niedergeschossen und die Buren hatten wieder Waisenkinder. Der Bur, der dies erzählt hat, fügte hinzu: „Ich werde mein Bauerngut verkaufen, denn über dies Land müssen die Gerichte Gottes hereinbrechen, es ist ärger als Sodom und Gomorrha. Die Sündengreuel der Farbigen schreien gen Himmel, aber die der Weißen sind nicht viel geringer.“

Ein andermal kam es vor, daß die Buren einer Anzahl Basuto Gewehre gaben zur Gewinnung von schwarzem und weißem Elfenbein. Unter dem schwarzen Elfenbein verstand man farbige Kinder, die die Basuto dadurch gewannen, daß sie ein friedliches Dorf umzingelten, die Alten niederschossen und die so gewonnenen Waisenkinder den Buren brachten, die sie teils selbst behielten, teils gegen Geld und Vieh verkauften — natürlich beileibe nicht als Sklaven, sondern als Waisen, denen man eine christliche Erziehung geben wollte.

Solche Dinge sind nicht nur geschehen vor 100 oder 200 Jahren, auch nicht nur am Anfang des 19. Jahrhunderts, sondern jedenfalls noch in dessen zweiter Hälfte. Es mag sein, daß manches später besser geworden ist. Das Regierungssystem der Buren aber gegenüber den Eingeborenen ist dasselbe geblieben. Die einzelnen Engländer in den Kolonien haben die Eingeborenen oft nicht besser behandelt als die Buren. Aber die englische Regierung ist von Anfang an,

soweit sie konnte, für gerechte und menschliche Behandlung der Schwarzen energisch und uneigennützig eingetreten. Darüber kann kein Zweifel sein, daß die unter englischer Herrschaft stehenden Schwarzen besser daran sind als unter ihren eigenen einheimischen Königen, und besser als unter der der Buren. In manchem hatten diese ja wohl in Beziehung auf die Schwarzen einen richtigen Blick, z. B., wenn es gesetzlich verboten wurde, ihnen Branntwein zu verkaufen; der Branntwein hat ja so entsetzlich viel zum Verderben der Hottentotten beigetragen. Daß die Schwarzen keine politischen Rechte hatten, war noch nicht das schlimmste; aber ihre Lage war auch sonst eine sehr gedrückte: keinerlei Gleichheit sollte nach der Verfassung in



Abb. 65. Arbeit in den Diamantgruben.

Kirche und Staat zwischen Weißen und Schwarzen bestehen. Keinen Fuß breit Landes konnte ein Eingeborener in dem Land erwerben, das ihnen einst gehört hatte; keine gesetzliche Ehe konnten bis vor kurzem die Schwarzen schließen; für den Unterricht ihrer Kinder geschah von der Transvaalregierung lediglich nichts.

Transvaal ist ein teilweise fruchtbares Land, in dem Korn und Obst herrlich gedeihen, das noch viel ertragfähiger wäre, wenn sich die Buren entschlössen, die Landwirtschaft etwas vernünftiger zu betreiben und nicht immer alles zu machen, wie es ihre Vorväter gemacht haben. Eine Forstwirtschaft gibt es in Transvaal überhaupt nicht, und doch zeigt der einzige bedeutende Versuch, der in dieser Hinsicht — und zwar von einem Deutschen — gemacht worden ist, durch das wunderbar schnelle Wachstum der Bäume (hauptsächlich Eukalypten, Tannen und Akazien), daß die Forstwirtschaft hier eine Zukunft haben könnte. Das Hochland, die sogenannte Karroo, ist das beste Weideland, und dort wird hauptsächlich Viehzucht getrieben. Am Anfang des Winters, d. h. im März, geht man mit dem Vieh in die tiefer gelegenen, wärmeren und wasserreicheren Landstriche.

Seine Reisen macht der Bur, obgleich das Land jetzt einige Eisenbahnen hat, immer noch am liebsten im zwölf- oder sechzehnspännigen Ochsenwagen, wie zu der Väter Zeit. Da geht's dann über Stock und Stein, bergauf und bergab, oft so steile Abhänge hinab und hinauf, daß es ganz lebensgefährlich scheint. Kommt man gegen Abend in die Nähe eines Hofs, so nimmt man ganz selbstverständlich die Gastfreundschaft des Besitzers in Anspruch; ist der Reisende ein jüngerer Mann, so redet er den gemütlich seine Pfeife rauchenden Bauern mit Ohm und die mit Vorliebe im Lehnstuhl sitzende, schnupfende und Kaffee trinkende Bäuerin mit Tante an. Er seinerseits wird Neffe genannt. Ist kein Hof in der Nähe, so wird der Wagen durch einige Matrazen, die man auf die Kisten legt, zum Schlafzimmer hergerichtet und an einem Feuer im Freien das Essen bereitet.

Die Buren hofften wohl, jetzt ihrer Freiheit und ihres Landes froh werden zu können, aber England hatte seine Augen auf ganz Südafrika gerichtet. Zunächst erregten die reichen Diamantfelder des Oranjefreistaats ihr Gelüste. Im Jahr 1869 wurden auf der Berliner Missionsstation Pniel im Griqualand, westlich vom Oranjestaat, die ersten Diamanten gefunden. Die Engländer bewogen nun ihren Schützling, den Griquahäuptling Waterboer, ihnen seinen Landbesitz abzutreten. Einige Landstriche, die ganz sicher zum Oranjefreistaat gehörten, die aber die reichsten Diamantfelder enthielten, darunter Kimberley, wo der größte Diamant, der sogenannte „Stern Südafrikas", gefunden worden war, wurden deshalb dem britischen Besitz mit einverleibt, und die Regierung des Freistaats konnte nichts machen, als sich mit einer geringen Entschädigung begnügen. (Abb. 65 gibt eine annähernde Vorstellung von der Arbeit in den sogenannten Diamantgruben.)

In Transvaal boten die Beziehungen der Buren zu den Eingeborenen England Gelegenheit zur Einmischung. Unter den Buren wohnten Basuto- und Matabelestämme, denen sie, solange sie sich ruhig verhielten, ihre Unabhängigkeit ließen. Mit den Swasikaffern hatten sie sich sogar verbündet und benützten diese, um ihre Kriege gegen die Basuto und Matabele (Abb. 66) zu führen. Allmählich aber erstarkten jene Stämme und fingen an, nicht nur sich tapfer zu verteidigen, sondern auch zum Angriff überzugehen und in ihrer Weise, d. h. mordend und plündernd, Krieg zu führen. Bei den Buren zeigten sich damals schon die Mängel ihrer Kriegführung, die im letzten großen Krieg so manches schwere Unglück verschuldet haben. Im Jahr 1901 wurde berichtet, daß die Führer oft genötigt seien, ihren Kriegern Urlaub zum Heimgehen zu geben, daß sie diesen Urlaub geben müssen, weil die Buren sonst einfach ohne Urlaub fortgingen, und daß tatsächlich nur ungefähr 9000—10000 Buren andauernd bei den Waffen seien. In den sechziger Jahren kam es vor, daß die Buren einen Matabelehäuptling auf einem Berge belagerten, bis er mit den Seinen fast ausgehungert war. Aber ehe es zur Übergabe kam, kriegten die Belagerer Heimweh und zogen mit Sack und Pack davon, so daß der Häuptling sich als Sieger betrachten konnte. Es zeigte sich allmählich, daß die Buren die Eingeborenen nicht mehr niederzuhalten vermochten.

Dazu kam noch, daß der Staat finanzielle Schwierigkeiten hatte. Es war allmählich eine jüngere, liberalere Partei in Transvaal herangewachsen. Der erste Präsident war (1858—71) Martin Pretorius. Die liberale Partei bewirkte, daß er im

Jahr 1871 nicht wieder gewählt wurde. An seine Stelle kam ein liberaler Geistlicher namens Burgers. Er tat viel für die Zivilisierung des Landes, für Gründung von Schulen, Ordnung der Rechtspflege u. dergl. und betrieb den Bau einer Eisenbahn nach der Delagoabai, um so eine Verbindung zwischen Transvaal und dem Meere herzustellen, konnte aber das nötige Geld nicht flüssig machen. Da fing der Bapedihäuptling Sekukuni Krieg mit den Buren an und besiegte sie. So war der Staat in schlimmer Lage: im Norden der siegreiche Sekukuni, im Westen die Betschuanen, die schwierig zu werden drohten, im Süden die Zulu — für das begehrliche England eine herrliche Gelegenheit. Es erklärte, ein dem Bankerott naher Staat, der nicht imstande sei, die Eingeborenen im Zaume zu halten, bilde eine Gefahr für den britischen Besitz. Sir Theophilus Shepstone wurde als Bevollmächtigter zur Prüfung



Abb. 66. Matabele-Mann und -Knabe.

der Lage nach Pretoria gesandt. Nach einigen Monaten (12. April 1877) erklärte er Transvaal für britisches Gebiet. Es scheint, daß die Buren damals ziemlich entmutigt waren; sie sahen die Besitzergreifung durch England als eine Strafe Gottes an und nahmen sie ruhig hin. Vielleicht hätten sie sich die englische Oberhoheit auch auf die Dauer gefallen lassen, wenn man ihre Eigentümlichkeiten mehr geschont und passendere Männer an die leitenden Stellen gesetzt hätte. Da dies aber nicht der Fall war und die englischen Machthaber sich mit lauter englischen Beamten umgaben, wurden die Buren bald wieder unzufrieden und beschlossen, ihre Freiheit wieder zu erkämpfen. Am 18. Dezember 1880 erklärten sie ihre Unabhängigkeit. General Joubert bekam den Oberbefehl über das Heer. In dem kurzen Krieg, der nun folgte, wurden die Engländer dreimal, und zwar das dritte Mal am Majubaberg (26. Februar 1881), geschlagen. Es waren nur kleine Gefechte: nur etwa 100 Mann verloren die Engländer am Majubahügel. England schickte Verstärkungen. Aber der leitende Minister Gladstone hatte die Annexion wenige Jahre vorher heftig bekämpft und glaubte dem kleinen, damals noch ungefährlichen Volk gegenüber auf ein weiteres Blutvergießen bloß um der Waffenehre willen verzichten zu sollen. So wurde Friede geschlossen und dann durch eine „Konvention“ vom 27. Februar 1884 nur die

englische „Suzeränität" über die „Südafrikanische Republick" festgesetzt, d. h. eine Oberherrschaft, die sich hauptsächlich auf die äußeren Beziehungen erstreckt.

Es heißt darin: „Die Südafrikanische Republik wird keinen Vertrag und kein Abkommen mit einem andern Staat oder Volk abschließen als mit dem Oranjefreistaat, auch nicht mit irgend einem Eingeborenenstamme im Osten oder Westen der Republik, bevor ein solcher Vertrag oder ein solches Abkommen von Ihrer Majestät der Königin gebilligt worden ist. Diese Zustimmung soll als erteilt angesehen werden, wenn die Regierung Ihrer Majestät nicht innerhalb 6 Monaten nach Empfang einer Abschrift eines solchen Vertrags, die sogleich nach seinem Zustandekommen eingesandt werden muß, zu erkennen gegeben hat, daß der Abschluß eines solchen Vertrags den Interessen Großbritanniens oder seiner südafrikanischen Besitzungen zuwiderlaufen würde." Dieser Artikel ist vollkommen klar. Die Buren sollten fortan innerhalb des Landes, das sie mit ihrem Blute gewonnen hatten, auch die Herren sein. Wenn die Regierung in mancher Beziehung nicht so war, wie man es bei einem neuzeitlichen Staate wünscht, wenn die vielen innerhalb Transvaals wohnenden Engländer manches zu klagen hatten, so brauchte daraus nicht notwendig ein neuer Krieg zu entstehen. Natürlich war noch genug Anlaß zu beiderseitiger Mißstimmung, besonders da die Buren sehen mußten, daß ihnen die Engländer an Bildung, an Unternehmungslust, an Fähigkeit, das Land emporzubringen, weit überlegen waren. Da kam in den achtziger Jahren die Entdeckung reicher Goldfelder in Transvaal, besonders im Jahr 1886 die Entdeckung der Goldfelder am Witwatersrand, dem Höhenzug westlich von Johannesburg. Dies sind die größten Goldlager der Welt, aus denen allein im Jahr 1898 Gold im Werte von 324 Millionen Mark gewonnen wurde. In den 13 Jahren bis zum Beginn des Kriegs ist dort die Stadt Johannesburg entstanden und hat eine Bevölkerung von über 100 000 Seelen bekommen.

Die Buren selbst verstanden es nicht, die Goldminen auszubeuten, und hatten auch keine Neigung dazu. Obgleich die Regierung einen ungeheuren Gewinn daraus zog, waren ihnen die Goldfelder, die so viele Fremde, besonders Engländer, herlockten, ein Dorn im Auge. Sie konnten den Zuzug der Ausländer nicht verhindern, aber sie wollten wenigstens deren Einbürgerung erschweren, sonst hätten die Engländer bald massenhaft das Bürgerrecht und in der gesetzgebenden Versammlung die Mehrheit erlangt und für die Einverleibung Transvaals ins englische Kolonialreich gestimmt. Durch ungeschickte und drückende Steuern reizten die Buren die Ausländer, auch hat man der Regierung wohl nicht mit Unrecht den Vorwurf der Bestechlichkeit gemacht. So hörten die Klagen und Beschwerden der Ausländer nicht auf, die 90 Prozent des Vermögens der Gesamtbevölkerung besaßen und 19 Zwanzigstel der Abgaben zahlten, aber so gut wie keinen Anteil an der Verwaltung des Landes hatten. Der neue Präsident Paul Krüger, der zielbewußt in die Zukunft schaute, begann ungeheure Rüstungen und setzte den Bau einer Eisenbahn nach der Delagoabai durch, damit Transvaal eine Verbindung mit dem Meer habe, die nicht durch britisches Gebiet führe.

Der Hauptvorkämpfer der englischen Vorherrschaft in Südafrika war schon lange Cecil Rhodes, der einst als unbemittelter, lungenkranker Jüngling nach Südafrika gekommen war. Er erholte sich in dem gesunden Klima und erwarb

sich in Kimberley ein ungeheures Vermögen. Im Jahr 1888 gründete er die Britisch-Südafrikanische Kompanie, die, wie einst die Englisch-Ostindische, große Ländereien für England in Besitz nahm, z. B. im Norden von Transvaal Maschona- und Matabeleland, das jetzige Rhodesia. Die Gesellschaft übt durch ihre an den Börsen sehr beliebten Papiere eine ungeheure Macht aus.

Die „Ausländer" im Transvaal wurden immer dringender in ihrem Verlangen nach Abstellung der Mißbräuche, und am 6. Januar 1896 sollte in Johannesburg eine große Volksversammlung gehalten und über die Beschwerden der Ausländer verhandelt werden. Da erfolgte am 30. Dezember 1895 von Rhodesia aus der Einfall des Dr. Jameson im Transvaal. Die Buren waren zwar überrascht, aber es waren schnell eine Anzahl Bewaffneter beisammen; bei Krügersdorp schossen sie aus sicheren Stellungen auf Jamesons Truppe, und dem kühnen Freibeuter blieb keine Wahl, als sich zu ergeben. Bei den darauffolgenden Verhandlungen verlangte und erreichte Krüger von dem englischen Bevollmächtigten die Entwaffnung von Johannesburg, wohin von der Ausländerpartei Waffen eingeschmuggelt worden waren. Dann hatte er noch einen schweren Kampf gegen seine eigenen Offiziere auszufechten. Krüger sah als staatskluger Mann voraus, was die Folgen sein würden, wenn man Jameson und seine Helfershelfer in Transvaal aburteilte. Sie mußten dann zum Tod verurteilt und hingerichtet werden, und die Folge war natürlich, daß die Ausländerpartei sie zu Märtyrern stempelte und sich für berechtigt hielt, das vergossene Blut zu rächen, immer wieder zu wühlen und Unruhe zu stiften; außerdem konnte man dem mutmaßlichen Hintermann, dem eigentlichen Urheber des Unheils, Cecil Rhodes, doch nicht beikommen. Mit vieler Mühe und mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit erlangte es Krüger, daß Jameson mit seiner Gesellschaft der englischen Regierung zur Aburteilung ausgeliefert wurde. In England wurde er mit seinen Offizieren vor Gericht gestellt und verurteilt, im übrigen aber von unverständigen Leuten als Held und Verteidiger der Unterdrückten gefeiert. Cecil Rhodes, seit 1890 erster Minister des Kaplandes, mußte zurücktreten, und der Afrikanderbond, dessen Mitglied er war, stieß ihn aus. (Dieser Afrikanderbond, 1878 gegründet, besteht hauptsächlich aus Kapkolonisten holländischer Abstammung und erstrebt möglichste Selbständigkeit der Kolonie.) Krügers Regierung war jetzt natürlich noch weniger geneigt, den Ausländern entgegenzukommen als je zuvor. Sie setzte ihre Rüstungen im größten Maßstabe fort und schloß ein Bündnis mit dem Oranjefreistaat, der an den Streitfragen ganz unbeteiligt war. Die Lage wurde immer kritischer. Im April 1899 lief eine Massenbittschrift der englischen Uitlanders bei der englischen Regierung ein, die um Abhilfe für ihre fast unerträglich gewordene Lage bat. Sie war von dem englischen Oberkommissär und Gouverneur der Kapkolonie Sir (jetzt Lord) Alfred Milner unterstützt.

Es begannen nun langwierige Verhandlungen zwischen England und Transvaal. Sie führten zu keiner Verständigung, denn es handelte sich im Grunde nicht nur um die größeren oder geringeren Rechte der Ausländer: die Frage war, ob die Weltherrschaft der angelsächsischen Rasse auch über ganz Südafrika ausgedehnt werden, oder ob sich das burisch-holländische Volkstum seine Selbständigkeit behaupten und weiter ausbreiten solle.

Als sich die Unterhandlungen in die Länge zogen und England allmählich Truppen an der Grenze Transvaals sammelte, stellte die Republik der englischen Regierung verschiedene Forderungen in Gestalt eines Ultimatums. Sie wurden abschlägig beschieden, und dies gab das Zeichen zum Ausbruch des Krieges. Die Buren drangen in britisches Gebiet (Natal und Kapkolonie) ein, annektierten auch gleich die besetzten Gebiete und erfochten eine Reihe von Siegen, die sie aber nicht auszunützen verstanden, so daß die Siege der Buren und die Niederlagen der Eng-



Abb. 67. Schutzwälle während der Belagerung in Kimberley.

länder nirgends entscheidend waren. Der zweite Abschnitt des Krieges beginnt mit dem Eingreifen von Lord Roberts, dem besten Feldherrn der Engländer. Er drang von Westen in den Oranjefreistaat ein, entsetzte Kimberley (Abb. 67), zwang bei Paardeberg den General Cronje zur Übergabe und zog dann auf Bloemfontein, die Hauptstadt des Freistaats. Die von den Buren belagerten Plätze Ladysmith in Natal und Mafeking wurden entsetzt, Bloemfontein, Pretoria (die Hauptstadt Transvaals) und Johannesburg fielen in die Hände der Engländer. Damit begann der kleine Krieg. Die Buren, denen ihre Höfe mehr am Herzen lagen als das Vaterland, kehrten heim, und das Häuflein von Tapferen, das jetzt noch unter den Waffen stand, schien gesonnen, die Freiheit des Vaterlandes bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. An De Wet und Botha hatten sie ausgezeichnete Führer, wußten

sich immer wieder zu verproviantieren, erschienen immer da, wo man sie nicht erwartete, und gewannen sich immer mehr die Teilnahme und Bewunderung schier der ganzen Welt. Aber das Ziel, das sie sich gesteckt hatten, war ein unerreichbares, und es kann den tapferen Kämpfern nur zur Ehre gerechnet werden, daß sie endlich die Waffen streckten und die englischen Friedensbedingungen annahmen. Am Sonntag den 1. Juni 1902 wurde der Friede unterzeichnet, und das erbitterte Ringen zweier stammverwandter, christlicher Völker, das seinesgleichen in der Weltgeschichte sucht, war zu Ende.

Die Friedensbedingungen sind für die Buren im ganzen besser ausgefallen als man erwartet hatte. Ihre Unabhängigkeit haben sie allerdings verloren; das war nicht anders zu erwarten; sie müssen den englischen König fortan als ihren Herrn und Souverän anerkennen. Die Kaprebellen sollen nach den Gesetzen des Landes, dem sie angehören, abgeurteilt werden; doch darf die Todesstrafe nicht ausgesprochen werden. Ein großes Zugeständnis ist die Beibehaltung der holländischen Sprache in den Schulen und ihre Zulassung bei den Gerichten, die Bewilligung von 60 Millionen Mark zur Wiederherstellung der Farmen, die Bereitstellung von weiteren 60 Millionen für die Erleichterung der Wiederbesiedelung der Güter durch die Buren und die Zusicherung, daß zur Bestreitung der Kriegskosten keine besonderen Steuern auf den Besitzungen von Transvaal und Oranje erhoben werden sollen. Wichtig ist auch das Versprechen, daß die militärische Verwaltung bald durch eine Zivilverwaltung abgelöst werden und später das Repräsentativsystem eingeführt werden soll, mit einer gewissen Autonomie.

Allem Anschein nach verspricht der nun geschlossene Friede der Anfang einer wirklichen Versöhnung und eines wohlwollenden Zusammenwirkens der beiden Parteien zu werden. So haben die Burenhäupter Schalk Burger und Botha an ihre früheren Offiziere und Beamten folgenden Aufruf gerichtet: „Kameraden, Brüder, Landsleute! Wir danken euch herzlich für euren Heldenmut und für die Hinopferung von so vielem, was euch teuer und lieb war. Wir danken euch für euren Gehorsam und eure treue Pflichterfüllung in allem, was dem Afrikandervolk zur Ehre und zum Ruhm gereicht. Wir raten euch allen, euch in den Frieden zu schicken, euch ruhig und friedfertig zu verhalten und der neuen Regierung Gehorsam und Achtung zu erweisen. Von den Vertretern der beiden Staaten ist eine Kommission ernannt worden zur Beschaffung von Geldmitteln u. s. w. für die Witwen und Waisen, deren Gatten und Väter ihr Leben gelassen haben im Kampfe für Freiheit und Recht und die in unserer Geschichte ewig fortleben werden. Wir sprechen unser inniges Mitgefühl aus denen, welche trauern, und bitten Gott, daß er ihnen Kraft geben möge, ihr Kreuz zu tragen. Auch unseren Weibern und Kindern möchten wir unseren Dank aussprechen, die so tapfer Opfer gebracht und bitteres Leid getragen haben. Jetzt, da der Friede geschlossen ist, wenn es auch nicht ein Friede ist wie wir ihn ersehnten, laßt uns da verharren, wohin Gott uns geführt hat. Mit gutem Gewissen können wir erklären, daß $2^1/_2$ Jahre lang das Volk den Kampf in einer Weise geführt hat, wie es die Geschichte bisher kaum kannte. Laßt uns nun einander die Hände reichen für einen anderen großen Kampf, der vor uns liegt, für die geistige und soziale Wohlfahrt des Volkes. Laßt uns allen bitteren Gefühlen entsagen, laßt uns vergessen und vergeben, auf daß die tiefen Wunden heilen mögen."

Andrerseits hat das große englische Weltblatt (die „Times") ebenso entgegenkommend erklärt: „Die zahlreichen edlen Eigenschaften, die die Buren während des Kampfes entfalteten, haben einen tiefen Eindruck auf die Engländer gemacht, die nun stolz darauf sind, sie unter ihrem Banner zu sehen. Die vereinbarten Bedingungen sichern uns den Besitz von Südafrika, legen aber auch den Grund für eine Lage, in der wir auf unsere bisherigen Gegner für die Erhaltung dieses unseres Besitzes zählen können. Es wird unser Streben sein, sie zu überreden, daß sie auf das Reich, das König Eduard regiert, die glänzende Vaterlandsliebe übertragen, welche sie für die kleinen Staaten hegten, denen sie bisher angehört haben; und die Bedingungen, die wir ihnen gewähren, wenn sie sich dem britischen Reich anschließen, werden unsere Aufgabe erleichtern müssen."



Abb. 68. Funchal auf Madeira.

Spanische und portugiesische Besitzungen. Der Kongostaat.

So wie die Verhältnisse jetzt liegen, ist also in Süd- und Ostafrika der englische Einfluß vorherrschend, aber an mehreren Stellen schiebt sich mächtig vordringend das deutsche Schutzgebiet zwischen hinein. Ehe wir davon eingehender sprechen, erwähnen wir noch kurz die andern in Betracht kommenden europäischen Staaten. Am unbedeutendsten ist der spanische Besitz. Außer der Festung Ceuta und Melilla in Marokko (gegenüber von Gibraltar) und den Kanarischen Inseln besitzt Spanien in Afrika nur noch einen schmalen Landstrich an der Nordwestküste von Kap Bojador bis Kap Blanco und im Golf von Guinea die Inseln Fernando Po und Annobon.



Abb. 69. Fort des Kongostaates in Basoko.

Die Kanarischen Inseln (die größte ist Tenerifa mit dem 3700 Meter hohen Pik, einem jetzt erloschenen Vulkan) sind vulkanischen Ursprungs. Die Pflanzenwelt hat Verwandtschaft mit der Afrikas, aber noch mehr mit der Mittelmeerflora. Bis etwa 700 Meter Höhe ist das Land sehr trocken und die Kulturpflanzen — Getreide, Kartoffeln, Wein — bedürfen künstlicher Bewässerung. In der Tierwelt treten hauptsächlich Vögel und Insekten hervor. Von Säugetieren sind nur Fledermäuse einheimisch, alle andern sind eingeführt. Die wahrscheinlich mit den Berbern Nordafrikas verwandte Urbevölkerung, die Guanchen, gegen die die spanischen Eroberer im 15. Jahrhundert grausame Vernichtungskriege führten, ist verschwunden. Die jetzigen Kanarier sind eine spanisch-normännisch-kanarische Mischrasse, die noch einige sprachliche Reste und Sitten von der Urbevölkerung behalten hat, z. B. die sogenannte Pfeifsprache, mittelst deren man sich aus großer Ferne verständlich machen kann. — Fernando Po ist die größte der Guineainseln, ebenso wie der ursprünglich mit ihr zusammenhängende Kamerunberg vulkanischen Ursprungs. Das Klima von Fernando Po ist feucht und ungesund. Die Eingeborenen, die wilden Bube, gehören zu den Bantuvölkern.

Sehr bedeutend ist, wenigstens dem Umfang nach, immer noch das portugiesische Kolonialgebiet, wenn auch Portugal nicht mehr die Fähigkeit hat, seine Kolonien zu entwickeln. Portugiesisch-Ostafrika, Mosambik, reicht vom

Kap Delgado bis zur Delagoabai. Die nördliche Grenze gegen Deutsch-Ostafrika bildet der Rovuma, die nordwestliche gegen britisches Gebiet der Njassasee. Zu beiden Seiten des Sambesi schiebt sich das portugiesische Gebiet am meisten nach



Abb. 70. Stück der Kongo-Staatseisenbahn.

Westen vor, während im Süden nur ein schmaler Landstrich portugiesischen Besitzes Transvaal vom Meere fernhält. In den Händen einer andern Macht wäre das an großen Strömen reiche Mosambik wohl einer bedeutenden Entwicklung fähig; es enthält das rechte Ufer des Rovuma, den Unterlauf des mächtigen Sambesi und das Mündungsgebiet von dessen linksseitigem Nebenfluß, dem Schire, ferner den Unterlauf des Sabi und des Limpopo.

In Westafrika gehört zu Portugal Angola, das von der Mündung des Kunene bis nördlich von der Mündung des Kongo reicht, im Süden von deutschem, im Osten von britischem Gebiet, im Nordosten und Norden vom Kongostaat begrenzt. Von Inseln besitzt Portugal Madeira mit einigen dazu gehörigen kleineren Eilanden. Das von Portugiesen bewohnte Madeira, die nordwestlichste Insel Afrikas, gilt nicht als Kolonie, sondern als ein Teil des Mutterlands. Sein Haupterzeugnis ist Wein. Sein herrliches Klima macht es geeignet zu einem Kurort für Lungenkranke. Die Hauptstadt Funchal (Abb. 68) mit ihren 20000 Einwohnern liegt höchst malerisch

am Fuße der gewaltigen vulkanischen Gebirgsmasse, aus welcher die ganze Madeiragruppe besteht. Sodann die Kapverden oder Inseln des Grünen Vorgebirgs. Sie haben viel mehr afrikanischen Charakter, als die Kanaren. Das Klima gleicht dem des gegenüberliegenden Senegambien und ist sehr ungesund. Wahrscheinlich fanden die Portugiesen, als sie die Inseln besetzten, keine einheimische Bevölkerung. Jetzt sind sie von Portugiesen, Mischlingen und Negern bewohnt. Außerdem gehören von den Guineainseln Principe und São Thomé zu Portugal.

Der Kongostaat erreicht nur mit einem schmalen Landstrich das Meer, aber ins Innere dehnt er sich gewaltig aus; er beherrscht beinahe das ganze Stromgebiet des Kongo und erreicht im Nordosten den Albertsee und den Nil. Er umfaßt 2½ Millionen Quadratkilometer und hat 14 Millionen Einwohner. Der Kongostaat wurde 1885 infolge der Berliner Kongokonferenz gegründet. Der Staat ist auf immer für neutral erklärt und steht zunächst in Form einer Personalunion unter Leopold II., König der Belgier. Nach dessen Tode soll er an Belgien übergehen, das bisher die Kosten seiner Erschließung getragen hat. Der Handel ist im ganzen Gebiete frei und es dürfen keine Zölle erhoben werden. Die Ausfuhrgegenstände sind vor allem Kautschuk, dann Elfenbein, Palmnüsse, Palmöl, Kaffee und Kopalharz. Die Hauptregierung hat ihren Sitz in Brüssel, die örtliche Regierung in Boma, nahe der Mündung des Kongo. Daß die Regierung nicht in dem ganzen, ungeheuren Gebiet zum Rechten sehen kann, und daß habsüchtige Europäer, darunter leider auch Beamte und Offiziere, im Innern in unverantwortlicher Weise schalten und walten, erfahren wir manchmal aus den Zeitungen. Auf dem Kongo fahren zahlreiche Dampfer und die Stromschnellen werden durch eine 388 Kilometer lange Eisenbahn (Abb. 70) umgangen. Der Bau derselben war mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, scheint aber nun dem Zweck zu entsprechen und sich auch zu rentieren. Finanziell macht der Staat glänzende Geschäfte, aber an dem Geld klebt viel unschuldig vergossenes Blut.

Deutsch-Afrika.

1. Deutsch-Südwestafrika.

Es erregte freudiges Staunen, als im Jahr 1884 die Nachricht durch die Zeitungen ging, daß der Busen von Angra Pequena (Abb. 71) in Südwestafrika, wo im Jahr vorher der Bremer Kaufmann Lüderitz eine Faktorei gegründet hatte, unter deutschen Schutz gestellt sei. Aus diesem bescheidenen Anfang hat sich eine Kolonie entwickelt, die sich an der Küste von der Mündung des Oranje bis zu der des Kunene und im Nordosten bis in die Mitte Afrikas erstreckt. Nur ein Punkt an der Küste, leider gerade der beste Hafen, die Walfischbai, ist den Engländern zugefallen. Deutsch-Südwestafrika besteht aus Groß-Namaqualand (im Süden), Damaraland (in der Mitte) und Ovamboland (im Norden). Merkwürdigerweise war die Küste von Südwestafrika in der Neuzeit ganz unbesucht geblieben, obgleich das im Jahr 1483 von portugiesischen Seefahrern am Kap Croß aufgerichtete Kreuz zeigte, daß an der Küste gelandet werden konnte.[1]

[1] Wir folgen in unserer Darstellung hauptsächlich der Schrift „Das Hinterland von der Walfischbai und Angra Pequena“, von C. G. Büttner. Heidelberg 1884.

„Von dieser Küste," sagt Missionar Büttner, „die unaufhörlich von der gewaltigen Brandung des Südatlantischen Ozeans umtost wird, hebt sich das Land sehr rasch nach dem Innern bis zu einer Höhe von wenigstens 1300 Meter, und erreicht im Mittelpunkt dieser Höhenlinie nahezu 3000 Meter in einer Entfernung von 30—35 Meilen vom Ozean. Wenn man diese Höhen von der Küste aus erreichen will, hat man es nicht sowohl mit einem Erklimmen schroffer Gebirge als mit einer mehr allmählich aufsteigenden Höhe zu tun, aus der sich die einzelnen Berge nur 1000 oder höchstens 2000 Fuß erheben. Ist aber der höchste Rand erstiegen, so befindet man sich auf einer beinahe endlos erscheinenden Hochfläche, die sich fast unmerklich und fast ununterbrochen bis an den Okavango und den Teoge, ja bis an den Sambesi hinabsenkt, bis die tiefste Stelle im Zentrum Südafrikas, im Becken des Ngamisees, noch immer 300 Meter über dem Meere, erreicht ist."

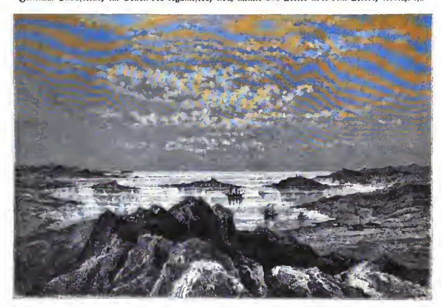


Abb. 71. Angra Pequena.

Was dem Küstengebiet seinen eigentümlichen Charakter gibt und die Ansiedelung erschwert, ist die große Trockenheit. An der ganzen Küste, von der Mündung des Oranjeflusses bis zu dem portugiesischen Ort Mossamedes regnet es niemals, höchstens daß einige Regentropfen von den Gewittern, die auf dem Meere toben, das Land treffen.[1]) Je weiter man sich von der Küste entfernt, um so häufiger ist der Regen, und schließlich kommt man in Gegenden, wo es ein halbes Jahr lang fast jeden Tag regnet. Wenn es aber in den meist regenlosen Regionen einmal regnet, so sind es gewöhnlich Wolkenbrüche. „In der scheinbar trockenen, aber glühend heißen Luft sind doch Wassermassen genug aufgespeichert. Wenn dann einmal eine kalte Luftströmung hineinfährt, so stürzt der Regen oft mit entsetzlicher Gewalt herab;

[1]) Ein Beweis für die große Trockenheit des Klimas ist, daß man an der Walfischbai ein Packhaus anstatt auf Steinen auf einer Grundlage von Salzsäcken baute, und daß das Haus jahrelang auf diesem Grunde stand. Vielleicht steht es noch darauf.

die Fluten sammeln sich bald in den Schluchten der Berge zu Bächen und Flüssen, ja die ganzen Flächen sind dann im Handumdrehen mehrere Zoll hoch mit Wasser bedeckt, und gewaltige Ströme brausen mit verheerender Gewalt das Gebirge hinab. Zwar kann man das Brausen des heranstürmenden Stromes oft unglaublich weit hören; aber die, die sich im Flußbett befinden, eilen doch, so schnell sie können, auf einen sicheren Platz, wenn sie den Strom in der Ferne donnern hören. Manchmal müssen die Menschen zufrieden sein, wenn sie sich selbst retten, denn oft genug ist es unmöglich, die Zugochsen noch rasch genug von den Jochen loszumachen, ehe die Wasser den Wagen erreicht haben."

Aber gar schnell verlaufen sich die Fluten wieder, und ehe man sich's versieht, ist alles dürr. Was dem Reisenden und seinen Zugtieren gefährlich wird, ist gewöhnlich nicht das Wasser, sondern viel häufiger der Mangel daran. Hier wie sonst in Südafrika geschieht das Reisen meistens im Ochsenwagen. Es mag das im ganzen eine gemütliche Art zu reisen sein. Der Wagen ist zugleich die Herberge, und was der Reisende braucht, wird mitgeführt. Er könnte fahren und halten ganz nach Belieben, wenn er nicht davon abhängig wäre, ob er Wasser findet. Denn wenn er auch für sich etwas Trinkwasser mitführen kann, so ist es doch unmöglich, für 16 Ochsen Wasser mitzunehmen. Wie es denen gehen kann, die aus Unvorsichtigkeit oder infolge eines Unfalls nicht zeitig genug an eine Wasserstelle kommen, zeigt ein Fall, den Missionar Büttner erzählt. Die Frau eines Händlers wollte mit drei Fuhrwerken und 52 Ochsen von der Küste ins Innere fahren. Sie verlor 48 von ihren Ochsen und mußte an einer Stelle in der Walfischbai, sieben Stunden von jedem Wasser entfernt, 14 Tage warten, bis man ihr Vorspann schicken konnte.

Trotz der furchtbaren Trockenheit hat das Land manches Begehrenswerte, und wenn der Weg ins Innere hier seine Gefahren hat, so hat er dagegen andre Schwierigkeiten nicht, die man in den tropischen Gegenden Afrikas findet. Vor allem herrschen hier nicht die entsetzlichen Fieber, diese furchtbarsten Feinde des Reisenden im tropischen Afrika. Hier haust nicht die Tsetsefliege, die in andern Gegenden das Reisen mit Ochsen unmöglich macht; ganz besonders wichtig aber ist, daß man es hier nicht wie in Ostafrika mit einer durch den Sklavenhandel mißtrauisch und feindselig gemachten Bevölkerung zu tun hat. Wie es kam, daß Deutschland gerade hier zuerst Fuß faßte, zeigt ein Blick auf die Geschichte des Landes.

Seit Menschengedenken wohnte in dem jetzigen Deutsch-Südwestafrika ein südlicher Zweig der großen Banturasse, die Herero, oder, wie sie sich selbst nennen, Ova-herero. Sie werden auch Damara (wohl zu unterscheiden von den Bergdamara) genannt, und das von ihnen bewohnte Land heißt darum Damaraland. Sie haben kein eigentliches Oberhaupt und sind in Familien geteilt. Sie sind ausschließlich ein Hirtenvolk und kennen kein höheres Glück, als ungeheure Herden von Rindern, Schafen und Ziegen zu besitzen. Wie der Araber die Stammbäume seiner Pferde kennt, so die Herero die ihrer Ochsen und Kühe; das Reden darüber ist ihre liebste Unterhaltung. Das Schlachten gesunder und fehlerloser Tiere vermeiden sie möglichst, außer bei besondern Festen. Sie leben von Milch und von der Jagdbeute. Natürlich sind sie Nomaden. Zwischen ihnen wohnt ein schwarzes Volk, die Bergdamara,

in denen man wohl die Ureinwohner des Landes zu sehen hat. Sie stehen auf der allerniedersten Kulturstufe, essen, wenn sie nichts Besseres finden, Gummi und zerklopfte Baumwurzeln, oder den Grassamen, den die Ameisen in ihre Löcher getragen haben, und freuen sich, wenn Heuschrecken kommen, weil sie dann genug zu essen haben. Gelegentlich rauben sie auch den Herero ihre Rinder, und diese rächen sich dadurch, daß sie oft Familien der Bergdamara überfallen, die Alten töten und die Kinder zu Sklaven machen. Den Süden von Deutsch-Südwestafrika bewohnen die Nama, ein hottentottischer Stamm. Außerdem gibt es viele Mischlinge.

Die Völker Südwestafrikas hatten wenig Verkehr mit der Außenwelt, und bei ihrer großen Bedürfnislosigkeit brauchten sie keine europäischen Waren. Als Kleider dienten Felle, das Haus war eine Hütte aus Stangen und Strauchwerk, dessen Fugen mit Rindermist verschmiert waren. Das Land war damals sehr reich an Wild aller Art: Antilopen, Giraffen, Zebras, Elefanten, Nashörnern, und ebenso an Raubtieren: Löwen, Leoparden, Hyänen, Wölfen und Schakalen. Die Eingeborenen wohnten immer ungefähr eine Stunde entfernt von den Wasserstellen, weil sich dort nicht nur das Jagdwild, sondern auch die Raubtiere einfanden. Seit Einführung des Feuergewehrs hat sich der Wildbestand sehr vermindert, denn die Tiere wurden rücksichtslos weggeschossen ohne irgendwelche Schonzeit.

Deutsch-Südwestafrika ist ein Beweis dafür, welche Wohltat es für die Naturvölker ist, wenn eine wohlgesinnte zivilisierte Macht sie unter ihren Schutz nimmt. In Südwestafrika waren zuerst die Herero nach Süden vorgerückt und hatten die Nama zurückgedrängt. Dann erhoben sich diese, aufgereizt und geführt von einem begabten, tatkräftigen Manne, Jonker Afrikaner, fielen in das Land der Herero ein und fingen da an zu rauben und zu plündern. Jonker Afrikaner hat in mancherlei Weise für sein Volk gesorgt; er ließ Wege anlegen und förderte den Handel; aber im Kriege erschien der Mann, der einst dem Christentum nahe gestanden war, nur als der grimmige, blutdürstige Wilde, und die armen Herero, die damals noch keine Gewehre hatten und den mit Flinten bewaffneten Nama nicht gewachsen waren, wurden erbarmungslos hingeschlachtet; auch Weiber und Kinder wurden nicht verschont und manchmal in ihren Hütten lebendig verbrannt. Mit der Zeit aber erhielten die Herero auch Feuerwaffen und in einem siebenjährigen Befreiungskampf (1863—1870) schüttelten sie das Joch der Nama ab. Nun folgte eine zehnjährige Friedenszeit, in der sich das Land etwas erholen und der Handel mit Europäern sich entwickeln konnte. Büttner gibt eine anziehende Schilderung davon, wie in jenen Zeiten das Handelsgeschäft betrieben wurde.

„Die Nachricht von der Ankunft des fremden Händlers hat sich auf dem Dorf, hier Werft genannt, verbreitet; die geringeren Leute und die Kinder, bei denen die Neugier leichter verzeihlich ist, strömen zu den Wagen heraus, um die Erscheinung aus einer andern Welt anzustaunen. Einzelne fangen an, um eine Kleinigkeit zu bitten, um ein Messer, um ein Hemd, jedenfalls um ein Stückchen Tabak; die Frauen bitten wohl auch um eine Nadel oder um ein wenig Salz, das sie mit dem größten Wohlgefallen verschlucken. Von dem Häuptling kommt nun wohl auch ein Topf Milch, dem weitgereisten Fremdling zur Labe; freilich nicht sehr appetitlich, da die Milchgefäße nach heidnischem Gebrauch eigentlich nicht gereinigt werden dürfen. Ist der Häuptling ein anständiger Mann und der Sitte der Väter noch treu, so folgt als Gastgeschenk für den Otjirumbu ein Hammel. Otjirumbu, d. h. ein gelbes Ding, nennen nämlich die Herero den Europäer, sei es wegen der Farbe seines Haares oder Bartes, oder wegen der seiner Kleider (dem Herero ist nämlich

alles gelb, für dessen Farbe er kein rechtes Wort hat), sei es weil er den Europäer nach der alten Fabel der Herero für den Abkömmling eines Löwen und einer Hererofrau hält und durch den langen, wunderlichen Bart des Fremden an den gelben Löwen und dessen Mähne erinnert wird.

Nach einiger Zeit kommt auch der Herr der Werft selbst, wohl herausgeputzt, mit seinen Vornehmen, um den Händler zu begrüßen, und natürlich wird nun wieder um Tabak gebeten. Dann wird der Kaffeekessel aufs Feuer gesetzt, und mit Wonne schlürfen die Eingeborenen den kostbaren Trank; immer wieder werden die Pfeifen des Häuptlings und der Vornehmen gestopft und wandern dann im Kreise, auch bei den Knechten umher, die wenigstens ein paar Züge tun dürfen. Dann geht es an ein Fragen nach dem Schönen und Neuen, das der Händler mitgebracht hat. Die Gewehre werden vorgenommen, die neuen Systeme bewundert, kritisiert und versucht. Ist der Händler ein guter Schütze, so sind natürlich seine Gewehre, mit denen man so gut treffen kann, besonders empfehlenswert. Nur muß er auch ab und zu einmal vorbeischießen, sonst denkt man, es gehe nicht mit rechten Dingen zu. Auch die Kisten mit Kleiderstoffen werden hervorgeholt und die Kleider ausgebreitet, der Händler muß auch wohl eins oder das andre anziehen, damit die Eingeborenen sehen, wie der Rock steht; sie selbst können ja, weil sie mit Butter und Ocker eingeschmiert sind, nichts anziehen, ohne es zu beschmutzen. Die Stoffe werden auf ihre Stärke und Solidität geprüft, denn der Südafrikaner, vor allem der Bantuneger, ist wie ein rechter Bauer für das Solide und Dauerhafte, wenn er einmal sein gutes Geld für etwas ausgeben soll. Sein nüchterner, auf den nächsten Vorteil gerichteter Blick läßt sich nicht so leicht durch bunten Aufputz blenden. Eine Handelsmarke, die er als Zeichen solider Ware kennt, wird gerne wiedergekauft; ein einziges unsolides Stück macht alle scheu, Waren dieser Art noch weiter zu versuchen.

Unterdessen hat man auf der Werft alles, was man an unbrauchbarem Vieh besitzt, zusammengesucht; denn das wirklich Gute behält der Herero natürlich für sich, um sich noch lange an dessen Anblick zu ergötzen. Kühe, die sich nicht melken lassen, stößige Ochsen, Hämmel, denen die Schakale die Schwanzspitze abgebissen haben, Ziegen, deren Euter krank ist, alles das soll nun dem dummen Europäer, der doch nicht viel vom Vieh versteht, mitgegeben werden. Zum Glück für den Händler suchen sich die Herero bei dieser Gelegenheit auch alles des Viehs zu entledigen, das zu abergläubischen Befürchtungen Anlaß gegeben hat, das auf den Aschenhaufen des heiligen Feuers getreten ist, heilige Zweige benagt, zu unglücklicher Stunde gebrüllt hat. Dem Europäer schadet es ja wohl nichts, da er sich nicht scheut, mit dem metallenen Löffel die Fliegen aus der Milch zu fischen, — ein schreckliches Verbrechen für einen altgläubigen Herero, der zu diesem Zweck höchstens einen Spahn benutzt, da die Milch von keinem Metall berührt werden darf. Unter diesem verzauberten Vieh findet sich manches sonst gute Stück.

Nun beginnt der Handel. Es wird nach dem Preise gefragt. Dieses Gewehr, heißt es dann, ist für sieben oder acht gute, große Ochsen feil, diese Jacke für drei große Hämmel, jene Hose für zwei. Prüfend wird alles noch einmal überschaut, endlich wird ein Haufe Ochsen herangetrieben, es naht sich ein Käufer für das Gewehr. „Hier sind die Ochsen,' sagt er und läßt aus dem Haufen die vier kleinsten hertreiben. Der Händler sagt: ‚Nicht vier habe ich gefordert, sondern acht, und so kleine wie diese habe ich nicht gemeint,' und er zeigt an seinem Arm, wie lang die Hörner wenigstens sein müssen. Der Herero fängt nun an, die Gnade des Händlers anzuflehen. ‚Ach mein Herr, erbarme dich über deinen armen, armen Knecht. Du bist ja ein so großer, reicher Mann; du hast einen so großen und schönen Wagen, du hast so viele und große Zugochsen, du hast so viele schöne Sachen in deinem Wagen, erbarme dich doch über deinen armen Knecht, nimm seine Ochsen und gib ihm nur dieses eine Gewehr. Ich brauche es so sehr nötig und ich habe keine Ochsen mehr als diese' u. s. w. Wenn der Händler festbleibt, so wird der Herero vielleicht noch eine alte Kuh zulegen wollen und dabei in fortwährender Rede seine eigene Armut beteuern und des Händlers Güte und Reichtum preisen. ‚O, ich sehe es dir an den Augen an, was für ein gutmütiger Mann du bist' u. s. w. Wehe dem Händler, der sich einmal hat verleiten lassen, von der gestellten Forderung etwas abzulassen, der kommt nie wieder zur Ruhe; mit einer großartigen Zähigkeit wird mit ihm gehandelt, bis er die Geduld verliert und doch nachgibt. Wer dagegen einmal den Ruf der Festigkeit erlangt hat und als unnachgiebig bekannt ist, hat bald nur geringe Mühe und erreicht mit scheinbarer Leichtigkeit alles, was er haben will; ja, wenn einmal ein Gauner versuchen will, ihm etwas abzuschwindeln, so werden alle Umstehenden mit gespannter

Erwartung darauf lauern, wie er ihn abblitzen wird. — Am Anfang war das Geschäft nur Tauschhandel. Außer dem Vieh waren besonders Straußenfedern ein Tauschgegenstand. Später lernten die Eingeborenen auch das Geld und dessen Wert kennen."

Es ist kein Wunder, daß das Land, in dem der Handel sich immer mehr ausdehnte, die Augen der englischen Regierung auf sich zog. Im Jahr 1875 war Transvaal von England in Besitz genommen worden, und daraufhin hatten eine Anzahl Buren beschlossen, um der englischen Herrschaft zu entgehen, in das weidereiche Damaraland auszuwandern. England wollte um jeden Preis verhindern, daß sich hier ein freier Burenstaat mit Zugang zum Meere bilde. Wenn man sich einmal in die Angelegenheiten eines Landes mischen will, so findet sich auch leicht ein passender Vorwand. Die Häuptlinge der Eingeborenen, besonders der mächtige Kamaherero, hatten sich wiederholt mit allerlei Klagen und Bitten an die Kapregierung gewandt, und es fand sich sogar ein freilich gefälschter Brief Kamahereros, in dem er die Kapregierung bittet, sie möchte Damaraland unter ihren Schutz nehmen. Die Fälschung ließ sich leicht feststellen, aber der Brief paßte der englischen Regierung gar zu gut, denn daraus und aus den schon genannten Briefen der Eingeborenen ließ sich ja herauslesen, daß die Herero und die Nama die englische Herrschaft wünschten. Es erschien ein Kriegsschiff in der Walfischbai, um die britische Flagge zu hissen, und englische Beamte kamen ins Land. Aber die englische Regierung hatte diesmal mehr unternommen, als sie durchführen konnte. Damals waren englische Truppen von den Zulu besiegt worden und die Kapregierung lag im Streit mit den Kaffern und den Basuto. So konnte England in dem neu unter seinen Schutz gestellten Land keine Ordnung schaffen. Im Jahr 1880 brach wieder ein Krieg zwischen Herero und Hottentotten aus, den die englische Regierung nicht verhindern konnte, und Raub und Diebstahl blieb unbestraft. Als in einem einer deutschen Mission gehörigen Packhaus an der Walfischbai eingebrochen und gestohlen worden war und der englische Beamte sich weigerte, den Dieb zu bestrafen, holte der Aufseher des Packhauses, ein früherer Steuermann, die deutsche Flagge, ließ den Dieb an den Flaggenstock bringen und ihm im Namen des Deutschen Reiches 25 aufzählen. Die deutschen Missionare berichteten über diesen und andere Vorgänge an das deutsche Konsulat in Kapstadt und machten bei der deutschen Regierung Vorstellungen. Dies wirkte. Im Jahre 1880 erschien in der Walfischbai ein englisches Kanonenboot mit Depeschen, die die englischen Beamten anwiesen, das Damaraland zu verlassen und sogar die seit zwei Jahren erhobenen Steuern zurückzuzahlen.

Im Jahr 1883 kam der Bremer Kaufmann Emil Lüderitz nach Südwest-Afrika und erwarb von den Hottentotten die Küste vom Oranjefluß bis zum 26. Grad südlicher Breite — den Landstrich, der jetzt Lüderitzland heißt. Am 24. April 1884 wurde dieses Gebiet unter deutschen Schutz gestellt. Das Bismarcksche Telegramm an den kaiserlichen Konsul in Kapstadt lautete: „Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz zweifeln Kolonialbehörden (d. h. die kapischen), ob seine Erwerbungen nördlich vom Oranjefluß auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie werden amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen."

Durch Verträge mit Portugal (1886) und mit England (1890) wurden die weiteren Grenzen der Kolonie bestimmt. Die weiße Bevölkerung belief sich im

Jahr 1897 auf über 2600 Seelen. Die deutschen Ansiedler treiben mit Hilfe künstlicher Bewässerung Ackerbau und Obstzucht. Gold und Kupfer sind an mehreren Stellen gefunden worden. Mehrere Gesellschaften, darunter auch englische, betreiben den Bergbau. An der Küste und auf den Inseln sind wertvolle Guanolager. Der Handel zur See ging früher ausschließlich über die Walfischbai, jetzt geht er hauptsächlich über Swakopmund (nördlich von der Walfischbai), von wo eine Eisenbahn ins Innere gebaut wird. Der Sitz der Regierung ist das ziemlich im Mittelpunkt der Kolonie gelegene Windhoek. Leider kam mit der deutschen Schutzherrschaft nicht



Abb. 72. Christliche Nama-Familie.

sofort Friede ins Land. Rassenhaß und Stammesfeindschaft waren in den unruhigen Zeiten zu sehr gewachsen. Im Jahr 1884 trat der Nama Hendrik Witbooi, bis dahin christlicher Schulmeister der Station Gibeon, auf und erklärte sich von Gott berufen, Ordnung herzustellen. Im Jahr 1889 besiegte er den Hereroführer Jan Jonker und 1892 schloß er mit den Herero Frieden. Nun aber wandte er sich gegen die deutsche Schutztruppe, die 1893 unter Hauptmann François seine Feste Hornkranz erstürmte. Aber erst dem Major Leutwein gelang es, den Frieden herzustellen und durch weise Maßregeln ihn auch zu erhalten. Auch die armen, unterdrückten Bergdamara können jetzt aufatmen.

Da die deutsche Schutztruppe ziemlich kostspielig ist, hat Leutwein mit gutem Erfolg angefangen, die Eingeborenen zum Heeresdienst heranzuziehen. Er hat mit

den Bastards (Mischlingen von Holländern und Eingeborenen) von Rehoboth einen Vertrag geschlossen, auf Grund dessen dieser Stamm einen Teil seiner jungen Männer bei der Schutztruppe ausbilden läßt. Diese Leute bleiben zwölf Jahre wehrpflichtig, erhalten aber nur während des Krieges Sold. Sie haben vor ein paar Jahren an den Gefechten bei Gobabis, wo ein Aufstand ausgebrochen war, teilgenommen und sich wacker gehalten. Außerdem hat Leutwein verschiedene andre Stämme, u. a. auch seinen einstigen Gegner Hendrik Witbooi mit seinen Nama, zur Heeresfolge verpflichtet. Wie gut dies gelungen ist, sieht man besonders daran, daß Herero und Nama, die doch von Haus aus Feinde sind, Schulter an Schulter mit den Deutschen gegen einen gemeinsamen Feind gekämpft haben. Sie nahmen nach der Schlacht an der Bestattung der Gefallenen teil, hörten die Kapelle der Schutztruppe die schönen, auch den eingeborenen Christen bekannten Choräle spielen und sangen mit den Deutschen zusammen das „Heil dir im Siegerkranz". Ein Augenzeuge schildert den Einzug der ganzen von Major Leutwein gesammelten Macht in Okahandja:

„Zuerst marschierten drei Kompanien der Schutztruppe, dann kamen Kriegsfreiwillige und Buren, als fünfter Trupp folgte Hendrik Witbooi an der Spitze der kleinen, gelben Kerle mit großen Schlapphüten und den bekannten weißen Hutverzierungen. Ihre Pferde waren durchweg sehr gut. Ihnen folgte Samuel Maherero,[1]) lachend, die ganze Hand militärisch an den Hut legend, seine Leute, große, schlanke Kerls, schöne Gestalten und mit roten Hutverzierungen. Der siebente Trupp waren die Koopper-Hottentotten, im Äußeren ähnlich den Witboois, aber mit orangefarbenen Huttüchern. Sämtliche Hottentotten und Herero trugen am linken Arm schwarz-weiß-rote Feldbinden."[2])

Bei der Berliner Ausstellung im Sommer 1896 erschienen auch einige Hererochristen, dunkle Gestalten mit angenehmen Zügen und würdigem, taktvollem Benehmen, die hauptsächlich gekommen waren, um dem Kaiser für die gerechte und verständige Verwaltung des Majors Leutwein zu danken. Sie wurden vom Kaiser empfangen und konnten ihm ihren Dank persönlich aussprechen.

2. Togo und Kamerun.

Dasselbe Jahr, in welchem Lüderitzland unter deutschen Schutz gestellt wurde, hat uns noch zwei weitere Besitzergreifungen gebracht, die von Togo und von Kamerun. In Togo, an der sogen. Sklavenküste, wo die Bremer Firma Fr. M. Vietor schon seit 1857 eine Handelsniederlassung und die Norddeutsche Missionsgesellschaft mehrere Stationen hatte, wurde im Juli 1884 durch Gustav Nachtigal die deutsche Flagge gehißt. Das ursprüngliche Togoland war eine verhältnismäßig kleine Landschaft an der sogenannten Togolagune, jetzt wird aber dieser Name auf alle dort deutsch gewordenen Landstriche ausgedehnt. Das richtigere wäre Eveland, denn die Eingeborenen (1 115 000) gehören alle zu dem etwa 2 Millionen zählenden Evhevolk und nennen ihr Land Evheland. Der deutsche Besitz liegt zwischen dem Volta im Westen und dem Mono im Osten. Er grenzt im Westen an die englische Goldküstenkolonie und im Osten an das jetzt französische Dahome. Die Küste ist nur 36 Kilometer lang, im Innern aber verbreitert sich das deutsche Gebiet bis an den Volta. Es ist neben Kamerun die fruchtbarste deutsche Kolonie in Afrika,

[1]) Ein bedeutender Oberhäuptling der Herero.
[2]) Hassert, Deutschlands Kolonien, ein Rückblick und Ausblick. Stuttgart 1897.



reich an Palmöl, an Kokosnüssen, Kautschuk, Ebenholz, Indigo u. s. w. Die Eingeborenen treiben Acker- und Plantagenbau. Die meisten Handwerke haben sie erst von Europäern, namentlich von den Missionaren, gelernt. Die Küstenbewohner bevorzugen Handel und Fischfang. Das Klima ist in den Niederungen sehr ungesund, auf den Bergen im Innern dagegen auch für Europäer recht erträglich.

Deutsch-Togo ist, besonders was den Handel anlangt, in erfreulicher Entwicklung begriffen. Auf den Regierungsstationen Misahöhe und Kpando werden



Abb. 73. Togolandschaft mit Fetischhütten.

Jungen herangezogen, die das Tischler- und Schneiderhandwerk lernen; die von der Bremer Mission ausgebildeten Brettsäger und Tischler genügen dem Bedürfnis nicht mehr. Sehr erfreulich ist, was das deutsche Kolonialblatt über die Einrichtung der Rechtspflege in Togo sagen kann: „Die Station hat die Häuptlinge in allen Fällen, außer in Strafsachen und Rechtsstreitigkeiten von über 200 Mark Streitwert, als Gerichtsherrn erster Instanz eingesetzt. Die Station ist Gerichtsstelle zweiter Instanz. Die bisher willkürlichen und hohen Gerichtstaxen der Häuptlinge sind durch eine Gebührenordnung geregelt worden. In schwierigen Fällen bitten die Häuptlinge persönlich oder durch einen Brief, den ihnen der Missionslehrer oder sonst ein Schreibkundiger aufsetzt, um Rechtsbelehrung bei der Station. Auch die Verwaltung zieht von dieser Anordnung Nutzen, denn die Häuptlinge werden in ihren Interessen mehr mit der

Regierung verbunden; die meist geringe Autorität der Häuptlinge wird gehoben und ihre Einnahmen aus der Rechtsprechung — die einzigen, die sie haben — mehren sich. Die Häuptlinge fangen an, sich als Gehilfen der Regierung zu fühlen. Im ganzen haben sich die neu ans Ruder kommenden jungen Häuptlinge besser bewährt als die alten. Sklavenhandel kommt zwischen Eingeborenen des Bezirks nicht



Abb. 74. Deutsche Schutztruppe im Togoland.

mehr vor. Es geschieht manchmal, daß durchreisende Händler aus nichtdeutschem Gebiet, z. B. Haussa, Sklavenkinder mit sich führen. Wenn dies zur Kenntnis der Behörde kommt, so werden die Händler bestraft, die Kinder befreit und versorgt."

Wie viel kann doch eine zivilisierte Regierung tun, um dem Blutvergießen und andern heidnischen Greueln zu steuern, wenn sie wirklich den guten Willen dazu hat! Während des Asanteaufstands waren eine Anzahl von Eveleuten von den Asanteern getötet worden. Der heidnische König von Ho in Togo und seine heidnischen Untertanen, beschlossen (ohne Mitwissen der Christen), dafür einige friedlich unter ihnen wohnende Asante zu töten. Diese erhielten Kunde davon und flohen,

Abb. 75. Das Kamerungebirge, von der Kamerunbai aus gesehen; links der kleine, rechts der große Pik.

wurden aber verfolgt und fünf von ihnen zurückgebracht. In der Nacht wurden sie trotz der Fürsprache zweier Christen, die dazu kamen, unter grausamen Qualen umgebracht. Kopf, Glieder und Herz wurden an die Stämme, deren Angehörige Blutrache zu nehmen hatten, verteilt. Der Hokönig erstattete darauf selbst Anzeige von dem Geschehenen an Dr. Gruner, den Stationschef von Misahöhe, der alsbald mit seinen Soldaten (Abb. 74) herbeikam. Die Missionare brachten es zustande, daß die Schuldigen nicht entflohen, sondern das Gericht über sich ergehen ließen. Die Hauptschuldigen, unter ihnen der König selbst, wurden zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, und die Stämme, die in die Mordtat eingewilligt hatten, mußten die Kosten der Expedition zahlen. Der Eindruck des ganzen Verlaufes der Verhandlung und ihres Ausganges hat auf alle Beteiligten einen tiefen Eindruck gemacht und nicht wenig dazu beigetragen, das Ansehen der deutschen Regierung unter den Eingeborenen zu heben. („Afrika", Monatschrift des evangelischen Afrika-Vereins.)

Kamerun, an der Bai von Biafra, wurde am 14. Juli 1884 unter deutschen Schutz gestellt und die Grenzen gegen das englische Nigerland und das französische Kongogebiet 1893 und 1894 bestimmt. Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Bantunegern. An der Küste wohnen die Subu, Malimba, Batanga und das Handelsvolk der Duala; weiter im Innern sehr viele andere, verschiedenartige Stämme.

Zwischen Kap Kamerun und der Spitze Suellaba öffnet sich die weite Bucht des Kamerunflusses, die den Wuri, Mongo, Elongasi, Donga, Kwakwa ꝛc. aufnimmt. Zwischen den zahlreichen Flußarmen ziehen sich meilenweit Sümpfe hin, die mit dichten Mangrovewäldern bewachsen sind. Zur Flutzeit steht alles unter Wasser. Diese Sümpfe sind fast nur von Affen und Vögeln bewohnt, denn die Mangroven haben so hohe, nach allen Richtungen sich verzweigende Luftwurzeln, daß hier weder Menschen noch Landtiere durchkommen können, ganz abgesehen von dem Schlamm, in welchem sie versinken würden. Natürlich ist das hinter diesen Sümpfen liegende Festland sehr ungesund, aber wo die Sümpfe von den Flußufern zurückgewichen sind, findet man zahlreiche Negerstädte und auch europäische Niederlassungen. Weiter landeinwärts beginnt das Gebirge, und damit verläßt man allmählich das Fiebergebiet. Der Kleine Kamerunberg, 1710 Meter hoch, ist dicht mit prächtigen Wäldern bedeckt; hinter ihm erheben sich immer höhere Gipfel, der höchste von allen der 4000 Meter hohe Große Kamerunberg (Mungo ma loba d. h. Gottesberg, genannt), der vulkanischen Ursprungs ist (Abb. 75). Er ist in den letzten Jahren oft bestiegen worden; der „Kameruner Alpenverein" hat sogar zwei Hütten auf ihm errichtet, die erste in der Höhe von 2900 Meter, die andere 1000 Meter weiter oben. Um 10 Mark kann jedermann sich den Schlüssel dazu verschaffen. Es führt auch ein ziemlich guter Weg hinauf, den Dr. Esch hat machen lassen. Der Berg hat neun Gipfel, alle mit Kratern. Im Krater des höchsten Gipfels ist eine Art Schalter angebracht, in welche der Reisende seine Visitenkarte einwerfen kann! Es ist aber nicht sehr angenehm, da oben herumzustiefeln, weil man in den Massen von Lava bis weit über die Knöchel einsinkt.

Die Erzeugnisse Kameruns sind unter anderem Palmöl und Palmkerne, Kopra, Kautschuk, Eben-, Rot- und Mahagoniholz, auch Elfenbein. Bei den Eingeborenen müssen Frauen und Sklaven fast alle Feldgeschäfte besorgen. So reich das Land

an allen möglichen Schätzen der Pflanzenwelt ist, so schwierig scheint es doch, viele derselben für einen gewinnbringenden Handel nutzbar zu machen. Nur die Rentabilität des Kakaobaues ist bis jetzt ganz gesichert. Der Kaffeebau dagegen mußte aufgegeben werden, weil in sämtlichen Pflanzungen ein Wurzelkäfer seinen Einzug hielt und die Bäumchen zerstörte. Mit Vanille ist ein schöner Anfang gemacht worden, sie muß aber künstlich befruchtet werden, weil das Insekt, das in Amerika die Befruchtung vermittelt, sich in Kamerun nicht findet. Auch mit Gummi und Tabak werden Versuche gemacht. Die wichtigste einheimische Pflanze aber bleibt die Ölpalme. Eine einzige Fruchttraube hat oft 800 ölhaltige Früchte. Zur Ölgewinnung eignet sich übrigens auch die Erdnuß (Abb. 76). Die niedere, wickenartige Pflanze trägt Schotenfrüchte, deren zwei Zentimeter lange Kerne sowohl roh als geröstet überaus wohlschmeckend sind und schon bei leichtem Druck ein klares, reines Öl liefern, dem manche eine bedeutende Zukunft voraussagen. Früher nahmen die Küstenstämme das Vorrecht in Anspruch, den Handel mit dem Innern zu vermitteln, aber jetzt bahnt sich immer mehr ein unmittelbarer Verkehr mit dem Innern an. Der Handel ist an der Küste vorwiegend und im Innern ausschließlich Tauschhandel. Leider wird in Kamerun und Togo ein sehr lebhafter Handel mit deutschem Branntwein getrieben; es haben ja so viele deutsche Händler und Kolonialpolitiker in Beziehung auf die schwarzen Bürger des Deutschen Reichs ein sehr weites Gewissen. Sie denken immer nur daran, welchen Gewinn man von den Kolonieen haben, wie man sie ausbeuten kann. Wenn ein Geschäft nur Geld bringt, dann mögen die Schwarzen drüber zugrunde gehen! Das ist, eingestanden oder uneingestanden, der Grundsatz solcher Leute. Allerdings glauben manche beobachtet zu haben, daß die Neger ziemlich viel Widerstandskraft gegen den Alkohol haben, ja daß ihrem etwas trägen Wesen eine solche Anregung sogar gut tue. Aber diesen Behauptungen



Abb. 76. Erdnuß.
a. Hülse mit reifen Kernen, b. aufgeschnittener reifer Kern; c. Hülse einer anderen Art.

stehen jedenfalls solche ganz andrer Art entgegen. Außerdem weiß man ja, daß einer augenblicklichen Anregung durch den Alkohol immer ein Rückschlag ins Gegenteil folgt. Auch handelt es sich ja nicht darum, daß man dem Neger hie und da ein Gläschen Branntwein gibt, sondern durch die Art, wie der Branntweinhandel betrieben wird, macht man den Neger zu einem gewohnheitsmäßigen Schnapstrinker. Man muß ferner in Betracht ziehen, daß der Charakter des Negers etwas Unfertiges, Kindisches hat, und daß darum, sollte ihm auch körperlich der Branntwein weniger schaden, jedenfalls seine moralische Widerstandsfähigkeit sehr gering ist. In den Blättern des „Vereins für die evangelische Mission in Kamerun“ (Nr. 14) spricht sich Missionar Graf über den Branntwein im Vergleich mit dem Nationalgetränk des Kameruners, dem Palmwein, folgendermaßen aus:

„Die Bakwiri gewinnen ihren Palmwein von der Ölpalme. Diese Palme hat einen sehr hohen Stamm, dessen oberes Ende eine schöne, große Blätterkrone trägt. Der Stamm ist nicht glatt, sondern wo eine Blätterreihe abgefallen ist, leicht eingekerbt. Dies ermöglicht es, den Baum zu besteigen. Zu diesem Zweck hat der Bakwiri aus einer steifen Schlingpflanze einen weiten, länglichen Ring zurechtgemacht, der geöffnet und geschlossen werden kann. Ferner hat er ein kleines, etwa zwei Zentimeter breites eisernes Schäufelchen. Dazu kommt eine Flasche, d. h. die ausgehöhlte Frucht des Flaschenkürbisses mit engem Hals und weitem Bauch. So ausgerüstet, tritt der Mann an den Baum. Er öffnet seinen Schlingpflanzenring und legt ihn um sich und den Baum, so daß sich Mann und Baum innerhalb des Rings befinden, der hierauf geschlossen wird. Während der Mann noch auf dem Boden steht, schiebt er den am Baum liegenden Teil des Rings bis auf eine Kerbe des Stammes empor. Nun setzt sich der Mann in den um ihn herumgehenden Teil des Rings, zieht die Beine hinauf und stemmt sie auf einer Kerbe an. Dann richtet er sich auf, schiebt den Ring auf eine höhere Kerbe und setzt sich wieder in den Ring. So geht es fort, bis der Mann oben ist. Nun löst er die Rinde ab, bohrt mit seinem Schäufelchen ein Loch in den Stamm, steckt ein Röhrchen von Rinde hinein und hängt die Kürbisflasche darunter. Diese Arbeit geschieht des Abends. Über Nacht fließt dann der Saft der Palme in die Kürbisflasche, und am Morgen wird sie heruntergeholt und durch eine andere ersetzt. Ist der Baum auf diese Weise eine Zeitlang benutzt worden, so fängt er an zu kränkeln; jetzt läßt man die Wunde sich schließen, und der Baum erholt sich wieder, so daß er nach einiger Zeit von neuem benützt werden kann. Abb. 77 zeigt uns, wie so ein Palmbaum — es ist gerade ein mit Nestern des Webervogels bedecktes Exemplar — bestiegen wird.

Die Subu-Leute am Fuße des Gebirges gewinnen ihren Palmwein außer von der Ölpalme auch von der Weinpalme. Leider hauen sie dieselbe zu diesem Zwecke ab und fällen sie so, daß die Blätterkrone bergabwärts zu liegen kommt. In der Blätterkrone wird die Rinde von dem Holz abgelöst und der aus dem Stamm fließende Saft in daruntergestellten Gefässen aufgefangen. Die Bakoko am Sanagafluß benützen ebenfalls die Öl- und Weinpalme. Auch sie heben die Rinde in der Blätterkrone ab, lassen aber den Baum stehen und gewinnen so den Saft wie die Bakwiri.

Der Palmweln sieht aus wie Wasser, dem etwas Milch beigemischt ist. Sein Geschmack ist ziemlich süß. Der Wein der Ölpalme ist süßer als der der Weinpalme. Der am Morgen vom Baume gewonnene Palmwein hält sich bis zum Abend, dann wird er säuerlich und ist nicht mehr genießbar. Ich trank ihn sehr gern. Der Palmwein gärt ziemlich stark und besitzt eine gute Triebkraft, weshalb wir ihn gerne an Stelle der mangelnden Hefe zum Brotbacken benützen. In diesem heißen Klima hat der Palmwein als Erfrischungsgetränk einen großen Wert für die Bevölkerung. Er nimmt etwa die Stelle unseres Apfelweines ein. Sehr zu bedauern ist, daß in manchen Gegenden die Bäume zur Gewinnung des Weines abgehauen werden. Dieses Verfahren könnte aber leicht verboten werden, was schon hin und wieder von seiten der Eingeborenen selbst geschieht.

Aus dem Grund, daß die Palmbäume durch die Gewinnung des Palmweines leiden, haben schon Kaufleute und Farmer die Einfuhr von Branntwein als äußerst notwendig bezeichnet. So entsteht die Frage: Palmwein oder Branntwein? Diese Frage kann nicht lange zweifelhaft bleiben,

wenn man den in Kamerun eingeführten Branntwein kennt. Aus welchen appetitlichen oder unappetitlichen Stoffen er gemacht wird, kann ich nicht sagen. Sein dunkelbraunes Aussehen, sein beißender Geruch und seine ätzende Schärfe lassen nichts Gutes ahnen. Ist er doch so scharf, daß es mir unmöglich war, einige Tropfen in der Handfläche zu halten. Europäer benützen ihn an Stelle des Weingeistes zur Aufbewahrung getöteter Schlangen. Sollte ich etwas zu seinem Vorteil anführen, so wüßte ich gar nichts zu sagen, als daß er den Händlern, der Regierung und den Pflanzern Geld einträgt. Die deutsche Regierung legte in Viktoria eine Versuchspflanzung an. Die Arbeiter in dieser Pflanzung bekamen zum größten Teil am Samstagabend zu ihrer Bezahlung hin eine Flasche Branntwein. Diese wurde vielfach schon in der folgenden Nacht getrunken, denn der Neger ist nicht im mindesten haushälterisch. So waren die Leute am Sonntagmorgen betrunken, und einige kamen sogar in diesem Zustand in den Gottesdienst. Dieses schädigte die Missionsarbeit sehr. Deshalb machte ich dem betreffenden Regierungsherrn Vorstellungen und bat ihn, den Branntwein nicht mehr zu verabreichen. Er entgegnete, dann bekomme er keine Arbeiter mehr. Da sagte ich ihm, ich habe dieselben Arbeiter vorher ein ganzes Jahr beschäftigt, habe ihnen einen viel niederern Lohn als die Regierung bezahlt und habe doch immer 80—100 Arbeiter gehabt, ja hätte noch mehr bekommen können. Hierauf gab er mir zur Antwort: ‚Ja, wissen Sie, die Flasche Branntwein kommt die Regierung auf fünfzig Pfennig, der Arbeiter aber schlägt sie zu einer Mark an. Das ist wöchentlich bei zweihundert Arbeitern ein Gewinn von hundert Mark.‘[1])

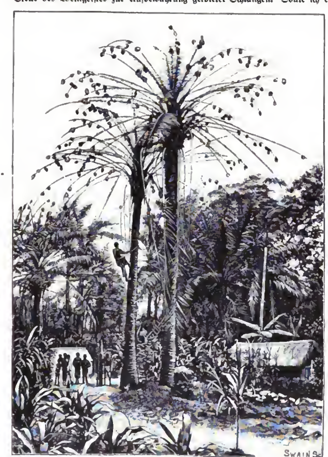


Abb. 77. Palmbaum mit Nestern des Webervogels.

[1]) Solche Fälle kommen jetzt wohl nicht mehr vor. Es ist verboten, den Arbeitern der Regierung Branntwein zu verabreichen.

Was für eine Wirkung hat aber der Branntwein auf die Neger? Wenn ich's kurz sagen soll: die ganz gleiche Wirkung wie das Feuerwasser auf die Indianer Nordamerikas; sie kommen dadurch wie diese auf den Aussterbeetat. Zum Beweis hiefür einige Beispiele aus meiner Erfahrung. Ich beginne mit dem Säuglingsalter. Unter den vielen Kranken, die mir gebracht wurden, war mir lange Zeit der Zustand einiger Säuglinge ein Rätsel. Das Kind liegt matt in den Armen der Mutter, seine Händchen und Füßchen hängen leblos am Körper, sein Aussehen ist etwas fahl, der Mund leicht geöffnet. Die dicke Zunge liegt weit hinten im Gaumen, sie zeigte in einem Fall noch Milch von der Mutter; das Auge ist halboffen und glanzlos, die Herztätigkeit ist matt und der Puls bis auf 68 Schläge in der Minute vermindert, der Körper trocken und heiß. Ich konnte mir den Zustand nicht erklären und konnte deshalb auch nicht helfen — die Kinder starben. Da sagte mir in einem späteren Fall die Mutter, das Kind sei so geworden, während es an ihr getrunken habe. Nun machte ich mich hinter die Mutter und konnte feststellen, daß sie eine Schnapssäuferin war. Sie leugnete zwar, aber der Mann bestätigte meine Ansicht und sagte, die ganze Nacht sei sie vom Branntwein betrunken gewesen. So war es mir klar, daß Kind war durch die Muttermilch in diesen Zustand gebracht und vielleicht hat das dumme Weib dem Kind auch noch Branntwein eingeschüttet. Das Kind war — betrunken und das im Alter von zwei bis drei Monaten. Ich behandelte es darnach und konnte es retten. — Ein andermal sah ich, wie der Vater seinem vierjährigen Jungen Branntwein zu trinken gab und wie dem Jungen von dessen Schärfe die Tränen über die Wangen hinunterliefen. — An einem Sonntagmorgen kam mein Hausbursche zu mir gelaufen und sagte, ein anderer Bursche wolle sterben, er habe eine Flasche Branntwein angesetzt und getrunken, bis er nicht mehr konnte. Ich ließ ihn sofort holen, steckte ihn bis an den Hals in fließendes Wasser und kühlte sein Gesicht mit einem feuchten Schwamm. Nach einer halben Stunde fing er an aus Leibeskräften zu schreien: ‚Ah! das tut gut, danke, danke; wenn ich gesund bin, gebe ich dir Branntwein so viel du willst!' Meine Umgebung lachte. Der arme Junge wußte nicht, daß ich ein Weißer bin, der den Branntwein bekämpft, weil er die Leute umbringt! Wir schickten nach dem Beamten, daß er auch einmal einen solchen elenden Menschen sehe, aber er erschien nicht. Nach zwei Stunden stand der Bursche auf und trollte sich seiner Wege. Ich sah ihn nie wieder.

Man hält uns entgegen, die Leute arbeiten besser, wenn sie Branntwein getrunken haben. Auch hiefür ein Beispiel: Ich hatte mein Boot geladen und wollte von Bimbia nach Viktoria zurück. Zwei meiner Arbeiter, die ich heute ausnahmsweise angestellt hatte, mußten bei der Abfahrt gesucht werden. Ich fand sie branntweintrinkend hinter einem Felsen und sagte ihnen gleich, es sei das letzte Mal, daß ich sie angestellt habe, weil sie sich mit Branntwein zugrunde richten. Wir fuhren ab, sie ruderten gut, bis wir auf hoher See waren; das Meer wurde immer wilder und die zwei Arbeiter immer matter, sie hinderten noch meine vier anderen Arbeiter. So mußten schließlich diese vier Mann uns durchdringen. Zum Glück waren diese keine Branntweintrinker, sonst wären wir alle verloren gewesen. Ich halte es nicht für notwendig, noch andere Beispiele anzuführen, obwohl mir noch viele zu Gebot stehen.

Aber nicht allein körperlich, sondern auch geistig leiden die Leute: sie werden stumpf, roh und wild, für jede bessere Entwicklung unfähig. Die Mühe der Mission, solche Leute zu evangelisieren, ist vergeblich, die Anstrengungen der Regierung, sie zu kultivieren, umsonst. Viel Arbeit, Kraft und Geld ist verloren, solange diese Branntweinpest nicht völlig getilgt wird. Was hilft es, wenn der Branntwein mit noch so hohem Einfuhrzoll belastet wird und die Leute durch Verabreichung von Branntwein zum Trinken verführt werden. Wollen sie ihn, so mag er kosten, was er will, sie tauschen um ihre guten Erzeugnisse dieses Gift ein. Dies sehen die Leute im großen ganzen so wenig ein, als die kleinen Kinder bei uns wissen, was Gift ist. Deshalb sichern wir unsere Kinder vor Gift schon durch Gesetze. Aber den Negern liefern wir das Gift des Branntweins um Gewinnes willen. Ich fürchte den Branntwein mehr als die Sklaverei; da sieht jedermann, wie die Leute zerschunden und zerschlagen werden; aber die innere Zerstörung, die der Branntwein anrichtet, beachtet und erkennt nur ein kundiges Auge. Der Neger liebt den Branntwein, weil er überhaupt alles Scharfe, wie z. B. den Pfeffer, liebt; er liebt den Branntwein, weil er im Rausch tatsächlich glaubt, er sei „ein starker Mann". Ohne eine Ahnung von dem Zusammenhang seiner Krankheiten und seines Verderbens mit dem Branntwein haßt er den Branntwein noch nicht, wie dieser es verdient, als seinen Todfeind.

Wann wird unserem deutschen Vaterland auch in diesem Stück die Erkenntnis kommen, was es seinen Schutzbefohlenen schuldet, sowie der Mut und die Kraft, hier Wandel zu schaffen? Gott gebe, ehe es zu spät ist!"

Missionar Bohner sagt über den Branntwein[1]):

„An der Gold- und Sklavenküste arbeiten etwa 25 ordinierte Missionare neben 10 der Mission angehörigen Kaufleuten und eine Anzahl Faktoristen von deutschen Firmen, die nicht mit Branntwein handeln. Diese 45—50 Europäer bringen nicht allein viele Zeit auf Reisen zu (Schreiber dieses allein etwa drei Monate im Jahr), sondern haben auch fast jedes Jahr Bauten auszuführen, Werkstätten zu beaufsichtigen und, soweit sie Kaufleute sind, für ihre Firmen Geschäfte zu machen. Das gelingt ihnen alles ohne Branntwein, auch im Togoland. Ebenso verabreichen die Bauaufseher der englischen Regierung ihren Leuten nie dieses Getränke, trotz dem schlechten Beispiel, das ihnen höhere Offiziere bei ihren Reisen geben. Sollte das nun anderwärts nicht möglich sein? Eine Tasse Kaffee, ein Stück Fleisch, ein Huhn mit etwas Gemüse schlägt der Neger auf Reisen als Geschenk oft noch höher an, als ein gleichwertiges Geschenk an Schnaps. Das haben wir auf unsern Reisen immer erfahren. Wir müssen sagen, daß wir nach unsern langjährigen Erfahrungen über den Negererzieher, der in der einen Hand die Branntweinflasche als Reizmittel und in der andern die Sklavenpeitsche als Treibmittel hat, nur den Kopf schütteln können. Das erste Mittel macht allerdings das zweite notwendig, aber beide sind vom Übel. Wie früher die Sklavenhändler meinten, an dem Verbote der Sklavenausfuhr gehe der Handel zugrunde, so wähnen heute viele Kaufleute, mit dem Branntweinverbot verlieren sie ihren besten Verdienst. Wie sich aber jene Meinung tatsächlich als Irrtum erwiesen hat, so wird sich auch diese als solcher herausstellen. Kann der Neger keinen Branntwein erhalten, so kauft er andre Gegenstände, die besser sind und an denen der Kaufmann doch auch seinen Verdienst hat. In der Wohnung von Trunkenbolden und in Dörfern, wo viel Branntwein getrunken wird, haben wir regelmäßig die alte heidnische Roheit vorgefunden, während in den Häusern der Nichtschnapstrinker und in Dörfern, wo das Übel nicht herrschte, eine Menge europäischer Kulturgegenstände anzutreffen war. Was demnach für den europäischen Kaufmann das vorteilhafteste ist, ist leicht zu unterscheiden."

Die Regierung (Abb. 78) hat schon viel zur Ordnung der Verhältnisse in Kamerun getan; besonders sorgt sie allmählich — wie auch in Togo — für ordentliche Rechtsprechung. Das heimische Rechtswesen der Kameruner, wie es bis 1889 geübt wurde und trotz aller Strenge der Regierung natürlich noch nicht aus der Welt geschafft ist, hängt eng mit der auf das Familienleben gegründeten gesellschaftlichen Gliederung zusammen. Mehrere Sippen mit ihren Häuptern schließen sich zu einem Verband — einem Stadtteil — zusammen, der wieder sein Oberhaupt hat. Die Stadtteile bilden miteinander die Stadt unter einem König und mehrere Städte ein Reich unter einem Oberkönig. Außerdem bilden die Männer Verbände unter Hauptleuten und die Hauptleute einen Rat, der eine entscheidende Stimme hat, wenn es sich um Krieg und Frieden handelt. Meistens ist es so, daß unbedeutendere Klagsachen vor das Familienhaupt, wichtigere vor den Obmann des Stadtteils und die wichtigsten vor den König gebracht werden. Einen Staatsanwalt gibt es natürlich nicht. Ankläger ist der Beschädigte, oder wo es sich um Vergehen gegen einen Fetisch handelt, dessen Priester. Wo aber kein Kläger ist, ist auch kein Richter, und es kann deshalb vorkommen, daß ein Mord ungestraft bleibt, weil der Getötete keinen Angehörigen hat, der die Klage erhebt. Der Kläger hat eine gewisse Summe zu hinterlegen und der Beklagte muß die gleiche Summe bringen. Nach der Verhandlung erhält der unschuldige Teil sein Geld zurück. Zu der Taxe kommen noch ein paar

[1]) Die Hauptaufgaben einer westafrikanischen Kolonialregierung. Basel, Missionsbuchhandlung, 1889.

Flaschen Branntwein, die nach der Verhandlung von den Anwesenden getrunken werden. Überwiesene Diebe werden geprügelt, bis sie gestehen und sagen, wo das Gestohlene ist. Kann ein Dieb keinen Ersatz leisten oder ein Schuldner nicht zahlen und hat er niemand, der für ihn zahlt, so bleibt ihm nichts übrig, als sich zum Sklaven zu verkaufen. Sehr schlimm und die Unsittlichkeit fördernd sind die Ehebruchsprozesse. Der schuldige Mann muß dem beleidigten Gatten eine Summe bezahlen, während die Frau meistens straflos bleibt; oft muß ihr der Mann von dem Straf-

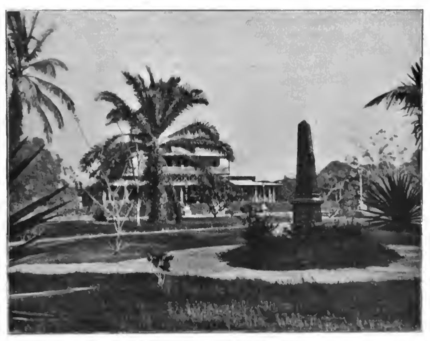


Abb. 78. Regierungsgebäude in Kamerun.

geld ein neues Kleid kaufen. Um dieses Strafgeldes willen sehen manche Männer die Untreue ihrer Frauen nicht ungern. Am schlimmsten sind die Vergiftungsprozesse, bei denen es sich nur selten um wirkliche Vergiftungen, sondern meistens um einen aus Neid oder Rachsucht erhobenen Verdacht handelt. Die Furcht, vergiftet zu werden, ist so stark, daß jeder Medizinmann oder Doktor, um den Schein der Giftmischerei von sich zu wälzen, die Arznei erst selbst versucht, ehe er sie dem Kranken reicht. Bei den meisten Todesfällen wird von Vergiftung geredet, und sehr oft kommt es auch zur Klage. Hiebei genügt es dann, wenn man dem Angeklagten beweist, daß er im Besitz eines Amulettes ist, mit dem man jemand vergiften kann. In einigen Gegenden trägt man auch den Verstorbenen auf einer Bahre herum und beschwört ihn, durch Stoßen seinen Mörder anzuzeigen. So sehr auch bei diesem Brauch der Schein der Gerechtigkeit gewahrt wird, indem man vorgeblich mit den

Verhältnissen unbekannte Träger nimmt, so ist es doch nichts als Betrug. Denn wer getroffen oder gestoßen werden soll, das ist schon vorher im geheimen ausgemacht und von dieser Abmachung ist wenigstens ein Träger unterrichtet. Leider kosten diese Prozesse viele Menschenleben. Wer nämlich der Vergiftung auf die erwähnte Weise überführt ist, wird verbrannt oder ertränkt, oder er muß sich erschießen; seine Familie aber muß die Kosten der Leichenfeier für den angeblich Vergifteten bezahlen. Dafür rächt sie sich dann, sobald jemand aus ihrer Mitte stirbt, auf dieselbe Weise, so daß gewöhnlich einem Vergiftungsprozeß bald ein anderer auf dem Fuße folgt. Ähnlich ist's bei Verhexungsprozessen. Man darf in solchen Fällen auch nicht an die Schuld des Angeklagten glauben, wenn er ein Geständnis macht, denn entweder ist er durch eine Art Folter dazu gezwungen worden, oder man hat ihm eingeredet, daß er durch sein Amulett oder dergleichen unwissend die Tat vollbracht habe.

Da kein geschriebenes Gesetz vorhanden ist, sondern nur nach dem Herkommen gerichtet wird, so ist natürlich der Willkür und Parteisucht, sowie dem Neid Tür und Tor geöffnet. Sind diese nicht im Spiel, dann wird man allerdings hie und da von dem gesunden Rechtssinn des Negers überrascht. Aber leider spielen jene eine große Rolle, und dann wird nicht viel nach dem Recht gefragt. Besonders richtete man früher oft junge, fleißige Leute, die wirtschaftlich empor zu kommen suchten, durch einen solchen Urteilsspruch zugrunde. Bei allen Prozessen von Bedeutung haben die Götzenpriester mit ihren Zaubermitteln die Hand im Spiel. Sie sind es, die als Doktoren und Ratgeber heimlich den Neid erregen, die Leute aneinander hetzen und dann schließlich den Teil vernichten helfen, der am meisten Geld hat oder ihnen mißliebig ist. Dabei verstecken sie sich immer hinter die als Geister gedachten Götzen, als deren Sprecher sie sich gebärden. Unheilvoll wirkt unter den dargelegten Verhältnissen namentlich das Gottesurteil, das besonders bei Vergiftungs- und Ehebruchsprozessen angewendet wird; sei es nun, daß die Parteien ein Stück Eisen aus siedendem Öl holen, oder daß sie ein Stück giftiger Rinde verschlucken u. s. w. Dabei haben die Ränke den weitesten Spielraum, und so fallen diesem Brauch viel mehr Unschuldige zum Opfer, als man glauben sollte. Die schlimmen Folgen einer derartigen Rechtspflege liegen auf der Hand. Vor allem ist es die Unsicherheit des Eigentums, die an manchen Orten so weit geht, daß die Leute ihr Geld lieber vergraben, als öffentlich Gebrauch davon machen. So sagte ein Mann, er würde gerne sein Haus in guten Stand setzen lassen, aber er fürchte, man klage ihn dann der Vergiftung an, um ihn ausrauben zu können, weil man glaube, er habe viel Geld. Das Gerichtsverfahren mit dem vielen Schnapstrinken verschlingt ungeheure Summen; viele Familien werden dadurch ruiniert. Da die Sitzungen öffentlich sind und der Neger ein Freund von Gerichtsverhandlungen ist, wird dabei viel Zeit totgeschlagen. Oft faulenzt wegen einer lumpigen Geschichte ein ganzes Dorf mehrere Tage lang. Die im Schwang gehende Ungerechtigkeit macht es besonders dem Fremden schwer, zu seinem Recht zu kommen. Denn während bei den Einheimischen die Richter auf deren Familie Rücksicht nehmen müssen, um es mit ihr nicht zu verderben, kann man bei Fremden der Ungerechtigkeit freien Lauf lassen. Oft arten die Gerichtsverhandlungen auch in Schlägereien, ja in Bürgerkriege aus, weil hinter den einzelnen die Familien stehen und aneinander geraten, wenn sich der für schuldig erklärte Teil nicht strafen lassen will.

Von der Neigung der Kameruner zum Prozessieren erzählt Missionar Autenrieth:

„Das Palaver (Verhandlung) bildet für die Kameruner eine der angenehmsten Abwechslungen. Die Neger sind bekanntlich geborene Redner, und was kann da erwünschter sein, als das Palaver, bei dem es Gelegenheit gibt, die Redegewandtheit zu zeigen. Wie freut man sich, wenn am Abend die Sprechtrommel[1]) des Häuptlings dem Dorf verkündigt, daß dem oder jenem ein Huhn oder eine Ziege gestohlen worden sei und deshalb am andern Tag Palaver gehalten werden müsse. Mit wichtiger Miene schreitet womöglich die ganze männliche Bevölkerung zum Palaverplatz, der sich meistens unter einem schattigen Mangobaum befindet. Jeder bringt seinen Schemel mit, um sich für den ganzen Tag häuslich einzurichten. Nachdem sie sich an einem schattigen Platz mit möglichster Umständlichkeit bequem niedergelassen haben, tritt einer der redegewandtesten Männer in die Mitte der Versammlung und hält mit dem lebhaftesten Gebärden- und Mienenspiel eine schwungvolle Rede, die aber meist wenig mit dem zu verhandelnden Gegenstand zu tun hat. Dann



Abb. 79. Deutsche Landsleute in Kamerun.

folgt Rede auf Rede, wobei alle möglichen Geschichten, die auf der Welt schon vorgekommen sein sollen, erzählt werden, die aber oft durchaus in keinem Zusammenhang mit dem vorliegenden Fall stehen. So wird lange hin und her geredet, und schließlich kommt man auf das gestohlene Huhn oder was es gerade ist, aber die Hauptsache ist, daß man sich wieder in der Redekunst zeigen konnte, und wer die wirkungsvollste Rede gehalten hat, der ist der Held des Tages. Es liegt auf der Hand, daß bei dieser Art der Rechtspflege selten einem zu seinem wirklichen Rechte verholfen wird. Eine Ziege oder ein Huhn lassen sich ja schon verschmerzen, aber sehr oft handelt es sich doch um Größeres und Wichtigeres.

[1]) Die Kameruner haben eine ausgebildete Trommelsprache, die sogar manche Begriffe enthält, die in der gesprochenen Sprache verloren gegangen sind. Die Sprechtrommel wird uns beschrieben als „ein Ding wie ein kleines Bierfäßchen, nur statt des Spundloches mit einem in der Mitte unterbrochenen Längsschnitt versehen. Hiedurch wird das in einem Stück aus einem Baumstamm gearbeitete Fäßchen in zwei Hälften geteilt, die beim Anschlagen einen hohen und einen tiefen Ton von sich geben." Lehrer Christaller erzählt, daß er einmal von Ferne anhaltendes Trommeln gehört habe, das ihm auf seine Bitte sein Küchenjunge übersetzte. Es bedeutete: „Akwa (Name eines Häuptlings) hat recht, Akwa hat recht, König Bell ist der größte Lump am Fluß! Lump! Lump! Lump!"

Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß in Kamerun die Frauen der umstrittenste Besitz sind, und daß es sich wohl bei drei Vierteln aller Palaver um Frauen handelt. Es gibt sehr viele Frauen in Kamerun, auf die von verschiedenen Seiten Rechtsansprüche erhoben werden. Sei es, daß mit dem Wert der Frau noch eine Restschuld von der Kaufsumme der Großmutter gedeckt werden sollte, sei es, daß ein oder mehrere Liebhaber bereits ein Angeld auf sie bezahlt haben, oder daß sie, was nicht selten geschieht, ihrem Eigentümer durchgegangen ist. Ich habe im Abolande wenige Männer gekannt, die nicht irgendwie in ein Weiberpalaver verwickelt waren. Selbstverständlich nimmt ein solches Palaver viel Zeit in Anspruch. Es kommt nicht selten vor, daß vierzehn Tage lang über einen einzigen solchen Fall verhandelt wird. Wenn man fragt, was denn die Kameruner hauptsächlich arbeiten, so kann man füglich sagen: sie palavern um Frauen. Doch wenn auch viel Zeit verpalavert wird — Zeit ist ja in Kamerun kein Geld — wenn dann nur schließlich dem einzelnen sein Recht würde; aber das ist selten der Fall. Das Palaver geht meistens nur in einen neuen Abschnitt über, ohne einen wirklichen Abschluß zu finden. Ich glaube, nirgends kann man den innern und äußern Zusammenbruch des Gemeinwesens der Kameruner deutlicher erkennen, als in der völlig darniederliegenden Rechtspflege. Obwohl das Palaver in seiner bisherigen Form für die Eingeborenen immer noch einen besonderen Reiz des Lebens bildet — wie wollte man das langweilige Leben ohne Palaver herumbringen —, so werden doch diese traurigen Rechtsverhältnisse vom Volk im allgemeinen als ein halt- und aussichtsloser Zustand empfunden, und es geht ein tiefes Gefühl seiner gänzlichen Unfähigkeit sich selbst zu regieren durch die Seele des Volks."

Die im Vorstehenden nach Bohner und Autenrieth geschilderten Zustände herrschten wie gesagt bis zum Jahr 1889. Jetzt steht alles unter Aufsicht der deutschen Regierung. Weil aber die meisten Beamten der Landessprache unkundig und von bestechlichen Dolmetschern abhängig sind, kommen doch noch viele Dinge vor, die mehr das Bild der alten heidnischen Sitte als das einer christlichen Rechtspflege an sich tragen. Der Prozessiersucht der Schwarzen wird dadurch einigermaßen gesteuert, daß der Kläger beim untersten einheimischen Schiedsgericht 4 Mark zu hinterlegen hat, beim deutschen Bezirksamt 20 Mark, die er aber zurückerhält, falls er den Prozeß gewinnt. Vergehen gegen Fetische und dergleichen sind nicht mehr klagbar. Schlägereien oder gar Bürgerkriege im Anschluß an eine Gerichtsverhandlung kommen natürlich nicht mehr vor. Eine besondere Wohltat ist auch die, daß die deutsche Regierung die Geheimbünde, diesen Schrecken der Bevölkerung, die im Namen des Fetischs Raub und Erpressung üben, verboten hat. Freilich sind damit diese Bünde noch nicht abgeschafft, besonders im Innern, wo die Leute sich trösten, der Gobina, d. h. der Gouverneur sei weit weg und werde ihre Taten nicht strafen. Es wird wohl irgend eine Untat, die man früher den Jsango (den Fetisch) verüben ließ, z. B. die Tötung eines dem Missionar oder seinen Freunden gehörigen Ochsen, jetzt dem Leopard schuld gegeben. Aber es gibt jetzt doch Recht und Gerechtigkeit in Kamerun, und trotz mancher Mißstimmungen, die es anfangs gab, erfreut sich die deutsche Regierung ziemlich allgemeiner Achtung und Beliebtheit.

Gründlich besser wird es natürlich erst dann werden, wenn die Zahl derer, die eine christliche Erziehung genossen oder wenigstens eine Schule durchgemacht haben, größer sein wird. Namentlich zur Heranziehung von eingeborenen Unterbeamten hat denn auch die Regierung sich des Schulwesens angenommen. Jedem Schwarzen steht der Weg zur Bildung offen. Ende 1886 kam der erste deutsche Schulmeister, der leider so früh verstorbene Christaller, nach Kamerun. Noch war aber keine Schule vorhanden und der Lehrer fand einstweilen Unterkunft auf der Basler Missionsstation. Am linken Flußufer sind sechs Negerdörfer; dorthin ging der Gouverneur mit Christaller und sagte den Häuptlingen, wer am meisten bezahle — denn die Regierung gab nur einen Beitrag zum Schulhausbau —, der bekomme den Lehrer. Die Häuptlinge traten zum Palaver zusammen, und endlich wurde beschlossen, daß König Bell die Schule bekomme. Bell war früher Häuptling über die südliche und Akwa über die nördliche Hälfte des Dualastammes gewesen, aber

später hatten sich auch andre Häuptlinge selbständig gemacht. In Bells Dorf Bonamandone war ein hübscher, hochgelegener, dem Seewind zugänglicher Platz, und dort stand auch noch aus den Zeiten der Baptistenmission eine Hütte, die einstweilen als Schulhaus dienen konnte. König Bell war in der Lage, sieben von seinen 70 Kindern in die Schule zu schicken. Er hatte 30 oder 40 Frauen, von denen jede ihr eigenes Haus besaß. Denn je reicher der Mann ist, um so mehr Frauen kann er sich halten. Im Kamerungebiet kostet eine Frau 500—1500 Mark, und der König ist es natürlich seinem Stande schuldig, keine billige Frau zu kaufen. Die Frauen müssen mit den Sklaven alle Arbeit besorgen, während die Männer nur Landbau, Fischfang und — bei den Duala — Handel treiben.

Es war keine kleine Aufgabe für den Lehrer, alles aus dem Rohen herauszuarbeiten. Er mußte den Baumeister und Zimmermann machen, sonst wäre kein Schulhaus zustande gekommen. Und welche Mühe, die Schule in Ordnung zu bringen! Die Schüler waren im Alter von 8—18 Jahren. Manche blieben nach einigen Wochen wieder weg, weil die Väter meinten, sie seien nun gelehrt genug. Ein armer Kerl stand oft weinend vor der Tür, weil sein Vater das Geld vertrank, anstatt es für die Schulung seines Sohnes zu verwenden. Christaller half dadurch, daß er den Jungen durch Gartenarbeit das Schulgeld abverdienen ließ. Ein andrer, ein begabter Schüler und besondrer Liebling Christallers, den er sich zum Gehilfen heranziehen wollte, erwies sich als ein Dieb, der nicht nur gelegentlich, sondern fortgesetzt und auf überlegte Weise Christaller bestohlen hatte.

Anfangs wurde der Unterricht durch Scharen neugieriger Zuschauer gestört und Christaller mußte einmal 200 Weiber mit dem Prügel wegjagen. Er mußte natürlich zuerst die Sprache, das Duala, lernen und dann auch alle Lehrmittel herstellen, z. B. eine Fibel in der deutschen und der Dualasprache schreiben. Eine Eigentümlichkeit des Duala (einer Bantusprache) ist, daß die Eigenschaftswörter häufig durch Umschreibung ausgedrückt werden. Die Behauptung aber, es fehle ganz oder fast ganz an Eigenschaftswörtern, wie überhaupt die vielen Klagen mancher Europäer über die Armut der Sprache, sind durchaus unberechtigt. „Schwachheiten hat die Dualasprache," schreibt Missionar Schürle, „aber auch wieder Feinheiten, namentlich im Zeitwort, die das Deutsche nicht hat, dazu auch manche Wörter, die wir im Deutschen nur durch umständliche Umschreibung oder durch ein Fremdwort wiedergeben können. Es geht eben in Kamerun auch, wie es überall in Afrika gegangen ist: anfangs meint der Neuling, die Sprachen der Schwarzen seien wunder wie roh und arm, je gründlicher sie aber erforscht werden, desto mehr stellt es sich heraus, daß auch sie ein Meer sind, das immer tiefer wird, je weiter man hineingeht."

Anfangs hatte die Schule unter der feindseligen Stimmung zu leiden, die unter den Duala gegen die Deutschen herrschte. Sie vermuteten nicht ohne Grund, daß ihnen die Deutschen den Handel mit dem Binnenland, auf den sie allein ein Recht zu haben glaubten, aus den Händen nehmen wollten. Eine Zeitlang war deshalb die Zahl der Schüler auf 13 herabgegangen, und bei der Unzuverlässigkeit und Undankbarkeit, die leider zum Charakter der Duala gehört, mußte Christaller angesichts der feindseligen Gesinnung der Leute einen Revolver bei sich tragen. Trotz allen Hindernissen hatte aber die Schule ihren Fortgang, und schon ein halbes

Jahr nach der Eröffnung konnten die Dualaknaben einem Besuch — dem Kapitän eines deutschen Kriegsschiffs — Proben ihrer Kunst im Lesen und Schreiben geben. Sie sangen auch sehr schön auf Duala den Choral „Lobe den Herren, o meine Seele" und ebenfalls in ihrer Sprache das Lied „Ich hatt' einen Kameraden." Vermutlich hat sie in diesem Lied, das ihnen besonders gefiel, die Stelle von der Trommel, die zum Streite ruft, angeheimelt.

So viel Enttäuschung ein europäischer Lehrer auch unter den Duala erleben muß, seine Arbeit ist doch nicht ganz vergeblich. Was aus einem Dualajungen werden kann, sehen wir aus einem Brief, den Senga, der treue Schüler und Gehilfe Christallers, nach dessen frühem Tod (13. August 1896) an seine in Europa weilende Witwe in deutscher Sprache schrieb. Wir führen einige Stellen aus dem Briefe an.

„Werte Nyango! (Nyango = Frau)

„Unter vielen Tränen schreibe ich diese paar Reihen an Dich und mitteile Dir nur von dem Tod Deines am heutigen Tag hingeschiedenen Gatten. Ja, unter dicksten Tränen, wie Du Dich von mir denken kannst. Allerdings muß ich mich schämen, diese Mitteilung an Dich zu richten, denn wir sind die, um welcher Blindheit willen er die Familie und ein schönes Land verlassen hat und so frühe und jung sterben mußte. So bitte ich aber nun im Namen Dualas um Verzeihung." Dann schildert er den Verlauf der Krankheit und sagt der Witwe zum Trost: „Aber bedenke: der Herr hat uns denselben gegeben, der Herr hat ihn wieder zu sich genommen. Der Name des Herrn sei gelobet." Er beschreibt dann das Begräbnis, bei dem die zwölf Sargträger „mit schwarzen Hüftentüchern und ohne Hemden" bekleidet waren und Senga mit seinem Singchor das Lied: „Wie sie so sanft ruhen" sang. Vor dem Schluß des Briefes kommt noch einmal ein Versuch, die Witwe zu trösten: „Tröste Dich also, liebe Nyango, und laß mich so bald als möglich etwas von Dir hören. Denn nicht Dir allein, sondern Gott sendet allen das Unglück, durch welches er uns erretten will."

Leider ist in Kamerun so manches geschehen, was die Herstellung guter Beziehungen zwischen Deutschen und Negern gestört und den Schwarzen großes Ärgernis gegeben hat. Auch neuerdings hat man wieder Trauriges über gewaltsame Anwerbung und Mißhandlung von Arbeitern und Trägern, über Plünderungen und andre durch die Schutztruppe verübte Grausamkeiten gehört. Bei den vielen Mißgriffen, die, wie es scheint, bei der Anstellung von Beamten und Offizieren vorkommen, bei den schreienden Ungerechtigkeiten, die von diesen und auch von vielen Pflanzungsbesitzern gegen die Eingeborenen verübt worden sind, ist es kein Wunder, wenn die Kolonie nicht zu Ruhe kommt und auch nicht so viel einbringt, als bei der Fruchtbarkeit des Landes möglich wäre.

3. Deutsch-Ostafrika.

Schon in den ältesten Zeiten traten die asiatischen Kulturvölker in Verbindung mit den Bewohnern der ostafrikanischen Küste, die von Asien aus verhältnismäßig leicht zu erreichen war. Im Westen des an der Küste von Mosambik liegenden Sofala hat man merkwürdige Ruinen gefunden, wahrscheinlich die Überreste der von Salomos Ophirfahrern angelegten Kolonien. Ein lebhafter Handel wurde vor allem von Arabern nach Ostafrika betrieben, besonders seit sie den Islam angenommen hatten. Doch haben sie nicht wie in Nordafrika im Innern große Reiche gegründet, sondern nur an der Küste ihre Herrschaft ausgebreitet. Sie haben sich vielfach mit den Eingeborenen vermischt, aber nur die Küstenbewohner, die von den Sklaven der Araber abstammenden Suaheli, haben den Islam angenommen. Vielleicht hätte



Abb. 80. Hafen von Mombas.

sich dies vom Ende des 15. Jahrhunderts an geändert, als die Araber, jetzt im Besitz von Feuerwaffen, siegreich weiter ins Innere vordrangen, aber nun erschienen die *Portugiesen* an der Küste Ostafrikas. (Vasco da Gama landete 1498 in Mosambik.) Es gelang ihnen, den Arabern die Städte an der Ostküste zu entreißen,

aber ein großes, friedliches, innerafrikanisches Reich zu gründen, waren sie nicht imstande. „Die Geschichte der portugiesischen Kolonisation bietet ein trauriges Bild. Welcher Segen hätte von dieser christlichen Macht ausgehen können, wenn sie in den friedlosen afrikanischen Ländern hätte Sicherheit für Leben und Eigentum schaffen wollen, wenn sie wahrhaft christliche Kultur hier gepflanzt hätte! Aber Portugal zeigte sich unfähig, die ihm hier gestellte große Aufgabe zu erfüllen. Es fehlte ihm die sittliche Kraft, die zur Erreichung von dauernden Erfolgen gerade auf dem Gebiete der Kolonisation unentbehrlich ist. Schon frühzeitig hatte man die afrikanischen Kolonien zum Ablagerungsort für zweifelhafte Persönlichkeiten, später sogar zum Verbannungsort für Verbrecher gemacht. Von Anfang an herrschten hier Untreue und Bestechung; denn jeder wollte sich für den Aufenthalt in dem ungesunden Lande durch Erwerb von Reichtum entschädigen. Dabei entnervte ein Leben in zügellosen Ausschweifungen die höheren und niederen Beamten wie auch die Soldaten. Im politischen Handeln fehlten System und Prinzip. Bald tritt man grausam und gewalttätig auf, wie man das in Kriegen mit den Mauren von der Heimat her gewohnt war, bald zahlt man eingeborenen Häuptlingen Tribut; Gegner werden durch Verrat beseitigt, und arabische Fürsten spielt man gegeneinander aus. Dabei ist auch hier der Sklavenhandel unzertrennlich von der portugiesischen Herrschaft. Man betreibt ihn mit demselben Eifer wie die Araber, überbietet diese aber noch an Roheit und Grausamkeit. „Mosambiker" füllen den Sklavenmarkt der Kapstadt und nirgends hat sich in Ländern, die in den Händen von Europäern waren, dieser schändliche Handel so lange halten können, als in den portugiesischen Kolonien Ostafrikas. Und hier wie überall erwies sich dieser Handel als ein Fluch für die so ihn betreiben. Wahrer Wohlstand entwickelte sich nicht, die Europäer, die sich hier aufhielten, sanken auf die tiefste Stufe, und die Mischlingsrasse, die entstand, suchte ihresgleichen an Charakterlosigkeit, an Grausamkeit und an unzüchtigem Leben." (Merensky, Deutsche Arbeit am Njasa.)

Je mehr Portugals politische Macht verfiel, um so stärker vermehrten sich die Raub- und Eroberungszüge der Araber, und es konnte eine Zeitlang scheinen, als solle ganz Ostafrika dem Islam unterworfen werden. Aber nun traten zuerst die Engländer und dann die Deutschen auf den Plan. Im Jahr 1824 wurde die Ostküste durch Kapitän Owen vermessen und Mombas (Abb. 80) unter britischen Schutz gestellt. Seit durch die Eröffnung des Suezkanals Europa und Ostafrika einander nähergerückt waren, wurden allmählich die ostafrikanischen Häfen mit Europa und Südafrika durch regelmäßige Dampferlinien verbunden. 1873 erschien Sir Bartle Frere mit einer Flotte vor Sansibar und erzwang von dem Sultan das Verbot des Sklavenhandels. Endlich erschien auch Deutschland, und zwar bei Sansibar, „dem Tor, durch das der Islam seinen Einzug hielt, dem eigentlichen Brennpunkt seiner Machtstellung" (Merensky). Am 27. Februar 1885 wurde das zwischen dem Indischen Ozean und dem Tanganjikasee gelegene Gebiet unter deutschen Schutz gestellt und dem Sultan von Sansibar der von ihm beanspruchte Küstenstreifen abgekauft. Die Südgrenze gegen Portugal wurde 1886, die Nordgrenze gegen England 1890 festgestellt. Die Möglichkeit, den deutschen Besitz noch weiter ins Innere auszudehnen, ist durch die Vertäge abgeschnitten, aber auch so ist Deutsch-Ostafrika ein wertvoller



Abb. 81. Affenbrotbaum bei Mombas.

Besitz, der in den Gebirgsgegenden (der höchste Berg Afrikas, der Kilima-ndscharo ist auf deutschem Gebiet) ein gesundes, für deutsche Ansiedlung günstiges Klima birgt. Die Kolonie wurde anfangs von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verwaltet. Diese vermochte aber in den Wirren des Buschiri-Aufstandes (1889) ihre Herrschaft nicht zu behaupten, und das Reich mußte in den Riß treten. Seither steht das ganze Gebiet unter der unmittelbaren Verwaltung des Reichs. Die einheimische Bevölkerung besteht, abgesehen von den schon genannten Suaheli, aus Bantuvölkern (Wasagara, Wagogo, Wanika u. s. w.). Als Händler halten sich in den Küstenplätzen Inder auf; in allen Handelsplätzen, auch im Innern, sind Araber als Händler und Pflanzer.


Abb. 82. Blüte und Frucht des Affenbrotbaumes.

Die ostafrikanische Landschaft bietet manches Eigentümliche und viel Schönes. Eine Probe gibt Abb. 81. In der Mitte des Bildes sieht man einen Affenbrotbaum (Adansonia digitata), den ein Reisender das Wunder aller Bäume nennt. Er wird Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende alt, und doch ist sein Holz so weich und schwammig wie das eines verwitterten Weidenbaums. Der Stamm ist mehr dick als hoch, hat oft einen riesigen Umfang, teilt sich aber schon in geringer Höhe in mächtige, lange Äste, welche an Stärke den größten Eichen nichts nachgeben, aber nur spärliche Zweige tragen. Den größten Teil des Jahres steht er kahl und dürr, wie abgestorben da, nur mit vielen flaschenförmigen Früchten behangen (s. Abb. 82), deren graubraune Farbe sich eigentümlich vom Weißgrau der Rinde abhebt. In der Regenzeit aber sprießen, das Gerippe des Baums verdeckend, große handförmige Blätter in Fülle hervor, und prachtvolle schneeweiße Blüten schmücken das großartige Laubgewölbe. Adansonia heißt der Baum nach einem berühmten Botaniker, Baobab nennen ihn die Eingeborenen Westafrikas; in Ostafrika trägt er den Namen Mbuju. Woher die Benennung „Affenbrotbaum" rührt, wissen wir nicht; daß etwa Affen sich von seinen Früchten nähren, ist nicht der Fall. Die Portugiesen hielten den anscheinend unsterblichen Baum für geeignet, die Erinnerung an ihre Taten und an ihre Gegenwart zu verewigen; sie gruben in seine weiche Rinde Namen und Jahreszahlen, nach denen man mit Verwunderung das Alter der Bäume schätzt. Links davon zeigt unser Bild einige Baumwollbäume, die im Wuchs an unsere Fichten erinnern, aber nur dünn belaubt sind und deren Früchte eine grobe Baumwolle enthalten, die zum Stopfen von Matratzen verwendbar ist.

Die deutsche Regierung traf in Ostafrika besonders die Aufgabe an, den Arabern die Herrschaft zu entreißen und die von ihnen unterdrückten, ausgesogenen, zu Sklaven gemachten Völker zu befreien, dadurch auch die weitere Verbreitung des Islam aufzuhalten. Daß die Unterdrückung der Araber gelungen ist, das haben wir besonders der energischen Kriegführung Wißmanns zu danken. Er sagt in seinem Werk über die zweite Durchquerung Afrikas:

„Die Schuld des Urhebertums jener Greuel (des Sklavenraubs) trifft ohne jede Frage den Araber, denn nur durch seine Initiative war es möglich, immer weiter vorzudringen, immer weiter zu unterjochen, immer weiter zu entvölkern, und daher muß, wenn man an Abhilfe denkt, wenn man den armen, wehrlosen Eingeborenen nachhaltig schützen will, das Arabertum in diesen Ländern ausgerottet werden mit Stumpf und Stiel, bevor es eine Macht erreicht, der wir Europäer des feindlichen Klimas und der Entfernung wegen nicht mehr gewachsen sind. Es war hohe Zeit, daß schärfer vorgegangen wurde gegen diese afrikanische Pest, und mir speziell gewährte es eine hohe Genugtuung, daß ich berufen war, beim Niederschlagen des Aufstandes der Araber in Ostafrika an der Küste, von der aus die Hauptanregung zu den beschriebenen Greueln ausgeht, den empfindlichsten Schlag zu führen."

Ein Stützpunkt für die deutsche Macht wurde die Anfang der neunziger Jahre durch Wißmann am Nordende des Tanganjikasees gegründete Militärstation Langenburg, während der auf den Tanganjikasee gebrachte Dampfer „H. von Wißmann" den Verkehr erleichterte. Wißmann hatte hier nicht nur mit den Arabern zu kämpfen, sondern auch mit gewalttätigen und räuberischen Eingeborenen (z. B. den Babembe), die schwächere Stämme unterdrückten und ausplünderten. Die deutsche Regierung hat auch in Deutsch-Ostafrika ein reiches Feld der Tätigkeit, und man sieht in vielem ihren segensreichen Einfluß. Der Sitz der Regierung ist Dar-es-Salaam (10 000 Einw.), das den besten Hafen besitzt, aber an Einwohnerzahl von Bagamojo (13 000 Einw.) übertroffen wird. In diesen beiden Städten und in Tanga sind Regierungsschulen. Auf dem Viktoria-, dem Njassa- und dem Tanganjikasee sowie auf dem Rufidschifluß verkehren Dampfer. Eine Zentralbahn von Dar-es-Salaam zum Tanganjika- und Viktoriasee ist in Angriff genommen. Für Verbesserung der Wege ist viel getan worden und eine regelmäßige Postverbindung (durch Botenposten) zwischen den Stationen hergestellt. Es ist recht und billig, daß die Eingeborenen für den Schutz, den sie genießen, auch eine Steuer zahlen. Es ist deshalb eine Hüttensteuer eingeführt, durch welche die Leute zu Verdienst bringender Arbeit genötigt werden und zugleich die Vielweiberei besteuert wird, da ein Mann jeder seiner Frauen eine eigene Hütte anzuweisen pflegt. Bleibt auch manches zu wünschen übrig, so ist doch im ganzen die deutsche Herrschaft gewiß ein Segen fürs Land.

* * *

In der neuen, von Professor Hahn besorgten Auflage von Sievers „Afrika" ist der Anteil der europäischen Mächte an dem Weltteil in Prozenten angegeben. Frankreich nimmt mit 30 Prozent die erste Stelle ein, dann folgt England mit 25 (einschließlich Ägypten). Deutschland, Belgien (Kongostaat) und Portugal haben

je ungefähr 7 Prozent, die Türkei und Abessinien je 3, Italien 1½—2, ebenso Marokko; auch das Gebiet der Burenrepubliken betrug 1½—2 Prozent. Nicht alles an dieser Übersicht ist erfreulich. So kann es die evangelischen Christen nur mit Besorgnis erfüllen, daß Frankreich, das so wenig für die Verbreitung des Christentums tut und das schon manchmal die evangelischen Missionen vergewaltigt hat, eigentlich die Vormacht in Afrika ist. Kann man doch jetzt von Algier oder Tunis bis zum Stanleypool reisen, ohne andres als französisches Gebiet zu berühren. Aber daß der bloße Besitz großer Kolonieen noch nicht die Hauptsache ist, zeigt der Verfall der portugiesischen Kolonialmacht. Wenn Deutschland seinen bescheidenen Anteil gut verwaltet, so kann es unter Umständen davon mehr Nutzen für das Mutterland haben und mehr Segen in Afrika verbreiten als Frankreich mit seinem ungeheuren Länderbesitz.

6. Der Sklavenhandel.

Wir haben schon bisher einigemal den Sklavenhandel berühren müssen, denn er greift ja leider so tief ins afrikanische Leben ein, daß man von diesem überhaupt nicht sprechen kann, ohne ihn zu erwähnen; aber eben um des Einflusses willen, den er auf die Völker Afrikas gehabt hat und teilweise noch hat, müssen wir ihm ein eigenes Kapitel widmen. Dabei unterscheiden wir den Sklavenhandel im Westen und den im Osten des Weltteils — nicht als ob sein Charakter im Westen ein anderer wäre als im Osten, sondern weil seine Geschichte durch die Völker, die sich mit ihm beschäftigt haben, einen andern Verlauf genommen hat.

Man denkt gewöhnlich, der Sklavenhandel an der Westküste Afrikas habe mit der Einfuhr schwarzer Arbeiter nach Amerika angefangen. Dies ist nicht richtig; denn schon vor der Entdeckung Amerikas war die Westküste Afrikas bekannt geworden und es kamen goldgierige portugiesische Abenteurer und Händler nach Afrika. Bald fanden sie, daß der Handel mit Sklaven noch einträglicher war als der mit Elfenbein und mit dem Gold, das aus dem Sande der Ströme gewaschen wurde. Schon ehe man daran dachte, Schwarze nach Westindien zu bringen, verschifften die Portugiesen jährlich 700—800 Sklaven nach Portugal; Spanien hat schon ums Jahr 1460 von den Kanarischen Inseln aus Sklaven an der Küste des Festlandes geraubt und nach dem Mutterlande gebracht. Aber als sich in Amerika der große Markt für die schwarze Ware auftat, nahm dieser entsetzliche Handel immer größeren Umfang an und alle christlichen Mächte, die Schiffahrt in jenen Gegenden trieben, beteiligten sich daran. Von Anfang an scheinen sich die Portugiesen der Sklaven durch Raub bemächtigt zu haben. Sie landeten bei Nacht an der Küste, überfielen die Negerdörfer und schleppten die Bewohner weg. Und als Heinrich von Viseo, um dem Menschenraub zu steuern, den Befehl gab, die Sklaven von den Arabern zu kaufen, wurde dies die Veranlassung, daß sich die Mohammedaner, die bei ihren Glaubenskriegen Gelegenheit hatten, Sklaven zu machen, mehr und mehr an diesem Handel beteiligten. Allmählich fingen die Negerkönige an, ihre Kriegsgefangenen und Verbrecher an die Weißen zu verkaufen, und als die Nachfrage immer stärker

wurde, machten die Neger selbst Sklavenjagden. Auf diese Art drang der Sklavenhandel immer weiter ins Innere des Landes. Schließlich verkauften die Häuptlinge auch ihre eigenen Untertanen, um sich dafür in den Besitz von europäischen Waren, besonders von Gewehren und Branntwein, zu setzen. Überall an der Küste waren Faktoreien errichtet, in denen man die Sklaven wie das Vieh zusammentrieb. Nach den namenlosen Leiden des Transports an die Küste, bei dem mehr als die Hälfte — es waren noch die Glücklichen — den Mühsalen und Entbehrungen erlag, wurde eine Auswahl vorgenommen und die Unbrauchbaren, die man nicht mitnehmen konnte,

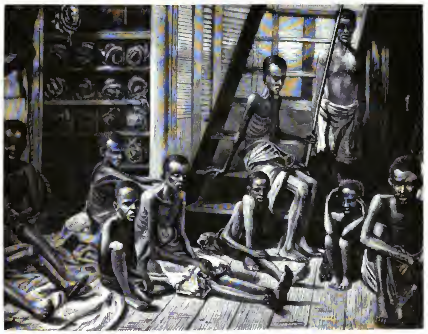


Abb. 83. Im Innern eines Sklavenschiffes.

die man aber auch nicht frei laufen lassen wollte, wurden manchmal erschlagen oder ertränkt, oder ließ man sie im Kerker verhungern. Entsetzlich waren oft auch die Zustände auf den Sklavenschiffen (Abb. 83), besonders wenn schlechtes Wetter die Überfahrt verlangsamte; aber es lag im Interesse der Händler, nachdem man die Schwarzen einmal so weit gebracht und die Kosten der Überfahrt an sie gerückt hatte, nicht einen Teil der Fracht zu verlieren, noch die Neger in möglichst elendem Zustande auf den Markt zu bringen. Deshalb sorgten solche Kapitäne, bei denen die Grausamkeit nicht auch die gesunde Vernunft ertötet hatte, daß sich die Schwarzen Bewegung auf dem Verdeck machen konnten, ja man suchte ihnen sogar etwas Vergnügen zu bereiten. Aber das enge Zusammendrängen in den Schlafräumen, die mangelnde Pflege bei der Seekrankheit und anderen Krankheiten waren schlimm genug, auch

ohne daß, wie es in einzelnen Fällen festgestellt ist, noch besondere Mißhandlungen dazu kamen. Manche Neger starben auch einfach vor Angst (sie glaubten oft, die Weißen seien Menschenfresser) und vor Heimweh. Je größer der Handel eines Staats war, um so mehr trieben auch die Handelsgesellschaften Sklavenhandel; darum war bald England allen voran. Noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts freilich, als ein englischer Adeliger sich auf Menschenraub legte, sprach sich die Königin Elisabeth mißbilligend darüber aus und drohte ihm mit der Strafe des Himmels, aber später war man weniger zartfühlend in den höchsten Kreisen und eine oder die andere Hofdame am Hofe der Stuarts steckte durch Sklavenhandel erworbenen Gewinn in die Tasche. Später, als Holland die portugiesischen Kolonieen eroberte, übernahm es damit auch den gewinnbringenden Handel, dann folgten die Franzosen, und später die Dänen und Brandenburger. Auch als es schon ein Königreich Preußen gab, scheinen seine Untertanen sich von dem Handel nicht freigehalten zu haben, denn wir wissen, daß Nettelbeck in seiner Jugend eine Zeitlang Sklavenhandel trieb. Bei den Sklavenhandel treibenden Völkern herrschte eine merkwürdige Begriffsverwirrung, eine unbegreifliche Verblendung über Recht und Unrecht. König Johann VI. von Portugal (1481—1495) ermunterte sein Volk, Sklaven in Portugal einzuführen, „damit sie, noch ehe sie stürben, in der Anbetung des wahren Gottes unterrichtet werden könnten". Die Portugiesen tauften alle Sklaven vor der Einschiffung.

Aber allmählich begannen sich besonders in England die Stimmen gegen den Sklavenhandel zu mehren. Es war ein edler religiöser Dichter, William Cowper, in dessen schönem Gedicht „Des Negers Klage" sich die Stimmung guter Menschen in Beziehung auf die Sklaverei widerspiegelt. Der großherzige William Wilberforce (1759—1833), seit 1780 Mitglied des Unterhauses, beantragte 1789 im Parlament die Unterdrückung des Negerhandels und setzte endlich 1807 den Beschluß durch, daß der Sklavenhandel vom 8. Januar 1808 an aufhören solle. Frankreich gab 1816 den Negerhandel auf. 1831 gab die britische Regierung alle Kronsklaven frei, und endlich am 28. August 1833 erfolgte die Befreiung sämtlicher Sklaven in den britischen Kolonien. Wilberforce hat diesen Tag nicht mehr erlebt, da er am 29. Juni gestorben war. Zur Entschädigung der Pflanzer bezahlte England 400 Millionen Mark. Es war damals großer Jubel in England; man feierte Freudenfeste und es wurde eine Denkmünze geprägt, auf der ein befreiter Sklave die Arme, von denen ihm die Ketten abfallen, zum Himmel erhebt. Englische Kriegsschiffe lauerten fortan den Sklavenhändlern auf, und wehe dem Missetäter, den sie erwischten! Der Name der Engländer war bald bei den Sklavenhändlern gefürchtet, während die Sklaven ihre Hoffnung auf sie setzten. Ein alter Neger, ein früherer Sklave, erzählte einem Missionar in Surinam, wie er einst als Knabe einem Sklavenhändler verkauft wurde, weil seine Eltern eine Schuld nicht zahlen konnten; wie er dann, in dem engen Raum des Sklavenschiffs mit vielen Schwarzen zusammengepackt, sein Los beweinte, wie aber die andern zu ihm sagten: „Kleiner, wein nicht, das hilft nichts; bet lieber, daß der Engländer kommt, dann werden wir frei." Und der Engländer kam; die Besitzer des Schiffs wurden in Eisen gelegt und die Sklaven befreit. Zur Unterbringung der befreiten Sklaven gründete England an der Küste von Sierra Leone in Westafrika die Kolonie Freetown.

Auch in den französischen Besitzungen wurde (infolge der Revolution von 1848) die Sklaverei aufgehoben, ebenso in den Nordstaaten der amerikanischen Union. Aber in den Südstaaten, in Brasilien, in Westindien, bestand die Sklaverei fort und darum auch der Negerhandel, wenn auch von Zeit zu Zeit ein Sklavenschiff durch ein englisches Kriegsschiff aufgegriffen wurde. Die Stimmen aber derer, die die Sklaverei verdammten, kamen nicht mehr zum Schweigen. Der amerikanische Dichter Longfellow hat eine Reihe von Gedichten über die Sklaverei veröffentlicht. Besonders schön ist eins, „Der Traum des Sklaven". Der Neger ist ermattet in dem Reisfeld, das er abernten soll, niedergesunken. Im Traum sieht er noch einmal die Bilder seiner Heimat an dem königlichen Strom, dem Niger, und im Traum geht er hinüber ins Jenseits. Auch Geibel sagt in seinem schönen Gedicht „Das Negerweib" seine Gedanken über die Sklaverei. Die Sklavin hat ihr Knäblein im Schoß und singt ihm ein Schlummerlied: „Schlaf, o schlaf, mein schwarzer Knabe, Du zum Jammer mir geboren; Eh' zu leben du beginnst, Ist dein Leben schon verloren" u. s. w. Ungeheures Aufsehen erregte der im Jahr 1852 erschienene und bald in alle zivilisierten Sprachen übersetzte Roman „Onkel Toms Hütte", von Harriet Beecher-Stowe, der das traurige Schicksal der Negersklaven schildert. Allein Dichtungen, Erzählungen und sonstige Schriften, sowie Reden und Versammlungen von Menschenfreunden konnten nur vorbereitend wirken. Erst der blutige Bürgerkrieg in Nordamerika hat endlich der Sklaverei ihr Ende bereitet. Am 31. Januar 1864 wurde von dem Kongreß die Sklaverei im ganzen Gebiet der Union als aufgehoben erklärt, und durch die Niederlage der Südstaaten konnte dies Gesetz 1865 in Kraft treten. In Brasilien wurde die Sklaverei allmählich — zuletzt vollständig 1888 —, in Kuba nach schweren Kämpfen 1880 aufgehoben.



Abb. 84. Sefu und Tippu-Tip.

Mit dem Aufhören der Sklaverei in Amerika war dem westafrikanischen Menschenhandel das Ende bereitet. Freilich, seine Wirkungen haben damit nicht aufgehört. Man hat sie noch lange gefühlt in der Verrohung und Verhärtung der westafrikanischen Völker, in ihrer Gewöhnung an Menschenraub und -verkauf, in der Entstehung von Staaten wie die jetzt zum Glück unter europäischer Botmäßigkeit stehenden Länder Dahome und Asante, deren ganzes, greuelvolles Staatswesen auf die Sklaverei gegründet war. All der Schaden, den der Sklavenhandel in Westafrika getan hat und den er in seiner Nachwirkung noch ausübt, läßt sich nicht berechnen und ermessen. Die Stadt Lagos an der Sklavenküste war der letzte Stützpunkt, den der Sklavenhandel an der Westküste hatte. Hier nahmen bis weit in die Mitte des 19. Jahrhunderts die Sklavenschiffe ihre Ladung ein, weil sie dann ungehindert auslaufen konnten. Samuel Crowther, der nachmalige Negerbischof, antwortete dem Prinzen Albert (Gemahl der Königin Viktoria) auf seine Frage: „Was können wir für Afrika tun?" „Königliche Hoheit, nehmen Sie Lagos." Daraufhin wurde der Befehl zur Eroberung von Lagos gegeben. Sie erfolgte im Dezember 1851, und damit erhielt der westafrikanische Sklavenhandel den Todesstoß.

Leider aber heißt es, wenn wir von dem Sklavenhandel in Westafrika gesprochen haben: „Du hast des Greuels Hälfte nur erfahren." Der Sklavenhandel in Ostafrika versorgte die mohammedanischen Länder Asiens und Afrikas und vor der Aufhebung der Sklaverei in den britischen Kolonien auch Südafrika mit Sklaven. Er wurde und wird — soweit er noch besteht — hauptsächlich von Arabern betrieben. Welchen Ruf sich diese Menschen in Afrika verschafft haben, geht aus dem Ausspruch der Waganda hervor: „Gott hat die Weißen und die Schwarzen geschaffen, aber der Teufel die Araber." Streitigkeiten zwischen den Fürstengeschlechtern der Araber hatten längere Zeit eine größere Machtentfaltung dieses Volkes an der Ostküste Afrikas verhindert, aber in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewannen die Saids hier die Alleinherrschaft. „Sansibar, seit 1840 ihr Wohnsitz, wurde Weltmarkt, wo die Waren Englands, Amerikas und Indiens starken Absatz fanden, wohin aus dem Innern Elfenbein in Menge und ganze Scharen von Sklaven alljährlich zu Markte kamen. Von 1862—1867 wurden von hier 100000 Sklaven ausgeführt. Wie im Fluge breitete sich nun die arabische Macht auf dem Festlande aus. Als Händler ziehen die Araber ins Innere, an fruchtbaren Orten gründen sie Niederlassungen, durch Sklavenraub und Sklavenkauf vermehren sie die Zahl ihrer Kriegsgesellen und erweitern durch Kriege ihren jeweiligen Machtbereich. So werden aus Sklavenhändlern Sklavenkönige vom Schlage Tippu-Tips, seines Sohnes Sefu (Abb. 84) und des oftgenannten Rumalisa am Tanganjikasee. Bald ist in Tabora ein Mittelpunkt arabischer Macht geschaffen und gegen Ende der sechziger Jahre sind die besten Stellungen am Tanganjika in ihren Händen. 1870 ist Njangwe am Lualaba-Kongo von ihnen erreicht, und von den besetzten Stationen aus drängen sie vorwärts; von Tabora aus nach Uganda, von Njangwe (Abb. 85) aus den Kongo abwärts, und dringen vom Südende des Njassa aus unaufhaltsam westwärts und südwestwärts vor. In kürzester Zeit mußten sie nun Verbindung mit Ägypten gewinnen, mußte auch die ganze Wasserstraße des Kongo in ihren Händen sein. Denn solange Sansibar, ihr Stapelplatz, und Bagamojo, das Tor zum Innern, in ihren

Händen blieben, waren ihre im Innern zerstreuten Vorposten beständiger Verstärkung sicher. Aus Arabien fand ein fortwährender Zuzug von kühnen Abenteurern statt, denen die mohammedanische Küstenbevölkerung stets zahlreiche und willige Trabanten stellte." (Merensky.) Stanley hatte am Kongo verschiedene Begegnungen mit Sklavenhändlern. Die Feindseligkeit und das Mißtrauen der Eingeborenen, das Afrika-



Abb. 85. Jüngling von Njangwe am obern Kongo.

reisenden so oft Gefahr bringt, ist jedenfalls sehr oft auf die Rechnung der Sklavenhändler zu schreiben. Ganz besonders hat Livingstone auf seiner letzten Reise unter dem Sklavenhandel gelitten. Der Anblick all der Greuel hat sein liebewarmes Herz so verwundet, daß es, wie es in seiner Biographie heißt, „auf der Erde nicht mehr genesen konnte". Besonders schmerzlich war es ihm, daß er sehen mußte, wie die Wege ins Innere, die er selbst entdeckt und von denen er gehofft hatte, daß auf ihnen ein geordneter Handel entstehen und dem Sklavenhandel entgegen-

wirken werde, gerade von den Sklavenhändlern benützt wurden. „Man sagt oft," schreibt er an seine Tochter Agnes, „Frau Beecher-Stowe habe übertrieben. Nachdem ich aber die Sklaverei selbst gesehen habe, kann ich nur sagen: Übertreibung ist gar nicht möglich, und ich stimme mit dem Matrosen überein, der beim Anblick von Sklavenhändlern rief: Wenn der Teufel diese Kerls nicht holt, so brauchen wir überhaupt keinen." 1863 schreibt Livingstone:

„Der Sklavenhandel am Njassasee ging in einem entsetzlichen Maße von statten. Zwei unternehmende Araber hatten ein Schiff gebaut und ließen es, mit Sklaven überfüllt, regelmäßig über den See fahren. Man sagte uns, es sei den Tag zuvor gefahren, ehe wir ihr Hauptquartier erreichten. Diese Niederlassung liegt in der Breite der portugiesischen Sklavenausfuhrstadt Ibo und versieht zum Teil diesen nichtswürdigen Markt; aber die größere Zahl der Sklaven geht nach Kilwa. O daß wir doch eine umfassende Darstellung der Greuel des Sklavenhandels geben könnten, mit einer auch nur annähernden Bestimmung der Zahl der Menschenleben, die er jährlich vernichtet! denn wir sind überzeugt, würde auch nur die Hälfte dessen, was wirklich vorkommt, dargelegt, so würden die Gefühle der Menschen so durch und durch aufgeregt, daß dieser teuflische Handel mit Menschenfleisch unter allen Umständen unterdrückt werden würde. Oberst Rigby, der jüngst verstorbene englische Geschäftsträger und Konsul in Sansibar, teilte uns mit, daß allein aus diesem Njassalande jährlich 19000 Sklaven durch das Zollhaus jener Insel zögen. Dabei sind natürlich die noch nicht inbegriffen, die nach portugiesischen Sklavenhäfen geschickt werden. Nehmen wir einmal an, daß diese Zahl, 19000, alle Opfer darstellt. Die, die mit aus dem Lande herausgenommen werden, sind nur ein sehr kleiner Teil der Leidenden. Wir hatten nie eine Vorstellung von der gräßlichen Natur des Handels, bis wir ihn an der Quelle sahen. Dort ‚sitzt der Teufel' in der Tat. Außer denen, die wirklich gefangen werden, werden Tausende umgebracht oder sterben, wenn sie durch den Sklaveneinfall auch nur aus ihren Dörfern vertrieben werden, an den erhaltenen Wunden oder am Hunger. Tausende kommen im mörderischen Kriege um, den sie, um Sklaven zu machen, mit ihren eigenen Stammesgenossen und Nachbarn führen. Sie fallen der Gewinnsucht zum Opfer, die — daran erinnere man sich stets — von den Sklavenkäufern von Kuba und anderwärts her angestachelt wird. Die vielen Gerippe, die wir in Felsen und Wäldern, an kleinen Teichen und längs den Wegen der Wildnis sahen, bezeugen das furchtbare Opfer an Menschenleben, das man unmittelbar oder mittelbar diesem Höllenhandel zuschreiben muß.

Da der Schire gestiegen war, dampften wir am 10. Januar 1863 mit der „Lady Njassa" im Schlepptau ab. Es dauerte nicht lange, so stießen wir auf die Verwüstungen des berüchtigten Mariano, des portugiesischen Sklavenagenten. Die Leute, die in einem kleinen Weiler am Fuße des Morambala noch am Leben waren, waren am Verhungern, da sie durch eines seiner plündernden Streifkorps ihre Lebensmittel verloren hatten. Die Frauen waren auf den Feldern und sammelten Insekten, Wurzeln, wildwachsende Früchte und was nur irgend sich essen ließ, um womöglich ihr Leben hinzuschleppen, bis die nächste Ernte reif sein würde. Zwei Baumkähne fuhren an uns vorüber, die von Marianos Bande ihres ganzen Inhaltes beraubt worden waren; die Eigentümer sammelten Palmnüsse zu ihrem Lebensunterhalt. Sie trugen Schürzen von Palmblättern, da die Räuber ihnen ihre Kleider ausgezogen und ihre Schmucksachen abgenommen hatten. Tote Körper schwammen täglich an uns vorüber, und am Morgen mußten die Ruderräder von den Leichnamen befreit werden, die während der Nacht von den Schaufeln erfaßt worden waren. Viele Meilen weit wurde die ganze Bevölkerung des Tales von Mariano, dieser Geißel des Landes, hinweggerafft. Das Herz tat einem weh, wenn man die weitverbreitete Verwüstung sah; die Flußufer, einst so volkreich, waren jetzt ganz still; die Dörfer waren niedergebrannt; viele Gerippe lagen neben dem Wege; geisterhafte Gestalten von halbtoten Knaben und Mädchen mit matten, leblosen Augen krochen neben einigen der Hütten herum. Noch wenige unglückliche Tage des Hungers, und sie waren bei den Toten.

Anstatt freundlicher Dörfer und Volkshaufen, die Waren zum Kauf brachten, war kaum eine Seele zu sehen, und wenn man durch Zufall einen Eingeborenen traf, so trug seine Gestalt den Eindruck des Hungers und sein Gesicht den Ausdruck einer kriechenden, niedergeschlagenen Gemüts-

stimmung. Nachdem der Schrecken der Sklavenjagd über das Land hingezogen war, hatte eine Dürre es heimgesucht. Hätten wir uns von der gänzlichen Entvölkerung, die eingetreten war, einen Begriff machen können, so hätten wir es vermieden, den Fluß hinaufzureisen. Große Massen des Volkes waren den Schire hinab geflohen, nur darauf bedacht, den Fluß zwischen sich und ihren Feinden zu haben. Die meisten Lebensmittel waren zurückgelassen worden, und Hungersnot und Hungertod hatten so viele hinweggerafft, daß der Bleibenden zu wenige waren, um die Toten zu begraben. Die wenigen Unglücklichen, die noch lebten, wurden von einer unwiderstehlichen Schlafsucht überwältigt. Sie machten kaum den Versuch, etwas anzubauen, was bei Leuten, die der Landwirtschaft so ergeben sind wie sie, sehr auffallend war. Man sah sie Tag für Tag die Getreidehalme verschlingen, die in den alten Anpflanzungen aufsproßten, und die, hätte man sie in Ruhe gelassen, in einem Monate Getreide geliefert hätten. Sie ließen sich aus ihrer Schlafsucht nicht aufrütteln. Hungersnot betäubt alle Kräfte. Wir machten den Versuch, einige dahin zu bringen, daß sie sich anstrengten, um sich Nahrung zu verschaffen — aber er schlug fehl. Sie hatten ihre ganze frühere Tatkraft verloren und antworteten auf jeden zu ihrem Besten gemachten Vorschlag mit glanzlosen Augen und in wimmernden Tönen: ‚Nein, nein!‘ (Ai, Ai!)“

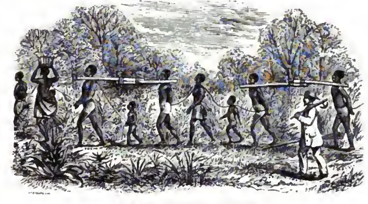


Abb. 86. Sklavenzug in Ostafrika.

Einmal gelang es Livingstone, eine Anzahl Sklaven zu befreien. Es war am Schire, den 16. Juli 1861, als er und seine Begleiter hörten, es werde ein Sklaventransport durch das Dorf kommen. Richtig, da schritten schon die schwarzen Treiber, auf zinnernen Hörnern lustige Weisen blasend, mit Zieraten behangen, stolz und siegesgewiß einher an der Spitze, in der Mitte und am Ende des langen Zuges. Doch kaum hatten sie die Engländer erblickt, als sie wie toll in den Wald rannten, wo man nur noch ihre roten Mützen verschwinden sah. Die Gefangenen fielen alle auf die Kniee und klatschten in die Hände. Bald waren Messer geschäftig, die Stricke der Frauen und Kinder durchzuschneiden. Die Männer in Freiheit zu setzen war nicht so leicht; denn jedem von ihnen war der Hals in die Gabel eines sechs bis sieben Fuß langen Sklavenjoches eingeklemmt (Abb. 86), die vorn durch einen Eisenstab geschlossen war. Glücklicherweise befand sich unter dem Gepäck eine Säge, mit der einer nach dem andern losgesägt werden konnte. Als den Weibern gesagt wurde, sie sollten von dem Mehl, das sie trugen, ein Frühstück für sich und ihre Kinder kochen, da schien ihnen dieser Befehl zu gut, um wahr zu sein; doch nach kurzem

Zaudern machten sie sich fröhlich ans Werk, und hell loderte das mit ihren Stricken und Stöcken — den verhaßten Gefährten so manches schweren Tages, so mancher bangen Nacht — angezündete und geschürte Feuer, an das sie ihre Töpfe stellten. Es waren da Kinder von fünf Jahren und darunter. „Die andern banden uns und ließen uns hungern; ihr zerschneidet unsre Stricke und heißet uns essen; was für Leute seid denn ihr? woher kommt ihr denn?" fragte ein kleiner Junge. Den Tag zuvor waren zwei Frauen, weil sie versucht hatten ihre Stricke loszumachen, erschossen worden, als abschreckendes Beispiel für solche, die einen Fluchtversuch machen wollten. Dem Kinde einer andern Frau hatte man den Schädel eingeschlagen, weil sie neben ihrer Last das Kleine kaum mehr schleppen konnte. Ein Mann, der ermattet zusammenbrach, wurde sofort mit der Axt abgetan. In solchem Grade siegt beim Sklavenhandel Mißachtung des Menschenlebens und Blutdurst selbst über den Eigennutz, der ja Schonung, nicht Mord gebieten würde.

Einmal reiste Livingstone in Gesellschaft von Arabern dem Lualaba zu. In Njangwe, wo er sich ein Häuschen gebaut hatte, ging es an einem Julimorgen sehr lebhaft zu. Wohl 1500 Neger waren beisammen, kauften und verkauften, schwatzten und lachten, feilschten und scherzten nach Negerart; der weiße Doktor schlenderte zwischen ihnen umher und belauschte ihre harmlosen Plaudereien. Da plötzlich kracht und knallt es! Ein mörderisches Gewehrfeuer ist eröffnet. Araber fallen über die Marktweiber her, es folgt ein Gemetzel von solcher Abscheulichkeit, daß Livingstone sich in die Hölle versetzt glaubt. In unsäglicher Verwirrung läuft alles davon, stürzt auf die Boote am Flußufer und will sich flüchten. Allein die Kähne sind nicht so schnell losgemacht, es stehen zu viele dicht nebeneinander, die Ruder sind vergessen, der Raum ist zu eng für die aufgeregte Volksmenge, haufenweise stürzen die Unglücklichen kopfüber ins Wasser. Immer noch werden die Fliehenden vom Kugelregen verfolgt, Schwimmende sinken lautlos unter, andere schreien vergeblich um Hilfe, viele Weiber und Kinder sind festgenommen und zu Sklaven gemacht. Manche zogen den Tod des Ertrinkens diesem elenden Los vor; manche konnten sich durch Schwimmen retten; doch die Araber selbst schätzten die Zahl der Toten auf 350—400. Am folgenden Tag standen 27 Dörfer in Flammen, und triumphierend kehrten die Unmenschen von ihren Raub- und Mordzügen zurück. Natürlich wollte niemand der Urheber dieser Schandtat sein, alle waren unschuldig. Aber Livingstone erklärte aufs entschiedenste, lieber wolle er allein umkommen, als mit „solchen Bluthunden" weiterreisen. Natürlich waren auch die Eingeborenen der ganzen, weiten Umgegend durch dieses Blutbad in schreckliche Aufregung gegen die Fremden geraten, so daß auch Livingstones Leben aufs äußerste bedroht war. Es blieb ihm nichts übrig, als mit seinen drei Getreuen nach Udschidschi zurückzukehren, was ihm unter unsagbaren Mühsalen und Anstrengungen auch gelang. In ganz zerfetzten Schuhen, krank und abgezehrt, erreichte er den Ort am 23. Oktober 1871.

Hier war es, wo Livingstone im Augenblick der höchsten Not von Stanley (Abb. 88 u. 89) aufgefunden wurde. Wenige Monate später, am 25. August 1872, trat er seine letzte Reise an. Er wollte von Unjanjembe aus zu den Nilquellen durchdringen, jedoch nur, wie er seinem Bruder schreibt, „um mich in den Stand zu setzen, meinen Mund vor den Menschen mit Macht zu öffnen. Dies ist die Macht, die ich an-

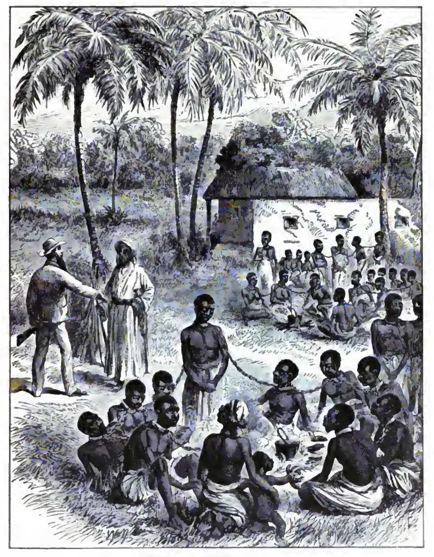


Abb. 87. Lagernde Sklavenkarawane.

zuwenden hoffe, um ein furchtbares Unheil zu heilen und meine armselige, schwache, helfende Hand der ungeheuren Umwälzung zu leihen, die Gott in seiner alles umfassenden Vorsehung jahrhundertelang vorbereitet hat und die er jetzt augenscheinlich beschleunigt." Livingstone hat das, wofür er gekämpft und gelitten hatte, nicht mehr

mit Augen geschaut; am 4. Mai 1873 erlag er den Mühsalen und Leiden seines aufopfernden Reiselebens; aber gekommen ist es doch. Der Sklavenhandel in Afrika wird jetzt von Deutschland und England bekämpft. Freilich werden, solange in Arabien und Persien und in den noch einigermaßen selbständigen mohammedanischen Ländern Afrikas die Sklaverei herrscht, noch immer Versuche gemacht werden, Sklaven zu rauben, aber daß es abwärts geht mit dem Gewerbe der Sklavenhändler, wird wohl niemand bestreiten können. In Ägypten und im Sudan ist die Sklaverei infolge eines Vertrags mit England vom Jahr 1877 jedenfalls rechtlich (wir wissen nicht ob auch tatsächlich) abgeschafft. Die Kongoakte von 1885 verbietet den Sklavenhandel im Kongogebiet. Auf den Brüsseler Konferenzen von 1889 und 1890 haben 17 Staaten (Frankreich war nicht darunter) wirksame Maßregeln zur Unterdrückung des noch bestehenden Sklavenhandels vereinbart. Es ist merkwürdig, daß die Sklavenhändler ihre Raub- und Handelszüge oft unter französischer Flagge betrieben haben. Noch im Jahr 1894 bestand an verschiedenen Punkten der Küste eine lebhafte Sklavenausfuhr nach Madagaskar und Arabien unter französischer Flagge. „Fast alle Dhaus, die auf der Ostküste noch die Sklavenausfuhr betreiben, fahren unter französischer Flagge, die sie von den französischen Konsulaten auf Madagaskar oder den Komoren erhalten. Die Babemba fochten gegen Wißmann unter französischer Flagge. Die Franzosen spielen sich an der Ostküste als Freunde der Araber auf und begünstigen im Gegensatz zu England deshalb den Sklavenhandel. Dadurch wird erreicht, daß die französischen römischen Missionen im Innern von den Arabern geduldet und freundlich behandelt werden" (Merensky). Dies ist um so merkwürdiger, als es der französische Kardinal Lavigerie war, der mit den Anstoß zu den Brüsseler Konferenzen gab. Er hätte zuerst vor seiner, d. h. vor Frankreichs Türe kehren sollen. Doch Vorwürfe und kritische Vergleichungen helfen hier nichts. Es muß gearbeitet und gekämpft werden. Und das geschieht jetzt doch von den verschiedensten Seiten aus. Möchten wir Deutsche darin nur hinter keiner anderen Nation zurückbleiben!

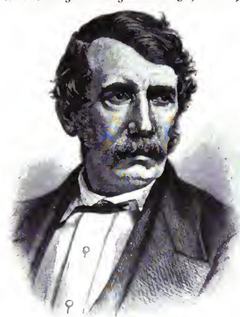


Abb. 88. David Livingstone.

Was durch private Bemühungen, abgesehen von der Mission, geschehen kann, das beweist der am 27. April 1893 gegründete Evangelische Afrikaverein. § 1 seiner

Satzungen heißt: „Der Evangelische Afrikaverein macht es sich zur Aufgabe, in den deutschen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern, für die Wahrung ihrer Menschenrechte einzutreten und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei mitzuwirken." Der Verein hat seinen Sitz in Berlin. Eine in Deutschland sichtbare Tat des Vereins ist die von ihm gegründete Kolonialschule in Witzenhausen. In welcher Weise er in Afrika selbst wirkt, das sehen wir z. B. an der Gründung der Station Lutindi in Deutsch-Ostafrika, im Urwald von Usambara. Seit das Deutsche Reich sich im Jahr 1885 einen Teil Ostafrikas einverleibt hat, bemühte sich die Regierung, den Sklavenjagden ein Ende zu machen, und es scheint, daß dies jetzt endlich nach schweren Kämpfen gelungen ist. Unter den den Sklavenjägern entrissenen Negern befanden sich verwaiste Kinder, deren Zahl zu groß war, als daß sie alle auf Missionsstationen unterkommen konnten. Dem Bedürfnis, diesen Kindern eine Heimat zu bieten, kam der Evangelische Afrikaverein durch die Gründung von Lutindi entgegen. Seit dem Jahr 1896 sind viele befreite Sklavenkinder hier untergebracht worden, die mehr als zwanzig Volksstämmen angehören. Sprache der Station ist das an der ostafrikanischen Küste allgemein gesprochene Kisuaheli. Die Kinder empfangen hier eine christliche Erziehung, Schulunterricht und Anleitung in Haus-, Garten- und Feldarbeit. Getauft werden sie erst, wenn sie selbst es begehren, den nötigen Unterricht empfangen und eine Prüfungszeit durchgemacht haben. Lutindi, auf gesunder Bergeshöhe gelegen, ist auch ein Erholungsort für fieberkranke Europäer, besonders Missionare, eine Reisestation für weiße Beamte, Pflanzer und Missionare, und ein Krankenasyl für Eingeborene. Am Sonntag wird Gottesdienst gehalten, und zwar ein besonderer je für Christen und für Heiden.

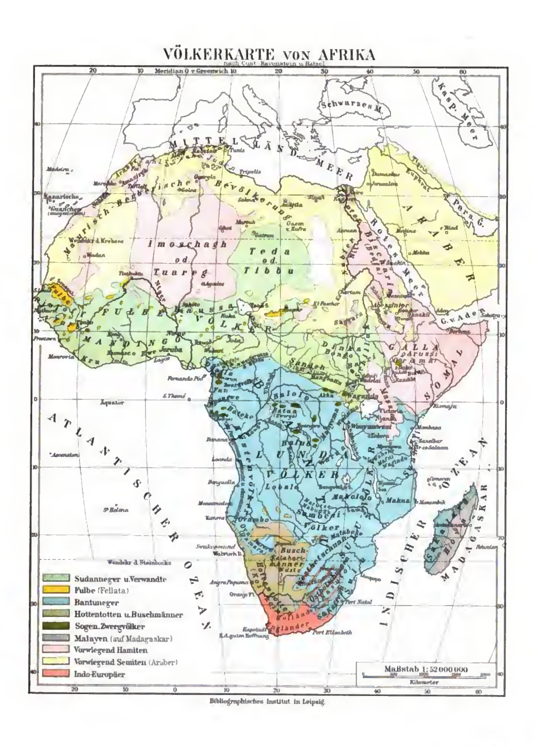


Abb. 89. Henry M. Stanley.

Im neuesten Jahresbericht heißt es von der Sklavenerziehungsanstalt in Lutindi: „Abteilungsweise erhielten die Kinder Unterricht im Rechnen, Lesen, Schreiben, etwas Geographie und Geschichte. Außerdem wurden sie mit den Grundwahrheiten des Christentums vertraut gemacht. Die Fortgeschritteneren erhielten in den Abendstunden noch des besonderen deutschen Unterricht. An jedem Unterricht aber nahmen nicht nur die Anstaltsinsassen, sondern auch eine ganze Anzahl der umwohnenden Waschambaa teil. Neben dem Schulunterricht wurden die

Größeren für den Handwerksbetrieb herangebildet. So wurden je nach ihren Kräften und Fähigkeiten zwei in der Schuhmacherei angelernt, andere wieder hatten bei der Ausbesserung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude Gelegenheit, sich in Zimmer-, Tischler- und Maurerarbeiten, sowie auch im Ziegelstreichen zu üben. Hand in Hand mit allen diesen Arbeiten ging auch die in der Wirtschaft, in den Gärten und auf den Äckern. Die Zahl der Zöglinge schwankte im Lauf des Jahres zwischen 45 und 50; indessen hat sich die Arbeit durch Ausdehnung der erzieherischen Tätigkeit auch auf die umwohnende Bevölkerung vermehrt. Mehrere bereits erwachsene Zöglinge, welche auf Grund der erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten ihr Glück anderorts versuchen wollten, verließen die Anstalt. Vier Paare traten in die Ehe und begründeten jedes seinen eigenen Hausstand auf dem Stationsgebiete. Unweit der Anstalt erbauten sie sich ihre eigenen Häuser. Zu ihrem weiteren Unterhalte wurden ihnen die Ländereien, die sie schon zuvor selbständig zu bebauen hatten, überlassen. Die auf diese Weise entstandene neue Ansiedelung wurde Bethaniya genannt. Wir hoffen, daß sich hier im Laufe der Jahre ein fröhliches Gemeinwesen von selbständigen Ackerbauern und Handwerkern entwickeln wird. Der Gesundheitszustand der Zöglinge war im Berichtsjahre (1902) fast durchgehend ein guter . . . Lutindi ist aber nicht nur für Waisen und befreite Sklavenkinder, für erholungsbedürftige Europäer, sondern auch für die umwohnenden Waschambaa ein Zufluchtsort in mancherlei Nöten. Wie bereits in früheren Jahren, so haben auch im vergangenen unsre Diakonen der eingebornen Bevölkerung in Krankheits- und Unglücksfällen durch Darbietung von Arzeneien und Anlegung von Verbänden wirksame Hilfe geleistet. Der Segen solcher Liebesdienste ist unverkennbar . . . Für die Heranbildung eingeborner Helfer für kleinere Beamtenstellen bei der Regierung und auf den Plantagen, sowie für den Schulunterricht wird nicht nur auf Lutindi gesorgt; zur Errichtung und vorläufigen Unterhaltung einer diesem Zweck dienenden Anstalt in Belldorf, Kamerun, hat der Afrika-Verein im Jahr 1899 die Mittel hergegeben. Auch andere Schulen in Kamerun, Südwestafrika und Togo wurden zum Zweck solcher Weiterbildung der Eingebornen unterstützt" (nach der Zeitschrift „Afrika" 1903, 2 ff.; 19).

Der Evangelische Afrikaverein füllt mit seiner Tätigkeit eine Lücke aus; er tritt da ein, wo Hilfe not tut, aber weder von der Regierung noch von der Mission geleistet werden kann, und wir dürfen hoffen, daß ihm Afrika mit der Zeit manche segensreiche Einrichtung verdanken wird. Doch damit sind wir beinahe schon auf das Gebiet der Mission gekommen, von welcher der zweite Teil unseres Buchs handeln soll.



Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zweiter Teil.

Die evangelische Mission in Afrika.

---

1. Der Islam und seine Mission.

Ehe wir von der Ausbreitung des Christentums in Afrika sprechen, müssen wir uns klar machen, daß die Mission in dem dunklen Weltteil nicht nur das Heidentum, sondern auch den Islam zu bekämpfen hat. Dieser ist sogar der gefährlichere Feind, weil er mehr Lebenskraft hat als jenes und weil er auch in seiner Weise Mission treibt. Wie gefährlich er ist und was seine Mission zu bedeuten hat, das werden wir verstehen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie weit einst das Christentum in Afrika schon verbreitet war. Während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung war der Nordrand Afrikas christlich geworden; das Christentum war zu den Berberstämmen und von diesen bis an die Grenze der Negervölker vorgedrungen. Wenn es diese selbst auch nicht erreicht hat, so findet man doch manches, was auf Berührung mit Christen in früherer Zeit hinweist. So fand man an der Guineaküste in der Nähe von Kamerun kupferne Kreuze, die den Häuptlingen als Schmuck dienten und die, wie die Sage behauptete, bei jeder Thronbesteigung aus fernem Lande geholt wurden. Ums Jahr 400 hatten Ägypten und Abessinien das Christentum angenommen und die Bibel war in das Gheez, eine abessinische Sprache, übersetzt; ja noch weiter gegen den Äquator zu drang das Christentum vor, auch Kordofan und Darfur wurden christlich. In Abessinien hat sich das Christentum, allerdings in erstarrten Formen, erhalten, aber auch in dem Landstrich südlich von Abessinien, wo jetzt das Heidentum oder der Islam herrscht, findet man noch einzelne Spuren früheren Christentums. In der Landschaft Kaffa, der Heimat des Kaffeebaums, südlich von Abessinien, noch in dem Alpenlande gelegen, fanden die italienischen Reisenden Chiarini und Gonia kleine runde Kirchen, auf deren Giebel sich ein Kreuz aus Straußeneiern befand. Ein Priester rief dem Fremden zu: „Küsse die Schwelle, dies Haus ist dem heiligen Immanuel geweiht." Auch noch weiter südlich zeigte man Spuren früherer Kirchlein und sagte, diese hätten den Namen Golgatha.

Das sind freilich nur kümmerliche Reste der einst blühenden aber dann veräußerlichten und erstarrten afrikanischen Kirchen. In Nordafrika brausten zuerst die Stürme der Völkerwanderung zerstörend über sie hin. Dann kamen

die Araber. Schon acht Jahre nach Mohammeds Tode, 640, eroberte der Kalif Omar Ägypten, und von da fanden seine Scharen den Weg in die nördlichen Länder Afrikas, deren Klima dem ihrer asiatischen Heimat ähnlich war. Immer weiter rückten die Mohammedaner nach Süden vor, und ums Jahr 1000 gab es am Süd-

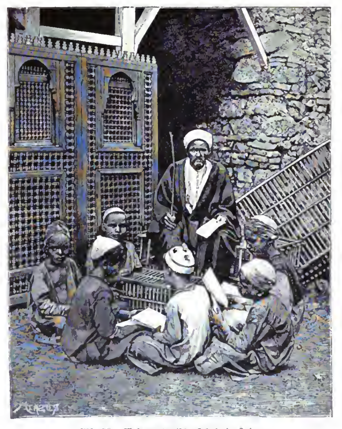


Abb. 90. Mohammedanische Schule in Kairo.

rande der Sahara schon mohammedanische Kalifate. Am Anfang des 19. Jahrhunderts begannen die Fula oder Fulbe ihre Eroberungszüge, bei denen sie den Islam mit Feuer und Schwert verbreiteten. Sie haben es besonders auf Westafrika abgesehen, haben sich am Senegal, am Benue, am Niger festgesetzt und sind im Jahr 1848 an der Küste von Kamerun erschienen. Ursprünglich Nomaden, lassen sie sich jetzt oft dauernd an einem Orte nieder und treiben Ackerbau. In Westafrika sind schon zwei tüchtige, begabte Negervölker, die Mandingo und die Wolof, dem Islam verfallen; er ist bis an die Grenzen von Liberia, Asante, Togo, Dahome, am Nigerdelta sogar bis ans Meer vorgedrungen, und im Hinter-

land von Kamerun kämpfen seine Anhänger gegen die noch unabhängigen Negerstämme. Bedroht ist das ganze Nigergebiet und das Land am oberen Nil.

Wie es in Ostafrika mit dem Islam steht, haben wir in dem Kapitel über den Sklavenhandel gehört. Südafrika mit seiner weißen und seiner zum Teil christianisierten farbigen Bevölkerung ist ein fester Damm gegen den Islam. Es finden sich zwar hier einzelne mohammedanische Gemeinden, aus eingewanderten Malaien bestehend, aber sie sind fast ohne Einfluß auf ihre heidnische Umgebung.



Abb. 91. Nordafrikanische Koranstudenten.

„Bei dem Kampf zwischen Islam und Christentum um Afrika handelt es sich um den Kampf der beiden Hauptreligionen der Erde und damit um die durch den Sieg der einen oder andern Macht besiegelte Zukunft der afrikanischen Völker. Der Islam tritt uns als geistige Macht in dem Vordringen der arabischen Völker, die durch ihn zusammengehalten und begeistert dem von ihm vorgesteckten Ziele zustreben, entgegen. Ja man kann sagen, daß er es mehr als irgend eine andre Religion versteht, seinen einzelnen Anhänger zu seinem begeisterten Vertreter und zum Kämpfer für seine Ausbreitung zu machen. Jeder Mohammedaner tritt in einem gewissen Maße ein für seinen Glauben. Wenn sich auch unter den neu-

geworbenen Anhängern viele halbe und laue finden, so muß man doch jeden wirklichen Araber oder unmittelbaren Abkömmling von Arabern, dem man in Afrika begegnet, sei er Beamter, Kaufmann, oder abenteuernder Händler, als einen Parteigänger seines Propheten ansehen. Und unter den Zehntausenden dieser Leute finden wir wieder Hunderte und Tausende, die durch die glücklich zurückgelegte Wallfahrt nach Mekka zu Hadschis geworden sind, deren Würde sie zur Ausbreitung ihres Glaubens besonders verpflichtet und befähigt.

„Nordafrika ist in unsrer Zeit der eigentliche Sitz mohammedanisch fanatisierter Glaubenskraft. In Kairo (Abb. 90 und 91) befindet sich die berühmte Koranschule El-Azher, deren Zöglinge im äquatorialen Afrika als Lehrer und Geistliche überall tätig sind. In der Libyschen Wüste hat der Orden der Snussi, ein mohammedanischer Jesuitenorden, seine Hauptsitze.

„Der Gründer des Ordens, Sidi Mohammed Snussi, hat den Islam reformiert, und unzählige von seinen Schülern sind in vielen Klöstern zerstreut. Das Hauptkloster ist auf der Jupiter-Ammon-Oase, jetzt Siuah genannt (Abb. 92). Die Zahl derer, die im weiteren Sinn dem Orden angehören, soll 1½ Millionen betragen. Der Orden steht unter einem General, Khalifa genannt, dessen Würde erblich ist. Ihm sind die Untergebenen zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Die Ordensglieder leben streng enthaltsam, sie meiden sogar Kaffee und Tabak. Sie scheinen dem Satz zu huldigen: Der Zweck heiligt die Mittel. Gift und Dolch werden als Waffen nicht verschmäht. Dabei verfügt der Orden über reiche Mittel, Landbesitz und Geld. Einflußreiche Stellen bringt er in die Hände von Mitgliedern, durch Schulen sichert er sich seine Stellung beim aufkommenden Geschlecht, und er hat es auf diese Weise in der kurzen Zeit eines Menschenalters erreicht, ganz Nordafrika und im Süden Bornu, Wadai und Sokoto in seine Gewalt zu bekommen. Auch Deutschland sollte in Ostafrika in Beziehung auf den Snussi-Orden die Augen offen halten." (Merensky.)[1]

Wenn man diese Ausbreitungsfähigkeit des Islam bedenkt, wenn man ins Auge faßt, daß die Neger lernbegierig sind und daß ihnen ihre eigenen, heruntergekommenen Religionsformen vielfach nicht mehr genügen, daß der Islam ihnen als eine höherstehende Religion entgegentritt und daß ihnen seine Annahme sehr erleichtert wird — er verlangt allerdings manches schwere äußere Werk, wie das Fasten während des Monats Ramadan, aber er fordert keine innere Umkehr und auch kein Brechen mit manchem, woran der Neger hängt, z. B. Vielweiberei und Sklaverei; — wenn man sieht, wie machtlos der Katholizismus dem Islam gegenübersteht — der Bilderdienst ist ja dem Mohammedaner ein Greuel —, so machtlos, daß die Heiden in dem französischen Nordafrika unter französischer Herrschaft Mohammedaner geworden sind; wenn man weiter bedenkt, daß die evangelischen Christen, die sich in Afrika niederlassen, oft das Gegenteil von Missionaren sind, indem sie nicht nur nichts zur Ausbreitung ihrer Religion tun, sondern durch Gleichgültigkeit oder Feindschaft gegen das Christentum, durch allerlei Laster und durch schlechte Behandlung der Eingeborenen den Christennamen verhaßt machen — wenn man dies alles in Betracht zieht, so könnte man sich eigentlich wundern, daß nicht schon ein viel größerer Teil von Afrika mohammedanisch geworden ist. Es erklärt sich dies zum Teil aus der Art, wie der Islam Mission treibt, nämlich mit Feuer und Schwert. Seine Vertreter kommen zugleich als Eroberer, und sie machen die besiegten Völker nicht nur zu Mohammedanern, sondern meist auch zu Sklaven.

[1] „Mohammedanismus und Christentum im Kampfe um die Negerländer Afrikas."

Deswegen wehrt sich der freiheitsliebende Neger mit aller Macht gegen die Eroberer und damit zugleich gegen ihren Glauben. Es ist deshalb oft eine längere Entwicklungszeit nötig, bis aus den Nachkommen der von den Mohammedanern zu

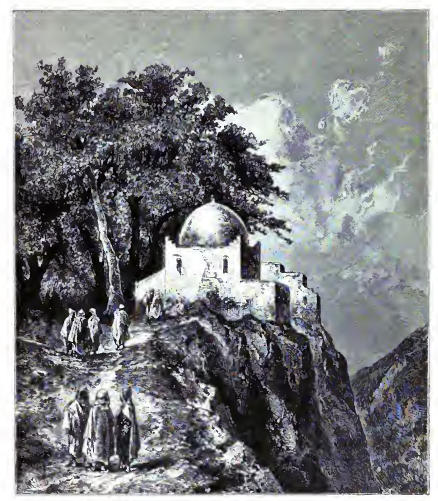


Abb. 92. Stammsitz des Snussi-Ordens.

Sklaven gemachten Neger allmählich Parteigänger und Mitkämpfer werden. Ein Beispiel für eine solche — in diesem Fall tausendjährige — Entwicklung sind die Suaheli an der Ostküste (Nachkommen von Sklaven der Araber), die jetzt ein eigenes Volk bilden und ihre eigene Sprache, eine mit arabischen Wörtern vermischte Bantumundart, besitzen.

Man hat ja auch schon die Behauptung gehört, der Islam sei für Afrikas Völker die passendste Religion, viel passender als das Christentum. Für den, der ein tieferes Verständnis für das Evangelium hat, bedarf eine solche Behauptung keiner Widerlegung, aber wenn man die beiden Religionen auch nur als Kulturmächte wertet, so muß ja jeder, der nicht absichtlich die Augen verschließt, sehen, daß eine Religion, bei deren Anhängern die Vielweiberei und Sklaverei zu Recht bestehen, bei der also von einer würdigen Stellung des Weibes und einem Familienleben im höheren Sinne nicht die Rede sein kann, bei der alle Greuel des Menschen-



Abb. 93. Plündernde Mohammedaner.

raubs (Abb. 93) ungehemmt fortgehen, nicht geeignet ist, den Völkern des dunklen Erdteils die wahre Kultur zu bringen, wenn auch anzuerkennen ist, daß die zum Islam übergetretenen Heiden aus der ärgsten Roheit herauskommen. Wer also hofft und wünscht, daß Afrika einer echten, wahren Kultur entgegengeführt werde, der muß auch hoffen und wünschen, daß die Völker Afrikas Christen werden, und zwar nicht auf dem Umweg über den Islam, denn die Mohammedaner sind bis jetzt für das Christentum viel unzugänglicher als die Heiden.

Die Forschungen Robinsons im Sudan und am Niger, besonders in den Haussaländern, haben manche Aufklärung über den Einfluß des Islam auf die Negervölker gebracht. Dieser Reisende sagt: „Die Lobredner des Islam stellen die Behauptung auf, er habe die von ihm unterworfenen Negerstämme erstens auf eine höhere Kulturstufe erhoben, und zweitens bewahre er seinen Anhänger vor dem Genuß geistiger Getränke, durch den die heidnischen Völkerschaften verderbt werden. Beide Behauptungen stehen aber auf schwachen Füßen und führen zu Trugschlüssen. Was die Enthaltung

von geistigen Getränken betrifft, so findet sie sich nach dem übereinstimmenden Zeugnis verschiedener Reisenden durchaus nicht bei allen afrikanischen Mohammedanern, obgleich sie vom Islam gefordert wird. So sagt z. B. der französische Reisende Binger von den Fulbe, den eifrigsten Anhängern Mohammeds: ‚Sie sind zwar alle Mohammedaner, aber sie sind trotzdem insgesamt Trinker im vollsten Sinne des Worts. Von 5 Uhr abends an ist eine vernünftige Unterhaltung mit ihnen nicht mehr möglich, denn jung und alt ist berauscht.‘ Dies sagt ein Mann, der den Islam als die für die Neger geeignetste Religion ansieht! Und ein andrer, Joseph Thomson, sagt mit Beziehung auf dieselben Gegenden: „In vielen Landstrichen wird Wohlstand und Bedeutung der Ortschaften nur nach dem Umfang und der Höhe der Pyramiden von leeren Rumflaschen, die sie aufgestapelt haben, geschätzt.‘ Daß in den eigentlichen Haussaländern der Branntweinhandel aufgehört hat, ist nicht dem Islam zu danken, sondern den Bemühungen der Nigerkompanie, die der Branntweineinfuhr ein Ende gemacht hat.“

Was den Islam als Kulturmacht anlangt, so hat Robinson festgestellt, daß vieles von der heutigen Kultur der Haussa viel älter ist als der Mohammedanismus im Sudan, so z. B. das Weben und Färben von Kleiderstoffen. Und gesetzt der Islam hätte wirklich einen zivilisatorischen Einfluß auf die Haussa gehabt, so ist dieser doch jedenfalls sehr beschränkt. Der Islam gewährt seinen Anhängern nur ein Fortschreiten auf dem Wege der Kultur bis zu einer gewissen Stufe, die aber dann durch einen unübersteiglichen Wall von blinden Vorurteilen und Unwissenheit abgeschlossen ist. Es fehlt ihm der Lebensodem und das rechte Licht. Der Engländer Palgrave, der den größten Teil seines Lebens unter Mohammedanern zubrachte und ihnen so sehr seine Vorliebe bezeigte, daß er mehr als einmal in ihren Moscheen Gottesdienste hielt, sagt mit Bezug auf Arabien, die Heimat des Islam: „Erst dann, wenn einmal Koran und Mekka aus Arabien verschwunden sein werden — und nur dann allein — läßt sich erwarten, daß der Araber eine Stelle in den Reihen der zivilisierten Völker einnehmen werde, wovon ihn bis jetzt Mohammed und sein Buch mehr als alles andre abgehalten hat.“

---

2. Die Anfänge der christlichen Mission.

Wir sprechen hier natürlich nicht von der Mission der ersten christlichen Jahrhunderte, sondern von der Mission der Neuzeit, die den großen Entdeckungen im Westen, Süden und Osten Afrikas gefolgt ist.

Es erscheint als eine merkwürdige Fügung Gottes, daß gerade die Ausbreitung des Islam der Mission — zunächst der katholischen — den Weg nach Afrika bahnen mußte. Durch die Herrschaft der Mohammedaner in Vorderasien wurde den europäischen Mächten der Zugang zu Indien und seinen Schätzen verlegt. Man sah sich genötigt, einen andern Weg nach Indien zu suchen. Dies veranlaßte die Entdeckungsreisen der großen portugiesischen Seefahrer und führte zu der Entdeckung der Westküste Afrikas, der Umschiffung des Kaps und der Entdeckung eines Teils der ostafrikanischen Küste. Im Gefolge der Entdecker kamen auch die Missionare, zuerst Franziskaner und Dominikaner, später Jesuiten.

Sie trieben Mission auf ihre Art, wie sie's daheim im Lande der Inquisition gelernt hatten. In Westafrika kamen Missionare zuerst in das damals mächtige Königreich Benin, westlich vom Unterlauf des Niger. Aber es wurden in Oberguinea nur vorübergehende Versuche gemacht, zum Teil weil die Missionare bald dem Klima erlagen; ebenso vorübergehend waren die Erfolge; nur an wenigen Punkten Oberguineas gibt es farbige katholische Christen, die sich aus der Zeit der portugiesischen Missionstätigkeit im 15. und 16. Jahrhundert erhalten haben. Hoffnungsvoller schien die Mission in Unterguinea. Am unteren Kongo lag damals ein mächtiges Königreich, dessen

Herrscher eine 10 Meilen südlich von der Kongomündung auf einer prächtigen Hochebene gelegene Stadt von 24000 Einwohnern besaß. Hier wurde von den Franziskanern eine Mission gegründet. Der König ließ sich taufen, die Beziehungen zwischen Portugal und dem Kongoreich waren sehr innig, Königs- und Häuptlingssöhne wurden in Portugal erzogen, überall wurden auf Befehl des Königs Kirchen gebaut und die Heiden zu Tausenden getauft. Ums Jahr 1525 wurde die Hauptstadt, die jetzt San Salvador hieß, zu einem Bischofssitz gemacht, eine der Kirchen zur Kathedrale erhoben und der Gottesdienst prächtig ausgestaltet. Das mag sich alles von weitem schön ausgenommen haben, wenn man aber näher hinschaut, so zeigt sich, daß die Neger, die Christen wurden, nur einen Aberglauben mit dem andern vertauschten. Statt der Fetische und Amulette gab man ihnen Reliquien und Heiligenbilder; die Widerspenstigen, die sich nicht taufen lassen wollten, wurden als Sklaven verkauft, die Getauften aber nicht mit der Bibel bekannt gemacht, sondern nur angehalten, die Zeremonien der katholischen Kirche mitzumachen. Das wurde auch nicht besser, als die Jesuiten kamen, als das Mitmachen heidnischer Bräuche mit Geißelhieben gestraft wurde und die Inquisition ihr Wesen trieb. Das Christentum war den Negern nur äußerlich beigebracht worden; mit der politischen Macht Portugals in Westafrika verfiel auch die Mission, ohne dauernde Spuren ihrer Wirksamkeit zu hinterlassen, und im 18. Jahrhundert war das Kongogebiet wieder vollkommen heidnisch, die Stadt San Salvador fast zur Ruine geworden. Als im Jahr 1878 die ersten protestantischen Missionare (englische Baptisten) dorthin kamen, war von Christentum wenig zu spüren. Auch der König Dom Pedro V. war nicht viel anders als ein gewöhnlicher heidnischer Tyrann. Sein Nachfolger stand sogar den Missionaren und allen Weißen nach dem Leben und schmückte seinen Hof mit den Schädeln erschlagener Feinde. Einer seiner Räte, Noso (Abb. 94) mit Namen, war ein weit und breit gefürchteter Blutmensch. (Jetzt ist durch Gottes Gnade aus diesem Löwen ein Lamm geworden. Er hat mit seinem ganzen Hause das Evangelium angenommen. Auch der jetzige König ist ein Schüler und ein Freund der Missionare.) Vom Kongo aus drangen die Missionare weiter ins Innere; eine alte Amazonenkönigin ließ sich taufen und



Abb. 94. Der Häuptling Noso.

entsagte heidnischem Wesen, aber mit der Zeit gewann auch in ihrem Reich das Heidentum wieder die Oberhand. Dagegen findet man bei der Bevölkerung des jetzt noch portugiesischen Westafrika eine Mischung von heidnischem und christlichem Wesen.

Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß die Tätigkeit der katholischen Mission in Westafrika aufgehört habe. Schon ein flüchtiger Blick auf die politische Karte Afrikas, wie sie sich in den letzten Jahren gestaltet hat, kann uns eines bessern belehren. Es ist schon erwähnt worden, daß es Frankreich gelungen ist, zwischen seinem Besitz am Senegal und Niger und dem am Unterlauf des Kongo um den deutschen und englischen Besitz herum die Verbindung herzustellen; darauf folgt der Kongostaat, der aber nur mit einem schmalen Streifen die Küste erreicht, so daß hier das portugiesische Westafrika fast unmittelbar an das französische stößt. Im Kongostaat soll allerdings Religionsfreiheit herrschen, aber die Regierung begünstigt den Katholizismus oder hat nicht die Macht, weiter im Innern auf die Gleichberechtigung der Bekenntnisse zu dringen; man hat neuerdings Beweise, daß der evangelischen Mission Schwierigkeiten gemacht werden. Jedenfalls kann man sagen, daß, was den Länderbesitz anlangt, im mittleren Westafrika, bis weit ins Innere hinein, die katholischen Mächte den Vorrang haben, und daß auch ihr Einfluß auf die noch unabhängigen Negerstämme nicht gering anzuschlagen ist. Mit diesen Verhältnissen muß die evangelische Mission rechnen. Die Missionen, die von der Küste aus ins Innere vordringen, werden schließlich auf französisches Gebiet und damit vielleicht auf Hindernisse stoßen. Die katholische Mission hat seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung genommen. Das apostolische Vikariat für Senegambien und die beiden Guinea ist vom Papst in fünf Sprengel (Senegambien, Sierra Leone, Dahome, Ober- und Niederguinea) mit eigenen Oberhirten eingeteilt worden.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Verhältnisse in Westafrika. Wir haben hier zwei große Völkerfamilien: im Süden die Bantu-, im Norden die Sudanneger. Der Unterschied zwischen den beiden liegt hauptsächlich in der Sprache; sonst gehören sie trotz mancher Verschiedenheiten doch wohl einer Rasse an. Die Grenze zwischen den beiden Völkerfamilien geht in Westafrika durch Kamerun. Zu den Sudan- und Bantuvölkern kommen noch die Fulbe oder Fula (Abb. 95) mit etwas semitischen Gesichtszügen, hellerer Farbe und langem, schlichtem oder gelocktem Haar. Die Fulbe sind möglicherweise aus einer Mischung von Arabern, Berbern und negerartigen Stämmen hervorgegangen. Wahrscheinlich haben sie den Anstoß gegeben zu einer Völkerverschiebung, die sich von Osten nach Westen bewegt, eine erste Völkerschicht an die Küste und dieser nach die Mandevölker drängt, denen dann die Fulbe selbst zugleich als Verbreiter des Islam folgen. Aus dieser Völkerverschiebung erklärt sich auch zum Teil das Völkergewirr in dem mittleren Westafrika. Der Bantusprachen sind es hier allein mehr als 150. Sie sind noch zu wenig bekannt, um geordnet zu werden. Aber trotz dieser bunten Mannigfaltigkeit von Sprachen, Religionen und Sitten tritt uns auch hier der Zug von Einheit entgegen, der für Afrika bezeichnend ist; wir finden eine Verwandtschaft nicht nur unter den westafrikanischen Stämmen, sondern auch zwischen diesen und den ostafrikanischen. So schreibt ein Missionar von der Westküste:

„Vergleichen wir die Schilderung der verschiedenen Länder, Völker und Sprachen Afrikas unter sich, so stellt sich uns eine eigentümlich großartige Erscheinung vor Augen. Was man aus der abgeschlossenen Form des Weltteils allerdings längst vermuten konnte, was aber die frühere oberflächliche Anschauung des afrikanischen Sprachen- und Völkergewimmels wieder umzustoßen schien, das tritt jetzt immer gewaltiger ans Licht, nämlich die Gleichartigkeit und Einheit dieser ungeheuren Länder- und Völkermasse. Ägypten ist dabei nicht nur nicht auszuschließen, sondern erscheint vielmehr als ihr Haupt, namentlich wenn wir das Niltal mit Äthiopien als ein Ganzes



Abb. 95. Fulas.

betrachten. Lesen wir hier in Westafrika die Reisebeschreibungen eines Barth, Krapf, Rebmann, Livingstone u. s. w., oder die Grammatik einer ost- oder südafrikanischen Sprache, so gibt es darin ganze Partien, die sich fast wörtlich auf hiesige Verhältnisse anwenden lassen. Hier an der Westküste erinnern die Leichenfeierlichkeiten und ihr geistiger Hintergrund, ferner die Verehrung der belebten und unbelebten Natur, besonders der Flüsse, Krokodile und Schlangen, ja selbst die rohen Geräte und hundert andere Dinge lebhaft an Ägypten. Eine Hyäne wird hier so gut heilig gehalten wie in Äthiopien, und was den Galla und den Wanika in Ostafrika, was den Kaffern und Barotse in Südafrika als Lebensregel gilt, das gilt meist auch als solche dem Bewohner des Ga-Landes und dem Aschanteer in Westafrika."

3. Die Mission in Westafrika.

Sierra Leone.

Sehen wir nun, wie sich die protestantische Mission in Westafrika entwickelt hat. Die Blütezeit der katholischen Mission war längst vorbei, als endlich den Völkern Westafrikas von evangelischen Missionaren das Christentum gebracht wurde. Die protestantischen Staaten, durch die Portugal von der Westküste Afrikas verdrängt wurde, taten nichts für die Mission, außer daß die dänische Regierung an der Goldküste Schulen für die Negerkinder gründete. Die Brüdergemeine hatte ihre Augen auf Westafrika gerichtet und sandte um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu verschiedenen Zeiten Missionare nach Guinea, aber sie erlagen der Reihe nach dem tödlichen Klima, und schließlich wurde die Mission aufgegeben. Die Anfänge einer erfolgreichen Mission in Westafrika hängen eng mit der Aufhebung der Sklaverei zusammen. Wir haben schon gehört, daß England, seitdem es den Sklavenhandel verboten hatte, auf Sklavenschiffe Jagd machte und die Neger der erbeuteten Schiffe befreite. Es schloß nach und nach mit verschiedenen seefahrenden Nationen Verträge zur Unterdrückung des Menschenhandels, und in Havanna, Surinam, Rio di Janeiro und Sierra Leone bestanden Gerichte zur Aburteilung der aufgebrachten Sklavenschiffe. Aber was sollte man mit den vielen befreiten Sklaven tun? Nachdem es nämlich dem unermüdlichen Menschenfreund Granville Sharp gelungen war, im Jahr 1772 von dem obersten Gerichtshof Englands den Spruch zu erkämpfen, daß jeder Sklave, der den Fuß auf englischen Boden setze, frei werde, hatten sich in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts Hunderte von Negern angesammelt, die mit ihren Herren von Westindien gekommen waren und sich weigerten, wieder dorthin zurückzukehren. Diese armen Menschen konnten sich ihren Unterhalt nicht erwerben und durchzogen bettelnd die Straßen. Um solchem Elend abzuhelfen, gründeten Sharp und einige andere Menschenfreunde 1787 einen Verein, die afrikanische Gesellschaft. Diese kaufte von einem Häuptling auf der Halbinsel Sierra Leone ein Stück Land.

Sierra Leone war damals nur wenig bevölkert. Gegenüber am Festlande fand ein Treiben der Stämme vom Innern nach der Küste statt, das wie eine Völkerwanderung im kleinen wirkte. Ob die tief ins Innere gedrungenen Sklavenkriege und dadurch neu entstandene Herrschaften, oder ob der von Norden und Osten her sich immer weiter ausbreitende Mohammedanismus mehr Teil an dieser Erscheinung hatte, ist bis jetzt nicht ermittelt. Genug, die von innen treibende Macht der Nationen durchbrach die Völkerschichten längs der Küste und ließ von ihnen nur zerstreute Trümmer übrig, während sich tiefer im Innern meist unter moslemischen Gewaltherrschern massige Reiche aus zusammengeschmolzenen Völkern bildeten. So erschien Sierra Leone als ein passender Ort für eine Negeransiedlung. Sharps Plan leuchtete der Regierung ein, die mit den Straßenbettlern nichts anzufangen wußte, und sie wurden mit freigebiger Staatsunterstützung nach Sierra Leone gebracht.

Sierra Leone, d. h. Löwengebirge, ist ein herrliches Land. Stolz erheben sich seine fast senkrecht aus dem Meer aufsteigenden Bergpyramiden, während ringsumher an der weiten, flachen Küstenlinie Westafrikas dem sich nähernden Seefahrer die schlanken Palmen aus dem Meer zu wachsen scheinen, denn er wird ihre wehenden Kronen schon lange gewahr, ehe die gelbe Sandfläche hinter den Wellengipfeln auftaucht. Warum die portugiesischen Entdecker dem Land den Namen

Löwengebirge gegeben haben, weiß man nicht, da es, soweit man sich erinnern kann, niemals die Heimat von Löwen war — die Entdecker müßten denn die Leoparden für Löwen gehalten haben.

Der Sierra-Leone-Fluß, aus dem Port-Lokko und dem Rokelle entstanden und an seiner Mündung mehr einem breiten Landsee gleichend, trennt den Nordrand der Halbinsel vom Lande der Bullomneger und umflutet schöne Eilande, wie Tasso, Gambia, Banka, lauter frühere Stätten des Sklavenhandels. Hoch hinauf an den Bergen ist das Land prachtvoll bewaldet; an den Ufern des Stroms und am Saum der herrlichen Buchten wie in den kleinen Flußtälern bietet es dem Anbau zwar nur beschränkten Raum, aber ungemein üppigen Boden. Neben Reis, Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Brotfrucht und Jams gedeihen die edelsten Südfrüchte und die feineren Gemüse.

Es war keine auserlesene Gesellschaft, die in dem zu Ende gehenden 18. Jahrhundert nach Sierra Leone eingeschifft wurde, diese 400 Neger und dazu etwa 60 Weiße — die auch nicht um ihrer Tugenden willen nach Afrika gingen —, es waren auch viele übel berufene Weiber darunter. Kein Wunder, wenn in dem ungesunden Klima bei dem lasterhaften Leben und der Trägheit der Ansiedler ihre Zahl bald auf die Hälfte zusammenschmolz. Als ihnen nur die Wahl zwischen Hungertod und Arbeit blieb, rafften sie sich wohl auf, jedoch bloß um zu verkaufen, was ihnen die im Jahr 1783 ins Leben getretene Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels mitgegeben hatte, und den Erlös zu vertrinken. Darauf verließen viele die Halbinsel, um in den nahen Sklavenfaktoreien als Schreiber und dergleichen ein Unterkommen zu suchen. Die Räubereien der Zurückgebliebenen erbitterten einen benachbarten Häuptling so, daß er 1789 die unbeschützten Gebäude anzündete und von der ganzen Ansiedelung nichts übrig ließ. Ein anderer Häuptling erbarmte sich des elenden Häufleins, das sich zu ihm rettete.

Es gehörten der Mut und die Ausdauer eines Sharp dazu, nach solchem Anfang das Unternehmen nicht aufzugeben. Er bildete eine Sierra-Leone-Gesellschaft, in deren Besitz 1791 die Kolonie überging. Dem Gouverneur Falconbridge gelang es, die Verhältnisse wieder so zu ordnen, daß außer hundert Europäern, die zuerst einen tüchtigen Zusatz bilden sollten, eine Anzahl der Neger dahin gewiesen werden konnte, die im amerikanischen Kriege auf der englischen Seite mitgefochten hatten und die nun nach eingetretener Unabhängigkeit der Provinzen nicht der republikanischen Rache überlassen bleiben durften. Sie waren in Neu-Schottland und auf den Bahamainseln gesammelt worden. Ihrer 1100 schifften mit Freuden aus dem rauhen Klima des nördlichen Amerika nach Afrika über. Mangel und Krankheit lichteten zuerst ihre Zahl, dann aber fing die Kolonie an zu blühen und versprach eine Festung gegen das Sklavenwesen an der Küste Afrikas zu werden. Kein Wunder, daß der Haß der Sklavenhändler sich gegen sie wandte. Aber durch welches Werkzeug! Durch eine Flotte des französischen Nationalkonvents, der so schön über Menschenrechte und gegen Unterdrückung zu deklamieren wußte, der seine zujauchzende Freude über die Pflanzung ausgesprochen, sie unter seinen Schutz gestellt und diese Flotte zur Zerstörung des Sklavenhandels ausgesendet hatte! In England gebaute, nach englischer Weise aufgetakelte Schiffe mit englischen Flaggen und englisch verkleideten Matrosen eröffneten die Beschießung der neu erbauten Stadt Freetown (Abb. 96), und schossen noch fort, auch als der Statthalter längst die Waffenstillstandsflagge aufgezogen hatte. Die Kolonisten flohen aufs Land

oder in die Wälder, die Behausung der Leoparden. Als sie zurückkehrten, fanden sie alle Bücher zerrissen, besonders die Bibeln zertreten, die Druckerpressen zerschlagen, wissenschaftliche Sammlungen vernichtet, die physikalischen Apparate zertrümmert, die Arzneiwaren unbrauchbar gemacht, die Kirche geplündert. Nachher brannte, von den Barbaren angezündet, auch die ganze Stadt nieder. Auch die Schiffe der Kompanie wurden weggenommen und sogar die mitgebrachten Briefe geraubt. Man hatte zur Verbesserung des Klimas bereits stundenweit Wälder ausgehauen. Vernichtet schien jetzt auf einmal der durch mühselige Arbeit erworbene Wohlstand,



Abb. 96. Freetown in Sierra Leone.

vernichtet aller Einfluß der Kolonie, an die schon fern wohnende Häuptlinge Gesandtschaften zur Anknüpfung eines freundschaftlichen Verkehrs und Kinder zur Erziehung geschickt hatten. Die Negerhäuptlinge zeigten in dieser Not bessere Herzen als die große Nation und als die christlichen Sklavenhändler. Während diese das Mögliche taten, die Lage der bedrängten Kolonisten noch zu verschlimmern und die Pflanzung nicht wieder aufkeimen zu lassen, kamen jene den Notleidenden zu Hilfe.

Der Mut der Direktoren der Sierra-Leone-Gesellschaft war bewundernswert. Sie rüsteten neue Schiffe aus, sandten Hilfe und Vorräte aller Art, und nach vier Jahren stand die Stadt schon wieder da mit 300 Häusern, mit schönen öffentlichen Gebäuden und Werften, etwas besser gegen Überfälle geschützt und von 1200 Menschen bewohnt. Mit dem steigenden Wohlstand erhob aber die Schlange der Zwietracht

inmitten der Ansiedler selbst das Haupt. Ein Aufruhr der Neger aus Amerika führte die Kolonie im Jahr 1800 an den Rand des Untergangs; Überfälle der von den Sklavenhändlern und den verbannten Empörern aufgereizten Timne-Neger bedrohten sie auch in den folgenden Jahren stets von neuem. Da ging in dem denkwürdigen Jahr 1807, in dem nach zwanzigjährigen parlamentarischen Kämpfen endlich der Sklavenhandel in allen britischen Kolonien und auf allen britischen Schiffen verboten wurde, Sierra Leone an die englische Krone über. Am 10. November 1808 wurde das erste Sklavenschiff weggenommen und nach Freetown gebracht; mehrere andere folgten und wurden ohne Gnade verurteilt.

Wie erstaunten diese Sklaven, als man sie nun ans Ufer brachte und die, die zu Soldaten taugten, in die Kaserne, die andern als Lehrlinge zu den Kolonisten führte, während noch andern Unterricht im Ackerbau gegeben wurde! — Für spätere Ladungen solcher lebendigen Fracht wurde die Regel eingeführt, daß man die Geretteten in einen mit Gebäuden umschlossenen Hofraum brachte, sie nach Geschlechtern sonderte, wusch und kleidete. Hierauf kamen die Männer ein halbes Jahr lang unter die besondere Pflege der Regierung, die sie, um sie an geordnete Arbeit zu gewöhnen, zuerst drei Monate lang zu öffentlichen Geschäften anhielt und ihnen alles Nötige zukommen ließ. Dann wurden sie in die verschiedenen Dörfer verteilt, die der Reihe nach erstanden. Dort erhielt jeder ein Stück Land und wurde zum Bau eines Hauses und zur Anlegung eines Gartens angehalten. Nach drei weiteren Monaten, die er noch unter der besondern Aufsicht des Regierungsbeamten stand, hatte er als selbständiger Bürger auf freie Weise sein Hauswesen zu besorgen und stand an Rechten den übrigen Kolonisten gleich. Die Weiber wurden unter ihre Landsleute verteilt, Knaben und Mädchen als Lehrlinge in den Haushaltungen untergebracht, und die Kinder unter zehn Jahren den Schulanstalten übergeben. — Scharen von Negern aller west- und innerafrikanischen Stämme wurden so allmählich in Sierra Leone gesammelt. Ladung um Ladung setzte man sie, entblößt, elend und furchtbar verkommen ans Land, um sie unter britischem Schutze Freiheit und Menschenrechte genießen zu lassen. Natürlich mußten die Leiter der Kolonie manch hohes Lehrgeld bezahlen, bis sie im Wechsel verschiedener Versuche endlich den rechten Weg gefunden hatten. Aber man fand ihn, und nach zehn Jahren standen elf blühende Dörfer, wo sonst verwachsene Wildnis gewesen war. Die Felder umher waren sorgsam angebaut, und inmitten jedes Dorfes fand sich eine Schule. Nicht aber sogleich auch eine Kirche. Nicht gleich von Anfang an war es erkannt worden, daß das Christentum in seiner Lehre und kirchlichen Ordnung die zukunftsreichsten Kräfte der Gesittung trage; man wollte zuerst nur seine in Europa gereiften Früchte als die umgestaltenden Mittel zur Hebung der Schwarzen gebrauchen. Ohne einen Prediger des Evangeliums hatte zwar die Sierra Leone-Gesellschaft ihre ersten Ansiedler nicht ziehen lassen, allein er war schon auf der Überfahrt erkrankt und gestorben. Nachher hatte sich zwar je und je ein Geistlicher der englischen Kirche willig gefunden, sein Leben an das Heil der schwarzen Ansiedler zu setzen, aber nicht immer war das der Fall gewesen, so daß die Kolonie wiederholt ohne alle geistliche Pflege war, bis endlich von anderer Seite Hilfe kam.

Während am Schluß des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts in ganz England jedes edlere Gemüt für die Erlösung Afrikas aus dem leiblichen Joche der Sklaverei begeistert war, hatten sich eben erst die britischen Missionsgesellschaften zu bilden angefangen, denen die Rettung der Heidenwelt aus der geistlichen Tyrannei des Aberglaubens und der Unwissenheit als Ziel vor Augen stand. Es war natürlich, daß der Liebeseifer der Missionsfreunde die Richtung nahm, die ihm die allgemeine Strömung anwies. Wie in Indien, so waren auch in Afrika die Baptisten die ersten auf dem Plan. Von ihnen wurden 1795 zwei Missionare nach Sierra Leone gesandt, um in der Nähe der Kolonie eine Mission zu beginnen. Der eine jedoch mußte schon nach acht Monaten mit gebrochener Gesundheit wieder heimkehren, der

andere verwickelte sich so tief in die Streitigkeiten der Kolonisten, daß der Statthalter ihn ausweisen mußte. Auch das gemeinschaftliche Unternehmen der englischen und zweier schottischen Missionsgesellschaften scheiterte an der Uneinigkeit und teilweise auch der Unwürdigkeit der Missionare. Einer wurde sogar Sklavenhändler! Das Jahrhundert schloß unter dem Hohngelächter der Sklavenhändler und ihrer Freunde mit dem Anschein, daß in Afrika mit der christlichen Predigt nichts zu machen sei. Neue Versuche schienen nach solch bittern Erfahrungen in weite Ferne gerückt.

Da ermannte sich die 1799 gegründete kirchliche Missionsgesellschaft zu dem Entschluß, das verlassene Arbeitsfeld Westafrikas in Besitz zu nehmen, und weil sie im eigenen Vaterland die tauglichen Sendboten nicht fand, diese in Deutschland zu suchen. In Berlin hatte ein schlichter, frommer Prediger, der viel gesegnete und viel verlachte Jänicke, einige Jünglinge um sich gesammelt, die er zu Missionaren ausbildete, in der Hoffnung, dereinst Mittel und Wege zu ihrer Sendung in die Heidenwelt zu finden. In dieser kleinen Missionsschule, der einzigen im ganzen protestantischen Deutschland, wurden von der englisch-kirchlichen Mission die ersten Glaubensboten für Westafrika gesucht und gefunden. Vierzehn Jahre lang bestand indes fast die ganze Arbeit dieser und der nachrückenden Brüder nur im Suchen und Umhertasten nach einer geeigneten Stätte des Wirkens. Die erste feste Missionsniederlassung wurde 1810 unter den Susus am Rio Pongas versucht. Allein von 15 Missionaren, die nach und nach dahin ausgesandt wurden, fielen 7 als Opfer des Klimas, und nach elfjähriger Mühe und Arbeit wurden die Missionsgebäude auf Anstiften der Sklavenhändler durch französische Kriegsschiffe in Brand gesteckt. Die überlebenden Brüder mußten unter britischem Schutz in Sierra Leone Zuflucht suchen.

Dort war zwar seit 1804 immer abwechselnd einer der deutschen Missionare tätig gewesen, aber mit der wachsenden Bevölkerung wurde das Bedürfnis nach mehr Arbeitern von Jahr zu Jahr immer fühlbarer, obgleich seit 1811 auch die Wesleyaner mit Hand anlegten. Nicht aus eigener Wahl, sondern durch Gottes sichtbare Fügung wurde so Sierra Leone der Mittelpunkt der englisch-kirchlichen Mission in Westafrika. Die Regierung hatte die Verpflichtung übernommen, Kirchen für die verschiedenen Pfarreien zu erbauen, in die sie 1815 die Halbinsel einteilte; die Aufgabe der Missionsgesellschaft wurde es jetzt, für jede derselben einen tüchtigen Geistlichen auszusenden und das ganze Schulwesen in die Hand zu nehmen. Wo die Kirche noch nicht vollendet war, begann der Missionar seinen Negern im Freien das Evangelium zu verkünden.

Bald gärte jetzt auf allen Stationen ein Kampf der heidnischen Wildheit und des entsetzlichen Aberglaubens gegen das Evangelium und das christlich gesittete Leben. Aber dieser Kampf wurde bestanden, weil die aufeinander folgenden Scharen von Arbeitern (großenteils aus dem Basler Missionshaus) stets das eine Ziel im Auge behielten, ein lebendig christliches Volk zu erziehen, und weil sich die Gesellschaft in London durch die zahlreichen Todesfälle, die die Reihen der Streiter lichteten, nicht entmutigen ließ. Nur wenige sind vom Klima entkräftet heimgekehrt; einer fand seinen Tod in den Wellen des Meeres, die andern sanken im heißen Kampf in den eroberten Boden.

Die ersten durchgreifenden Erfolge der Mission durfte der hochbegnadigte Wilh. Aug. Bernh. Jansen erfahren. Ein Hannoveraner von Geburt, war er als Zuckersiedergeselle nach London gekommen, um da sein Brot zu verdienen. Nach seiner Bekehrung bot er sich, obgleich verheiratet und ohne gelehrte Kenntnisse, der kirchlichen Missionsgesellschaft an. Sie sandte ihn 1816 als Katechisten nach Sierra Leone; der Herr selbst aber verlieh ihm in seltenem Maße die Gabe, mit apostolischer Kraft und Einfalt von Seinem Namen zu zeugen. Es war ihm geschenkt, sich mitten in die Geistes- und Gemütswelt dieser Armen hineinzustellen. Mit dem geringen Wörtervorrat und den wenigen Ausdrucksformen des eigentümlichen Neger-Englisch, das sich unter den mehr als hundert zum Teil grundverschiedene Sprachen redenden Stämmen allmählich einbürgerte, wußte er ihnen den Reichtum der Liebe Gottes, die Fülle der in Jesus uns geschenkten Gaben in einer Weise anzupreisen, wie vor und nach ihm kein anderer.

Im Jahr 1816 waren in dem Dorfe Regent 1100 Schwarze aus 22 verschiedenen Nationen beisammen. Es gab unter ihnen keine Ehe, keine geordnete Gesellschaft; Kleider, die man unter sie verteilte, warfen sie weg oder verkauften sie; keine gemeinsame Sprache band sie zusammen; einer war der Todfeind des andern; keiner wollte arbeiten; die Felder lagen unberührt, weil jeder fürchtete, ihren Ertrag durch Plünderung zu verlieren; ein grauenhaftes Gemisch des vielfachen afrikanischen Aberglaubens beherrschte die Unglücklichen, die alles stahlen, das Geflügel roh aßen, lieber in Wäldern als in Häusern wohnten, und abscheulich schmutzig, bis zu Skeletten abgemagert, einen abschreckenden Anblick darboten. Etwa vierzig von ihnen waren der afrikanischen Landwehr in Freetown zugeteilt gewesen, aber als zu wild und unbändig wieder weggeschickt worden. Dieser zügellosen Schar wurde Jansen zum Lehrer und Führer gesetzt. Anfangs wollte ihm über seiner Aufgabe fast der Mut entsinken. In der ersten Woche wurden ihm dreißig Hühner gestohlen und roh gefressen. Einem andern Mann stahl man neun junge Schweine und warf sie lebendig in einen Kessel siedenden Wassers; sogar eine Leiche wurde ausgegraben und verzehrt. Doch bald kam eine wunderbare Regung unter die Wilden. Einzeln erschienen sie beim Missionar und bekannten unter Tränen ihre Sünden. Haus und Vorplatz füllten sich mit lauschenden Zuhörern. Vor jedem Gottesdienst konnte man hinter Zäunen und im Gebüsch betende Schwarze knieen sehen. Das Verlangen nach der Taufe wurde allgemein. Ergreifend war es, wenn man abends durch die Straßen ging, aus den Hütten der Neger bald da, bald dorther die Stimme des Gebets zu hören, und, wenn man näher hinhorchte, zu vernehmen: „Jesus Massa, erbarme dich meiner! Jesus Massa, ich lasse dich nicht, bis du mir Vergebung schenkst!“ — Die Veränderung, die mit den Leuten vorging, war augenscheinlich. Die vor etlichen Jahren noch so schmutzigen Wilden waren jetzt reinlich gekleidet. Ihre niedlichen Häuser, in geraden Straßen um die Kirche und das Amtshaus angelegt, waren umgeben von wohlbebauten Feldern und hübsch eingehegten Obstgärten, die wie ein üppiger Kranz das Ganze umzogen. Ein rühriges Volk bewegte sich da, ein Markt wurde abgehalten, und das Familienleben erblühte segensreich. In der Kirche sah man 1000 andächtige Hörer, eine Schar nahte regelmäßig zum Tische des Herrn; den täglichen Andachten wohnten 500 bei, und in den Schulen lernten ebenso viele Kinder und Erwachsene. Ähnlich erblühte die nächste Niederlassung Gloucester, die Jansen mit seinem Landsmann Döring besetzt hatte.

Natürlich war der immer neue Zuwachs heidnischer Einwohner von den Sklavenschiffen der Fortentwicklung des neuen Lebens in den Gemeinden nicht gerade günstig. Andererseits gab er aber auch Veranlassung, die edelsten Gefühle wachzurufen. So erhielt Jansen einmal die Nachricht, daß über 200 Neger, die auf einem genommenen Sklavenschiffe angekommen seien, in Regent angesiedelt werden sollten. Während er mit einigen Leuten aus der Gemeinde nach Freetown ging, um die Neulinge abzuholen, kochte und rüstete man in Regent auf den Empfang. „Als wir uns dem Dorf näherten,“ erzählt er, „kam uns alles jubelnd entgegengelaufen. Man nahm die Schwachen und Kranken auf den Rücken und trug sie vollends hinein. Als die armen Ankömmlinge dann erschöpft am Boden lagen, erkannten manche unserer Leute ihre Verwandten und Freunde, und es entstand ein allgemeiner Ausruf: ‚O Massa! meine Schwester! mein Bruder! mein Landsmann! Er wohnen in derselben Stadt!‘ u. s. w. Die armen Geschöpfe wußten nicht, wie ihnen geschah, als sie, kaum aus dem erstickenden Unterraum des Sklavenschiffes erlöst, die Angesichter derer sahen, die sie längst tot geglaubt hatten. Es war über alle Beschreibung. Wir alle konnten uns der Tränen nicht enthalten. Die Schulkinder liefen nun nach Nahrungsmitteln für die Ausgehungerten,

die Alten ihnen nach, und bald waren diese mit Speisen aller Art versehen und hielten eine Mahlzeit, wie sie wohl lange keine gehabt hatten. Endlich mußte ich die Leute bitten, den Ermatteten Ruhe zu lassen."

Im Jahr 1822 wuchs die Einwohnerzahl Regents auf 1750, die der Schulkinder stieg auf mehr als 900, die der Kommunikanten auf 472. Zum fünftenmal mußte die Kirche erweitert werden. An die Stelle der Hütten traten stattliche Häuser, und es gab bereits Ansiedler, die jährlich für 1000 Mark und darüber Früchte verkauften. Dafür belief sich jetzt auch die jährliche Liebessteuer für die Mission auf 1500 Mark.

Auch auf andern Stationen war ein ähnliches Gedeihen, ein ähnliches Wehen des Geistes spürbar. Lieblich war es, wie oft das glückliche Schulkind den alternden Großvater in der Heiligen Schrift lesen lehrte, wie da und dort eine angefaßte Sünderin ihr Zaubergerät zertrümmerte, wie die Missionare hin und wieder schon tüchtige Mitarbeiter unter den Negern fanden. Ein schönes Zeugnis für den Einfluß der Mission war auch die öffentliche Erklärung des Oberrichters: „In den letzten zehn Jahren, in denen die Bevölkerung, meist durch die Einführung roher Heiden, von 4000 auf 16000 gestiegen ist, ist die Zahl der jährlichen Verbrechen von 40 auf 6 gesunken, und zwar habe ich zu bemerken, daß auf den Stationen, die Missionare haben, kein Fall vorgekommen ist."

Aber bald kamen schwere Glaubensproben. Im Jahr 1823 allein starben in acht Monaten zwölf Missionare und Katechisten, darunter auch Jansen. Nun zeigte sich's, daß die jungen Pflanzungen des Evangeliums vorerst doch nur unter sorgsamer europäischer Pflege gedeihen konnten. Wie mangelte es aber mitunter an Arbeitern, wenn einer nach dem andern ins Grab sank. Im Jahr 1827 waren einmal in der ganzen Kolonie nur noch zwei Sendboten der kirchlichen Gesellschaft. Es standen nicht mehr die edlen Statthalter Columbine, Maxwell, Macarthy und andere fromme Männer an der Spitze der Verwaltung; der christliche Sinn eines guten Teils der europäischen Einwohner erbaute nicht mehr die Heiden, sondern böse Beispiele von Sittenlosigkeit, von Fleischeslust und weltlichem Sinn wirkten so nachteilig auf die Gemeinden, daß die ernstesten Zeugnisse der Prediger in Freetown und an andern Orten nur wenig dagegen vermochten. So kam es, daß lange Zeit die Mehrzahl der Ansiedler noch Heiden blieb, die sich wohl am Sonntag ruhig verhalten mußten, auch die gröbsten Greuel nicht öffentlich treiben durften, sonst aber entweder nur müßige Zuhörer in Kirchen waren, oder sich ganz ferne hielten, um im geheimen dem Fetischdienst und der Unsittlichkeit zu frönen. Einzelne Ausgeburten des krassesten Heidentums wagten sich auch wieder ans Tageslicht, so namentlich die Umzüge der Egunguns, die oft zu sechs oder sieben in ein Dorf kamen und als die angeblichen Geister verstorbener Ahnen die Leute in großen Schrecken versetzten.

Einen Auftritt dieser Art, der im Jahr 1852 in Freetown stattfand, erzählt Missionar Beale: „Als der Egungun an meine Türe kam, suchte ich ihn in meinen Hof hereinzuschleppen. Er hatte eine Höhe von etwa sieben Fuß; als ich ihn aber am Kopf packte, zeigte sich's, daß ich nur eine Handvoll rotes Tuch gefaßt hatte, das mit baumwollenen Lumpen ausgestopft war. Vier starke Bursche mit großen Stöcken standen in drohender Stellung um mich her, um ihn loszumachen. In kurzer Zeit hatte sich ein großer Haufe Neger um uns her gesammelt; aber eine Weile wagte

es niemand, mir beizustehen, nicht einmal meine eigenen Diener. Endlich rief ein mutiges Weib aus meiner Gemeinde: „Sie wollen dem Massa etwas zuleide tun!" und damit drängte sie sich durch den Haufen, hielt mit aller Macht den Mann fest und stieß die andern weg. Ich aber riß ihm seine Maske ab und stellte ihn dem ganzen Volk in seiner natürlichen Gestalt dar. Als die Leute sahen, daß der Egungun nicht nur ein menschliches Wesen war, wie sie, sondern auch vielen unter ihnen wohl bekannt, erhoben sie ein lautes Geschrei, die Heiden im Spott, die Christen in dankbarer Freude, worauf sich seine Verteidiger davonschlichen und ihn allein in meinen Händen zurückließen."

Mehr und mehr mußte so doch die Finsternis des Heidentums dem Einfluß weichen, den das Evangelium auf die Bevölkerung übte. Im Seminar wurden nach und nach Lehrer und Prediger für fast alle Dörfer gebildet, so daß die Mission, wenn zuzeiten auch nur wenige europäische Arbeiter auf dem Platz waren, doch immer ihren Gang fortging. Bei der Jubelfeier der kirchlichen Gesellschaft, die am 1. Nov. 1848 in Sierra Leone mit festlichen Umzügen begangen wurde, nahm einer der ältesten Männer in der Gemeinde zu Bathurst das Wort: „Ich habe alle Missionare, deren Namen heute angeführt worden sind, persönlich gekannt. Um uns den Weg Gottes zu lehren, haben sie alle ihr Leben in den Händen getragen. Einer kam und starb, ein anderer kam und starb, und doch ist die Gesellschaft unserer nicht müde geworden: sie hat uns wieder andere geschickt, und darum sehen wir jetzt, was wir sehen. Schwarze Leute würden nicht so aushalten. Als die ersten Missionare kamen, war alles hier noch Wald, und wilde Tiere gab's in großer Menge. Wir gingen in den Busch, hieben Bäume nieder und machten einen Platz zurecht, wo wir uns mit dem Missionar versammeln und die frohe Botschaft von der Erlösung hören konnten. Aber was sehen wir jetzt? Keinen Wald, sondern eine Stadt, gekrönt mit einer Kirche und einer Schule, wo wir zusammenkommen können und den Herrn in Ruhe und Frieden anbeten."

Welche Arbeit die Missionare hatten, geht daraus hervor, daß bis 1846 5000 Sklaven nach Sierra Leone gebracht wurden und daß im ganzen 117 Stämme in der Kolonie vertreten waren. Dazu kam die große Sterblichkeit unter den Missionaren. In 25 Jahren waren 109 Männer und Frauen dem Klima erlegen. Neben der Predigt widmeten sie auch dem Schulwesen große Sorgfalt; außer Kleinkinder- (Abb. 97) und Elementarschulen wurden später Mittelschulen, Gymnasien und Seminare gegründet. Das bedeutendste ist das Fura-Bai-Seminar, aus dem tüchtige Prediger hervorgegangen sind. Es verleiht sogar akademische Grade.

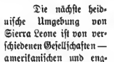
Seit 1852 hat Sierra Leone ein eigenes anglikanisches Bistum. Aber die ersten Bischöfe starben leider schnell; erst dem vierten war eine längere Wirksamkeit, zehn Jahre, beschieden. Als 1866 das Jubiläum der englisch-kirchlichen Mission gefeiert wurde, schätzte man die Kosten der vergangenen fünfzig Jahre auf mehr als 7 Millionen Mark; von den 109 ausgesandten Missionaren waren nur noch 20 am Leben. 1861 hatte sich die Missionsleitung entschlossen, die neun besten Gemeinden für selbständig zu erklären, aber zu früh, denn an Kirchlichkeit und Opferwilligkeit fehlte es zwar nicht, wohl aber an echtem geistlichem Leben und sittlicher Selbstzucht. In den letzten dreißig Jahren haben sich die Bischöfe große Mühe gegeben, das zu bessern, sind aber vielfach von den schwarzen Christen und selbst von den eingeborenen Geistlichen weder verstanden noch unterstützt worden. Europäische Manieren und englische Bildung werden höher geschätzt als Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit und Sittenreinheit. Wohlhabende Christen schicken ihre Kinder zur Ausbildung nach England, von wo sie nicht selten als aufgeblasene Protzen zurückkehren. Am 1. Januar 1902 zählte die selbständige anglikanische Kirche von Sierra Leone 11 792 Anhänger (darunter 6626 Kommunikanten), die englisch-kirchliche Missions-

gesellschaft nur noch 791 (306 Kommunikanten) mit zusammen 4 europäischen und 18 afrikanischen Geistlichen, vielen Laiengehilfen 2c.

Zahlreicher noch als die Anglikaner sind übrigens die **Methodisten**, die seit 1871 auch in Sierra Leone missioniert haben. Die Wesleyaner zählen etwa 20000 Anhänger mit 7000 Kommunikanten, die sogenannte afrikanische Methodistenkirche und zwei andere methodistische Gemeinschaften zusammen 14000 Anhänger. Viel kleiner ist die Zahl der Baptisten sowie die der Katholiken. Nach der letzten Volkszählung (1891) waren von den 74800 Einwohnern 40790 evangelisch und nur 571 katholisch, 7396 mohammedanisch und 26078 heidnisch. Wenn die Christengemeinden von Sierra Leone auch nicht ideale Gemeinden sind und das sittliche Leben manches zu wünschen übrig läßt, so darf man doch mit Freuden auf das blikken, was im Lauf des 19. Jahrhunderts hier erreicht worden ist. Erfreulich ist, daß die Christen von Sierra Leone eine eifrige Missionstätigkeit, besonders ins Jorubaland und den Niger hinauf, entwickelt haben.



Abb. 97. Kinderschule in Sierra Leone.



Die nächste heidnische Umgebung von Sierra Leone ist von verschiedenen Gesellschaften — amerikanischen und englischen — missioniert worden. Im Osten der Halbinsel wohnen die ackerbautreibenden aber wilden und kriegerischen **Timne**, bei denen seit 1878 eine Mission besteht; aber noch 1898 wurden bei einem Aufstand gegen die englische Regierung 15 Missionare, darunter 7 Europäer, auf grausame Weise ermordet! Südlich von Sierra Leone, im Sherbrogebiet, sind es jetzt ungefähr 7000 Christen.

Joruba.

Wie wir schon gehört haben, ist von Sierra Leone aus auch Joruba missioniert worden, obgleich dieses Land sich geographisch nicht an Sierra Leone anschließt. Im Gegenteil: wir müssen einen Sprung machen über französisches Gebiet hinüber, dann über das englische Asante, das deutsche Togo, das französische Dahome; dann erst kommen wir an das eigentliche Englisch-Westafrika, das sich zu beiden Seiten des Niger und des Benue von der Küste bis weit ins Innere erstreckt, im Norden aber durch französischen Besitz an weiterer Ausdehnung verhindert wird. Den Südwesten dieser Kolonie bildet das **Jorubaland**.

Die **Bevölkerung** (ungefähr 2 Millionen) dieses östlichen Teils der Sklavenküste besteht aus verschiedenen fleißigen, aber auch leicht erregbaren Stämmen, die alle durch gemeinsame Sitten

sowie nahverwandte Mundarten verbunden sind und nicht ganz zutreffend mit dem Namen Joruba, besser vielleicht als Aku-Volk bezeichnet werden. Die Joruba sind begabt und willenskräftig, die Kinder ein fröhliches Völkchen, das seine besondere Freude an Spielen und Rätseln hat. Trotz ihrer Begabung machten aber die Joruba, ehe sie in Berührung mit Europäern kamen, keine Fortschritte in der Zivilisation. Sie glauben an ein höchstes Wesen, den Schöpfer aller Dinge, der sich aber nicht mehr um seine Geschöpfe kümmert. Seine Stelle vertreten niedrige Götter, z. B. der Gott des Gewitters, dem zu Ehren Männer, Weiber und Kinder bei einem Gewitter in Sturm und Regen aus den Häusern stürzen. Im übrigen herrscht auch hier der Fetischdienst. Menschenopfer sind selten, aber es kam doch vor, daß z. B. bei anhaltender Dürre ein Sklave den Krokodilen zur Speise in den Fluß geworfen wurde. Dadurch sollte die Wassergöttin versöhnt werden.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts bestand im Hinterland der Küste ein Reich mit der Hauptstadt Ojo, dem die andern Stämme ziemlich lose untergeordnet waren. Das Land blühte durch Ackerbau und Industrie, und es gab Städte von 60000—70000 Einwohnern, die von einer dreifachen Mauer aus Lehm oder Holz umgeben waren. Da rief um 1820 ein Häuptling, um



Abb. 98. Am Ogunfluß.

seine Macht zu vergrößern, die am Niger hausenden kriegerischen Fula zu Hilfe, und wie ein Strom überschwemmten und verheerten nun diese fanatischen Horden das Land, machten Raubzüge und Sklavenjagden und verleiteten auch die Einheimischen, sich ihnen anzuschließen, so daß allmählich 20000 Männer im Lande Raub und Sklavenjagd zu ihrem Gewerbe machten. Die Häuptlinge schüttelten das Joch des Königs ab, der fliehen mußte; das Land entvölkerte sich, und große Strecken einst schön bepflanzten Landes bedeckten sich mit Wald und wurden die Heimat der wilden Tiere. In dieser Zeit fand ein Häuflein armer Flüchtlinge Zuflucht in der Höhle eines mächtigen Porphyrblockes am Ufer des Flusses Ogun (Abb. 98). Bald fanden sich hier noch andre Flüchtlinge ein; ein paar der mutigsten wagten es, den Fluß zu überschreiten und in einem der entfernteren Dörfer Saatkorn zu erbetteln. Nun begann der Anbau des fruchtbaren Bodens, der zwischen den Felsentrümmern lag. Es kam immer neuer Zuzug von Flüchtigen, die hauptsächlich dem Egbastamme angehörten. Die verschiedenen Gruppen ließen sich, wie sie ankamen, abgesondert nieder und bildeten kleine Gemeinwesen mit eigenen Häuptlingen. Die ganze Ortschaft, die mit der Zeit auf gegen 100000 Einwohner anwuchs, nannte man Abeokuta, d. h. Unter dem Stein. Es gelang einem der mächtigen Häuptlinge, die sämtlichen Gemeinwesen zu vereinigen, so daß alle wichtigen Angelegenheiten von einer Ratsversammlung verhandelt wurden. Abeokuta wurde der Ausgangspunkt für die Mission in dem Jorubalande.

Der Neger hat eine große Liebe zur Heimat, zum Mutterland, wie er sich ausdrückt, und auch unter den in Sierra Leone gesammelten Negern regte sich das Verlangen nach dem Vaterland, besonders unter den heidnisch gebliebenen, während die Christen an dem Ort, wo sie ein höheres Gut gefunden hatten, leichter heimisch

wurden. Doch waren auch unter ihnen manche, die dem Zug des Vaterlandes nicht widerstehen konnten. So wanderten in den Jahren 1839—1842 500 Neger von Sierra Leone nach dem Jorubalande, und sie waren nicht wenig erstaunt, als sie sich nach mühseliger Wanderung durch zum Teil verödetes Land dem reizend gelegenen Abeokuta näherten. Ihrem Einzug in die Stadt folgte manch ergreifendes Wiedersehen zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern. Die Abeokuter hatten die Weißen bisher nur als Sklavenhändler und grausame Unterdrücker der Schwarzen kennen gelernt. Als ihnen nun die Sierra Leoner von ihrer Befreiung durch die Engländer erzählten, da war große Verwunderung unter den Stammesgenossen! Und was hatten die Ankömmlinge alles gelernt! Mit Staunen lauschte ein Häuptling, der noch nie ein Buch gesehen hatte, dem Lesen eines kleinen Mägdleins.

Die Einwanderer ihrerseits waren angenehm überrascht durch den sichtbaren Wohlstand Abeokutas, aber die Christen fühlten sich bald einsam und verwaist ohne ihre Lehrer und umgeben von dem finstersten Heidentum. So benützten sie jede Gelegenheit, dringende Bitten um Missionare nach Sierra Leone gelangen zu lassen. Mit ihren Bitten vereinigten sich die der in Sierra Leone zurückgebliebenen Stammesgenossen, die auch gern in die Heimat zurückkehren wollten, aber sich nicht dazu entschließen konnten, solange kein christlicher Lehrer dort war. Solchen Wünschen konnte man nicht widerstehen, und die wesleyanische und die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft sandten zunächst einmal Missionare hin, die das Land erkunden sollten. Sie wurden mit großen Ehren empfangen, und man beschloß, in Abeokuta eine Mission zu gründen. Der rechte Mann dazu war auch schon gefunden.

Im Jahr 1821 war die Stadt Oschugun im Jorubalande von Mohammedanern überfallen worden. Unter denen, die in die Sklaverei fortgeschleppt wurden, befand sich ein Knabe namens Adschai. Er wurde von der Mutter und den Geschwistern, die auch in die Sklaverei geraten waren, getrennt und ging von einer Hand in die andere; bald wurde er für Tabak, bald für Branntwein, bald für Zeug verkauft, bis er endlich einem portugiesischen Sklavenhändler in Lagos in die Hände fiel, der ihn mit 200 andern Sklaven auf ein nach Amerika bestimmtes Schiff packte. Vor Lagos kreuzte aber damals unter dem Befehl Sir Henry Leekes gerade ein englisches Kriegsschiff. Das Sklavenschiff wurde eingefangen und Adschai mit einigen andern Knaben von dem menschenfreundlichen Sir Henry auf sein eigenes Schiff genommen. Noch erwarteten die armen Kleinen nichts anderes, als da geschlachtet und aufgefressen zu werden. In dieser Befürchtung wurden sie durch die schwarzen Kanonenkugeln bestärkt, die sie für die Schädel ihrer unglücklichen gefressenen Landsleute hielten. Und was konnten die im Rauch hängenden Schinken anders sein als Menschenfleisch? Doch bald wich jede Angst, so freundlich begegneten ihnen alle an Bord; die Züge des edlen Befehlshabers aber prägten sich Adschais dankbarem Herzen unauslöschlich ein. In Sierra Leone fand er liebevolle Aufnahme bei einem europäischen Katechisten, von dessen Hause aus er die Schule in Bathurst besuchte. Schon nach einem halben Jahre konnte er nicht nur selbst das Neue Testament lesen, sondern auch schwächere Mitschüler in manchem unterrichten. Doch das war noch das Geringste. Der Herr hatte sein Herz auch geöffnet für alles, was er von der Liebe des großen Gottes zu dem armen sündigen Menschengeschlecht und von dem kostbaren Lösegeld hörte, womit sein Sohn die Sklaven der Sünde und des Todes erlauft habe. So begehrte und empfing er denn die Taufe. Samuel wollte er heißen, weil er verlangte zu werden wie der biblische Samuel, und durch den Namen Crowther wollte er seinen Dank ausdrücken gegen den Katechisten, in dessen besonderer Pflege er stand. Samuel wuchs an Gnade bei Gott und den Menschen und wurde erst Schüler, dann Lehrer in dem neu gegründeten Predigerseminar in Fura-Bai. Nur eines schmerzte ihn: daß er nichts von den Seinen erfahren konnte. Mehr als zwanzig Jahre waren nun verstrichen, ohne daß das leiseste Gerücht von ihnen sein Ohr erreicht

hatte. An die Möglichkeit, je wieder in sein Vaterland zurückzukehren und dort die Seinen wieder zu sehen, hatte er früher nie gedacht, aber von Jugend auf war ihm die Geschichte Josephs ganz besonders lieb gewesen und hatte ihn gelehrt, sich ruhig in die Hand Gottes zu legen, überzeugt, daß er der treueste Führer sei.

Während Missionar Townsends Besuch in England leitete Crowther, der schon ein Jahr vor ihm zur Ordination in London gewesen war, die schwarze Gemeinde in Freetown. Es war ein feierlicher Augenblick, als er im Januar 1844, der erste schwarze ordinierte Prediger Westafrikas, in der Mitte von Hunderten, die gleich ihm aus der Sklaverei Leibes und der Seele errettet worden waren, auftrat, um ihnen in ihrer Muttersprache den unerforschlichen Reichtum Christi anzupreisen und sie zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes einzuladen. Eingeborene von Joruba, Ibo und Kalabar hatten sich in Scharen eingefunden, ihn zu hören. Sie hatten bis dahin das Evangelium nur in der Sprache ihrer Befreier vernommen, und auch in ihr war es ihnen lieb geworden; aber wie ganz anders klang doch dasselbe Wort in ihren Ohren und Herzen, als es nun zum erstenmal in den Tönen ihrer lieben Jorubasprache zu ihnen kam! „Obgleich es meine eigene, mir so wohl bekannte Muttersprache war," schreibt Crowther, „kam ich mir bei dieser Gelegenheit doch wie ein Kind vor, das eben erst reden lernt. Die große Aufgabe, die mir anvertraut war, der Ort, darauf ich stand, die Versammlung, die mich umgab, alles war mir so neu und wunderbar, daß es mir wie ein Traum erschien. Aber der Herr stand mir bei." Auch die Versammlung war tief bewegt, und als Crowther zum Schluß den Segen sprach, da rauschte beim Amen ein hundertstimmiges „Ke oh scheh!" (so sei es!) durch die Kirche. Es war, als ob jetzt erst den Negern das Bewußtsein der christlichen Würde und Weihe aufging, zu der sie durch die Arbeit der Missionare erhoben wurden. Jeder fühlte sich in dem Landsmann geehrt, selbst nichtchristliche Neger waren stolz auf ihn und machten ihm Besuche.



Abb. 99. Marktweiber von Abeokuta.

Inzwischen ging der Strom der Auswanderung aus Sierra Leone nach dem Jorubalande ununterbrochen fort, und gleichsam als Unterpfand, daß bald europäische Lehrer ihnen dahin folgen werden, schloß sich der Negerkatechist Wilhelm an einen dieser Züge an. Im Dezember 1844 kam Townsend aus England zurück, und schon am 18. desselben Monats segelte er mit den Missionaren Gollmer und

Crowther und ihren Familien nach der Küstenstadt Badagry ab. Zwei eingeborene Katechisten, ein Dolmetscher und einige Zimmerleute sowie andere Arbeiter schlossen sich gleichfalls der Missionskarawane an. In Badagry wurden die Missionare durch allerhand Widerwärtigkeiten, besonders durch den Zwist Abeokutas mit einem am Wege gelegenen Orte, Monat um Monat hingehalten.

Merkwürdigerweise mußte ihnen schließlich ein Sklavenhändler den Weg nach Abeokuta bahnen. Dieser fand nämlich, daß der Hader zwischen beiden Städten die Sklavenausfuhr aus dem Innern beeinträchtige, und so führte der einflußreiche Mann eine Versöhnung herbei, wodurch die Straße ins Innere frei wurde. Der Sklavenhändler wußte freilich wohl, daß die Gründung



Abb. 100. Die (erste) Ake-Kirche in Abeokuta.

einer christlichen Mission im Innern dem Sklavenhandel in den Weg treten würde, drum sandte er einen Boten nach Abeokuta, um den Häuptlingen Ungünstiges von den weißen Männern zu sagen. Die Häuptlinge aber antworteten: „Wir wissen sehr wohl, wer unsere besten Freunde sind; ob's die sind, die unsere Söhne und Töchter aus der Sklaverei retten und sie wieder frei zu uns senden, oder die, die sie in Knechtschaft und endloses Elend abführen. Die Engländer sind unsere Freunde. Die weißen Lehrer sollen kommen, je eher je lieber, und niemand soll ihnen etwas zuleide tun."

Endlich, nach 1½ jährigem Warten, konnten Townsend und Crowther die Weiterreise antreten. (Gollmer blieb in Badagry zurück, um hier zu missionieren.) Nach mühevoller Reise kamen die Missionare glücklich in Abeokuta an, wurden von dem Oberhäuptling ehrenvoll empfangen und erhielten die Erlaubnis zu predigen, Schule zu halten und Häuser zu bauen. Dies wurde in der Ratsversammlung verkündigt, und als die Missionare sich entfernt hatten, brachen die versammelten

Häuptlinge in Ausrufe dankbarer Verwunderung aus. „Und das ist kein Wunder," schreibt Crowther, „denn manche von ihnen hatten in eben jener Stunde eigene nahe Verwandte neben sich sitzen, die einst von Sklavenjägern aus dem Kreise der Ihrigen hinweggerissen und an die Küste verkauft worden waren, nun aber von Sierra Leone her als freie, vom Einfluß christlicher Bildung gehobene Männer zu ihnen zurückkehrten."

Bald nach seiner Ankunft in Abeokuta erfuhr Crowther, daß seine Mutter und Schwestern sich in der benachbarten Stadt Abaku befanden. Dorthin sandte er ihnen sogleich Botschaft, daß er da sei. Die Mutter konnte es kaum glauben; hoffend und doch zweifelnd machte sie sich auf den Weg. Was das für ein Wiedersehen war, beschreibt der Sohn mit folgenden Worten: „Die Losung dieses Tages war Ps. 65, 6: ‚Der ein Vater ist der Waisen und ein Richter der Witwen.' Nie hatten mich diese Worte ergriffen wie an diesem Tage, wo ich nach langer und schmerzlicher Trennung endlich meine geliebte Mutter wieder gefunden habe. Als sie mich sah, wollte sie kaum ihren Augen trauen und zitterte an allen Gliedern. Wir fielen einander in die Arme, ohne ein Wort hervorzubringen, so groß war die Bewegung unserer Herzen; aber reichliche Tränen strömten. Erst nach einiger Zeit konnte die gute Mutter ihre Bewegung so weit beherrschen, daß sie die süßen, trauten Namen aussprechen konnte, die mir einst meine arme, in die Sklaverei geschleppte Großmutter gegeben hatte. Sie hat Unsägliches erlitten seit unserer Trennung; aber durch Gottes Gnade sind wir nun wieder vereinigt, und alles, was dahinten ist, scheint nur wie ein schwerer Traum gegen die beglückende Wirklichkeit, daß wir einander wieder haben. Ach, könnten die Freunde Afrikas Zeugen eines solchen Wiedersehens sein, sie würden mit uns Gott preisen über der Frucht ihrer bisherigen Arbeit für mein unglückliches Vaterland und würden das heilige und selige Werk mit neuer Liebe anfassen!"

Die Arbeit nahm nun ihren Anfang. Crowther widmete sich besonders Übersetzungsarbeiten, der Seelsorge und dem Unterricht der Knaben, während die weißen Missionare, Townsend, später Müller, Hinderer u. a. eifrig der Heidenpredigt oblagen und mit der Zeit auch tiefer ins Land eindrangen. Es galt nicht nur die Heiden zu gewinnen, sondern auch die lau gewordenen Christen zu ermahnen und solchen, die sich hatten überreden lassen, neben dem wahren Gott auch den Götzen Ifa anzubeten, oder nach heidnischer Weise mehr als ein Weib zu nehmen, das Gewissen zu wecken. Unter den ersten, die sich zur Taufe meldeten und diese am 5. Februar 1848 empfingen, war Crowthers alte Mutter.

Abbildung 101 zeigt den feierlichen Empfang, der im Jahr 1853 einigen Missionaren beim König von Ojo zuteil wurde. Das lange Gebäude mit den sechs grasgedeckten Dachspitzen ist der Palast des Königs; die drei Europäer, welche ihm vorgestellt werden, sind Missionar Townsend, dessen Frau und Missionar Mann. Die riesigen Sonnenschirme und die im Staub sich wälzenden Sklaven zeigen die Größe des Königs an. Zu Ehren der weißen Gäste werden Hörner und Trompeten geblasen.

Die Arbeit dieser ersten Jahre hatte herrliche Erfolge. Es mußte ja den Missionaren hier notwendig gleich anfangs ein Vertrauen begegnen, das zu wecken sonst oft lange Zeit erfordert. Kamen auch je in einem der Häuptlinge durch Verdächtigungen von seiten eines Sklavenhändlers Zweifel an der Redlichkeit ihrer Absichten auf, so reichte der Anblick eines Sierra-Leone-Auswanderers hin, denselben wieder zu verscheuchen. Auf das Volk aber machte schon der Umstand, daß die weißen Lehrer ihm zulieb so weit hergekommen waren, großen Eindruck. Als einmal Müller, während er zu einer Versammlung sprach, von einem Manne durch Lobpreisungen des Ifa unterbrochen wurde, rief diesem ein anderer entgegen: „Wenn wir auch keinen andern Beweis von der Wahrheit dieses Wortes hätten,

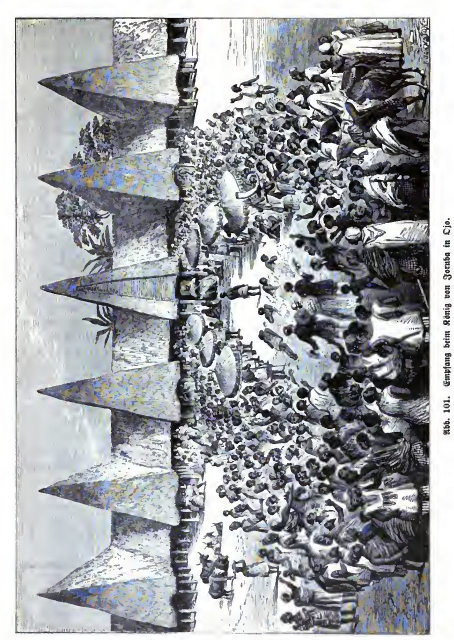


Abb. 101. Empfang beim König von Joruba in Ojo.

als den, daß die Missionare ihre Heimat und alles, was ihnen lieb ist, verlassen haben und über das Meer gekommen sind, um es uns zu verkünden, so wäre das schon genug, uns zum Glauben daran zu führen." So ging denn mit manchen Einzelbekehrungen ein allgemeiner Fortschritt, namentlich eine merkliche Abnahme des Vertrauens zu den Götzen, Hand in Hand.

Natürlich aber erwachte in eben dem Maße, in dem das Werk in die Tiefe und Breite wuchs, auch der Grimm der Feinde. Die Priester und Priesterinnen (Abb. 102) der verschiedenen Götter merkten, daß wenn es so fortgehe, ihr Einfluß und Gewinn bald ein Ende haben werde; die Ziegen- und Geflügelhändler fürchteten, mit der verminderten Opferzahl werde sich ihr Verkauf verkleinern; die mohammedanischen Sklavenhändler sahen wohl ein, daß ihr schändliches Gewerbe nicht neben dem Christentum bestehen könne. Das traurigste aber war, daß einige Auswanderer von Sierra Leone, die entweder das Christentum nie angenommen oder es wieder verleugnet hatten, ihre christlichen Landsleute gleichfalls in den Götzendienst zurückzuziehen suchten, damit deren fester Wandel nicht ein schlechtes Licht auf ihre eigene Unbeständigkeit werfe. Von den Sklavenhändlern an der Küste aber wurde dieser Mißmut und Haß begreiflicherweise nach Kräften geschürt.



Abb. 102. Fetischpriester.

Nachdem Lockungen, Drohungen und vereinzelte Gewalttaten erfolglos geblieben waren, brach am 10. Oktober 1849 der Sturm der Verfolgung los. Unter wütendem Trommellärm schleppte ein mit Hackmessern, Peitschen und Keulen bewaffneter Volkshaufe die Bekehrten zu dem Rathaus, wo sie unbarmherzig geprügelt wurden. Dann fesselte man die Weiber und legte die Männer in den Stock (Abb. 103). Fünf Tage und Nächte lang ließ man sie in dieser qualvollen Lage, ohne Kleider der brennenden Sonnenhitze und der kalten Nachtluft ausgesetzt. Dann mußten sie eine schwere Geldbuße zahlen, und es wurde ihnen bei Todesstrafe verboten, das Haus des Missionars zu betreten. Auch in der Kirche sollten sie sich nicht wieder sehen lassen; die Kinder wurden gewaltsam aus der Schule gerissen. Etwa drei Monate lang wagte es nun niemand, den Missionaren bei Tag zu nahen, aber viele kamen nachts zu ihnen und gingen gestärkt nach Hause. Nach dieser Zeit brach zwischen den Priestern und ihren Verbundeten Uneinigkeit aus; ihre Macht wurde dadurch geschwächt, und die Bekehrten wagten es, sich wieder zu versammeln. Auch nicht einer von ihnen hatte sich in seiner Treue gegen Christus erschüttern lassen.

Der Hauptschmerz der eingeborenen Christen in dieser Verfolgungszeit war die Befürchtung, die Missionare würden einen Ort verlassen, an dem ein Teil der Häuptlinge und des Volks so viel Feindschaft gegen das Evangelium an den Tag gelegt und die übrigen keine Anstrengungen gemacht hatten, deren Ausbrüche zu verhindern. Mehrere von ihnen hatten sich schon gerüstet, auch mit den Missionaren zu ziehen, falls diese nicht länger bleiben wollten, als die Freudenpost anlangte, Townsend, der zur Erholung nach England gegangen war, sei nebst andern Missionaren wieder in Badagry eingetroffen und werde mehrere christliche Egba von Sierra Leone mitbringen, die unterwegs zu ihm gestoßen seien. Crowther eilte ihnen dorthin entgegen und trat am 27. März 1850 mit ihnen die Weiterreise nach Abeokuta an. Etwa drei Stunden vor der Stadt stießen sie auf das vorderste der vielen Häuflein, die zu ihrer Begrüßung herangezogen kamen.



Abb. 103. Neger im Stock.

Die Christengemeinde Jorubas hatte noch manchen Sturm zu bestehen. Mehrere Male hatten die Abeokuter schwere Kämpfe mit dem grausamen Wüterich, dem Könige von Dahome, und seiner Weibergarde auszufechten. Dann kamen innere Zwistigkeiten und auch Verwicklungen, die dadurch veranlaßt wurden, daß England Lagos in Besitz nahm. Die Missionare suchten den Frieden zwischen England und Joruba zu vermitteln, ernteten aber von beiden Seiten Mißtrauen und Undank. Unter solchen Kämpfen hatten natürlich die Christen oft schwer zu leiden; doch wurden die jungen Gemeinden durch die äußeren und inneren Stürme glücklich hindurchgerettet. Später litten sie darunter, daß sie immer nur vorübergehend von europäischen Missionaren besucht wurden; und die Mission an der Küste, in Lagos u. s. w. kam ihnen voran.

Lagos (Abb. 104), das „afrikanische Liverpool“, bildet seit 1886 eine eigene „Kolonie“, während das Jorubaland als „Schutzgebiet Lagos“ bezeichnet wird. Die Stadt mit ihren Vororten zählte im Jahr 1900 42000 Einwohner, darunter nur 233 Europäer. Von den Eingeborenen waren 10636 Christen, 22000 Mohammedaner und 9100 Heiden. Seit März 1901 führt von

Lagos — genauer von Ebute Meta — eine Eisenbahn 50 Stunden weit ins Innere bis zu den volkreichen Städten Abeokuta und Ibadan. Die Linie soll bis Jebu am Mittellauf des Niger fortgesetzt werden.

Neuerdings scheint die Mission in Joruba schöne Fortschritte zu machen. Bischof Tugwell, der 1898 Joruba besuchte, schreibt z. B. daß er ganz erstaunt sei über die Entwicklung, die das Missionswerk in dem Gebiet von Idjebu genommen habe.



Abb. 104. Lagos.

Merkwürdig sind die Anfänge christlicher Dichtkunst, die er beobachtet hat. Die Neger singen ihre heimischen Melodien und dichten dazu aus dem Stegreif christliche Texte, z. B.:

Wir mögen nicht mehr die Palmnuß (den Gott Ifa),
Wir mögen nicht mehr Sapona (den Gott der Pocken);
Wir haben einen Vater;
Gott ist unser Vater.

Oder: Du kannst dich waschen im Strome,
Kannst dich waschen in der Lagune;
Aber wen Jesus gewaschen,
Ist rein an Leib und Seele.

Viele von den zahlreichen Lernbegierigen, die christlichen Unterricht wünschten, hatten allerdings oft Nebenabsichten, wie dies auch anderswo vorkommt; aber sie kamen dadurch in die Schule des Wortes Gottes, und bei vielen entstand in der Folge ein wirkliches Heilsverlangen. So hatte ein junger Mann einem Christen einen Brief gebracht; er sah mit großem Staunen, wie jener die Schrift lesen konnte, und wünschte auch lesen und schreiben zu lernen. „Aber", erzählte er, „als ich das Wort Gottes lesen lernte, ging meine Lernbegierde unter in der Begierde, gerettet zu werden." Der Mann ist jetzt einer der tüchtigsten Nationalgehilfen. Ein Priester des Ifa wollte lesen und schreiben lernen, um die Zaubersprüche aufschreiben zu können. „Als ich Gottes Wort lesen lernte," sagte er, „fand ich, daß der Dienst des Ifa der Dienst des Teufels ist." Auch dieser Mann ist ein hervorragender Missionsgehilfe geworden.

Seit der Friede im Lande hergestellt ist, kehren viele versprengte Christen in ihre Heimatdörfer zurück, und oft werden sie zu Missionaren, um die sich kleine Gemeinden sammeln.

Die anglikanische Kirche und Mission wird hier und im Nigergebiet von einem europäischen und drei schwarzen Bischöfen (Abb. 105 u. 106) geleitet. Es gehörten in der Kolonie und im Schutzgebiet Lagos zu dieser Kirche auf 28 Stationen 10 000 Getaufte mit 28 eingeborenen Geistlichen. Nimmt man dazu die Methodisten, Baptisten und einige kleinere Missionen, so sind es zusammen gegen 30 000 protestantische Christen neben etwa 17 000 Katholiken.





Abb. 105. Bischof Isaak Oluwole.



Abb. 106. Bischof Karl Phillips.

Liberia.

Wir haben gehört, wie für die in England freigewordenen Negersklaven gesorgt wurde; sie waren es aber nicht allein, die der Fürsorge bedurften. In Amerika lebten zu Anfang des 19. Jahrhunderts ungefähr 200 000 freigewordene Neger, die, für kein Gewerbe ausgebildet, dem Elend preisgegeben waren. Im Jahr 1817 bildete sich eine Gesellschaft, die es sich zu ihrer Aufgabe machte, diese Neger in ihre afrikanische Heimat zurückzuführen. Andere Gesellschaften folgten, große Geldsummen kamen zusammen und menschenfreundliche Sklavenhalter, besonders alle Quäker Philadelphias, gaben ihren Negern zu diesem Zwecke die Freiheit. Die erste Sendung landete 1819 auf der Scherbro-Insel, gegenüber der Küste von Sierra Leone, aber die Hälfte der Neger und alle Angestellten erlagen dem Fieber. Nun lenkte man die Blicke auf die Pfefferküste, südlich von Sierra Leone. Hier langte 1821 eine zweite Abteilung von Negern mit den Überlebenden der ersten Gesellschaft an, und die Eingeborenen traten ihnen ein Stück Land ab. Die neue Ansiedlung bekam den Namen Liberia.

Bald aber sah die junge Kolonie sich auch hier vom Untergang bedroht. Der undurchdringliche Wald mit all seinem Reichtum von tropischer Üppigkeit umgürtete sie; schwarze Felswände

und steile Abschüsse lagen zwischen ihr und dem Meer. Die heftigen Regengüsse hatten unter den Ansiedlern böse Fieber hervorgerufen und die wilden Stämme der Nachbarschaft sich zu ihrer Vernichtung verschworen. Schon hatten die Wilden einige der äußersten Wohnungen zerstört, etliche Männer erschlagen, die Frauen grausam verwundet und die Kinder fortgeschleppt, als sich zu der übrigen Not bei den Kolonisten auch noch bitterer Mangel gesellte. Sie hatten alle Familien in das mit einer Pfahlschanze umringte und von fünf Kanonen verteidigte Dorf gebracht, und Tag und Nacht bezogen dort die wenigen noch dienstfähigen Männer ihren Wachposten. Doch auch die Munition ging zur Neige. Ein paar Schüsse noch, und sie waren am Ende. Da erschreckt gegen Mitternacht ein Geräusch im Dickicht einen der Wachposten. Die Männer denken nicht anders, als der Feind sei im Begriff, sie zu überfallen. Sie feuern aufs geratewohl einige Kanonen- und Flintenschüsse ab; aber es zeigt sich niemand, und bitterlich beklagen sie nun einen Irrtum, der sie einen Teil ihrer kostbaren Munition umsonst verschwenden ließ.

Und doch nicht fruchtlos! Der Knall der Kanone wurde an Bord eines englischen Schiffes gehört, das weit draußen vorbeisegelte. Die Offiziere fragten sich erstaunt, wer doch an der wilden, unbekannten Küste eine Kanone abfeuern könne? Sie schlossen, das müsse ein Notsignal zivilisierter Menschen sein; der Kapitän ließ Anker werfen und schickte mit Tagesanbruch das Langboot ans Ufer. Dort fand man das Häuflein geduldiger, obwohl sehr niedergeschlagener Kolonisten in seiner schwachen Festung auf der Wache. Von der innigsten Teilnahme ergriffen, gewährten die Engländer den Bedrängten alle mögliche Hilfe. Und nicht nur das. An Bord des Schiffes befand sich Major Laing, ein mit den eingeborenen Häuptlingen wohlbekannter Afrikareisender, dessen Bemühungen es gelang, zwischen ihnen und den Kolonisten einen dauerhaften Frieden herzustellen. So hatte Gott durch das vielleicht von einem kleinen Tier verursachte Rauschen eines Zweiges die Kolonie gerettet.

Wenn amerikanische Menschenfreunde die Hoffnung gehegt hatten, die Kolonie von freien und christlichen Negern (die aus Amerika herübergebrachten Neger waren fast alle Christen) könne ein Mittelpunkt evangelischen Lebens werden, von dem aus sich der Segen weithin verbreiten würde, so haben sich diese Hoffnungen bis jetzt nur wenig erfüllt. Es hat sich hier wie schon oft gezeigt, daß auch der christliche Neger noch wie ein Kind der Leitung bedarf; und die aus jahrhundertelanger Knechtschaft befreiten Stämme waren wohl besonders wenig geeignet, eine freiheitliche Verfassung zu ertragen, bei der bis zum Jahr 1891 die weiße Rasse vom Staatsbürgertum, vom Grundbesitz und von den Staatsämtern ausgeschlossen war. Ebensowenig paßten die ganz nach amerikanischem Muster zugeschnittenen kirchlichen Verhältnisse für die Neger von Liberia. So steht der Staat wirtschaftlich sehr schlecht und die reichen Hilfsquellen des fruchtbaren Landes sind ganz ungenügend entwickelt. Der Nachschub aus Amerika war auch nicht so stark, wie man erwartet hatte.

Einige rühmenswerte Ausnahmen abgerechnet, unterscheidet sich der Liberianer mit seinem Bildungsfirnis und seinem Stolz auf eingebildete Vorzüge sehr unvorteilhaft von dem durch die Predigt und die Pflege der Missionare fürs Christentum gewonnenen und darin erhaltenen Sierra Leoner. Der Liberianer findet es auch vorteilhafter, die Buschneger durch Handelsgeschäfte auszunützen, als ihnen das Evangelium zu bringen, und was die Kirchen Liberias in diesem Punkte tun, liegt mehr auf dem Gebiet der inneren Mission.

Am meisten tun jetzt für eigentliche Heidenmission die amerikanisch-bischöfliche Kirche, die amerikanisch-lutherische Generalsynode und die amerikanisch-bischöflichen Methodisten. Aber die ersten auf dem Platz waren die Basler. Von 1827—1830 wurden nicht weniger als 8 Basler Brüder nach Monrovia, der Hauptstadt von Liberia (Abb. 107), gesandt, aber 4 erlagen schnell dem Klima. Die Liberianer hatten sich von Anfang an ziemlich unfreundlich gegen sie gestellt, und ihre Wirksamkeit hatte so wenig Erfolg, daß sie sich ein andres Arbeitsfeld (am Gabun) suchten und

die Mission in amerikanische Hände überging. Im März 1833 kam der erste methodistische Sendbote aus Amerika in Monrovia an, starb aber schon im Juli des gleichen Jahres, nachdem er sich die Grabschrift gewünscht: „Laßt tausend sterben, ehe Afrika aufgegeben wird.“ Es hat aber sehr



Abb. 107. Monrovia.

lange gedauert, bis die amerikanischen Methodisten einen zweiten Versuch in Liberia machten. Jetzt haben sie dort auf 52 Plätzen unter 12 Missionaren und 24 farbigen Predigern zusammen gegen 4000 Bekehrte. Die protestantisch-bischöfliche Kirche ist seit 1836 an der Arbeit und zählt jetzt auf



Abb. 108. Kru-Krieger und -Zauberer vom Ceßfluß.

33 Stationen auch etwa 4000 Bekehrte unter einem Bischof, einem amerikanischen und gegen 20 eingeborenen Geistlichen. Der jetzige Bischof, Ferguson, ein Vollblutneger, ist ein Schüler des 1874 gestorbenen Bischofs Auer, eines Württembergers, der zuerst Basler Missionar auf der Goldküste war und dann sich den Amerikanern in Liberia anschloß.

Bis jetzt ließ sich gerade mit den Eingewanderten viel weniger machen als mit den ganz rohen Landeskindern, den verachteten „Buschnegern“. Die Stämme, die hier hauptsächlich in Betracht kommen, sind die Vey, die Bassa und die auf der ganzen Westküste als Arbeiter und Schiffer geschätzten, zugleich aber sehr kriegerischen Kru (Abb. 108). Die eingewanderte Bevölkerung beläuft sich auf höchstens 30 000, während es ungefähr eine Million Ureinwohner in Liberia gibt.

Die Goldküste.

Von Kap Palmas an (Abb. 109) zieht sich die Westküste Afrikas in gerader Richtung nach Osten und bildet so das Norduser des Golfs von Guinea. Bei der Bucht von Benin wendet sie sich wieder südlich. Diese Küste zerfällt in drei Teile, nämlich (von Westen nach Osten gerechnet): die Elsenbeinküste, die Goldküste und die Sklavenküste. Politische Bedeutung haben diese Namen nicht. An Liberia schließt sich das französische Kong, dann folgen das britische Asante, das deutsche Togo, das französische Dahome und endlich das eigentlich britische Westafrika, das sich zu beiden Seiten des Niger und ins Innere bis an den Tsadsee erstreckt. Es ist im Westen und Norden von französischem, im Osten von deutschem Gebiet (Kamerun) begrenzt.

Die Elfenbein- oder Zahnküste, zum französischen Besitz gehörig, ist ein flaches, einförmiges Gebiet, wo nichts das Auge fesselt als die unabsehbaren Wälder von Kokospalmen, die viele Städte und Dörfer der Eingeborenen in ihrem Schoße bergen. Fast ihrer ganzen Länge nach zieht sich eine breite Lagune hin, die vom Meer durch eine schmale Sandbarre getrennt ist und nur wenige Mündungen in die offene See darbietet, während andrerseits die hohe Brandung, die unaufhörlich an die Küste schlägt, das Landen fast unmöglich macht. Obgleich das Land dicht bevölkert ist, hat sich hier noch keine Mission niedergelassen.

Die vom Fluß Assini an sich etwa 70 Stunden lang bis zum Voltastrom erstreckende Goldküste ist im Gegensatz zu der Zahnküste so reich an landschaftlichen Reizen als irgend eine andere Gegend der Erde. Hohe Bergketten, die fast vom Meeresstrand an sanft aufsteigen und sich weit ins Land hinein erstrecken, Hügel von verschiedener Größe und allen denkbaren Formen, fruchtbare Ebenen mit wellenförmigen Erhebungen — das alles bietet sich der Reihe nach dem Blicke dar.

Der durchschnittlich 8—10 Stunden breite Küstenstrich, hinter dem sich der ganzen Länge nach ein malerisches, waldbewachsenes Gebirge erhebt, teilt sich deutlich in zwei Streifen. Der eigentliche Küstensaum zieht sich als eine gelbe, trockene Sandebene am Meere hin, ist nirgends angebaut, sondern nur hin und wieder mit hohem Gras oder einzelnen Büschen und verkrüppelten Bäumen bewachsen und überall besät von tausend und abertausend mächtigen Ameisenhausen (vgl. Abb. 11), die 8—12 Fuß hohe kleine Türme bilden und von merkwürdiger Festigkeit sind. Je trauriger dieser äußere Ufersaum aussieht, um so schöner und üppiger ist der innere, zweite Strich der Küstenebene, der sich am Fuß des dichtbewaldeten Gebirges hinzieht. Hier dehnen sich schöne Zuckerfelder aus mit ihren stolzen, blätterreichen Stengeln, dort stehen Kaffeebäume in reicher Fruchtfülle, dort ziehen sich weite Maisfelder und Jamspflanzungen hin — alles fast ohne menschliche Pflege. Mitten durch diese Pflanzungen hindurch stehen da und dort duftende Orangen- und Limonengärten zerstreut mit ihrem dunklen, kühlen Schatten und den üppigen goldnen Früchten, und wo die Hand des Menschen den Boden gar nicht baut, schießt aus ihm ein Graswuchs hervor, von dem wir in Europa gar keine Vorstellung haben.

In dieser Pracht und Fülle lauert allenthalben der Tod. Bei ihrer ungeheuren Üppigkeit brütet die Natur viele Gifte aus, deren manche der Neger nur zu gut zu bereiten und zu gebrauchen versteht. Es gibt hier Hyänen und Schakale. Neben Affen aller Art und den schönsten



Abb. 109. Kap Palmas.

und buntesten Vögeln, unter denen sich aber kein einziger Singvogel findet, und neben einem ungeheuren Gewimmel von Insekten (s. z. B. Abb. 110) und Gewürmen sind hier die gefährlichsten Schlangen, die lästigen Wanderameisen, die giftigen Skorpionen und die beschwerlichen Moskitos

zu Hause. Keine der schon genannten Plagen jedoch kommt von ferne dem zerstörenden Einfluß des Klimas gleich. Wenn die heiße Jahreszeit ihrem Ende naht und das durchglühte und verschmachtete Land nach Regen lechzt, sammeln sich am Horizont allmählich dichte Wolken. Der Himmel umzieht sich schwärzer und schwärzer. Die Luft ist schwül und schwer. Endlich beginnt das Wetterleuchten. Ein heftiges und immer heftiger werdendes Stürmen und Brausen des Windes erhebt sich. Blitze durchzucken immer schauerlicher das Firmament, und heftige Donnerschläge machen die Erde dröhnen. Endlich öffnen sich die Fenster des Himmels, und Regengüsse, wie wir sie gar nicht kennen, stürzen wie Wasserbäche auf den verbrannten Boden, so daß das ganze ebene Land einem See gleicht. Hat sich die Nacht hindurch das Gewitter entladen, so bricht ein blendend heller Morgen an, und die Sonne sendet aufs neue die glühenden Strahlen herab auf den durchnäßten Boden. Da ist's dann, als wenn das ganze Land rauchte. Dichte Dünste steigen empor und sammeln sich wieder, und mit dem Abend bricht ein neues Gewitter los. So geht es wochenlang fort. Aus diesen feuchtheißen Dünsten nun erzeugen sich jene Fieber, die so tödlich auf den Europäer wirken.

In früheren Zeiten blühte an der ganzen Goldküste neben dem Handel mit Goldstaub, dem sie ihren Namen verdankt, auch der mit Sklaven. Zum Schutz desselben war sie im 17. und 18. Jahrhundert mit 25 Forts übersät, von denen eines von den Portugiesen, drei von den Dänen, zwei von den Preußen, die übrigen von den Holländern und Briten erbaut wurden. Jetzt stehen die meisten als Ruinen da; nur elf sind durch Ausbesserung noch erhalten und von schwarzen Soldaten unter weißen Offizieren besetzt. Die Goldküste ist eine britische Kolonie. Regierungssitz ist seit 1875 Akra oder Christiansborg, früher ein dänisches Fort (Abb. 111). Das Volk, eins der gelehrigsten der Westküste, teilt sich in Stämme, die meist Mundarten der Tschisprache reden. Solche Stämme sind die Fante, die Akem und — gegen den Volta hin — die Akwapem, deren Mundart durch die Missionare zur Schriftsprache erhoben worden ist. — Von Akra ostwärts bis zum Volta erstreckt sich sodann die dreieckige Küstenebene, die von dem kleinen, kaum 150 bis 200 000 Seelen zählenden Ga-Völkchen bewohnt ist. Jenseits des Volta setzt sich längs der Ebene die Sklavenküste fort und ist bis an den Ozean von dem großen Ewevolk bewohnt, dessen Mittelpunkt das einst mächtige, jetzt aber unter französischer Botmäßigkeit stehende Dahome bildet, wie das britische Asante den des Tschivolkes.



Abb. 110. Goliath-Käfer (natürl. Größe).

Wer sich jetzt die Erfolge der Mission an der Goldküste veranschaulicht: die Christendörflein, die Schulen, die Knaben- und Mädchenanstalten, die Seminare, die Hunderte, die alljährlich durch die Taufe der Kirche Christi einverleibt werden — der denkt wohl nicht gleich daran, wie viele Opfer diese Mission gekostet hat; wie viele Missionare in diesem Land des Todes ihrem Herrn und ihren Mitmenschen

zulieb das Leben gelassen haben; wie manches Mal es schien, als sei die Mission an der Goldküste eine hoffnungslose Sache. Wer aber daran denkt, der weiß auch, daß diese Opfer nicht vergeblich gebracht worden sind.

Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts waren Versuche gemacht worden, den Negern der Goldküste das Evangelium zu bringen, aber die Arbeit von ein paar christlichen Negern oder Mulatten blieb ohne Frucht, und die Missionare, die die Brüdergemeine an die Goldküste schickte, elf Brüder und eine Schwester, erlagen nach ganz kurzer Zeit dem Klima, so daß das Unternehmen aufgegeben wurde.



Abb. 111. Christiansborg.

Ungefähr 60 Jahre später wurde die Basler Missionsgesellschaft vom Statthalter des damals dänischen Forts Christiansborg aufgefordert, Missionare an die Goldküste zu schicken. Sie folgte dem Ruf, mußte aber anfangs dieselben schweren Erfahrungen wie die Brüdergemeine machen. Von den sieben Missionaren, die 1828 und 1832 an die Goldküste kamen, waren im April 1832 schon sechs gestorben und nur einer, Andreas Riis, erholte sich wieder von dem Fieber, das auch ihn darniedergeworfen hatte. Er wirkte nun in Christiansborg als Prediger und Seelsorger und hielt auch eine Mulattenschule, aber oft blickte er sehnsüchtig nach den fernen Bergen, die sich landeinwärts, 15 Stunden von der Küste erhoben. Dort, dachte er, müßten frischere, gesündere Lüfte wehen. Endlich, 1835, zog er dort hinauf, erbaute sich in der Nähe der Negerstadt Akropong eine Wohnung und fing an, den Negern das Evangelium zu predigen. Seine Gesundheit kräftigte sich, und das machte dem Basler Komitee neuen Mut. Man schickte ihm 1836 eine Gattin und zwei Gehilfen, aber die beiden letzteren starben schon im nächsten Jahr. Man kannte eben damals, noch weniger als jetzt, die Bedingungen, unter denen ein Europäer seine Gesundheit einigermaßen erhalten kann. Einen Gewinn hat übrigens die Mission von dem ungesunden

Klima: weil es eine dauernde Ansiedlung der Europäer unmöglich macht, so ist weniger Gefahr, daß die eingeborene Bevölkernng aus ihren Wohnsitzen verdrängt und dadurch der Einwirkung der Missionare entzogen wird.

Im Jahr 1840 kehrte Riis nach Hause zurück, und seine hoffnungsvollen Berichte machten dem Komitee neuen Mut. Aber man wollte es nun anders angreifen als bisher und zu diesem Zweck christliche Negerfamilien aus Westindien zur Übersiedelung nach Westafrika veranlassen. Im Mai 1842 begaben sich die Missionare Widmann und Riis nach den westindischen Inseln. Nach viel ver-

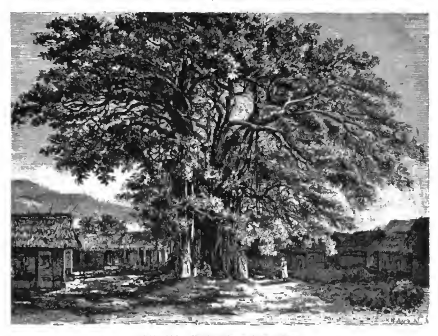


Abb. 112. Banjanenbaum in Akropong.

geblichem Umherreisen gelang es ihnen endlich, eine Anzahl Neger von Jamaika zu gewinnen, die sich mit ihnen einschifften, am Abend des Osterfestes 1843 in Christiansborg landeten und bald darauf unter dem Jubel der Bevölkerung in Akropong (Abb. 112) einzogen. Die Westindier haben sich leider nicht so bewährt wie man gehofft hatte; sie sind mit Ausnahme einer Familie wieder nach Westindien zurückgekehrt, und Afrika wird auch heute noch durch Weiße missioniert. Aber die Basler Mission war durch diese neue Ansiedlung nun vollends an die Goldküste gebunden, so daß von einem Aufgeben des Unternehmens im Ernst nicht mehr die Rede sein konnte.

Akropong, landeinwärts auf den Gebirgen westlich des Volta-Stromes gelegen, bildete also den neuen Ausgangspunkt der Basler Mission auf der Goldküste. Die äußere Ansiedlung, das Bauen von Häusern und das Anpflanzen des Bodens war nicht so schwer, wie das Bebauen des Herzensackers der Neger; sie hörten wohl die Botschaft, gaben auch zu, daß es mit den Fetischen

nichts sei, aber gar lange dauerte es, bis bei einigen das Wort Gottes tiefer eindrang. Erst am Pfingstfest 1847 konnten die Erstlinge, zwei junge Männer, getauft werden. Die Missionare sahen, daß sie von unten anfangen, d. h. durch Erziehung und Unterricht von Kindern den Grund legen mußten. So wurde eine Knabenschule gegründet, an die sich seit dem Jahr 1848 eine Anstalt zur Heranbildung eingeborener Prediger und Lehrer angeschlossen hat. Nach einigen Jahren gingen aus dieser Anstalt schon eingeborene Missionsgehilfen hervor.

Von Akropong führte durch den notwendigen Verkehr mit der Küste der Weg der Mission wieder nach Christiansborg, dessen dänische Regierung sich im allgemeinen wohlwollend zur Mission stellte. Im Jahr 1845 siedelte Missionar Schiedt von Akropong nach Christiansborg über. Die Aufgabe schien nicht sehr hoffnungsvoll: das Volk war durch Handelsgeschäfte und den Verkehr mit oft sittenlosen Europäern und äußerlich etwas zivilisierten aber innerlich rohen und abergläubischen Mulatten nicht gut beeinflußt. Aber merkwürdig — die Neger kamen in Scharen zu der Predigt. Bald hatten sich ihrer 140—150 den Missionaren angeschlossen, Predigt und Schule wurden fleißig besucht, und es erstand auch ein kleines Lehrerseminar. Es kamen neue Missionare, und der sprachbegabte Zimmermann begann das Ga zu bearbeiten.

Im Jahr 1850 ging Christiansborg und der dänische Teil der Goldküste an die englische Regierung über, von der man mancherlei längst vermißte Verbesserungen und auch Erleichterungen für die Mission erhoffte. Aber die Verbesserungen blieben aus. Eine Kopfsteuer, welche die Regierung zur Deckung der Unkosten den Eingeborenen auferlegt hatte, wurde durch die mulattischen Steuereinnehmer so unredlich und ungerecht eingezogen, daß große Unzufriedenheit entstand und 1854 ein Aufstand ausbrach, infolge dessen durch ein Kriegsschiff und durch die Kanonen des Forts von Christiansborg die Küstenstädte La und Täschi und die Negerstadt Osu beschossen wurden. Im Vertrauen auf die zugesagte Verschonung der Missionsgebäude waren die meisten Missionare in ihren Häusern geblieben, aber bald schlugen von allen Seiten Bomben in die Mauern. Zum Glück wurde niemand getroffen, und am folgenden Tag flohen die Gefährdeten, ehe die Kanonade von neuem begann, in das nahe Akra. Als am dritten Tage die Missionare wiederkamen, waren ihre massiv gebauten Häuser zerschossen und der Hausrat teilweise geraubt, die Stadt aber in Flammen aufgegangen. Die Bevölkerung hatte sich in alle Winde zerstreut, und erst allmählich gelang es, einige von den versprengten Gemeindegliedern wieder zu sammeln. Die meisten Christiansborger hatten sich aber in ihre Pflanzungen am Fuße des Gebirges zurückgezogen. Dorthin folgten ihnen die Missionare Zimmermann und Steinhauser durch die Grasebene des Geländes, bis in die Nähe des Gebirges, in ein vom Tau und häufigen Regen befeuchtetes Wald- und Ackerland. In dem Dörfchen Abókobi ließen sie sich nieder und lebten anfangs notgedrungen in der äußersten Einfachheit.

Die Wohnung war, bis man an das kleine Haus noch ein Stübchen angebaut hatte, so bescheiden, daß die Männer im Freien übernachteten und nur die Frauen unter Dach schlafen konnten. Die Nahrung bestand aus Maisbrot und Jams. Kaffee konnte man aus einer nahen Pflanzung bekommen. Als Besteck hatten die vier Personen miteinander ein Taschenmesser nebst einem ganzen und einem halben Löffel. Aber die kleine Gemeinde gedieh bald fröhlich. Die Fetischpriester in der Gegend wurden allerdings eifersüchtig, und wenn irgendwo Regenmangel eintrat, mußte die kleine Kirchenglocke zu Abókobi daran schuld sein! Als es aber ein paarmal gerade hier regnete, während ringsum Dürre herrschte, kamen die Heiden auf andere Gedanken.

Die Bauernbevölkerung dieser Gegend, noch nicht verdorben durch den Verkehr mit der Küste, abergläubischer aber auch religiöser als die Küstenbewohner, erwies

sich als ein günstiger Boden für die Predigt des Evangeliums, und Abókobi wurde bald ein Mittelpunkt für die Mission; auch die bekehrten Heiden fingen an, ihren Landsleuten zu predigen. Besonders ein ehemaliger Fetischpriester zeichnete sich als Zeuge der Wahrheit aus. Er ließ sich 1857 mit seinem ganzen Hause taufen, wurde später Gemeindeältester und hat dann bis zu seinem Heimgang 1886 als Reiseprediger im Segen gewirkt.

Andere Verhältnisse finden wir etwa 20 Stunden landeinwärts, da wo der Volta das Gebirge durchbricht, bei dem Krobostamme. In dem von herrlichen



Abb. 113. Im Kroboland.

Palmenwäldern bedeckten Ländchen (Abb. 113), das etwa 30000 Einwohner zählt, wohnt ein kräftiges, stolzes Volk, das eine dem Ga verwandte Sprache, das Adangme, redet.

Der Stammsitz des Volkes ist der Kroboberg, eine hohe, steile Felsmasse, auf deren Rücken noch vor einigen Jahren die zwei Königsstädte des Volkes standen und wo die aus dem Tiefland heraufgetragenen Toten bei wilden Saufgelagen, lautem Klagegeheul und Flintengeknatter bestattet wurden, bis die englische Regierung, weil bei den Totenfesten Menschenopfer vorkamen, die Bestattung auf dem Berge verbot und die Bergstädte zerstören ließ. Auf dem Berge hatten bis dahin die angesehensten Fetische gehaust, bei deren Festen der Palmwein aus polierten Menschenschädeln getrunken wurde. Die jungen Mädchen mußten vor ihrer Verheiratung längere Zeit auf dem Felsenneſt unter der Aufsicht von Priesterinnen wohnen, um wie es hieß, die alten Volkslieder, Sagen und Gebräuche zu lernen, in Wahrheit aber, in alle Geheimnisse des Geschlechtslebens eingeweiht zu werden.

Als im Jahr 1855 zwei Missionare ins Kroboland kamen, wurden sie in Odumase von dem alten König Odonko Azu aufs freundlichste aufgenommen. Er war weise und gerecht, wohl der beste Fürst in Westafrika, und als in Odumase eine Mission angefangen wurde, besuchte er fleißig den Gottesdienst, zeigte sich innerlich

ergriffen von der Wahrheit und wurde je länger je mehr ein Beter und ein Förderer des Reiches Gottes. Aber er konnte sich immer nicht zur Taufe entschließen — Politik und Vielweiberei hielten ihn zurück. Er starb plötzlich — ohne getauft zu sein — „Ich bin in Gottes Hand!" das waren seine letzten Worte. Das Zögern des Königs hatte auf das Volk keinen guten Einfluß. Dazu war die Wirksamkeit erschwert, weil die Palmbauern die Woche über auf ihren abgelegenen Höfen der Gewinnung des Palmöls nachgingen. Den ganz ins Fetischwesen verstrickten Frauen war fast gar nicht beizukommen. Aber mit der Zeit ist doch Odumase eine Hauptstation geworden, die außer der Kirche auch eine Mädchenanstalt hat und den Mittelpunkt für eine schöne Zahl kleiner Tochtergemeinden bildet.

Noch weiter gen Norden, in die schwer zugänglichen Urwälder von Akem drang in den fünfziger Jahren der Basler Missionar Simon Süß, der den Versuch machte, sich durch Ackerbau und Viehzucht selbst zu erhalten.

Der König von Gyadam nahm ihn freundlich auf, und er lebte jahrelang als Einsiedler im Urwald, rodete den Wald aus, legte Pflanzungen an, baute Häuser, trieb Schaf- und Schweinezucht, und daneben predigte er dem Volke, einem Asantestamm, der im finstersten Heidentum und allen Greueln der Sklaverei lebte. Mit der Zeit bekam er einen Gehilfen, konnte aber nicht gut mit andern zusammenarbeiten; außerdem waren die politischen Verhältnisse unsicher. Die Gyadamer wurden von dem Akemkönig Ata fortwährend beunruhigt. Süß zog deshalb fort, wieder in die Einsamkeit; er arbeitete auf seine Art weiter bis 1861, aber, wie es scheint ohne nennenswerten Erfolg. Der Versuch, eine Freimission zu gründen, war also mißglückt. Andere Missionare, die nach Gyadam kamen, erlagen bald dem Klima, und schließlich wanderte der ganze Stamm, der fortwährenden Beunruhigungen durch Ata müde, nach Südwesten aus. Er ließ sich am Berefluß, in Akem Kotoku nieder, und 30 Jahre später sind auch dorthin Basler Missionare gekommen.

Es war ungewiß, ob in Akem das Werk überhaupt fortgesetzt werden könne, aber 1861 konnten sich dort Missionare in der Hauptstadt Kyebi niederlassen. Sie hatten es schwer, denn der Sinn des Volkes war stumpf und verschlossen gegen höhere Einflüsse und dazu das Klima besonders ungesund. Doch bildete sich schließlich eine kleine Gemeinde, die aber nach 10 Jahren mühevoller Arbeit erst 42 Seelen zählte. Im Jahr 1874 kam anstatt der europäischen Missionare, für die das Klima zu gefährlich war, der eingeborene Prediger David Asante nach Kyebi. Um jene Zeit hatte die englische Regierung die Sklaverei aufgehoben; das bisher unter unerträglichem Druck seufzende Volk fing an aufzuatmen und Sehnsucht nach etwas Besserem zu bekommen, und das Evangelium fand sogar in der Umgebung des Königs Eingang. Aber dieser, ein Trunkenbold und grausamer Tyrann, fing an, die Christen auf alle Weise zu drücken. Um ihnen mehr Halt zu geben, sandte man wieder einen europäischen Missionar. Er bereiste das weite Gebiet, gründete überall Außenposten und zog sich Nationalgehilfen heran. Nach 3 Jahren waren schon 7 Außenstationen gegründet und 500 Heiden getauft. Es entstanden kleine Christenansiedelungen, die sich durch ihre netten, reinlichen Häuser vorteilhaft von denen der Heiden unterschieden. Die Christen kamen durch Fleiß und geordnetes Leben auch wirtschaftlich empor. Das erregte den Grimm des alten Trunkenbolds Ata. Er bemühte sich, durch ungerechtes Gericht, durch hohe Geldstrafen und allerhand Quälereien und Mißhandlungen die Christen zu verderben, bis endlich sein Maß voll war und die englische Regierung ihn auf fünf Jahre verbannte.

Obgleich Kyebi wegen seines ungesunden Klimas, dem eben erst (1883) der eifrige Missionar Buck und seine junge Frau zum Opfer gefallen waren, als Station für Europäer aufgegeben werden mußte und das ganze Akemgebiet der viel gesünderen Station Begoro zugewiesen wurde, ging das Werk rüstig vorwärts und die Christengemeinden mehrten sich. Aber da erschien der alte Christenfeind Ata wieder auf dem Plan; er war in der Verbannung nicht weiser und nicht besser geworden. Er fing wieder mit Mißhandlungen, auch mit Verleumdungen der Christen bei der englischen Regierung an, aber schließlich litten auch die Heiden unter seiner Tyrannei, was manche dem Christentum zuführte. Nun trat er mit der Behauptung auf, es sei ihm Geld gestohlen worden, und ein Fetischpriester wußte den Verdacht auf einen angesehenen Kirchenältesten zu wälzen. Dies entflammte die Wut der Heiden. Zwei eben anwesende Missionare wurden mit den Christen im Missionsgehöft eingeschlossen, einige Christen grausam mißhandelt, ihre Pflanzungen geplündert. Endlich erschien ein englischer Beamter, befreite die Missionare und die Christen und lud Ata vor das englische Gericht. Er reiste mit großem Gepränge an die Küste, wo er, noch ehe er vor dem irdischen Richter erschien, einer Lungenentzündung erlag. Nun aber schwuren bei der Leichenfeier des Königs dessen Anhänger den Christen Rache, und ein wahrer Verfolgungssturm brach los. Die Christen wurden zersprengt, die Missionsgebäude und Kapellen verwüstet. Viele flohen in die Wälder oder über die Grenze, manche ließen sich auch durch die Not zum Abfall verleiten.

Zum drittenmal griff die englische Regierung ein. Die Heiden mußten den angerichteten Schaden ersetzen und Atas Nachfolger Religionsfreiheit zugestehen. Die Christengemeinden Akems gingen aus der Verfolgung geläutert und gesichtet hervor. Schon 1895 gab es in Akem über 2600 Christen — darunter angesehene Häuptlinge — und 31 eingeborene Gehilfen. Auch der zuerst grollende König und seine christenfeindliche Schwester haben sich allmählich der Mission etwas genähert, und die sterbende Mutter des Königs sagte bei ihrem Hinscheiden zu ihrer Tochter: „Gehe und suche Gott!"

•

Anfang der sechziger Jahre überschritten Basler Missionare den Volta, der die Grenze zwischen der Gold- und der Sklavenküste bildet, und ließen sich in Anum (in dem jetzigen deutschen Togogebiet) nieder. Hier war aber zunächst der Anfang sehr schwer. Die verschiedenen Stämme waren in fortwährendem Krieg, und das Volk hatte keine Lust, den Boten des Friedens Gehör zu schenken. Die Hauptgegner der Anumer waren die Akwamuer, die sich 1868 mit den mächtigen Asanteern verbanden.

Mit Asante, das in der neuesten Zeit wieder so viel von sich reden machte, müssen wir uns etwas eingehender beschäftigen.

Kürzlich hat eine englische Zeitung (die Pall Mall Gazette) ihrer eigenen Regierung Vorwürfe darüber gemacht, daß sie das „fleißige" Volk der Asanteer ungerecht unterjocht habe. Wer näheres über die Asanteer weiß, dem muß dieser Vorwurf höchst seltsam erscheinen. Schon die Bezeichnung fleißig ist sehr unglücklich gewählt. Ein Volk, dessen ganze gesellschaftliche Einrichtung sich auf die Sklaverei gründet, ist niemals fleißig. Die Asanteer sind ferner ein kriegführendes und eroberndes Volk, und was sie etwa an Tugenden haben, das sind jedenfalls nicht die des friedliebenden Bürgers. Mangel an Fleiß ist aber nicht das Schlimmste, was man ihnen nachsagen muß. Wie von dem Reich der Zulu im Süden und von Uganda im Osten Afrikas, ebenso, ja vielleicht in noch höherem Grade kann man von den westafrikanischen Königreichen Dahome und Asante sagen: ihre Geschichte ist mit Blut geschrieben. Denn abgesehen davon, daß die Asanteer von Zeit zu Zeit Raub- und Eroberungszüge machten, ist bei den Toten- und Fetischfesten immer viel, sehr viel Blut vergossen worden. Da auf kleinen Vergehen die Todesstrafe stand, und da trotz der Schreckensherrschaft sehr viel Diebstahl und dergl. vorkam, hatte man immer eine Anzahl von unglücklichen Gefangenen im Vorrat, die bei Festlichkeiten hingeschlachtet werden konnten. Natürlich waren unter diesen viele Unschuldige, die den Gifttrank, den man zur Ermittlung des Täters trinken ließ, nicht wieder erbrechen konnten und deshalb für schuldig galten. Und wenn man die Armen nur einfach getötet hätte! Aber zuerst stieß man ihnen ein Messer durch die Wangen, damit ihnen

ja kein Schmerzenslaut entfahre, und dann wurden Mörder oder solche, die man dafür hielt, noch aufs grausamste gequält, ehe endlich der Streich des Henkers den Kopf vom Rumpfe trennte. Wenn ein Vornehmer starb, mußte man ihm eine Schar Diener ins Jenseits nachsenden. Um genug Leute zu bekommen, die man töten konnte, gingen die Häscher hinaus auf die Straßen und fingen ein, wen sie erwischen konnten. Ganz grauenhaft waren die Schlächtereien, die beim Tode des Königs vorgenommen wurden. Doch würde man vielleicht unrecht tun, wenn man annähme, daß solch ein König unter allen Umständen nichts andres ist als ein blutdürstiger Wüterich. Der König, obgleich Herr über Leben und Tod seiner Untertanen, steht selbst unter dem Banne des Herkommens und hat seinerseits die Macht der Häuptlinge zu fürchten, die ihn auf den Thron gesetzt haben.

Die Asanteer befreiten sich im Anfang des 18. Jahrhunderts von dem König von Denkjera, dem sie tributpflichtig waren. Der Anführer Tutu erbaute damals die Stadt Kumase, etwa 60 Stunden landeinwärts von der Küste. Durch viele Feldzüge erweiterten die Asanteer ihre Macht und schleppten Kriegsgefangene mit fort, um sie entweder zu Sklaven zu machen, oder bei den Festen zu opfern. Allmählich drangen sie mehr gegen die Küste vor und stießen so mit den Engländern zusammen. Sie konnten damals 100 000 Mann ins Feld stellen und waren mit Feuergewehren bewaffnet. In den ersten zwanzig Jahren des 19. Jahrhunderts kamen sie dreimal bis an die Küste und bedrohten Cape-Coast-Castle. Die Engländer versuchten es mit Verträgen, die aber von den schlauen, treulosen Asanteern nicht gehalten wurden. Endlich gelang es den von den Asanteern unterjochten Küstenstämmen, unterstützt von den Dänen, Holländern und Engländern, den Asanteern eine große Niederlage beizubringen. 1831 wurde Friede geschlossen, und da Asante auch einen friedliebenden König hatte, blieb bis zu dessen Tod, 1867, Ruhe. In jener Zeit (1839) machte Missionar A. Riis eine Reise nach Asante, erkannte aber, daß die Zeit für dieses Land noch nicht gekommen war. Die Missionsversuche, die ein Engländer machte, hatten keinen Erfolg. Und nun kam ein neuer König, der bei seinem Regierungsantritt (1867) schwur: „Mein Handel soll der Krieg sein." Die Eroberungszüge begannen aufs neue, und es war den Asanteern sehr willkommen, als sie von den Akwamuern zu Hilfe gerufen wurden. Sie fielen in die Länder am Volta ein und bedrohten auch Anum, wo damals das Missionspaar Ramseyer und Missionar Kühne wohnten.

Es ist in Kriegszeiten oft schwer für die Missionare zu entscheiden, ob sie fliehen oder auf ihrem Posten bleiben sollen, ob sie hoffen können, durch ihr Ausharren die Station zu retten und den etwa noch anwesenden Christen einen Halt zu geben, oder ob ihr Bleiben eine nutzlose Aufopferung wäre. Ramseyers und Kühne entschlossen sich zum Bleiben, auch als schon alles geflohen war. Die Station wurde überfallen und geplündert und die Missionare fortgeschleppt, um schließlich nach Kumase gebracht zu werden. Was haben sie auf dem ungefähr siebenmonatlichen Marsch nach Kumase nicht alles durchgemacht! Ohne Rast ging es vorwärts, in glühender Hitze, im Regen, in Hunger und Durst, mit wunden Füßen, denn das Schuhwerk war ungenügend und die Füße der Gefangenen durch die ihnen bei Nacht angelegten Fesseln wund gerieben. Ihr Hüter, ein roher, hochmütiger Mensch, behandelte sie wie Sklaven, und wenn er sie auch nicht tätlich zu mißhandeln wagte, so tat er doch sein möglichstes, um sie zu quälen. Oft mußten sie demütig um Nahrung bitten und manchmal bekamen sie trotz alles Bittens nichts, oder mußten sie den Hunger mit ekelhafter, ungesunder Speise stillen. Das 9 Monat alte Kindchen Ramseyers, für das die Eltern anfangs noch etwas Milch in Büchsen hatten, siechte infolge ungenügender Nahrung dahin und starb auf der Reise. Erträglicher wurde die Lage der Armen, als sie endlich in einem Dorf in der Nähe von Kumase bleiben durften. Der König, obwohl ein launischer, wetterwendischer Tyrann, war im allgemeinen freundlich gegen sie und sorgte wenigstens notdürftig für ihren Unterhalt. Später

ließ man sie auf ihre Bitte nach Kumase in ein dort von einer wesleyanischen Mission gebautes Haus ziehen. Sie fanden hier einen Missionar, der auch als Gefangener galt. Allmählich gelang es auch ihren Freunden, ihnen einige Kisten mit Kleidungsstücken und dergl. zukommen zu lassen. Die Missionare versuchten auch, den Eingeborenen Gottesdienst und Schule zu halten. Aber unendlich lange wurde ihnen die Zeit des Harrens und Hoffens. Und wieviel Jammer und Elend mußten sie mitansehen! Die Scharen von halbverhungerten, zum Gerippe abgemagerten Kriegsgefangenen, die Unglücklichen, die zur Hinrichtung geschleppt wurden, das ganze fluchwürdige Sklavenwesen!

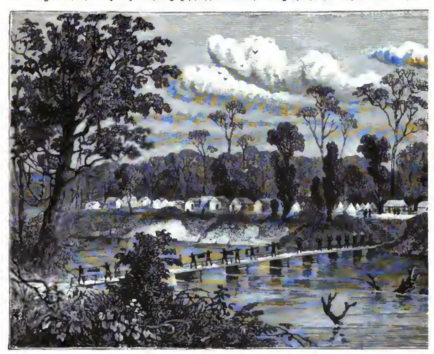


Abb. 114. Brücke über den Prah nach Asante.

Im Jahr 1873 unternahmen die Asanteer wieder einen Kriegszug, drangen sengend und brennend nach der Küste und bedrohten die englischen Forts; da brachen die Pocken unter dem Heere aus und nötigten es zum Rückzug; England aber raffte sich endlich auf und sandte unter Sir Garnet Wolseley ein Heer, das den Prah-Fluß (Abb. 114) überschritt, am 4. Februar 1874 vor den Toren Kumases (Abb. 115) stand und den Asanteern den Frieden diktierte. Damit wurden die Missionsgeschwister frei. Vier Jahre hatten sie in Asante zugebracht.

Ramseyer hatte seither ein tiefes Mitleid für dieses unglückliche, geknechtete Volk. Asante war gedemütigt und erholte sich nur allmählich, die umliegenden Völker atmeten auf und in Abétifi, an der Grenze Asantes, wo Basel jetzt eine Station errichtete, harrte er und betete, daß sich die Türen in Asante öffnen möchten. Zunächst wollte das Volk noch nichts von einer Mission wissen.

Asante erstarkte allmählich wieder, und König Perempe, der 1888 auf den Thron kam, trat in die Fußstapfen seiner Vorfahren. England hatte lange, wohl zulange Geduld und ließ sich durch trügerische Versprechungen des schlauen Perempe täuschen; aber endlich war das Maß voll. Wieder stand wie vor 22 Jahren ein englisches Heer vor Kumase, aber diesmal wurde der König abgesetzt und Asante dem englischen Kolonialreich einverleibt. Und damit fiel die ganze Schreckensherrschaft, die von Kumase aus das eigene Volk und die umliegenden Stämme geknechtet hatte.



Abb. 115. Kumase vor 30 Jahren.

„Die Plätze, an denen die Henker ihre Blutarbeit verrichtet hatten, an denen Tausende von Unglücklichen als Schlachtopfer gefallen waren, die düsteren Fetischhaine, wo ihre Gebeine bleichten und in Haufen aufgeschichtet waren, wo die Aasgeier von den hohen Bäumen ihre Opfer erspähten — alle diese Plätze des Schreckens wurden jetzt durch die Engländer gesäubert und die Zeichen ihrer ursprünglichen Bestimmung entfernt. Überall ließ sich der Gouverneur die Henkermesser ausliefern und die Messerwirtschaft hatte ihr Ende erreicht. Ein solches Gericht erging auch über Bantama, die Totenresidenz der Asantekönige. Der dortige Fetischhain mit dem Mausoleum, in dessen Zellen die mit Golddraht zusammengefügten Skelette der verstorbenen Herrscher Asantes aufbewahrt wurden — diese Stätten wurden niedergelegt und mit Schießbaumwolle verbrannt. Die englischen Truppen fanden ringsum die Erde feucht und durchtränkt von Menschenblut. Nur wenige Spuren der ehemaligen königlichen Totenstätte und einzelne Überreste von Bäumen blieben vorderhand noch stehen, bis auch sie allmählich von der Erde verschwanden.“ (Steiner, Schreckenstage in Kumase.)

Am 17. Januar 1896 waren die Engländer in Kumase eingezogen. Am 25. Januar kam zu den in Abétifi harrenden Missionaren ein Bote des Gouverneurs mit der Nachricht, daß Asante unterworfen sei und das ganze Land der Mission offen stehe. Am 4. Februar, an dem Tag, an dem er vor 22 Jahren aus seiner Gefangenschaft befreit worden war, reiste Ramseyer nach Kumase ab.

„In Asante ist eine Umwälzung der Dinge zustande gekommen", schreibt er, „wie ich sie nicht für möglich gehalten hätte. Wie ein Träumender stehe ich auf den Straßen von Kumase, das heute ein Bild ist von dem, was in ganz Asante geschieht. Wo früher ganze Komplexe von Häusern und Straßen standen, ist alles rasiert und geebnet, und eine Menge von Arbeitern ist damit beschäftigt, die Wurzeln der abgehauenen Fetischbäume, unter denen so viele Menschen geschlachtet wurden, wegzuschaffen, während andere die Felsen sprengen. Mitten in der Stadt, auf dem Marktplatz, wird der Grund zu einer Festung gelegt. Die Schädelstätte, hart am Marktplatz (wo König Perempe sich vor den Augen seines Volkes demütigen und seine Unterwerfung erklären mußte), ist gelichtet; nur eine Anzahl großer Bäume steht noch. Aber an deren Fuße liegen, obschon man tagelang Menschengebeine in Unmasse verbrannt hat, noch ganze Haufen von Menschenknochen. Dieser Greuel! Und da sind noch Stimmen in der Heimat laut geworden, es sei ein Unrecht, gegen die Asanteer einzuschreiten. Nur ein einziger Blick auf diese Schädelstätte, den Apete Seni, d. h. den Ort der Aasgeier, würde sie zum Schweigen bringen."

Im Sommer brachte Ramseyer seine Frau, die, obwohl auf einer Seite gelähmt, doch den Mut nicht verloren hatte, nach Kumase, und bald entstand hier ein Heim in Gestalt eines Missionshauses. Überall im Lande erwuchsen kleine Missionsniederlassungen. Am 12. Dezember 1897 wurden in der hoch und gesund gelegenen Station Kumawu drei junge Männer, die Erstlinge von Asante, getauft, und am Christfest desselben Jahres fand in Kumase selbst das erste Tauffest statt. Anfang 1899 gab es in Asante schon 113 Christen und 400 Schüler. Da brach über die junge Mission ein neuer Sturm herein. Schon seit einiger Zeit gingen Gerüchte, daß die im stillen der englischen Herrschaft grollenden Asanteer einen Versuch machen wollten, sich der Fremdherrschaft zu entledigen. Die englische Regierung schenkte diesen Gerüchten und den Warnungen, die ihr durch befreundete Stammesfürsten zukamen, keinen Glauben. Da kam im März 1900 ein neuer Gouverneur der Goldküste nach Kumase. Er wollte die noch immer ausstehende Kriegsentschädigung eintreiben und zugleich den Asantefürsten klar machen, daß sie sich durchaus keine Hoffnung auf die Rückkehr ihres verbannten Königs machen dürften. In Begleitung seiner Gemahlin und mit glänzendem Gefolge zog Hodgson in Kumase ein, setzte den versammelten Häuptlingen den Zweck seines Kommens auseinander und verlangte von ihnen die Auslieferung des alten Königsstuhls. Mit verhaltenem Groll hörten die Häuptlinge diese Worte. Sie beschlossen den Aufruhr, und als Hodgson eine kleine Truppe sandte, um den Königsstuhl mit Gewalt zu holen, wurde sie mit einem Kugelregen empfangen. Der Aufstand verbreitete sich weiter, und der Gouverneur sandte Boten nach der Küste (der Telegraph war schon unterbrochen), die dringend um Verstärkung baten. Bald drohte ein Überfall der Asanteer, und die Missionare mußten in größter Eile in das zehn Minuten von der Station entfernte Fort flüchten. Es waren die Ehepaare Ramseyer und Jost, die Witwe des vor Jahresfrist in Asante verstorbenen Missionars Haasis und der junge Missionar Weller.

Unter den Flintenschüssen des Feindes erreichten sie glücklich das Fort. Aber drinnen lauerte auch ein schrecklicher Feind, das war der Hunger, denn das Fort war nicht verproviantiert. Immer

kleiner wurden die Rationen, immer seltener gelang es, einige Lebensmittel ins Fort zu bringen, immer sehnsüchtiger schaute man aus nach Entsatztruppen. Der Feind war zwar nicht unmittelbar um das Fort gelagert, aber er wußte doch die Zufuhr von Lebensmitteln zu verhindern. Auf dem freien Platze vor dem Fort lagerten Tausende von Flüchtlingen, die man nicht hatte einlassen können, hauptsächlich Frauen und Kinder der im englischen Sold stehenden Haussatruppen, aber auch eine Anzahl befreiter Sklavenkinder, die den Missionaren zur Erziehung übergeben waren. Diese teilten die ohnehin sehr knappen Rationen mit den Kindern, indem sie ihnen Lebensmittel in einem Korb über die Mauer hinabließen. Missionar Weller erkrankte und kam nicht wieder zu Kräften, da man ihm keine stärkende Kost verschaffen konnte. Übrigens waren der Gouverneur und seine Frau sehr freundlich gegen die Missionare, und es wurde so gut für sie gesorgt, als es die Umstände erlaubten.

So vergingen fast zwei Monate unter Kämpfen mit den Asanteern draußen und dem viel hoffnungsloseren Kampf mit dem Feind im Innern, dem Hunger. Einzelne verbündete Truppen schlugen sich durch die Feinde durch, aber ihre Zahl war viel zu gering, um das Fort zu entsetzen. Endlich beschloß der Gouverneur, auf alle Gefahr hin abzuziehen. Es blieb kein anderer Ausweg, wenn nicht alles dem Hunger erliegen sollte. Am Morgen des 23. Juni verließ die Besatzung das Fort an einer Stelle, wo der Feind keinen Ausbruch erwartete. Im Fort blieben noch 115 halbverhungerte Haussa unter dem Befehl von zwei Offizieren.

Die Missionare hatten Hängematten, und der Gouverneur hatte ihnen für Träger gesorgt, von denen aber ein Teil bald die nächste Gelegenheit benutzte, um mitsamt den Hängematten zu verschwinden, so daß schließlich nur Frau Ramseyer und der todkranke Weller getragen wurden. Es waren entsetzliche Tage, die die vom Hunger geschwächten Menschen jetzt durchmachten. Aus Furcht vor dem nachfolgenden Feinde trieben die Offiziere zu immer größerer Eile, und doch waren die Wege fast ungangbar — immer wieder mußte man durch Flüsse und Bäche, oft bis über die Kniee im Wasser watend, oder, was noch schlimmer war, durch Sümpfe, aus deren grauem Schlamm man oft kaum die Füße herausbrachte. Einmal führte der Weg durch überschwemmtes Gebiet, und man mußte 3 Stunden lang bis an die Brust im Wasser gehen. Und dann legte man sich nachts in den nassen Kleidern zur Ruhe, denn das meiste Gepäck war verloren gegangen, man hatte nichts zum Wechseln. Zum Glück konnte man in den Dörfern in der Regel Lebensmittel bekommen. Einmal waren Ramseyers etwas zurückgeblieben — die Hängematte und ihre Bewohnerin waren ganz naß und darum sehr schwer für die Träger —, da hörte man Schüsse im Wald, und die furchtsamen Träger rannten davon. Ramseyer war ganz allein mit seiner hilflosen Frau und glaubte nicht anders, als er würde jetzt noch einmal von den Asanteern fortgeschleppt. Da erschienen aber zwei englische Offiziere, die sich der Hilflosen freundlich annahmen und einigen nachfolgenden Leuten befahlen, die Hängematte zu tragen. Später, als man den Feind nicht mehr dicht auf den Fersen hatte, konnte man sich hie und da einen Rasttag gönnen und die nassen Kleider trocknen, und endlich, zwei Tage vor dem Ende des Marsches, erschienen Träger mit Hängematten und Kisten mit Kleidern, Decken und Lebensmitteln, die auf Bitte eines Missionars von einem Geschäft an der Küste den Missionaren geschickt wurden. Nun hatte die Not ein Ende' und sie konnten die letzten Tage der 25tägigen Reise bequem in der Hängematte liegend zurücklegen. Für Weller war allerdings die Hilfe zu spät gekommen. Er war schon in den ersten Julitagen gestorben. Die andern kamen glücklich, wenn auch sehr elend und schwach, an die Küste und reisten von da mit dem Dampfer nach Akra. Auf der gesund in den Bergen gelegenen Station Aburi erholten sie sich etwas und reisten dann zu gründlicher Erholung nach Europa.

In dem Fort von Kumase langte endlich am 15. Juli das Entsatzheer an, das sich durch fast unüberwindliche Schwierigkeiten hatte durchschlagen müssen. Es kam keinen Augenblick zu früh, denn schon war ein Drittel der Besatzung dem Hunger erlegen und die übrigen waren so schwach, daß sie sich kaum mehr fortschleppen konnten.

Der Aufstand ist jetzt niedergeschlagen, und dauernder Friede scheint in Asante eingekehrt zu sein. Ramseyer aber ist trotz seiner 60 Jahre mit seiner heldenmütigen Frau im Herbst 1901 wieder nach Asante zurückgekehrt, und Kumase ist jetzt abermals eine regelrechte Basler Missionsstation. Es ist nicht möglich, alles anzuführen, was auf der Goldküste noch neben der Predigt geschehen ist für Kirche und Schule, für die Hebung der Neger auch im Äußeren durch Einführung von allerlei Gewerbe und Handwerk. Wir können auch nicht die Namen aller derer nennen, die die Gesundheit und oft, ach wie oft, auch das Leben! hier aufgeopfert haben. Einen Missionar aber müssen wir noch erwähnen, den durch seine sprachliche Begabung ausgezeichneten Johann Gottlieb Christaller. Er hat die ganze Bibel ins Tschi übersetzt und dadurch einer großen Völkergruppe das Wort Gottes zugänglich gemacht. Nach Zimmermanns Tode setzte er dessen Arbeiten in der Ga-Sprache fort, und als er seiner Gesundheit wegen nach Europa zurückkehren mußte, arbeitete er auch hier eifrig im Tschi weiter. Seine Grammatik und sein Wörterbuch des Tschi sind sprachwissenschaftlich so bedeutend, daß sie dem Verfasser die goldene Denkmünze des „Institut de France" eintrugen.

Die Sklavenküste.

An die Goldküste reiht sich nach Osten die Sklavenküste an. Sie zerfällt kurzweg in das Evheland und Dahome. Beide Völkerschaften sind durch Abstammung und Sprache miteinander verwandt, und dies ist wohl der Grund, warum die Dahomeer ihre Raubzüge nicht auch nach Westen ausdehnten, wie sie das nach Osten, Joruba zu, lange Zeit getan haben. Am Evheland haben drei europäische Kolonialmächte Anteil; England besitzt den westlichsten Küstenstrich vom Volta bis in die Nähe von Lome mit der Küsten- und Handelsstadt Keta. Den mittleren Küstenstrich mit den Handelsstädten Lome und Klein-Popo hat Deutschland in Besitz genommen, und endlich hatte bereits seit längerer Zeit Frankreich seine Hand nicht bloß auf den östlichen Teil des Evhelandes, sondern auch auf die Küstenplätze Weida und Kotonu, die politisch zu Dahome gehörten, gelegt. Auch Dahome ging nach einem siegreichen Feldzug im Jahre 1892 in französischen Besitz über. Infolge dieser Teilung hat das Evheland seinen einheitlichen Namen verloren; denn der westliche Teil desselben wird, weil es England gehört, politisch zur Goldküste gerechnet, und ebenso der östliche, Frankreich gehörende Teil zu Dahome. Auch Deutschland, das den größten Teil vom Evheland besitzt, nennt seine Kolonie nicht Evhe, sondern Togo. Es ist das der Name einer Stadt und eines Stammes gleichen Namens, die im Jahre 1884 sich zuerst unter deutschen Schutz stellten. Infolge davon wurde dieser Name nicht nur für die anfänglich kleine Kolonie gebraucht, sondern später, als noch andre Stämme und Völkerschaften sich unter deutschen Schutz gestellt hatten, auch auf diese ausgedehnt.

Lange Zeit hindurch hat sich an dieser Küste der überseeische Sklavenhandel gehalten. Als er an der Goldküste längst unterdrückt war, wurde an der Sklavenküste, geschützt durch die gefährliche Brandung und die unzugänglichen Lagunen noch ein schwunghafter Menschenhandel betrieben. Sklavenhändler waren die ersten Europäer, die mit den Evheern in Berührung kamen. Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts versuchten die Portugiesen eine Sklavenfaktorei in Keta zu gründen. Wohl waren die Evheer dem Sklavenhandel nicht abgeneigt, aber sie wollten ihre eigenen Herren

bleiben, und darum hielt es bis in die neueste Zeit herein schwer, den Küstenstamm der Evheer, die Angloer, zu unterjochen. Immer wieder brach ihre Wildheit und Grausamkeit durch. Ihrer Grausamkeit hatten sie es auch zu verdanken, daß schließlich im Jahr 1784 die Dänen mit ihren Verbündeten, den Adaern und Akraern, einen Kriegszug gegen die Angloer unternahmen, in dem die letzteren gänzlich besiegt wurden. Um wenigstens einigermaßen eine Kontrolle über sie zu haben, erzwangen die Dänen die Erlaubnis zum Bau eines Forts in Keta, was die Angloer jetzt unter dem Druck der Verhältnisse gewähren mußten. Aber auch jetzt noch kamen die verschiedenen Kolonialregierungen — die Dänen bis 1850 und die Engländer seit 1850 — mit diesem Küstenstamm oft in Streit, denn bis in die neueste Zeit (1889) haben sie einmal ums andere mit ihrer sogen. Schutzherrschaft Krieg geführt. Welcher Geist übrigens diesen Küstenstamm beseelte, zeigt klar, wenn man bedenkt, daß er stets in treuer und enger Waffenbrüderschaft mit den Akwamuern sowohl als auch mit den Asanteern gestanden hat. Beides, ihre Verwandtschaft mit den Dahomeern und ihr enger Anschluß an Asante, hatte zur Folge, daß sie weder von dem östlichen, noch auch von dem westlichen Tyrannenreich belästigt wurden. Weniger vorteilhaft freilich war diese Waffenbrüderschaft für die Inlandstämme; denn sie hatten oft und viel darunter zu leiden. Den Höhepunkt bildete der Asantekrieg im Jahre 1869, in dem die Asanteer in Gemeinschaft mit den Akwamuern und Angloern sich einen Weg durchs Evheland an die Küste erkämpfen wollten. Unsäglich haben die Inlandstämme in diesem Krieg gelitten und heute noch erzählen die Evheer nur mit Entsetzen davon.

Die Evheer sind ein dunkelfarbiger, wollhaariger Menschenschlag. Die Küstenbewohner sind von kräftigem Körperbau und stechen infolge davon vorteilhaft von den Inlandstämmen ab. Alle zeigen große Empfänglichkeit für europäische Sitten und Gebräuche und kaufen gerne europäische Waren. In den Küstenstädten kleiden sie sich vielfach europäisch und schicken ihre Kinder gerne zur Schule. An ihren Häusern, teils aus Lehmmauern, teils aus Flechtwerk, das mit Lehm ausgeworfen wird, machen sie nach europäischem Vorbild Fenster und Läden. Das Innere ist mit Tisch und Stühlen ausgestattet, und mancher Reiche läßt sich von einheimischen Handwerkern ein zweistockiges Haus bauen.

Im Evheland arbeitet seit 1847 die Norddeutsche (Bremer) Missionsgesellschaft. Von ihren vier ersten Sendboten hat nur einer, Missionar Wolf, das Arbeitsfeld erreicht; die drei andern erlagen schon unterwegs dem verderblichen Klima. Kaum hat je eine andre Mission so viele Opfer gefordert. Über sechzig Missionare, Männer und Frauen, sind seit 1847 dem Klima erlegen. Nach einem vergeblichen Anfang in Peki, drei Tagereisen weit im Innern, wurde ein zweiter Versuch, diesmal an der Küste, gemacht. Im Jahre 1853 gründete Missionar Däuble die Station Keta. Dieser folgten 1855 Waya, zwei Tagereisen weit im Innern, 1857 Anyako auf einer Laguneninsel und 1859 Ho, drei Tagereisen weit landeinwärts gelegen. Aber im Jahre 1869, als eben die Mission anfing aufzublühen, da warf der Asantekrieg alles über den Haufen. Ho wurde in Asche gelegt und Waya greulich verwüstet. Die Asanteer nahmen die Kirchenglocke von Ho mit nach Kumase und gebrauchten sie bei ihren Götzenfesten. Als aber Kumase von den Engländern eingenommen wurde, fand sich auch die alte Glocke vor. Auf die Bitte des Missionar Ramseyer wurde dieselbe vom Gouverneur der Mission zurückgegeben und diente bis zum Jahre 1900 der neuen Missionsstation als Kirchenglocke. Allein in dem Aufstand der Asanteer im Frühjahr 1901 fiel sie aufs neue in ihre Hände. Auch Anyako wurde im Jahre 1874 zerstört. Lange brauchte es, bis sich das Land von diesem schweren Schlag erholt hatte. Ho konnte erst nach Jahren wieder aufgebaut werden, und Anyako und Waya mußten ihrer besonders ungesunden Lage wegen zu Anfang der 80er Jahre als Europäerstationen aufgegeben werden. Erst um die Mitte der 80er Jahre hatte sich das Land von dem Asantekrieg erholt, und



Abb. 116. Deutsche Diakonissen im Togoland.

damit beginnt auch für die Missionsarbeit eine neue, gedeihlichere Periode. Im Jahre 1889 kam zu den beiden Hauptstationen, Keta und Ho, Amedzowe, noch weiter im Innern auf den Avatimebergen mit Lehrer- und Predigerseminar. 1896 trat Lome an der Küste hinzu und 1901 Agu-Nyogbo am Agugebirge. Dazu gehören 34 Außenstationen, die teilweise von Evheern selbst errichtet worden sind und von eingeborenen Gehilfen bedient werden.

Anfangs wuchs das Werk sehr langsam. Erst im Jahre 1854 konnten die Erstlinge getauft werden. Im Jahr 1888 war die Zahl der Gemeindeglieder auf 800 angewachsen; aber die Zählung von 1901 zählt bereits 2600 Gemeindeglieder. Neben einer ganzen Anzahl Bücher des Alten ist längst auch das Neue Testament in die Evhesprache übersetzt. Auch gibt es schon eine kleine christliche Literatur in der Evhesprache. Die 44 Missionsschulen werden von 1200 Schülern besucht, die neben der Landessprache auch in einer europäischen, der deutschen oder englischen — je nachdem die Schule im deutschen oder englischen Gebiet liegt — unterrichtet werden. Erschwert wird die Schularbeit durch die Trennung in deutsche und englische Schutzherrschaft. Als segensreich erweist sich die Arbeit von Diakonissen, die an der Hebung des weiblichen Geschlechts arbeiten. Seit dem Jahre 1889 wirken solche teils an der Mädchenschule in Keta, teils an den Frauen, christlichen und heidnischen. Auch in Ho wurde im Jahre 1892 eine ähnliche Einrichtung getroffen, nur mit dem Unterschied, daß dort nicht Diakonissinnen, sondern Lehrerinnen an der Arbeit stehen (Abb. 116).



Abb. 117. Schlangenanbetung in Dahome.

Südwestlich von Amedzowe, in den Ausläufern des Gebirgs, liegt die zur Basler Goldküstenmission gehörige Station Anum. Sie wurde im Jahre 1869 wie Ho von den Asanteern zerstört und die Missionare Ramseyer und Kühne, wie wir oben gehört haben, in die Gefangenschaft nach Kumase geführt. Bis in die 80er Jahre hinein blieb Anum unbesetzt; aber im Jahre 1888 wurde die zerstörte Station wieder aufgebaut. Von hier aus versuchen die Basler in das Hinterland von Togo vorzudringen.

Im östlichen Teile von Togo liegt an der Küste die wesleyanische Missionsstation Klein-Popo, die aber bis jetzt nur eine kleine Gemeinde hat.

Im östlichen Teil der Sklavenküste herrschten seit 1625 die Dahomekönige. Dahome genießt eines ähnlichen Rufes wie Asante. Neben dem gewöhnlichen Fetischdienst steht hier besonders die Schlangenverehrung (Abb. 117) in Blüte. Was aber Dahome besonders in den Ruf der Barbarei gebracht hat, das sind die furchtbaren Menschenopfer und Massenschlächtereien, die hier nur zu lange an der Tagesordnung gewesen sind. Hier nur ein Beispiel.

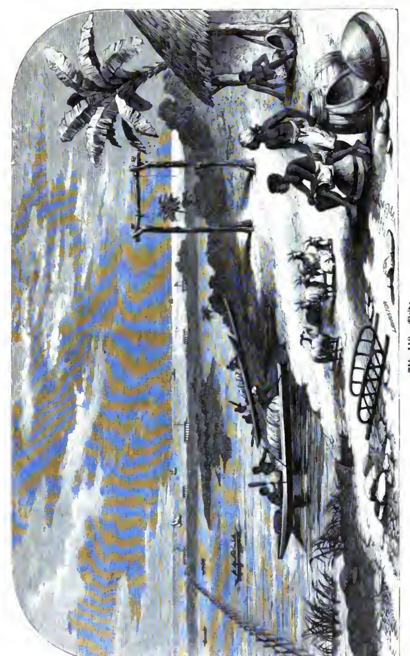


Abb. 118. Weida.

Ein König von Dahome — um die Mitte des 19. Jahrhunderts — hatte bei den Totenfesten seines Vaters schon Hunderte von Menschen hingeschlachtet. Dann erklärte er, damit sei sein Vater noch nicht begraben, er wolle eine Grube machen und mit Menschenblut füllen, so daß man mit einem Kahn darauf fahren könne. Und das war keine leere Drohung; er hat es wirklich so weit gebracht. — Bekannt ist die wilde, grimmige Weibergarde der Könige von Dahome. — Durch den französischen Kriegszug nach Dahome (1892) wurde König Behanzin aus seiner mit Menschenschädeln verzierten Hauptstadt Abome verbannt und den beständigen Menschenopferfesten ein Ende gemacht.

In Dahome arbeitet hauptsächlich die wesleyanische Mission, die schon 1855 in der Hafenstadt Weida (Abb. 118) einen schwarzen Prediger ansiedelte, unter den schwierigen Verhältnissen aber natürlich nur sehr langsame Fortschritte macht. Die Zahl der evangelischen Christen ist noch klein; dagegen zählt die katholische Mission schon einige tausend Gemeindeglieder.

Niger und Altkalabar.

Von den Strömen, die ausschließlich Westafrika angehören, ist der gewaltigste der Niger, der an der Nordwestspitze der Bai von Biafra in 22 Mündungen seine Wasser dem Atlantischen Meere zuführt. Nach 40 Jahren mühe- und opfervoller Versuche wurde endlich in den Jahren 1853—1854 der Mittellauf des gewaltigen Stromes durch Barth, 1880—1881 der Unterlauf durch Flegel erforscht, und wenige Jahre nachher faßten englische Menschenfreunde den Entschluß, diese Entdeckung zum Besten Afrikas zu verwerten. Sie waren der Überzeugung, daß dem Sklavenhandel nur nachhaltig gesteuert werden könne, wenn es gelinge, Christentum und christliche Gesittung ins Innere des dunkeln Weltteils zu tragen, und dazu sollte die Wasserstraße des Niger und seiner Nebenflüsse dienen. Die englische Regierung rüstete, unterstützt von dem Verein für Ausrottung des Sklavenhandels, drei kleine Dampfer aus, die mit tüchtigen Offizieren, Gelehrten, Ackerbauern u. s. w. besetzt waren.

Am 1. Juni 1841 liefen die Schiffe in Sierra Leone ein. Man wählte hier aus neun Negerstämmen Dolmetscher aus. Auch zwei Deutsche, Schön und Müller, gingen mit, der eine als Dolmetscher, der andre als Kaplan. Die Schiffe fuhren den Niger hinauf, legten an verschiedenen Städten an und fanden meistens freundliche Aufnahme. Die Bevölkerung war in tiefster Unwissenheit versunken, aber im ganzen friedlich und harmlos und nicht unempfänglich für die Predigt des Evangeliums. Die Könige der verschiedenen Stämme waren geneigt, Verträge zur Abschaffung des Sklavenhandels zu schließen. „Wir wußten es nicht besser," sagten die Räte eines Königs, nachdem ihnen der Dolmetscher die Greuel des Sklavenhandels geschildert hatte; „wir wußten es nicht besser. Wenn die Weißen aufhören werden zu kaufen, werden wir auch aufhören zu verkaufen." Die Schiffe versuchten bis nach Rabba, der Hauptstadt der räuberischen Fellatas, vorzudringen, und man wollte einen Versuch machen, den mohammedanischen Herrscher dieses Volkes zur Unterzeichnung eines Vertrags gegen den Sklavenhandel zu bewegen. Aber bald brachen auf den Schiffen schwere Krankheiten aus, und eins nach dem andern mußte umkehren, ehe es Rabba erreicht hatte.

Unter den Dolmetschern befand sich auch Samuel Crowther, der uns schon in Abeokuta begegnet ist. Als dieser sah, wie sehr die Europäer unter dem Klima litten, erwachte in ihm der sehnliche Wunsch, die bekehrten Neger möchten doch selbst in den Stand gesetzt werden, ihren Landsleuten das Evangelium zu bringen, und besonders sehnte er sich darnach, selbst als Missionar unter den Negern zu wirken. So sandten ihn die Missionare in Sierra Leone, die sich seiner als eines nach Begabung und Treue ausgezeichneten Schülers erinnerten, zu weiterer Ausbildung nach England, und im Jahr 1843 erhielt er dort die Ordination.

Zunächst freilich war der Eindruck von dem Mißlingen der Nigerexpedition zu stark, als daß in England an ein neues Unternehmen in dieser Richtung gedacht werden konnte. So kam es, daß sich Crowther zunächst der Mission unter seinem eigenen Stamme, den Joruba, widmete. Endlich aber, 13 Jahre nach dem Scheitern jener ersten Unternehmung, wurde wieder ein Schiff für den Niger ausgerüstet, und Crowther ging als Dolmetscher mit.

Es gelang, manche Beziehungen aus der Zeit der ersten Expedition wieder anzuknüpfen. Vom Niger aus fuhr man seinen Nebenfluß, den Benue, hinauf bis zu der 120 Stunden oberhalb des Zusammenflusses gelegenen Stadt Hamaruwa, deren Statthalter — selbst ein Untertan des Großsultans der Fellata — Crowther freundlich empfing und sich bereit erklärte, christliche Lehrer aufzunehmen. Crowther sah, daß jetzt der richtige Augenblick gekommen war, eine Nigermission mit schwarzen Lehrern und Predigern zu beginnen. Die von englischen Kreuzern befreiten und in Sierra Leone zu Christen gewordenen Neger standen in voller Manneskraft; sie konnten ihre Muttersprachen noch, erinnerten sich aller heimischen Sitten und Vorurteile; zugleich waren die Heiden jetzt geneigt, christliche Lehrer aufzunehmen und mit den Engländern Verkehr anzuknüpfen. Und Crowther wandte sich nicht vergeblich an die heimischen Missionsfreunde. Im Jahr 1857 durfte er wirklich ein Häuflein von belehrten Sierra Leone-Leuten an ihre heimischen Ufer zurückführen.

Auf merkwürdige Weise wurde ihm noch ein eingeborener Begleiter zugesellt. Heinrich Barth hatte von seinen Reisen aus dem Innern Afrikas zwei Negerdiener mit nach England gebracht. Er suchte eine Unterkunft für sie, bis sich Gelegenheit fände, sie in ihre Heimat zu schicken. In England lebte damals der alte Schön. Er hatte einst jene erste Nigerreise mitgemacht und damals angefangen, die Haussasprache zu studieren; jetzt ging er mit dem Plane um, die Bibel ins Haussa zu übersetzen. Er nahm die beiden Jünglinge zu sich, und während sie mit ihm an der Bibelübersetzung arbeiteten, öffnete sich ihr Herz der Wahrheit, und am 2. Juni 1857 empfingen sie die Taufe. Der eine, Abega, machte sich auf, um mit Crowther an den Niger zu gehen, während der andre zunächst mit Schön weiterarbeitete.

Es gelang Crowther im Jahr 1857, zwei Orte, Onitscha, 60 Stunden oberhalb der Nigermündung, und Gbebe am Benue, zu besetzen. Später kamen noch andre Orte dazu. Crowther selbst ließ sich nirgends dauernd nieder, sondern reiste immer hin und her, überall ratend und helfend.

In Onitscha wurde der Negergeistliche Taylor stationiert, dem aber seine europäische Tracht lange hindernd im Wege stand. Die Leutchen dort glaubten nämlich, wenn ein Häuptling sterbe, komme er ins Land der Weißen und nehme deren Tracht und Sitten an: was konnte nun Taylor anders sein, als der Geist eines Verstorbenen, der wahrscheinlich gekommen war, um auch andre ins Geisterland zu holen? Daß er seine Stiefel auszog, um zu zeigen, daß dies nicht seine Füße seien, sondern daß er Zehen habe wie andre Menschen, beruhigte die Furchtsamen nicht. Wenn er sich auf der Straße zeigte, lief ihm alles davon, und wenn nicht ein europäisches Handelshaus am Fluß gewesen wäre, hätte er sich gar keine Nahrungsmittel verschaffen können. Er nahm seine Harmonika auf die Straßen und Marktplätze und spielte etwas vor. Trotz aller Liebe zur Musik hielten sie sich aber beharrlich in scheuer Entfernung. Endlich warf er sein Auge auf die Kinder, setzte sich auf den Boden und zeichnete mit dem Stock Figuren in den Sand. Das machte die Kleinen neugierig. Sie sahen ihm bald in der Nähe zu, und ein Bürschlein nahm sogar ein Stück Zwieback von ihm an. Dieser junge afrikanische Held hieß Anamebuna. Er war damals neun Jahre alt und gehörte einem angesehenen Bürger der Stadt. Zwieback essen war ein Schritt. Aber der Missionar war doch eigentlich nicht gekommen, seinen Zwieback an Mann zu bringen, obwohl der Junge gerne bereit war, noch mehr zu nehmen. „Höre," sagte nun Taylor, „ich kann meinen Zwieback nicht nur so verschenken. Wenn du mehr willst, mußt du dafür arbeiten." Der Knabe war dazu bereit, und nun schrieb ihm Taylor einige Buchstaben in den Sand, die er ihm nachsprechen mußte; dann erhielt er ein Stückchen Zwieback zur Belohnung. So ging es etliche Wochen fort, bis Anamebuna die 24 Buchstaben inne hatte. Stolz auf seine Wissenschaft, sang er nun zu Hause und auf der Gasse sein A B C und machte allerhand eigene Melodien dazu.

Aber wie böse wurde der Vater, als er hörte, sein Sohn habe Geisternahrung zu sich genommen und lerne jetzt die Geisterzeichen! Außer sich vor Wut eilte er zum Missionar und warf ihm die unverzeihliche Verführung des armen Kindes vor. „Höre mich und wisse," sprach er, „wenn der Kleine an der Geisternahrung stirbt, so nehme ich dein Leben für seines." — Zum Glück blieb Anamebuna gesund, und so beruhigte sich der Vater nicht nur, sondern fing sogar an, der europäischen Wissenschaft und dem wunderbaren Ding, das man Buch nennt, nachzufragen. Wird einmal ein Afrikaner neugierig, so hat er bald Kameraden. Nun traten mit Anamebunas Vater auch noch andre Alte und Junge näher, die die sonderbaren Zeichen lernen wollten. So kam der Tag, an dem Taylor die Grundwahrheiten des Evangeliums in einem kleinen Kreise verkünden konnte und ruhig angehört wurde. Bald nahm die Kinderzahl so zu, daß man's eine Schule nennen konnte, freilich mehr eine Art Taubenschlag, wo jedes kam und ging, wann es ihm einfiel. Nach und nach fanden sie sich regelmäßiger ein und wurden in Klassen geteilt. Die ganz Unordentlichen bildeten die letzte Klasse; da konnte man ein- und ausgehen nach Belieben. Dann kam die ABC-Klasse mit großen Buchstaben im Sand; nach ihnen die Knaben, die die kleinen Buchstaben auf der Schiefertafel schreiben lernten; zuletzt die, die zwei und drei Buchstaben zusammensetzten und kleine Wörter lasen und schrieben. Und endlich durfte der Missionar unter seinen Schülern niederknieen und mit ihnen das erste Mal in ihrer eigenen Sprache beten: „Unser Vater, der du bist in dem Himmel."

Von nun an konnte Taylor nicht nur in Onitscha selbst, sondern auch in der Umgegend ungehindert das Wort des Lebens verkünden. Dabei bekam er manchmal liebliche Äußerungen zu hören. Einmal, als er von der Heilung unsres Sündenelends gesprochen hatte, dankte ihm einer mit den Worten: „Das ist die beste Speise, die ich je gegessen habe." Und wie war es ihm vollends zu Mut, als zum erstenmal eine Negerin ihm ihre Götzen auslieferte und mit Tränen bekannte, die Stecken, die sie da bringe, helfen sie doch nichts; sie habe schon lange um Kraft gebetet, die so verehrten Dinger wegzutun, und wolle jetzt einzig auf Gott und seinen Sohn ihr Vertrauen setzen! Auf längeren Predigtausflügen konnte es dem Missionar noch begegnen, daß er durch seine Erscheinung denselben Schrecken verursachte, wie anfänglich in Onitscha. So kam er einmal in die Nachbarstadt Oboschi, die auf einer Seite von einem hohen Wald von Bambus und Kokospalmen begrenzt ist. Als er auf den Marktplatz trat, fand er da wohl 700 Menschen versammelt; bei seinem Anblick aber stob alles auseinander. Die einen rannten davon, die andern kletterten auf die Bäume und schrieen, sie hätten Geister erblickt. Nun schickte Taylor einen Boten an den König und ließ um eine Audienz bitten. Über eine Stunde verstrich, bis er die Antwort erhielt, es werde den König freuen, ihn zu sehen. König Eze Wargam empfing den Gast auf seinem aus Erdklumpen bestehenden Throne sitzend und trug außer einem roten englischen Soldatenrock als einzige Kleidung ein Stück Tuch um die Lenden und eine mit einer Feder geschmückte Kappe. Er war jedoch sehr freundlich und bewirtete den Missionar mit Kolanüssen (dem Friedenszeichen) und Palmwein. Der Raum rings umher war gedrängt voll von halbnackten Negern. Taylor erbat sich die Erlaubnis zu predigen, und nachdem er das getan, fragte er den König, ob es ihm recht wäre, wenn Lehrer in sein Land kämen, um ihn und sein Volk zu unterrichten. Eze Wargam erwiderte, indem er mit seinem Scepter auf den Boden schlug: „Gott lasse das geschehen, und hier ist der Boden, auf dem ihr bauen könnt."

An andern Orten verursachte Taylors Besuch auch sogleich große Freude. So in der Palmenstadt Nsube, deren König in seinem Entzücken aufstand, vor ihm tanzte und Gott dankte, daß er sehen dürfe, was seine Vorfahren nie gesehen hätten. So auch in Unter-Nsube, wo König Oseri selbst mit einer großen Trommel sein Volk zur Predigt herbeirief. In einer halben Stunde waren dort 700—800 Menschen versammelt, die mit größter Aufmerksamkeit zuhörten, als der Missionar ihnen die unvergleichliche Liebe Gottes zu dem Menschengeschlecht verkündigte.

Im Lauf des Jahres 1863 wurde in Onitscha durch die Taufe von 53 gläubig gewordenen Ibos eine Gemeinde gegründet. Gleich darauf brachen zwar Verfolgungen gegen die jungen Christen aus, aber sie dienten diesen nur zur Bewährung und der Sache des Evangeliums zur Förderung. Jedes Jahr wurden von nun an neue

Seelen für den Herrn gewonnen. Auch Anamebunas Vater kam herbei, lieferte seine Götzen aus, erlaubte, daß sein Sohn sich taufen lasse, und rückte endlich selbst nach mit seiner Gattin und allen seinen Kindern. Es waren deren neun; der geschickteste seiner Söhne aber war der einstige Anamebuna, jetzt Jakob Okosi, ein guter Leser und Schreiber, der sich auch mit englischen Büchern viel beschäftigte und dabei ein entschiedener Christ wurde.

Das Neue Testament wurde in die Ibosprache übersetzt, und bald befanden sich die Evangelien gedruckt in der Hand der Schulkinder und Bekehrten, die recht



Abb. 119. Schrecken der Eingeborenen vor Missionar Taylor.

leidlich lesen lernten. Nur ein- bis zweimal jährlich konnte der wackre Taylor die nötigen Hilfsmittel von England bekommen; einmal konnte er an Ostern das heilige Abendmahl nicht austeilen, weil weder Wein, noch Brot oder Mehl aufzutreiben war. Auch in Gbebe fand das Wort willige Hörer. Schon 1862 durfte Crowther dort neun Personen taufen in Anwesenheit von beinahe zweihundert freudig erstaunten Zuschauern. Bald darauf starb der gute alte König dort und hinterließ als letzten Wunsch: „Tragt ganz besonders Sorge für die Fremden, sie sind meine Gäste.“ Die Gemeinde mehrte sich, und Leute verschiedener Sprachen von den Ufern des Benue und Kwora, die zuweilen da einkehrten, bekamen Gelegenheit, etwas von der

neuen Religion zu hören. Gegen das Ende des Jahres 1865 aber zog sich über Gbebe und seinem friedlichen Kirchlein eine drohende Wolke zusammen.

Gbebe lag am Südufer des Stroms; ihm gegenüber hatte seit etlichen Jahren die westafrikanische Handelsgesellschaft in Lokodscha ein Warenlager errichtet. Ein englischer Konsul hatte dort seinen Sitz genommen und auch ein eingeborener Lehrer sich da niedergelassen. Dorthin war aus Rabba der mohammedanische König Masaba von Nupe erobernd vorgedrungen, hatte aber Lokodscha freundlich unter seinen Schutz genommen und sich den dortigen Fremden sehr geneigt erwiesen. Doch schien er sich mit weiteren Eroberungsplänen zu tragen, denn er ließ die Christen in Gbebe auffordern, doch auch nach Lokodscha hinüber zu kommen, da drüben auf dem Südufer könne er sie nicht schützen. Der Lehrer wollte nicht so ohne weiteres den ihm lieb gewordenen Platz, die Gemeinde nicht ihre Heimat verlassen; im Februar 1866 aber kam es wirklich zur Schlacht. Die Leute von Gbebe konnten ihre Stadt nicht halten, und die Christen hatten es nur der Vermittlung des englischen Konsuls zu danken, daß ihnen Zeit gelassen wurde, sich ans Nordufer zu retten, ehe die Sieger die Stadt anzündeten, die nun samt Kirche und Missionshaus ein Aschenhaufen wurde. Das war ein schwerer Schlag für die Gemeinde, die sich jetzt teilweise zerstreute, denn nicht alle Christen konnten ihren Lehrer nach Lokodscha begleiten. Dort aber hatten die Missionare viel Gelegenheit, Heiden und Mohammedanern das Evangelium zu verkünden, und unter beiden durften sie ermutigende Erfahrungen machen. Manche Mohammedaner besuchten regelmäßig den christlichen Gottesdienst und bekannten, sie hörten da mehr Gutes, als sie aus ihrem Koran lernen könnten.

Härteren Boden als im Innern des Landes fanden die Lehrer an der Küste, wo sich Aberglaube und Götzendienst in ihrer finstersten, blutigsten Gestalt zeigten. Namentlich die Schlangenanbetung war hier in fast unglaublichem Grade zu Hause. Die Boa wurde dadurch zur wahren Landplage, denn wehe dem, der es wagte, ihr etwas zuleide zu tun! Sie durfte ungestraft nicht nur unter dem Geflügel und andern Haustieren aufräumen; selbst wenn sie ein allein gelassenes Kind verschlang, wurde die Schuld nicht ihr, sondern der Mutter des Kindes zugeschrieben.

Auch die Menschenfresserei und Menschenopfer gingen im Niger-Delta im Schwang. Es war wirklich ein schwerer Posten, den die schwarzen Glaubensboten in Akassa zu behaupten hatten, und mehrere Jahre hindurch galt es, in Geduld fortzuarbeiten ohne alles Schauen. Seit 1867 begannen sich aber Früchte der Aussaat zu zeigen, und 1869 waren vier Personen getauft, während elf im Vorbereitungsunterricht standen.

Einer der Hauptsitze des greulichsten Heidentums war schon lange her die Hafenstadt Bonny. Ihr König wurde aber 1855 vertrieben und brachte dann einige Jahre in England zu, bis es ihm 1860 gelang, den väterlichen Thron wieder zu besteigen. Jetzt, da er selbst etwas Besseres kennen gelernt hatte, lag ihm daran, auch für sein Volk Lehrer zu gewinnen. Er bat Crowther, ihm solche zu schicken, und verpflichtete sich gleich zu einem namhaften Beitrag zur Gründung der Mission. Im April 1865 eröffnete Crowther selbst die Schule mit 56 Knaben und 2 Mädchen; das Jahr darauf konnte er, abermals in Gegenwart des Königs, die neu erbaute Schulkapelle einweihen, wobei die reinlich gekleideten Schulkinder schon liebliche Lieder sangen. Einige Monate darauf starb der alte König; sein in England gebildeter Sohn, Georg Pepple, ließ es sich aber nicht minder angelegen sein, dem alten Wesen vollends den Todesstoß zu geben (Abb. 120).

Neben Haifischen und Riesenschlangen wurden in Bonny hauptsächlich auch die Iguanas, große Eidechsen, verehrt, die sich überall erstaunlich vermehrten. Wer sie tötete, mußte wieder getötet werden. Nun ließ der junge König im April 1867 verkünden, die Iguanas, die in den Hühner-

ställen oft große Verheerungen anrichteten, dürften nicht länger geschont werden. Zu Dutzenden wurden sie jetzt überall getötet, 57 lagen allein auf dem Marktplatz erschlagen. Und damit nachher

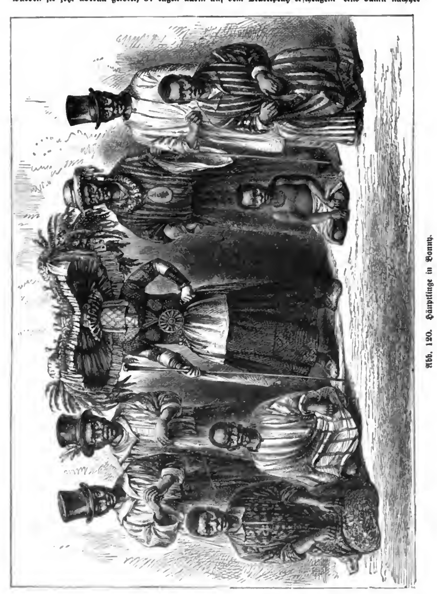


Abb. 120. Häuptlinge in Bonny.

niemand sage, er habe nicht Schuld am Tode dieser Götter, wurde beschlossen, daß etwas Iguanablut in alle Brunnen der Stadt gesprengt werden solle. Viele brieten und aßen auch die Eidechsen.

Crowther gedachte dabei des goldenen Kalbes, das Mose den Kindern Israel im Wasser zu trinken gab. Noch immer aber war das Heidentum in Bonny eine furchtbare Macht. Im Innern des Landes, das der Lehrer Carew bereiste, dauerten die alten Greuel ungeschmälert fort. Täglich wurden dort Menschen geopfert und gefressen. Dem Reichen, der starb, folgten wohl fünfzig Sklaven im Tode nach. Ehe man einen großen Baum fällte, opferte man fünf Menschen. Schädel waren die gewöhnlichen Fußschemel; Schädeltempel gab es in Menge, wo nur immer Priester und Priesterinnen waren. Auch in Bonny stand ein solcher hart neben dem Schulhaus, umgeben von Haufen von Menschengebeinen. Man hatte da einst die Kriegsgefangenen gekocht, während man ihre Schädel dem großen Dschudschu darbrachte (Abb. 121). Im Jahr 1865 war der Tempel zerfallen, und die jungen

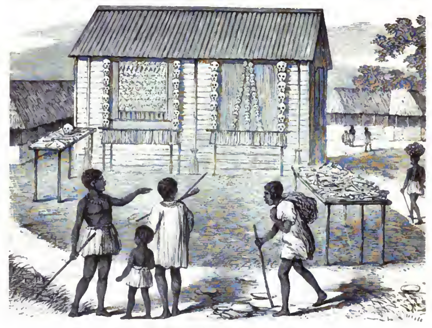


Abb. 121. Dschudschutempel in Bonny.

Leute redeten schon damals von diesen Dingen als von „der alten Mode". Den Fortschritten des Christentums gegenüber ermannte sich nun aber die heidnische Partei und stellte das Haus neu her. Statt der schnell vermodernden Holzpfeiler wurden eiserne Säulen angeschafft, das Dach zu tragen; dieses bestand, wie auch die Wände, aus galvanisierten Eisenplatten, frisch von England bestellt, damit man nicht immer mit Bambusrohr zu flicken hatte. Der gute Crowther schrieb, als er dieses feste Gebäude neben seinem leichten Schulhaus erstehen sah: „Der heidnische Tempel spottet jetzt unsres schwachen Baues. Die Schädel und Gebeine der Geopferten sind alle wieder sorgfältig angebracht; und überdies hat man neulich geschwind dem Feind über dem Fluß drüben einen Mann, ein Weib und ein Kind geraubt, alle drei erschlagen und gefressen und ihre Gebeine und Schädel gleichfalls hier aufgestellt. Unsere Leute sahen von ferne die grause Tat, sie durften sich aber nicht dreinmischen, als die Priesterin die Schädel zubereitete; ebensoleicht könnte man einen Löwen von seiner Beute fortscheuchen."

Beim Aufblühen der neuen Gemeinden am Niger erwachte in den Missionsfreunden der Gedanke, an deren Spitze einen Bischof zu stellen, der ihre einsamen,

weit voneinander entfernten Lehrer regelmäßig besuchen, ermuntern, unterstützen und auch neue, tauglich befundene Männer zum heiligen Amt weihen könnte. Crowther schien dazu der rechte Mann. Das für Europäer so aufreibende Klima des Nigerlands war ein Grund weiter, den Posten einem Eingeborenen zu übertragen, der nicht allein in bezug auf leibliche Kraft und geistige Rüstigkeit, sondern auch als Lehrer des Wortes in 22jährigem Dienst sich trefflich bewährt hatte. Der Gedanke wurde zur Tat, und am 29. Juni 1864 empfing Crowther mit zwei englischen Geistlichen in der Kathedrale zu Canterbury die Bischofsweihe. Damit war vor aller Welt ein Schwarzer als hochgebildeten Engländern ebenbürtig anerkannt worden (Abb. 122).



Abb. 122. Der Negerbischof Samuel Crowther.

Gleich nach seiner Ordination eilte Crowther wieder hinaus an seine Arbeit. Am 10. August landete er in Sierra Leone, wo die Schwarzen sich königlich freuten, das nun so hochgeehrte einstige Sklavenkind zu empfangen; besonders jauchzten die jungen Leute im Predigerseminar, als dessen erster Zögling er 1827 aufgenommen worden war. Crowther gab ihnen aber eine tüchtige Lektion. „Was ist“, fragte er, „aus den 60 Zöglingen der treuen Gottesmänner Häusel und Kießling geworden? Kaum ein Dutzend von ihnen sind zu Missionaren herangewachsen, die meisten haben ruhigere Tage gesucht; die Welt hat doch gewaltige Versuchungen auch für fromme Studenten.“ Er selbst hat die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, erfüllt und ist dabei immer ein demütiger, einfacher Mann geblieben. Er starb 1891. Daß die eingeborenen Gehilfen den Erwartungen nicht ganz entsprachen, war nicht seine Schuld. Sie haben sich zwar fast alle als treu erwiesen, aber bei der Schwierigkeit, sie regelmäßig zu besuchen und zu beaufsichtigen (erst seit 1877 besaß die Mission einen Dampfer und dadurch sichere Reisegelegenheit), und bei den Verfolgungen, die in den siebziger Jahren über die Mission kamen (es ist damals auch Märtyrerblut geflossen), waren sie ihrer schweren Aufgabe nicht gewachsen. Die Englisch-kirchliche

Missionsgesellschaft hat deshalb mit der Zeit wieder weiße Arbeiter an den Niger geschickt und nach Crowthers Tode auch wieder einen Weißen (J. S. Hill) zum Bischof von „Äquatorial-Westafrika" bestellt. Dies hatte allerdings zur Folge, daß eine Anzahl farbiger Prediger, denen die europäische Leitung nicht behagte, unter der Führung eines Sohnes von Crowther aus der Mission austraten.

Die Hauptsprachen der Nigerstämme sind: das Idju im Mündungsgebiet; das Ibo, das von 30 Millionen Menschen geredet wird; das Igbara, südlich vom Zusammenfluß des Benue mit dem Niger; das Nupe, oberhalb von Lokodscha, und das Haussa noch weiter nördlich. In alle diese Sprachen sind größere oder kleinere Stücke der Bibel übersetzt worden.

Die Englisch-kirchliche Mission will aber nicht am Niger und Benue stehen bleiben, sondern hat auch schon einen Anfang gemacht, in den Sudan, und zwar in die Haussastaaten, einzudringen.

Es handelt sich dabei um das große Dreieck, das zwischen dem Niger und dem Benue liegt. Im Jahr 1891 bildete sich in England die Haussa-Gesellschaft, die zwar nicht bloß Missionszwecke hat, aber der Mission in die Hände arbeiten will, und zwar hauptsächlich durch wissenschaftliche Erforschung des Haussa und durch Übersetzung christlicher Bücher. Die Haussasprache wird von fünfzehn Millionen gesprochen. Sie verdankt ihre große Verbreitung dem Umstand, daß der ganze Handel des Sudan in den Händen der Haussa liegt, die das Land nach allen Richtungen durchziehen und an allen Küstenpunkten des Mittelländischen und Roten Meeres, am Golf von Guinea und an den Handelsplätzen des Atlantischen Ozeans zu finden sind. In Farbe und Haar gleichen sie den Negern, sie haben aber edlere Züge und sind fleißig, anstellig und zuverlässig. Die Engländer haben in Westafrika eine Polizeitruppe aus Haussakriegern. Die Haussa bekennen sich zum Islam, der ihnen durch die Fulbe aufgenötigt worden ist. Heidnische Haussa findet man nur noch in abgelegenen Gebirgsgegenden. Sie sind aber nicht fanatisch, und es ist deshalb zu hoffen, daß sie für das Christentum nicht so unzugänglich sind wie sonst die Anhänger des Islam. Man findet überhaupt oft bei den Negern, daß sie diesen Glauben nur äußerlich angenommen haben und daß ihnen manche seiner Vorschriften sehr unbequem sind.

Im Jahr 1890 wollten vier junge Missionare von Lokodscha aus ins Haussaland eindringen. Sie kleideten sich wie Eingeborene, lernten eifrig die Sprache, machten Besuche bei den Mohammedanern und hofften, bald eine eigene Mission unter diesen anzufangen. Aber einer starb schon 1891, ein zweiter das Jahr darauf; die anderen kehrten krank in die Heimat zurück. Die Sache schien aus zu sein. Aber so schnell ließen sich die Engländer nicht abschrecken. 1893 sandte der Haussaverein einen jungen Sprachgelehrten und Orientreisenden, Charles Robinson, mit zwei Begleitern in das annoch verschlossene Gebiet zwischen Niger und Benue. Er fand diese Gegend greulich verwüstet durch die Sklavenjagden, welche von den Herrschern in ihrem eigenen Lande betrieben werden. Überall zerstörte Städte und bleichende Gebeine! Andrerseits aber auch volkreiche, blühende Handelsstädte, darunter die wichtigste Kano, mit 100000 Einwohnern, von denen freilich mehr als die Hälfte Sklaven sind. Es findet hier ein fortwährender Durchzug von Handelskarawanen statt, und man nimmt an, daß zwei Millionen Menschen jährlich durch die Stadt kommen. Was Kano zu einem solchen Mittelpunkt macht, ist wohl weniger seine Lage, als seine bedeutende Industrie. Einen ungeheuren Umsatz haben vor allem die aus einheimischer Baumwolle gefertigten Zeuge. Sie werden auf sehr einfachen Webstühlen in schmalen Streifen gewoben und diese dann sorgfältig zusammengenäht. Der Stoff wird meistens mit dem in der Gegend wild wachsenden Indigo gefärbt. Außerdem wird in Kano sehr viel Leder (besonders Ziegenhäute) gegerbt und teils ausgeführt, teils an Ort und Stelle verarbeitet. Eingeführt werden hauptsächlich Kolanüsse und Salz. Diese Nüsse werden im Sudan allgemein gekaut. Europäische Waren kommen auf Kamelen von Nordafrika und vom Niger. Sonst kommen auf den Markt noch einheimische Eisenwaren und Waffen, ferner Straußenfedern, Elfenbein, Natron, Kamele, Pferde, Esel, Rinder und natürlich auch Sklaven. Robinson hielt sich in den größeren Orten längere Zeit auf. In Kano war er drei Monate

und studierte tüchtig die Sprache. Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren (1893—1895) kehrte er mit seinen Begleitern wohlbehalten nach England zurück, und nun hielt man die Zeit für gekommen, eine eigentliche Sudanmission vorzubereiten.

1896 erließ Bischof Tugwell, der Nachfolger des früh verstorbenen Hill, einen Aufruf an die englisch-kirchlichen Missionsfreunde zur Gründung der neuen Mission, und 1900 trat er selbst mit vier Begleitern die Reise nach Kano an. Unter allerlei Mühsalen wurde das Ziel glücklich erreicht. Der König aber gab die Erlaubnis zu einer Niederlassung nicht. Ebenso ging es in einer andern großen Stadt, und endlich blieben die Missionare im Städtchen Gierko, wo man sie freundlich aufnahm, und besonders der Missionsarzt die Herzen gewann. In einer andern Stadt, Loko, ließ sich Missionar Vischer nieder.

Hütten und Häuser wurden gebaut, ein Brunnen gegraben u. s. w., alles mit Hilfe des Königs von Loko. Dann kam aber bald andere Arbeit dazu: 13 befreite Sklavenkinder wurden der Mission übergeben. „Es sind dies" — schreibt Vischer 5. Juli 1901 — „Geripplein im Alter von fünf bis zehn Jahren. Wir haben die größte Mühe, sie zu Kräften zu bringen! Doch es wird schon gehen. Später hoffen wir eine regelrechte Schule anzufangen. Sie scheinen schlimme Zeiten durchgemacht zu haben, die armen Bürschlein. Dato sind sie vergnügt und es scheint ihnen wohl zu sein. Wer weiß, ob sie nicht eines Tages das Evangelium ins Innere tragen werden? Ich zähle darauf. — Mit der Landwirtschaft geht es auch vorwärts. Der gleiche Engländer, der uns seine Schreibmaschine hier ließ, schenkte mir drei Esel. Es heißt zwar, es bleibe nichts Vierbeiniges am Leben hier während der Regenzeit. Doch wir wollen erst einmal sehen; die Regen haben nun regelrecht angefangen, und wahrhaftig starben in den letzten 14 Tagen: mein liebes Äfflein, eines unserer schönsten Schafe, ein Truthahn und ein Pferd . . ."

In einem späteren Brief vom 19. Oktober beschreibt Herr Vischer ein Tagwerk in Loko: „Es ist noch früh morgens. Kaum zeigen sich im Osten die ersten Vorboten des herannahenden Tages. Ein dicker Nebel liegt über den bienenkorbähnlichen Strohhütten und den Palmbäumen. In langen, klagenden Tönen hören wir die schwarzen Priester die Muslim zum Gebete aufrufen. Dann ist es wieder still, bis nach und nach die Stadt erwacht. Zunächst hören wir ein sonderbares Geräusch, wie wenn Hunderte von Küfern an ihren Fässern herumhämmerten. Es sind die Frauen und Sklavinnen der Einwohner, welche in ihren großen Holzmörsern das Morgenessen für ihre Haushaltungen bereiten. Bald rufen die Verkäufer von Lebensmitteln ihre Ware in den Straßen aus, und männiglich reibt sich nun den Schlaf aus den Augen. Auf dem Marktplatze beginnen die Tamtams den Morgenstreich, um ihn mit unermüdlichem Eifer den ganzen Tag hindurch fortzusetzen. Es liegt ein eigentümlicher Klang in ihren Tönen, der die ganze Roheit und Wildheit dieser Völker ausdrückt. Inzwischen ist die Sonne aufgegangen in all ihrer Glut und Hitze. In den engen Straßen wird es rege. Am lustigsten geht es auf dem Markte zu. Da läßt sich auch am besten das Leben und Treiben dieser dunklen Menschen beobachten. In langen Reihen sitzen da die Vertreter von zahllosen Völkern und Stämmen unter ihren Strohmatten und erzählen sich ihre Leiden und Freuden. Fischmarkt, Schol (d. h. Metzgerei), Tuchhandel und Früchte, Palmöl und Kokosnüsse, Schwerter und Steinschloßgewehre, alles ist vertreten. Jede Abteilung hat ihren Sarki oder Häuptling, jeder Sarki seine Palaver (Verhandlungen), und jedes Palaver seine Zuschauer und Mitschreier. Alles das geht vor sich unter fortwährendem Tamtam-Getrommel. Eine Gluthitze und ein eigenartiger Geruch lagert sich über dem Marktplatz.

„Die bestgekleideten und würdigsten Leute unter der Bevölkerung sind die Haussa. Da erinnert uns manches an die Mohammedaner im Osten: der Turban, die wallenden weißen Gewänder und die stolze, alle andern verachtende Haltung. Das sind die Vertreter dieser merkwürdigen Rasse, welche als unermüdliche Kaufleute an den Ufern von drei Meeren ihre Waren feilbieten, die wir in den Bazaren von Jerusalem, in Tunis und Marokko, wie an den Reeden der Westküste antreffen. Sie sind zugleich unablässig darauf bedacht, als mutige Eroberer und Herrscher die Grenzen ihres Reiches zu erweitern, vom Tsadsee der Sahara entlang bis an die Ufer des Niger und Benue und darüber hinaus. Sie wohnen hier in größeren Gehöften, drei vier Familien zusammen,

und jedem solchen Hause steht ein alter Mann als Hausvater vor. Sie bilden einen kleinen Staat für sich. Der König und sein Gefolge, sowie die Richter und alle Metams sind Haussas. Die andern Teile der Stadt sind bewohnt von Fischern, Schiffleuten und einigen wenigen Landwirten. Die Stadt ist hauptsächlich als Handelspunkt wichtig. Von hier gehen die Karawanen-Straßen ins Innere, nach den größeren Städten der Haussa- und Bornu-Gebiete. In der trockeneren Jahreszeit kommen zahllose Karawanen mit allerlei Produkten aus dem Innern und tauschen diese hier um gegen Salz und andere europäische Waren. Die Produkte aus dem Innern gehen dann flußabwärts nach den Handelsplätzen an der Küste. — Vor dem Westtore der Stadt liegt das Gehöfte der weißen Männer, die vor kurzem hierher kamen. Was sie hierher brachte, ist den Leuten noch nicht recht klar. Den einen scheint es eine Strafe von Gott für die allgemeine Gottlosigkeit hierzulande, eine Strafe, die aber über kurz oder lang wieder verschwinden muß, wenn es den Hunden von Ungläubigen (d. h. den Christen oder Missionaren) entleidet ist, oder wenn das Klima sie unter den Boden bringt. Den andern erscheint es etwas ganz Merkwürdiges. Aber der Afrikaner hat kein Bedürfnis, über Grund und Ursache einer solchen Erscheinung nachzudenken. ‚Sie lehren uns lesen und schreiben, und geben uns Medizin, und sind im Grunde nicht so schlimm,‘ sagen wieder andere. ‚Sie wissen von Gott und wollen uns zeigen, daß man sich nicht vor dem Tode und den bösen Geistern fürchten muß, und wie man leben kann, ohne sich beständig zu verfolgen und zu quälen,‘ sagen einige wenige. Und diese Wenigen fangen an, ein gewisses Gefühl von Vertrauen zu diesen weißen Männern zu verspüren, das sie bisher noch nicht kannten.

„Da liegt sie vor uns, die Missionsstation, wenn wir sie so nennen wollen: ein Weiler von ungefähr einem Dutzend Strohhütten, auf einem kahlen, sonnenverbrannten, sandigen Hügel. Da ist die Krankenhütte, schon vom frühen Morgen an von allerlei Unglücklichen umlagert. Gesunde Naturmenschen, wirst du sagen, Leute, die nichts wissen von unsrem nervenerregenden Getriebe, die stets im Freien leben und ihren Körper fortwährend in guter Übung erhalten. Komm einmal herein und sieh zu, du wirst den Anblick nicht so bald vergessen. Da sitzen und liegen sie mit all den Malzeichen von Schmach und Unterdrückung, Sünde und Elend. Da sind Krankheiten, die ihr in Europa nicht einmal vom Hörensagen kennt, die stets ihre Opfer fordern, da sind Blinde und Lahme, Aussätzige und Verhungerte. Auf alle mögliche Art und Weise haben sie versucht, ihre Bresten los zu werden, ohne Erfolg, und nun kommen sie voll Vertrauen zu diesem merkwürdigen weißen Manne, der sein möglichstes tut, ihnen zu helfen. Die meisten dieser Leute sind so abgestumpft, daß ihnen alles einerlei ist, von Dank keine Spur. Kaum aus den Händen und Augen, versuchen sie, uns zu hintergehen und zu betrügen.

„Wenn der letzte dieser Freunde sich entfernt hat, ist es schon Mittag, und der Schatten bedeckt gerade noch die Füße des ‚Bature‘ (wie uns die Eingeborenen nennen), wenn er in das nebenstehende Haus wandert. Da warten auch schon allerlei Freunde auf ihn mit manchen Palavern. Die junge Frau da ist eine Sklavin, die mit ihrem Kind auf dem Rücken davonsprang, als ihr Herr sie verkaufen wollte. Der große, würdige Mann mit dem prächtig gestickten Rocke kommt vom König und hat zu berichten, daß die Frau lüge, und der König dem weißen Mann rate, sie zu **ihm** zu schicken bis auf weiteres. Der kleine wilde Mann mit Pfeil und Bogen ist ein Jäger, der gerne seine Leopardenfelle verkaufen möchte. Sein Kamerad ist ein guter Freund des Bature, ein Bauer, der weit draußen im Urwald wohnt und bei dem der Bature schon öfters eingekehrt ist. Er bringt einige schöne Früchte und hat unverhohlene Freude an einem kleinen Spiegel, den er erhält als Siegel der Freundschaft. Die Frau wird nun in das Haus einer unserer Arbeiterfrauen geschickt, wo sie sich bald daheim fühlt. Dem Könige lassen wir sagen, daß wir die Sache gerne mit ihm besprechen wollen, und das Jägerlein wird ersucht, uns sein Jagdabenteuer ein andermal zu erzählen. Nachmittags wird es gar lebhaft im Hause. Da haben wir Schule für unsere 13 Kinder, ein Mädchen und zwölf Knaben, im Alter von 4—13 Jahren, befreite Sklavenkinder. Das ist ein Juchhe, denn, gar verschieden von dem, was ich in meiner Jugendzeit verspürte, bildet bei diesen Kindern die **Schule** den Glanzpunkt des Tages. Sie haben ein merkwürdiges Gedächtnis und hören nichts so gern wie biblische Geschichten. Das ABC können sie auswendig, aber leider nur zu gut, denn anstatt auf die Tafel, schauen sie gewöhnlich irgendwo anders hin beim Antwortgeben. Die Schreiberei geschieht im Takt und ist nicht hervorragend, aber es wird ihnen mit der Zeit schon kommen. Ist die Leserei und Schreiberei fertig, so gibt es eine Art Turnstunde, wo



Abb. 123. Einschiffung von Sklaven.

ich versuche, ihnen die ersten Anleitungen zum Schwingen und Boxen zu geben. Auch Wettrennen mit Hindernissen gehören zu den Übungen.

„Bald neigt sich nun die Sonne an einem prächtig glühendroten Abendhimmel ihrem Untergange zu und, wie das in den Tropen geschieht, wird es sofort Nacht. Jetzt erheben sich zahlreiche Moskitoschwärme aus ihren Verstecken und machen uns zur Abendmahlzeit ihren unliebsamen Besuch. Gegen 8 Uhr kommen die erwachsenen Arbeiter in eine Abendschule, und dann ist das Tagwerk vollendet. — In der Stadt geht der Tamtam-Lärm zu den Tänzen und Spielen der Eingeborenen noch lange fort. Endlich hören wir nichts mehr als das Heulen der zahlreichen hungrigen Hyänen. Ein Rundgang um die stillen Hütten, wo alles schläft, und wir kriechen in unsere Moskito-Umhänge. Ein Tag ist vorüber, wie manche schon vorbeigingen und manche, so Gott will, kommen werden. Aber wir sind voll guter Zuversicht und guten Mutes, denn ein jeder solcher Tag ist ein Schritt vorwärts nach dem herrlichen Ziel, wo auch hier endlich die Finsternis dem Lichte weichen wird."

Seither ist es durch allerlei Wechselfälle hindurchgegangen; aber diese Haussa-Mission scheint nun doch fest gegründet. Im Februar 1903 haben die Engländer Kano und bald darauf auch Sokoto, den Hauptsitz des dortigen Mohammedanismus, militärisch besetzt und damit das Haussaland ihrem westafrikanischen Kolonialreich einverleibt. Die meisten Eingebornen, der mohammedanischen Fremdherrschaft müde, sollen sie mit Freuden begrüßt haben, und damit ist natürlich auch für die Mission eine neue, bessere Zeit angebrochen.

An den Niger grenzt östlich das Gebiet der sogen. Ölflüsse (nach den Ölpalmen so genannt) und der Bucht von Altkalabar, in die der Croßfluß und der Altkalabar münden. An der Mündung liegen die Städte Duketown, Oldtown und Creektown, früher lauter Schlupfwinkel des Sklavenhandels (Abb. 123), an dessen Stelle jetzt glücklicherweise der Handel mit Palmöl getreten ist. Altkalabar gehört zum englischen Westafrika. Wir kommen hier an eine Völkergrenze, wo die Sudan- und die Bantuvölker sich berühren. An der Küste liegen die politische und die Völkergrenze nahe beisammen, dann zieht sich aber die Grenze zwischen englischem und deutschem Gebiet zuerst nordöstlich und dann nördlich zum Tsadsee hin, während die Völkergrenze der Hauptsache nach östlich verläuft. Englisch-Westafrika und das Hinterland von Deutsch-Kamerun fallen der Hauptsache nach ins Gebiet der Sudansprachen, während im südlichen Kamerun die Bantusprachen vorherrschen.

Die Unierten Presbyterianer (eine kleine schottische Freikirche, die sich im Jahr 1900 mit der großen schottischen Freikirche vereinigt hat) haben hier im Jahr 1846 die erste Mission unter einer die Efiksprache redenden Bevölkerung angefangen. Sie fanden eine in entsetzliche heidnische Greuel versunkene Bevölkerung: Witwen- und Sklavenopfer, Tötung von Zwillingskindern, Todesurteile an Ersatzmännern vollstreckt, Rechtsentscheidungen vermittelst der Giftbohne und ähnliche Greuel gingen im Schwange. Mit Hilfe eines wohlwollenden Häuptlings und des britischen Konsuls gelang es allmählich, manche dieser grausamen Bräuche abzuschaffen. In den achtziger Jahren konnten es die Missionare auch wagen, auf dem Croßfluß weiter ins Innere einzudringen. Wenn man bloß auf die Zahlen sieht, scheint der Erfolg hier nicht bedeutend: 1901 waren es auf acht Haupt- und sieben Nebenstationen 2150 Getaufte; zwei andere evangelische Missionen haben zusammen auch nur gegen 2000 Getaufte, aber das Evangelium hat einen allgemein sittigenden und zivilisierenden Einfluß geübt, und die Macht der heidnischen Schreckensherrschaft ist gebrochen.

Kamerun.

Gehen wir von Altkalabar noch weiter nach Osten und Süden, so kommen wir, da wo der Golf von Guinea sein Knie macht, auf deutsches Gebiet, nach Kamerun. Das Klima ist an diesem Teil der Küste und bis zur Mündung des Kongo feuchter als irgendwo sonst in Afrika. Man begreift das, wenn man auf der Karte die vielen Mündungsarme der Flüsse und die Lagunen betrachtet. Gegenüber von Kamerun liegt die große, gebirgige Insel Fernando Po. Sie hat 2071 Quadratkilometer und ungefähr 30000 Einwohner. Das Gebirge, dessen höchster Gipfel 3000 Meter hoch ist, gehört zu demselben Gebirgsstock wie der Kamerunberg. Von Fernando Po aus nahm die Mission in Kamerun ihren Anfang. Dorthin kamen nämlich schon 1841 baptistische Missionare aus England und bildeten aus Sierra-Leone-Leuten und andern Ansiedlern eine kleine Gemeinde. Aber Fernando Po ist in spanischem Besitz, und als ein spanischer Gouverneur mit sechs Jesuiten erschien und im Jahr 1858 die öffentliche Predigt des Evangeliums verbot, siedelte die ganze Mission nach Kamerun über, wohin schon 1844 vorübergehend ein Missionar gekommen war. Auf Fernando Po wirken jetzt hauptsächlich katholische Missionare; doch haben sich 1890 englische Methodisten hingewagt, und sie setzen — trotz vieler Schwierigkeiten, die ihnen die Regierung macht — die Arbeit unter den wilden Bubi fort.

Der Baptistenmissionar Alfred Saker, der Begründer der Kamerunmission, ein sehr tätiger und praktischer Mann, erwarb 1858 einen Landstrich an der Ambasbucht, den er Viktoria nannte. Die Mission machte langsame Fortschritte, und 1884 zählte sie erst 203 Gemeindeglieder. In diesem Jahr wurde Kamerun unter deutschen Schutz gestellt. Die englische Mission wünschte, eine deutsche Gesellschaft möchte in ihre Arbeit eintreten. Es war den englischen Missionaren nicht so behaglich unter deutscher Herrschaft, und sie wünschten auch, die Hände frei zu bekommen für andre Unternehmungen; außerdem war es für die Eingeborenen besser, wenn sie in den Missionsschulen jetzt Deutsch anstatt wie bisher Englisch lernen konnten. Auch die Regierung wünschte in Kamerun die Arbeit einer deutschen Missionsgesellschaft. Von den Missionsgesellschaften, die in Deutschland selbst ihren Sitz haben, war aber damals keine in der Lage, sich der Aufgabe zu unterziehen, und so wurde die Basler Mission dazu aufgefordert. Durch ihre langjährige Arbeit an der Goldküste und ihre Vertrautheit mit den Verhältnissen Westafrikas war sie in der Tat besonders geeignet hiezu. So beschloß man, die große Aufgabe zu übernehmen.

In den Verhandlungen, die man vorher mit der Regierung führte, kam diese freundlich entgegen. Eine der wichtigsten Bedingungen, die die Basler Missionsgesellschaft stellte, war, daß die Mission das Recht haben solle, von ihrem ganzen Gebiet den Branntwein auszuschließen (vgl. S. 139). Eine katholische Mission, die sich vor einigen Jahren in Kamerun niedergelassen hat, ist in dieser Beziehung nicht so streng, und sie mag deshalb Zuzug von solchen Negern haben, die die äußeren Vorteile des Christwerdens wünschen, aber sich nicht gerne selbst verleugnen wollen. Es ist kein Unglück für die Basler Mission, wenn ihr solche Christen entgehen. Man weiß auch von einem deutschen Handelshaus, daß es seine Faktoreien lieber in Orten errichtet, wo eine katholische Mission ist, weil da auch der Handel mit Branntwein erlaubt wird. Es ist jetzt in Deutschland eine immer stärker werdende Bewegung gegen den Mißbrauch des Alkohols; möchte diese Bewegung doch bald

weitere Kreise ziehen und dazu mithelfen, daß auch unsere schwarzen Landsleute von der Alkoholpest befreit werden! Aber leider ist das Bewußtsein, daß wir ihnen gegenüber nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten haben, noch lange nicht so allgemein, als es sein sollte. Die große Masse denkt immer noch zuerst oder ausschließlich an den materiellen Nutzen der Kolonien, an deren Ausbeutung, wie der beliebte Ausdruck lautet. Dies hat sich auch gezeigt, als im Jahr 1887 in Stuttgart der Verein für die evangelische Mission in Kamerun gegründet wurde. Die Gründer des Vereins gingen von dem Gedanken aus, daß viele gutgesinnte Leute, die bis dahin der Mission fern gestanden waren, jetzt gerne, um den schwarzen Landsleuten durch Vermittlung des Christentums die wahre Zivilisation zu bringen, der Mission in Kamerun einen Beitrag geben würden. Diese Hoffnung hat sich nicht in dem Maße erfüllt, als man erwartete, und die Schweizer Missionsfreunde sind etwas enttäuscht, daß die Summen für die wegen der in Kamerun herrschenden hohen Preise besonders kostspielige Mission nicht in Deutschland aufgebracht werden. Doch steht der Kamerunverein noch nicht am Ende seiner Entwicklung. Die Beiträge haben sich in den letzten Jahren in erfreulicher Weise gemehrt, und seine Wirksamkeit hilft dazu, das Interesse für die Mission in immer weitere Kreise zu tragen.



Abb. 124. Landungsplatz in Kamerun.

Die ersten vier Basler Missionare landeten 1886 in Kamerun (Abb. 124). Einer erlag schon vier Tage nach seiner Ankunft dem Fieber, und bis zum Jahr 1893 waren von 27 ausgesandten 10 gestorben. Das Küstengebiet von Kamerun ist wie die Goldküste ein Land des Todes für die Europäer. Leider ist es nicht gelungen, die baptistischen Gemeinden bei der Basler Mission festzuhalten; es war besonders die ernste Zucht, die sie abschreckte. Anfangs machten die Baptisten den Baslern das Leben schwer, aber jetzt ist das Verhältnis ein friedliches geworden. Die Bap-

tisten bilden teils freie Gemeinden unter eingeborenen Predigern, teils stehen sie unter der Leitung (eigentlich nur Beratung und Unterstützung) von deutschen Baptisten.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die geographischen Verhältnisse Kameruns. Im Westen tritt das Gebirge bis an die Küste und erreicht im Kamerunberg — von den Eingeborenen Mongo ma Loba, d. h. Gottesberg genannt (Abb. 76) — seinen höchsten Gipfel. Dann kommt das Gebiet des Kamerunflusses, der aber eigentlich kein Fluß ist, sondern eine weite Bucht, in die die Flüsse Mongo, Wuri und Lungasi münden; von da werden sie dem Meere zugeführt. Außer wo die Wasser der Bucht sich mit dem Meere vereinigen, ist sie auf allen Seiten von weit ausgedehnten, mit Lagunen durchzogenen Mangrovesümpfen umgeben. Hier ist das

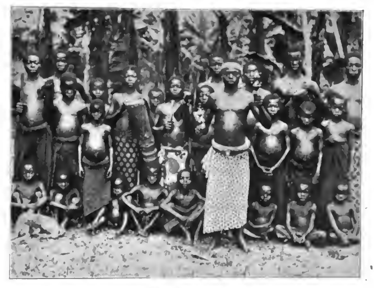


Abb. 125. Duala.

Gebiet der Duala. Gehen wir zwischen dem Mongo und Wuri in nördlicher Richtung, so kommen wir in das Land der Abo und dann weiter in dichten Urwald, das Land der Balong. Nordöstlich davon, in dem Gebiet des Dibombe, eines Nebenflusses des Wuri, kommt wieder Hochgebirge, von den Nikosistämmen bewohnt.

Unter den Duala (Abb. 125) fing die Arbeit der Basler Mission an. Obwohl ein Handelsvolk und von europäischer Zivilisation nicht ganz unberührt, lebten sie doch in einem recht düsteren Heidentum. Besonders übten die Geheimbünde, die sogen. Losangu, eine wahre Schreckensherrschaft. Während die Missionare allerlei Widerwärtigkeiten mit den vorhandenen Christengemeinden hatten und bald da, bald dort eine von Basel abfiel, der Anfang der Mission also recht entmutigend war, kam aus dem Aboländchen eine merkwürdige Kunde. Dort hatte ein Häuptling, namens Koto, der noch von den Baptisten getauft worden war, mit dem Christentum Ernst gemacht, hatte seine Weiber und Sklaven entlassen und war als Prediger aufgetreten. Er war noch sehr schwach in der Erkenntnis, konnte auch nur notdürftig lesen, aber er war voll Ernst und Eifer, und von allen

Seiten strömten die Leute herbei, um die Predigt von dem wahren Gott zu hören. Es waren besonders die Jünglinge und Knaben, in denen Gottes Geist den Zug zur Wahrheit weckte. An vielen Orten entstanden Vereine von Gottesknaben und Gottesmännern, wie sie sich nannten. Sie kamen zusammen, um zum wahren Gott zu beten; einer, der selbst schon etwas von Gott gehört hatte, wurde ihr Lehrer. Sie feierten den Sonntag und waren äußerlich schon durch die etwas anständigere Kleidung kenntlich. Später, als Neue Testamente ins Aboländchen kamen, mußten die Lehrer solche besitzen, auch wenn sie nicht lesen konnten. Nun aber kamen Bitten und immer dringendere Bitten zu den Missionaren: „Sendet uns Lehrer!" Solcher Bitte konnte man nicht widerstehen. In Mangamba, dem Ort, wo Koto hauptsächlich predigte, ließen sich Missionare nieder; sie fanden dort schon eine kleine Christengemeinde. Koto stellte sich in den Dienst der Basler Mission. Mangamba wurde bald zur Hauptstation; aber überall im Ländchen entstanden kleine Gemeinden. Konnte man den Leuten keinen Lehrer schicken, so baten sie wenigstens um einen Diener der Missionare, der etwas vom Christentum gelernt hatte und seine Landsleute unterweisen konnte. Bald war das Christentum eine solche Macht im Lande, daß im angrenzenden Wurigebiet und dann auch in Mangamba selbst der Dienst des Wassergottes Dschengu feierlich abgeschafft wurde. Die Abochristen, deren es 1899 schon 415 waren, beschlossen auch, selbst Mission zu treiben. Sie legten sich eine Steuer auf und gründeten auf eigene Kosten zwei Außenstationen, deren Lehrer sie besoldeten.

Nicht alle Blüten bringen Früchte, und nicht alle die schönen Hoffnungen im Aboländchen haben sich erfüllt. Es hat später einen Stillstand gegeben, und in manchen, die der Wahrheit offen schienen, ist das Heidentum wieder mächtig geworden; aber gerade aus jenen Vereinen von „Gottesknaben" sind viele wackere Christen hervorgegangen, die sich durch den natürlich nicht ausbleibenden Widerstand der Heiden und auch durch Verfolgungen von seiten der eigenen Angehörigen nicht irre machen ließen. Die Aboleute sind, nach den Schilderungen der Missionare, ein Völklein von in vielen Beziehungen liebenswürdigem Charakter. Freilich Heiden mit heidnischem Aberglauben und vielen heidnischen Lastern, aber dabei mit einem naiven, fröhlichen Wesen und ohne den Zug zur Grausamkeit, wie wir ihn bei den Asanteern und so manchen andern Negerstämmen finden. Wie harmlos sind z. B. verhältnismäßig ihre Kriege, deren einen uns Missionar Autenrieth schildert. Die Handelsinteressen der Aboer und der Baisenger waren einander in den Weg gekommen, und nachdem einige Prügeleien stattgefunden hatten, erklärten die Baisenger den Krieg. Die Aboer waren nicht unglücklich darüber, denn ein Krieg bringt doch Abwechslung in das Einerlei des täglichen Lebens. So eine wichtige Sache mußte aber auch gründlich vorbereitet werden, und zwar bezeichnenderweise hauptsächlich durch Laufübungen. Die besten Läufer wurden als die kriegstüchtigsten Helden ins Heer aufgenommen, nicht etwa weil wie im deutschen Heere große Märsche zu bewältigen waren, sondern weil man gleich darauf rechnete, dem Feind die Kehrseite zu zeigen, und dann alles tun mußte, um nicht eingeholt zu werden. — Auch der Auszug in die Schlacht wurde nicht übereilt; bald war's dem einen, bald dem andern nicht geschickt; bald regnete es; dann sagten die Weiber, es seien nicht genug Lebensmittel zum Siegesmahl vorhanden, und die Männer mußten noch einmal auf den Handel gehen und einkaufen. Endlich, nach 2—3 Monaten, zog das Aboheer 2000—3000 Mann stark in die Schlacht. „Als die Baisenger den Abohaufen ungestüm und siegesfroh von weitem daherrauschen hörten, da entfiel ihnen das Herz; sie knallten in ihrer Seelenangst mit ihren alten Donnerbüchsen so fürchterlich in die blaue Luft hinein, daß auch den Aboern mit einem Schlag der Mut wankte und sie die wildeste Flucht ergriffen. In atemlosem Lauf kamen dann jedesmal unsere Abohelden am Abend des Treffens in ihre Dörfer zurückgerannt und jeder wußte ganz außerordentlich viel von den Taten und Gefahren des Tages zu erzählen." Der Häuptling, der jedesmal den Missionaren Bericht erstattete, versicherte, es wäre gewiß ein Unglück geschehen, wenn sie nur ein paar hundert Schritte näher an den Feind herangekommen wären, aber sie seien ja anerkannt gute Läufer, und das sei ihnen zustatten gekommen. Sie seien gesprungen, daß ihnen schier die Seele dahinten geblieben sei. Anderthalb Jahre dauerte der Krieg, neun große Schlachten wurden geschlagen, und sieben Tote verloren die Aboer, denn ein oder das andere Mal war einer gestolpert oder sonstwie zurückgeblieben und dadurch dem Feind in die Hände gefallen. Natürlich kam bei dem Krieg nichts heraus. Durch Vermittlung der Missionare wurde die deutsche Regierung angerufen; und der Gouverneur hielt mit den feindlichen Parteien ein Palaver, in dem die neuen Handelsrechte festgestellt wurden, und von nun an war wieder Friede im Lande.

Von einer gar netten Seite zeigten sich die Erweckten, als es sich darum handelte, für ihre Kapellen und Bethäuser Glocken zu bekommen. Durch Vermittlung eines Missionsfreundes war es gelungen, die in Württemberg abgeschafften Bahnhofglocken für Kamerun zu erwerben. Aus erziehlichen Gründen wurden die Leute angehalten, 50 Mark für eine Glocke zu zahlen oder die Glocken abzuverdienen. Zuerst rückten 40 Mann vom Unterlauf des Aboflusses an, und dann noch ein selbständiger Männer-Gottes-Verein, dessen Glieder sich schon eine Kapelle gebaut und für deren innere Ausstattung durch Arbeit mehr als 100 Mark verdient hatten.

„Mit vielen Proviantlasten, bestehend aus Pisang, süßen Kartoffeln, Jams, Mais, gedörrtem Ziegen-, Antilopen-, Eidechsen-, Hühner- und anderem Fleisch, und mit Kochgeschirr beladen, kamen sie fröhlich herangezogen. Ein gutes Stück Busch, das sie zu roden hatten, lag bald zu ihren Füßen. Am vierten Tag war aller Proviant aufgezehrt, denn wenn die ganze Gesellschaft des Abends siedend, bratend, röstend und mit einem Riesenappetit essend ums lodernde Feuer saß, vergaß mancher das Aufhören. Im Jubel zogen sie, die Glocke auf dem Kopf eines starken Jünglings, unseren Hügel hinab." Auch die Gottesknaben in Koki, die schon 330 Mark zu einem Kapellenbau aufgebracht hatten, erklärten: „Und wenn wir darüber Hunger sterben, so muß eine Glocke her." Eine Woche lang brauchten sie, um sich durch Fischen und Jagen mit Lebensmitteln auszurüsten. Für die Jäger war allerdings in der Kokigegend an vierfüßigem Wild nicht viel zu finden, aber sie sind auch nicht wählerisch; vom Eichhörnchen und der Haselmaus bis zur Tigerkatze und der in verschiedenen Gattungen vorhandenen Antilope ist alles gute Beute. Kommt gerade eine Schildkröte oder eine der oft einen Meter langen Eidechsen oder gar ein Krokodil dem Jäger in den Weg, so ist's um so besser. Von der zahlreich vertretenen Vogelwelt ist keiner, vom Adler bis zum Kolibri, seines Lebens sicher. Als besondere Leckerbissen gelten verschiedene Arten fetter Käfer und deren Larven, die viermal so groß sind als unsre Maikäferengerlinge. Am Abend sitzen dann Jäger und Fischer beim Feuer; Fische und Vögel werden an einen Stecken gespießt und so lange ins Feuer gehalten, bis sie etwa wie ein Stück verkohltes Holz aussehen. Auf diese Weise zubereitet, läßt sich das Fleisch natürlich gut aufbewahren. Käfer und Engerlinge aber steckt der Neger lebendig, wie sie sind, in den Mund und versichert dem entsetzt zuschauenden Missionar: „Vater, es ist sehr gut."

Nachdem auch durch Herbeischaffung von Pisang und Knollenfrüchten für Pflanzenkost gesorgt war, zog die Schar aus. Ihre Aufgabe war, durch Regen angeschwemmten Sand in Fässern auf einen Hügel hinaufzutragen. Aber die Nahrungsmittel reichten nicht ganz; die guten Jungen, die mit einer bei Negern unerhörten Ausdauer gearbeitet hatten, waren am siebenten Tage außer stande, noch weiter zu schaffen, und doch fehlten noch 3 Mark an der Summe. Aber ohne Glocke wieder heimzukommen, wäre doch eine zu große Schmach gewesen, und so überließ man sie ihnen gegen das Versprechen, die Schuld bald vollends abzutragen. Glückselig, wenn auch mit leerem Magen, zogen sie der Heimat zu, wo sie vom ganzen Dorf mit Jubel empfangen wurden. Seit dort die Glocke zur Morgen- und Abendandacht rief, strömten solche Scharen in die kleine Kapelle, daß die dünnen Wände fast auseinandergedrückt wurden.

Dann kam eine Schar von 22 Gottesmännern und Gottesknaben vom Wurifluß. Es war noch keiner von ihnen getauft, denn sie hatten erst seit kurzem einen jungen, eingeborenen Christen als Lehrer. „Eine solche Schar ist, so oft man deren eine sieht, immer aufs neue ein Wunder vor unsren Augen und ein deutliches Zeichen, daß Gottes Winde durch die Lande wehen; denn wie könnte es menschlich geschehen, daß die von Natur trägen, leidenscheuen und habgierigen Neger nun plötzlich, ohne daß sie jemand unterrichtet und belehrt hat, Fleiß und Opferwilligkeit an den Tag legen?"

Den Männern vom Wuri fiel es zu, für ihre Glocke 4000 Backsteine zu machen, was sie von einem Missionar gelernt hatten. „Man darf sich aber nicht vorstellen, daß unsre Schwarzen alles genau so nachmachen, wie man es ihnen zeigt, irgend etwas Originelles, Interessantes, Possierliches muß noch dazu, sonst hat die Sache keine Art; ganz besonders wird auch darauf Bedacht genommen, daß die Gemütlichkeit, die selbst im größten Streitfall, ja sogar im Krieg, den Schwarzen nicht abhanden kommt, ihr volles Recht erhält. — So wurde denn von unsern Backsteinmachern

mit einer Geschwindigkeit, bei der kein Unglück zu befürchten war, ein Haufen Erde mit den Füßen durcheinander gestampft; aber einfach zu stampfen, wie man's in Europa tut, so hatte das klebrige Geschäft weder Reiz noch Schwung; um dies zu bewerkstelligen, wurde der Lehmhaufen, soweit es mit bleischweren Füßen möglich war, nach Art der landesüblichen Tänze, unter unaufhörlich wiederholtem Wechselgesang gründlich bearbeitet. Für einen Neuling wäre es einfach zum Kranklachen gewesen." Nach vier Tagen hatten die Gottesmänner vom Wuri ihre Glocke abverdient und zogen mit ihr der Heimat zu. „Von einem grünen Aste herab verkündigt sie den Anfang einer neuen großen Zeit. Zu diesem primitivsten der Glockentürme steht in völliger Harmonie das höchst einfache, aus Palmblättern und Palmrippen hergestellte Gotteshaus, das zugleich dem Lehrer als Wohnung dient. Ein ausgebrauchtes Schnapsfaß ist in diesem Gotteshaus als Lesepult aufgepflanzt."

Von der Stadt Bwaki kam eine Gesandtschaft mit einem Brief: „Eine Stadt wie Bwaki muß zwei Glocken haben. Wir senden Dir 95 Mark (diese bestanden aber größtenteils aus neuen Lendentüchern — dem Hauptkleidungsstück des Negers —, auch einigen Buschmessern u. dgl.). Entschuldige, daß 5 Mark fehlen, der Mann, der sie zu bezahlen hat, ist augenblicklich krank, sie werden Dir aber nicht entgehen, ich stehe dafür. Ich grüße Dich. Ich bin Y. Mbwan." „Was mag", bemerkt Missionar Autenrieth dazu, „in den wenigen Tagen der Glockensammlung in Bwaki nicht alles vorgegangen sein! Gewiß ist dem einen und andern, wie seinerzeit in Mangamba beim Kapellenbau, sein Hemd oder Lendentuch vom Leib weg verpfändet oder ist er seiner sonstigen Habe beraubt worden. Hat doch schon im Lauf des letzten Jahres, wo unsere wackeren 30 Christen für ihre neue Kapelle und sonstige kirchliche Bedürfnisse nicht weniger als rund 500 Mark aufgetrieben haben, mancher sein Letztes hergeben müssen. Aber wer sollte jetzt bei der freudigen Aussicht auf eine Glocke nicht allem aufbieten, um eine solche zu erlangen! Was zu verpfänden ist, wird verpfändet, und wer nichts mehr zu verpfänden hat, eilt zu Freund und Bruder und entlehnt, bis es reicht." Die Leute von Bwaki erwarben wirklich zwei Glocken und erfreuten sich fortan des zweistimmigen Geläutes von zwei württembergischen Bahnhofglocken.

Als ruchbar wurde, es seien von der ersten Glockensendung, die aus 15 Stück bestand, nur noch wenige übrig, da entstand ein wahrer Sturmlauf von solchen, die ihre Glocke noch nicht ganz erarbeitet hatten und nun baten, man möchte ihnen doch erlauben, die Glocke zu retten; und es war die höchste Zeit gewesen, denn schon stieg ein merkwürdiger Zug von Glockenmännern ans Land. Es waren Männer aus fernen Landen, d. h. aus dem Sudan, arme Schelme, die als Sklaven ins Land gekommen und in einem eigenen Dorfe angesiedelt worden waren und die die Landessprache nur unvollkommen redeten. Auch in einem der Sklavendörfer hatte sich ein Verein von Männern Gottes gebildet, und sie waren sogar so kühn, zwei Glocken zu begehren. Sie konnten sich aber mit fleißigem Steinetragen nur eine, die letzte, die vorhanden war, verdienen, und die nächsten Glockenmänner, die angerückt kamen, mußten auf die zweite Sendung vertröstet werden. Sie trugen alsbald für 25 Mark Steine, um gewiß eine Anwartschaft auf die erste der künftigen Glocken zu haben.

Im Jahr 1889 war die Station Mangamba gegründet worden, zunächst als äußerster Punkt, wohin die Mission in Kamerun gedrungen war. Aber wenn der Himmel hell war, sah man von Mangamba aus fern im Nordosten ein Gebirge, vor allem den 3000 Meter hohen, sagenumwobenen Kupeberg, den Geistersitz, den nach dem Glauben der Eingeborenen niemand besteigen durfte, denn es würde ihn jedenfalls das Leben kosten. Dorthin, in ein Land mit neuen Völkern und Sprachen, lenkte im Jahr 1893 Autenrieth seine Schritte. Er kam da in Gegenden, die noch nie zuvor der Fuß eines Reisenden betreten hatte. Fünfzehn von seinen Treuen geleiteten ihn; es gehörte nicht wenig Mut dazu, daß diese Jünglinge sich zu der Reise entschlossen, die nicht nur eingebildete, sondern — bei der Feindschaft, die zwischen den verschiedenen Stämmen herrscht, und bei dem Reisen durch den wilden, unbekannten Urwald — wirkliche Gefahren in Aussicht stellte. Die Aufnahme, die Autenrieth bei diesen neuen Völkern, den Nyasosostämmen, fand, war sehr ver-

schieden. Die Verständigung gelang notdürftig dadurch, daß einzelne Neger verschiedener Sprachen mächtig waren. Oft flohen die Leute erschreckt beim Anblick eines Weißen, und selbst wenn es gelang, sie zutraulich zu machen, fürchteten sie sich vor seinem Blick. Wenn sie sich auch überzeugten, daß er kein Geist, sondern nur eine höhere Art Mensch sei, so konnte er ihnen, wie sie meinten, doch durch seinen Blick „die Seele stehlen", d. h. sie töten.

Bei den Nkosileuten — in der Nähe des Kupeberges — fand Autenrieth höchst merkwürdige Vorstellungen über die Verschiedenheit der Menschen, die ihm der Häuptling mit Hilfe eines Sklaven, der etwas Abo konnte, mitteilte. „Gott hat dreierlei Menschen geschaffen: die Schwarzen, die Weißen und dann die Geister am Gestade der jenseitigen Welt!" Der Glaube an einen Gott schien allgemein zu sein, wenn auch natürlich verdunkelt durch die Geisterfurcht und anderen Aberglauben.

Gern hätte sich der Reisende in dem herrlichen, gesunden Nyasosolande bei dem freundlichen Häuptling Sona noch länger aufgehalten, aber es war Zeit zur Heimkehr. Schon hatte man daheim befürchtet, es sei ihm auf der Reise etwas zugestoßen. In dem ersten Abodorf, das er mit seinen Begleitern betrat, hatte man schon eine Totenfeier für die Gesellschaft gehalten. Groß war das Erstaunen, als der Totgesagte auf einmal wieder dastand, und lange waren sie zweifelnd, ob es der Weiße selbst war oder sein Geist.

Mit dieser Reise war zum erstenmal der Schleier von einem ganz verschlossenen Lande gelüftet. Die Mission konnte jetzt, wenn auch noch nicht in dem gesunden Bergland einziehen, doch ihre Blicke für künftigen Einzug dahin richten. Es waren aber noch genauere Nachforschungen nötig. Eine zweite Reise, die Autenrieth unternahm, wäre ihm und den Seinen fast verhängnisvoll geworden. Sie ließ sich zuerst nicht schlecht an, und die Reisenden kamen wieder in herrliches Bergland, auch in die Nähe eines zweiten großen Berges (Monako), nicht ganz so hoch wie der Kupe, aber ihm ähnlich in großartiger, beherrschender Form, auch wie jener mit Wald bewachsen. Autenrieths Begleitern kam das Land so wunderbar vor, daß sie erstaunt riefen: „Vater, wir sind gewiß in der Nähe von Europa." In einigen Dörfern fanden die Wanderer freundliche Aufnahme; die Häuptlinge hatten schon lange den Besuch eines Weißen gewünscht. Aber da geschah etwas Unerwartetes:

Am dritten Tag des Aufenthalts in dem Dorfe Bonandam zogen die Bewohner mit Speeren und Steinschloßflinten auf die Jagd. Ein Neger wurde infolge seiner eigenen Unvorsichtigkeit von einem Elefanten eingeholt und getötet. Natürlich hieß es nun: „Der Weiße hat seinen Geist in den Elefanten fahren lassen und so den Mann getötet." Wäre es nach dem Willen des wütenden Volks gegangen, so hätte sich Autenrieth unterwerfen und den Giftbecher trinken müssen. Der Häuptling war aber doch vernünftigen Vorstellungen zugänglich, und da er nicht imstande gewesen wäre, seine Gäste vor der Volkswut zu schützen, gab er ihnen den Rat, heimlich zu entweichen; das taten sie am folgenden Morgen noch vor Tagesgrauen.

In dem Dörflein Mbulu hatte Autenrieth ein ergötzliches Erlebnis. Der Häuptling — auch Mbulu genannt — interessierte sich sehr für das, was der Missionar sagte. Nach jeder Versammlung rief er seine 30 Weiber zusammen und wiederholte ihnen das Gehörte. Er meinte, vieles von dem, was Autenrieth sage, treffe sein Herz, denn ihre Väter hätten früher ähnliche gute Lehren gegeben, aber jetzt wollten die jungen Leute nichts mehr von den Alten annehmen. Besonders aufmerksam lauschte er, wenn Autenrieths Gehilfe Abel von Europa und namentlich vom deutschen Kaiser erzählte. Der „Kaisa" ist nach Ansicht der Schwarzen das Höchste, was es auf Erden gibt, denn er beherrscht ja, wie sie glauben, die ganze Welt und noch Kamerun samt dem Hinterlande dazu. Was ihm sein Missionar von diesem Kaisa erzählt hatte, das hatte in Abels Phantasie eine höchst wunderbare Gestalt angenommen, und die guten Mbululeute waren starr vor Staunen bei seinen

Berichten. Der Kaisa ist der gescheiteste Mann von der Welt; er weiß, woraus Sonne, Mond und Sterne gemacht sind und was im Innern der Erde ist. Er läßt eiserne Fäden um die Erde spannen, und wenn er den Faden berührt, fahren des Kaisers Worte in die Welt hinaus, man weiß nicht wie! Selbst nach Kamerun kommt hie und da ein Wort gefahren, und sogar Schwarze haben's schon gesehen, daß auf so ein Wort hin ein Weißer abreist, weil ihn der Kaiser ruft. Er hat Landdampfer, mit denen fährt er auf dem Land herum wie mit den Schiffen auf dem Wasser, und wenn ein Berg im Weg steht, so läßt er einfach ein Loch durchbohren und fährt dann mit dem Landdampfer durch den Berg; kommt ein Fluß oder Tal, so läßt er einen Weg geradezu durch die Luft bauen. Das allermerkwürdigste ist aber, daß der Kaiser, der doch mehr Tauschwaren hat als alle andern Menschen zusammen, nur eine einzige Frau hat, und daß er für sie, obgleich sie die schönste Frau der Welt ist, doch nichts bezahlt hat. Mbulu war ganz weg von diesen Erzählungen, und plötzlich ging ihm ein Licht auf: der wunderbare Weiße, der von der Küste her durch all die feindlichen Stämme unversehrt bis nach Mbulu gekommen war, dem eine Schar von Leuten willenlos folgte, der so wunderbare Sachen wie Uhr, Kompaß, Zündhölzer u. s. w. hatte, der mußte der Sohn des großen Kaisa sein. Er sprang auf, deutete auf den Missionar und rief: „Dieser Weiße ist der Sohn des großen Kaisa."

Das war ein heiteres Reiseerlebnis, aber es sollte bald ein ernsteres kommen. Die Reisenden kamen ziemlich ausgehungert in ein Bakangadorf, wo die Leute, in der Meinung, sie sehen einen Geist, nach allen Richtungen entflohen. Da nun nichts zu kaufen war, mußten die Reisenden in den Hütten nach etwas Eßbarem suchen. Bei dieser Gelegenheit sah ein in einer Hütte versteckter Sklave, daß Autenrieth etwas aß, und daß er folglich ein Mensch war. Aber natürlich war er kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein gefährlicher Zauberer; die herbeigerufenen Dorfbewohner und ihr Häuptling wagten allerdings nicht, ihm geradezu zu Leide zu gehen, aber man merkte bald, daß sein und seiner Begleiter Tod beschlossen war. Der Häuptling gab ihnen einen Führer, der aber den Auftrag hatte, sie in der Irre herumzutäuschen. Nachdem er sie vier Tage auf den schrecklichsten Wegen hin und her geführt hatte, und die Wanderer vor Hunger und Müdigkeit fast zusammengebrochen waren, brachte er sie in eine Hütte auf einem Berge, wo sie nun gefangen waren. Um die Hütte her wurden Kriegstänze aufgeführt, und alles deutete darauf, daß der Tod der Reisenden beschlossen war. Die Negerjünglinge hielten sich musterhaft; keiner klagte über sein Schicksal, und einer, Ebong, sagte zu Autenrieth: „Vater, wir werden unsere Heimat nicht mehr sehen, alles ist von den Leuten vorbereitet, daß wir in den nächsten Tagen getötet werden; aber Vater, ich will dir nur das Eine sagen: Mach dir um unsertwillen keine Sorge; wir sind der Gottessache wegen mit dir gezogen, und wenn es Gott haben will, so sterben wir auch hier mit dir!" Autenrieth selbst hatte die Hoffnung auf Rettung nicht aufgegeben. Er zeigte sich möglichst ruhig und beschäftigte sich so gut er konnte. So saß er einmal vor der Hütte und packte seine naß gewordenen Tauschwaren aus der Blechkiste. Der Häuptling sah ihm verwundert zu. Da zündete er ein schwedisches Zündholz an; alsbald rannte der Häuptling erschrocken davon; das gleiche geschah bei dem zweiten Zündholz. Dann machte sich Autenrieth mit seinem Kompaß zu schaffen, den er durch einen Magnet in Bewegung setzte. Wieder entfloh der Häuptling. Als er wiederkam, hielt ihm Autenrieth einen kleinen Spiegel vor. Dies versetzte ihn in solchen Schrecken — er dachte wahrscheinlich, der Weiße habe ihm geschwind seine Seele gestohlen —, daß er auf Nimmerwiedersehen verschwand. Am nächsten Tage ging er zu Autenrieths Begleitern, die in einer andern Hütte waren, und machte ihnen durch Zeichen deutlich, der Weiße sei der droben, und wer ihn antaste, sei des Todes. So waren der Missionar und seine treuen Begleiter frei, aber die Heimreise war noch sehr gefährlich. Ringsum waren feindliche Stämme, die ihnen den Durchzug wehrten; so blieb ihnen nichts andres übrig, als den Weg durch den Urwald zu suchen und über manchen, jetzt bei der Regenzeit angeschwollenen Strom zu setzen. Einmal krochen die müden Wanderer nachts in eine Zauberhütte. Als sie morgens erwachten, sahen sie, daß das Dach voll von getrockneten, schwarzen Menschenschädeln war! Schließlich erkrankte Autenrieth, und bald war er so elend, daß er nicht mehr gehen konnte. Die treuen Jungen, obgleich selber infolge ungenügender Nahrung geschwächt, trugen nun ihren todkranken Führer mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte. Endlich — nach 40tägiger Wanderung — war das Ziel erreicht. Der gute Ebong, der seinen weißen Freund getragen hatte, bis er selbst zusammenbrach, erlag aber nach drei Tagen der ausgestandenen Mühsal.

Monatelang litt Autenrieth am Fieber, bis ihm endlich eine Seereise einige Erholung brachte. Der Gedanke an das herrliche Bergland von Nkosi ließ ihm aber keine Ruhe; er mußte noch einen Versuch machen, dieses Land der Mission zu erschließen. Anfang 1895 machte er sich mit 16 jungen Schwarzen aus dem Abolande auf den Weg. Vor zwei Jahren hatte er in Nyasoso bei dem guten, verständigen Häuptling Sona besonders gute Aufnahme gefunden. Leider war dieser Mann vor Jahresfrist gestorben. Schon in den achtziger Jahren hatte Zintgraff auf einer Reise ins Baliland als erster Weißer das Nkosigebiet gestreift, und bald nachher war der damalige Häuptling von Nyasoso gestorben. Und nun war's wieder so gegangen! Natürlich hieß es nun: „Der Weiße hat Sonas Seele gestohlen und gegessen", und wenn er jetzt wiederkam, so konnte es doch nur sein, um noch mehr Seelen zu stehlen. Diese Seelen, meinten die armen, abergläubischen Menschen, werde der Weiße dann im Westen vorzeigen und Zauberkünste damit treiben, um sich so große Reichtümer zu verschaffen. Alles war voll Angst vor dem Weißen, und schließlich raffte man sich auf, unter dem Beistand von Zauberern, Wahrsagern und vermeintlichen Geistern, den Missionar umzubringen. Hunderte, ja Tausende von Wilden versammelten sich, und stundenlang sah Autenrieth sich von der tobenden Menge umtanzt und umheult. Ein Leid aber geschah ihm nicht, und am Ende ließ der Oberhäuptling verkündigen: „Der Geist des Weißen ist mächtiger als wir und unsre Geister. Er hat uns überwunden!" Später erfuhr Autenrieth, daß gerade in jenen Tagen die Christen in Mangamba und ebenso seine Freunde in Europa besonders um ihn besorgt gewesen seien und für ihn gebetet hätten. — Ein Ereignis, an dem Autenrieth sehr unschuldig war, half auch noch dazu, die Leute vollends umzustimmen. Die Männer von Nyasoso zogen nämlich aus, um **Elefanten** (Abb. 127) zu jagen, und es gelang ihnen gleich am ersten Tag, zwei zu erlegen, und zwar, ohne daß irgend ein Unglück dabei geschehen wäre. Wem anders als dem „Gotteseuropäer" hatten sie dieses unerhörte Glück zu danken? Er hatte seinen zauberkräftigen Geist in die Jäger fahren lassen, und darum hatten die Elefanten nicht widerstehen können. Der Volkssitte gemäß erhält der siegreiche Schütze den Schwanz des Elefanten als Ehrenzeichen. Da diesmal der Sieg dem Geiste des Weißen zugeschrieben wurde, überreichte man diesem die beiden Elefantenschwänze. In der allgemeinen Dorfversammlung aber wurde verkündet, der Weiße sei ein Sohn Gottes und vom Himmel herabgekommen, und er wurde gebeten, sich in Nyasoso niederzulassen.

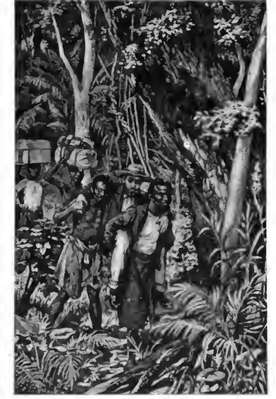


Abb. 126. Missionar Autenrieth wird von seinen Schülern getragen.

Nyasoso ist jetzt Missionsstation, und an Stelle des kleinen Häuschens, das Autenrieth damals mit Hilfe der Eingeborenen baute, sind schöne, geräumige Gebäude und prächtige Gartenanlagen getreten. Autenrieth schließt seinen Bericht über die Begebenheiten des Jahres 1895 mit den Worten: „Für die Kamerunmission gilt es nun, diese Ereignisse nach Kräften auszunützen. Weite, schöne Hochländer sind der Mission und dem europäischen Einfluß erschlossen, die um so mehr unser Interesse verdienen, als sie in Anbetracht ihrer vorzüglichen klimatischen, ge-

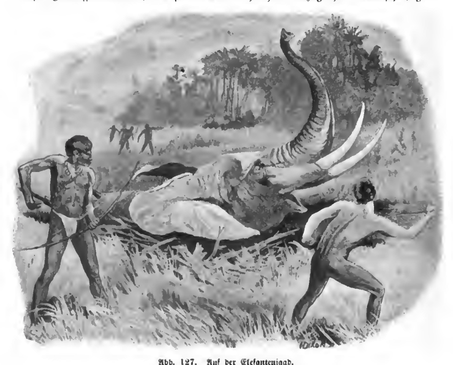


Abb. 127. Auf der Elefantenjagd.

sundheitlichen und geologischen Verhältnisse in der ferneren Entwicklung der Kolonie über kurz oder lang eine große Bedeutung erlangen werden. Gehen wir in Gottes Namen in diesen Ländern Innerkameruns voran und pflanzen wir das Panier des Kreuzes auf, ehe der Islam und unchristlich gesinnte Europäer neue Bollwerke errichtet haben!"

Im Januar 1900 machte Missionar Spellenberg eine Reise ins Balondoland, westlich vom Aboland und östlich vom Mongofluß. Er fand hier die Leute sehr freundlich und zugänglich, und man kann nur wünschen, daß, sobald es die Mittel erlauben, die Mission auch auf dieses Gebiet ausgedehnt wird. Weniger zugänglich zeigten sich die weiter östlich wohnenden Bakungu. Sie waren wahrscheinlich durch eine Strafexpedition, bei der manche Gewalttat vorgekommen war,

gegen die Weißen erbittert und wollten nicht glauben, daß der Missionar ein Bote andrer Art sei.

Es ist ja traurig genug, daß in Kamerun immer wieder von Weißen allerlei Untaten an Schwarzen begangen werden, aber im ganzen ist die deutsche Besitzergreifung doch eine große Wohltat für das Land und besonders für die Mission. „Die Stämme in jenem Winkel der westafrikanischen Küste waren bisher sich selbst überlassen gewesen. Jetzt trat plötzlich eine europäische Regierung auf den Plan, die Gehorsam erzwang, die Tyrannei der Mächtigen brach, Verbrechen strafte und selbst vor dem Zauber der religiösen Geheimbünde nicht Halt machte. Zugleich nahm der Handel zu und erfüllte das Küstenland mit den Erzeugnissen europäischer Geschicklichkeit. Das alles zusammen war ein gewaltiger Anschauungsunterricht, und er schlug durch. Stamm für Stamm erkannte sich als überwunden durch die Überlegenheit Europas, und diese Erkenntnis machte willig zum Lernen. Nicht daß die auf den Plan getretene Großmachtkultur lauter Segen gebracht hätte — sie hat auch Unsegen gebracht —, aber den Sieg, den wir geschildert haben, hat doch die Mission reichlich zu genießen gehabt" (Würz). Ein Basler Missionar, der von der Goldküste nach Kamerun kam, schreibt: um was er die Brüder in Kamerun beneide, das sei die solide deutsche Regierung; sie erziehe die Leute zur Arbeit, während die englische sie verhätschele und verziehe, so daß sie anspruchsvoll und hochmütig werden; bei der deutschen Regierung könne die Zucht in übermäßige Strenge ausarten, bei der englischen dagegen führe die Oberflächlichkeit und Verhätschelung zu Aufgeblasenheit und hohlem Dünkel.



Abb. 128. Arbeiter in Efulen.

Auch nach Westen hat sich die Mission ausgedehnt. 1889 wurde die alte Baptistenstation Bonaberi, westlich vom Kamerunfluß, wieder aufgebaut, und von hier aus arbeitete man am Mongofluß aufwärts — anfangs ohne viel Erfolg — unter den Bakundu. Aber nun erwachten weiter nördlich die Balong, 1895 wurde unter ihnen die Station Bombe errichtet, und im Jahr 1890 konnten schon 90 aus diesem Stamme getauft werden. Die Häuptlinge verschiedener Stämme baten (aus Furcht vor dem Gouverneur) den Missionar, ihre Götzen zu verbrennen. So sind die heidnischen Heiligtümer von Bombe teils verbrannt, teils im Museum des Basler Missionshauses untergebracht worden. Damit, daß sie ihre Götzen aus-

geliefert haben, sind die Leute freilich noch nicht Christen geworden. Aber der heidnische Aberglaube hat viel von seiner Macht verloren. Es sind allerdings bei den Balong wie überhaupt bei den Kamerunern nicht immer religiöse Beweggründe, die in ihnen das Verlangen erwecken, Christen zu werden. Wißbegierde, das Streben nach höherer Kultur, der Wunsch, die gleiche Religion zu haben wie die Regierenden — das alles spielt auch eine Rolle. Aber wenn die Beweggründe nicht immer die höchsten sind, so kommen die Leute doch dadurch unter christlichen Einfluß und erhalten christlichen Unterricht.

Im Jahr 1892 dehnte sich die Mission nach Süden aus. Unter den wilden Bakoko am Sanaga wurde die Station Lobethal gegründet. Dann ging man stromaufwärts und gründete in Edie eine Station, die den Zugang zum Hinterlande des Sanaga offen hält und den Bestrebungen der hier sich ausbreitenden römischen Mission in den Weg treten kann.



Abb. 129. Bule-Frauen in Efulen.

Auf der einstigen Baptistenstation Viktoria, die herrlich am Fuß des Kamerungebirges liegt, sind die Erfolge bis jetzt bescheiden. In Buea, an der Abdachung des Gebirges, wurde unter dem Räubervolk der Bakwiri eine Station, die zugleich als Gesundheitsstation dienen sollte, gebaut, aber bei einem Strafzug, den die Regierung gegen die räuberischen Stämme machen mußte, von den Eingeborenen zerstört. Jetzt sind neue Gebäude errichtet, in denen auch das Predigerseminar der Basler Mission seine Unterkunft gefunden hat. In Bonaberi ist eine Mittelschule und in Lobethal eine Kostschule für Knaben, wo auch Deutsch gelehrt wird. Dies ist schon deswegen notwendig, weil die Katholiken in dem benachbarten Marienberg Deutsch lehren, um Schüler anzulocken. Ähnliche Knabenanstalten entstehen an verschiedenen Orten, und in Bethel, an der Wurimündung, ist 1898 eine Mädchenanstalt zur Hebung des auf einer ziemlich niedrigen Stufe stehenden weiblichen Geschlechtes eröffnet worden.

Der Umstand übrigens, daß die Frauen gekauft werden, hat nicht notwendig die Folge, daß sie wie Sklavinnen behandelt werden. Sie können manchmal ihrem Willen sehr kräftig Ausdruck geben. Als sich Autenrieth in Nyasoso ein Haus baute, veranlaßte er die Männer, die nötige Erde herbeizutragen, weil die Weiber, deren Geschäft dies eigentlich gewesen wäre, sich nicht rechtzeitig eingefunden hatten. Als die Arbeit eine Weile im Gang war, hörte man plötzlich ein wildes Gebrüll. Die Männer lauschten erschrocken, dann riefen sie: „Es sind unsere Weiber!“ Und als das Geschrei näher kam, stoben sie, der Häuptling Tschebe nicht ausgenommen, nach allen Richtungen auseinander. Tschebe löste nachher dem Missionar das Rätsel: das Erdetragen sei seit alters das

Geschäft der Weiber, und ein Mann dürfe nie die Arbeit der Weiber tun, sonst würden sie wütend und würfen manchmal die Männer mit Steinen. Und dann sprach Dschebe das große Wort gelassen aus: „Sieh, Vater, der Wille unserer Weiber übertrifft den unseren an Stärke; gegen sie kann der größte Häuptling nichts machen."

Auch auf dem Gebiete der Bibelübersetzung und Herstellung von Schulbüchern, Gesangbüchern u. dergl. ist schon viel geschehen. Im Duala gibt es schon eine ganze Reihe von Schul- und Religionsbüchern. — Im Anfang des Jahres 1903 zählte die

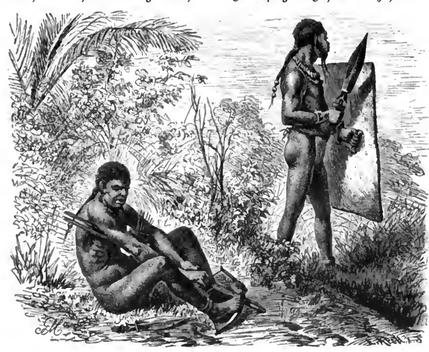


Abb. 130. Fan-Krieger.

Basler Mission in Kamerun 3637 Christen und 803 Taufbewerber auf 9 Haupt- und 143 Außenstationen, und in 156 Schulen wurden über 4000 Schüler unterrichtet.

In Südkamerun, noch auf dem deutschen Gebiet, im Batangaland, sind amerikanische Presbyterianer tätig. Ihr bedeutendster Missionar war der 1894 verstorbene Dr. Good. Sie haben 1500 Gemeindeglieder. Eine ihrer Stationen ist Efulen (Abb. 128) unter den Bule (Abb. 129), einem Fanstamme. Diese Fan (Abb. 130) sind wilde, aber tatkräftige Leute, die neuerdings in großen Scharen aus dem Hinterland der Küste zudrängen und denen wahrscheinlich die Zukunft in diesen Ländern gehört. Im Jahr 1902 haben die Amerikaner diese Mission den Baslern angeboten, sich im Jahr darauf aber doch zum Bleiben entschlossen. Diese neue Last wäre für die Basler auch zu schwer gewesen, da ihre ganze Kamerunmission in raschem Wachs-

tum begriffen ist und sie im Jahre 1903 ein ganz neues Unternehmen in dem vielversprechenden Baliland begonnen haben. Diesem raschen Fortschritt draußen entspricht eben die Opferwilligkeit der Heimat nicht. Sollte sich das deutsche Volk nicht endlich seiner Pflicht bewußt werden und freudig und reichlich die Mittel für die Christianisierung des Volkes von Kamerun zur Verfügung stellen? Auf allen Seiten tun sich neue Türen auf, und es fehlt nur an den nötigen Kräften und Mitteln, die Missionsgelegenheiten auszunützen. Manche Stämme warten schon lange auf Lehrer und können noch immer keinen bekommen. Auch im Baliland haben sie lange warten müssen. Jetzt ist dort wenigstens die erste Predigt gehalten worden, und zwar am Montag den 17. November 1902.

Gern hätten die Missionare diesen Gottesdienst schon am Tag vorher, am Sonntag, gehalten, aber der König wünschte, sie sollten warten bis zum Montag, denn dieser, der Todestag seines Vorgängers, des großen Garega, wird in Bali als Ruhetag gefeiert. Für heute ließ sie Fo Nyonga — so heißt der König — nur zu einem gemütlichen Gespräch einladen. Er empfing sie in einem der inneren Höfe seines Hauses. Sein Sitz war ein niedriger Steinblock, um den der Fußboden mit kleinen Elefantenfüßen ausgelegt war. Fo Nyonga war in bester Laune, und man mußte ihn lieb gewinnen. Er bat die Missionare dringend, gleich da zu bleiben; er wolle ein Haus für sie bauen. „Schon vier Jahre", sagte er, „schreien wir nach der Mission. Jeden Europäer, der hierher kam, baten wir, uns Missionare zu senden. Nun freue ich mich, daß ihr gekommen seid; bleibt doch am liebsten gerade hier!" Er wollte nicht gelten lassen, daß mit Heimschreiben, Rüstungen und Regenzeit ein Jahr vergehen werde. Auf die Frage, ob er denn auch dafür sorgen wolle, daß Kinder in die Schule kämen, gab er keine Antwort; in seinen Mienen war zu lesen: Wie magst du auch so etwas Törichtes fragen? das versteht sich ja von selber! Er sprach auch den Wunsch aus, die Missionare möchten gleich ihre Frauen mitbringen, damit die Weiber von Bali in Handarbeiten unterrichtet würden und sich kleiden lernten. — Als Missionar Schuler und seine Gefährten am Abend heim gingen, strömte es in den Gassen von Menschen. Sie kamen von ihren fernen Pflanzungen heim zur Feier des Ruhetags.

Am Montag Morgen um 9 Uhr waren die Missionare wieder auf dem Marktplatz. Sie sangen einige Lieder mit Trompetenbegleitung. Als 1500—2000 Menschen beisammen waren, begann der Gottesdienst. Aber in welcher Sprache? Nun, Schuler redete natürlich Duala. Sein Dolmetscher übersetzte in Baso, das ein Sprecher des Königs verstand. Der Sprecher aber war nach Fo Nyongas Urteil noch ein kleiner Knabe, erst 40 Jahre alt, und durfte nicht zum Volk reden. Also wurde ein dritter Mittelsmann eingeschoben, ein alter Mann, dessen hohe Gestalt im weiten Haussa-Kleid doppelt würdevoll erschien; auch an Stimme fehlte es ihm nicht. Es war ein denkwürdiges Bild, diese Versammlung. Im Vordergrund rechts und links, eine freie Gasse in der Mitte, die vornehmen Männer von Bali. In bunten, weiten Gewändern, die Pfeife in der Hand, den Fellsack zu den Füßen, so saßen sie, Reihe über Reihe, auf dem ansteigenden Marktplatz. Hinter ihnen ein Zwischenraum, dann kamen auf der einen Seite die Weiber mit ihren Kleinsten, auf der andern der gemeine Mann und die Stadtjugend.

Der Predigttext war Apostg. 17, 30—31. Schuler teilte seine Ansprache in fünf oder sechs Abschnitte ein. Wenn er einen Abschnitt dem Dolmetscher gesagt hatte, gab ihn dieser in Baso an den Sprecher weiter, und der Sprecher in Bali an den Alten, der tief gebeugt, die Hand vor dem Munde (der König war ja zugegen), die Botschaft in Empfang nahm und sein Verständnis bisweilen mit einem kräftigen mbe! zu erkennen gab. Sieben andere Alte saßen um ihn, gleichsam als Zeugen, ebenfalls tief gebückt. Wenn er seine Botschaft empfangen hatte, erhob er sich in seiner ganzen Würde und zog, von den Sieben begleitet, einem Herold gleich durch die Gassen der Versammlung, die still lauschte, während er mit mächtiger Stimme das Gehörte verkündete. Dann kam er zurück, beugte sich nieder und nahm einen weitern Abschnitt der Predigt in Empfang. So vernahm Bali zum erstenmal die gewaltigen Wahrheiten: Gott hat die Zeit eurer Unwissenheit übersehen, nun aber gebeut er euch allen, Buße zu tun und das Evangelium von seinem Sohne anzunehmen; denn Gott hat auch für Bali einen Tag des Gerichts und der Rechenschaft gesetzt!

Die Mission am Kongo.

Sehen wir uns zuerst die Lage der Kongostaaten an. An Kamerun grenzt südlich das französische Kongogebiet, das sich von der Westküste zuerst am Norduser des Kongo und dann des Ubangi, eines seiner bedeutendsten Nebenflüsse, nach Osten bis gegen den Nil und nach Norden bis gegen den Tsadsee hinzieht. Dann folgt der Kongostaat, der nur mit einem schmalen Landstreifen die Küste erreicht, sich aber gegen Osten, Norden und Süden gewaltig ausdehnt, so daß er das südliche und vom Einfluß des Ubangi (Abb. 131) an der Hauptsache nach auch



Abb. 131. Am Ubangi.

das nördliche Stromgebiet des Kongo beherrscht. Seine Ostgrenze bilden der Moero-, der Tanganjika-, der Albert-Eduard-, der Albertsee und der Nil, die Nordwest- und Nordgrenze der Kongo und der Ubangi. An der Westküste schließt sich an das französische Gebiet Portugiesisch-Westafrika, das im Osten bis an den Sambesi und im Süden bis an den Kunene reicht, der die Grenze gegen Deutsch-Südwestafrika bildet.

Die großen portugiesischen Entdecker trafen am Kongo bedeutende Bantunegerreiche, besonders das Königreich Kongo. Was früher seine Grenzen waren, läßt sich nicht bestimmen — wahrscheinlich waren sie nie festgelegt. Man kann annehmen, daß es sich bis an den Stanleypool, ja vielleicht noch weiter ins Innere erstreckt hat; auch nach Süden war seine Ausdehnung bedeutend. Noch jetzt thront in seiner Hauptstadt, dem portugiesischen San Salvador, ein Kongokönig, der den portugiesischen Titel Dom vor seinen ebenfalls portugiesischen Namen setzt.

Die Völker des Kongobeckens gehören der großen Banturasse an; sie haben krauses Haar und sind der Hauptsache nach dunkelfarbig in verschiedenen Schattierungen bis zum Dunkelschokoladebraun. Doch trifft man auch hellbraune Leute. Auch die Sprachen sind Bantusprachen.

Die eigentliche Kongosprache wird in verschiedenen Mundarten bis zum Stanleypool gesprochen; dann folgen mehrere andre Sprachen desselben Stammes. Die Kongosprache hat besonders feste, klare Regeln und ist möglicherweise die Sprache, die dem Urbantu noch am nächsten steht. Missionar Bentley, der zuerst ein Wörterbuch und eine Grammatik der Kongosprache verfaßt und dann auch das Neue Testament übersetzt hat, gibt uns manche merkwürdige Aufschlüsse über die Sprache. Wir haben schon früher erwähnt, daß, was wir gewöhnt sind am Ende des Wortes zu suchen: z. B. die Bezeichnung der Einzahl und Mehrzahl, bei den Bantusprachen am Anfang des Wortes steht. Bei einer europäischen Sprache, deren Endungen noch gut erhalten sind, z. B. beim Lateinischen und Italienischen, haben also oft eine ganze Reihe zusammengehöriger Wörter: Fürwort, Hauptwort und Eigenschaftswörter, dieselbe Endung. Bei den Bantusprachen entsteht durch das Vorsetzen solcher Bezeichnungen ein starker Stabreim. Der Satz: Diese weißen, großen Steine sind die, die wir gestern sahen, heißt auf Kongo:

O matadi mama mampembe mampwena i mau mama wamwen ezono.
Die Steine diese weißen großen sind sie die wir sahen gestern.

Bentley hatte von den Jungen, die meistens um ihn waren und die er als Sprachlehrer benutzte, erfahren, daß ein Auge „disu" heiße. Später hielt einmal ein Junge die Finger auf beide Augen und sagte „meso". Wie erklärte sich diese Mehrzahl? Bentley fand, daß disu eine Abkürzung von di-isu war und daß das die Mehrzahl bildende ma vor i zu me wurde, also ein Umlaut; so bekam man zuerst me-isu und dann abgekürzt mesu. Nach e wird aber u gerne zu o, und so bekommt man meso. Das Kongo ist wie alle Bantusprachen reich an Vokalen. Die Wörter enden auf Vokale; Konsonantenverbindungen, wie st, können die Bantu nicht gut sprechen. Ein r fehlt in vielen Bantusprachen. So haben sich die Kongoneger einige portugiesische Wörter, die ihnen aus den Zeiten der katholischen Mission geblieben sind, mundgerecht gemacht. Aus cruz (Kreuz) ist z. B. ekulusa geworden. Das englische Wort stone (Stein) sprachen sie sitoni. (In Kamerun ist, demselben Gesetze folgend, aus dem Namen Christaller Kisitalla geworden.) Die Sprache ist sehr reichhaltig. Wo wir einem Zeitwort durch Vorsilben oder Umstandswörter eine Nebenbedeutung geben, da hat die Kongosprache besondere Wörter. Zum Beispiel gibt es außer dem Wort fallen je ein Wort für anfangen zu fallen, aus aufrechter Stellung fallen, schwer fallen, in Tropfen fallen, in Menge fallen (wie das Laub im Herbst), im Preis fallen, das Gleichgewicht verlieren und fallen. Sehr zahlreich sind die Hauptwörter. Für Palme hat Bentley 99 Ausdrücke gefunden, und er meint, es werde wohl auch noch ein hundertster zum Vorschein kommen. Bentley sagt, das Kongo sei durchaus ungeeignet, eine Sprache für Diplomaten zu werden, da man alles so genau und sicher in dieser Sprache ausdrücke. Ganz bleiben Mißverständnisse allerdings nicht ausgeschlossen. So hatten die alten katholischen Missionare für Kirche nzo ankisi eingeführt. Es bedeutet Fetischhaus, ist aber der gewöhnliche — beschönigende — Ausdruck für Grab. Es mußte einige Verwirrung in den Köpfen der armen Leute anrichten, wenn man ihnen von der Kirche Roms als dem „römischen Grab" und von der Gemeinschaft der Gläubigen als von dem „Grab überhaupt" sprach. Abb. 132 zeigt uns Bentley an der Zusammenstellung seines großen Wörterbuchs. Er selbst ist durch ein Augenleiden am Schreiben verhindert. Seine Frau führt statt seiner die Feder. Zwei Eingeborene helfen mit. Bei jedem Sätzlein, bei jedem Wort werden sie gefragt, was sie dazu sagen, ob sie diesen Ausdruck schon gehört haben u. s. w.

Die englischen Baptisten, zu denen eben Bentley gehört, waren die ersten protestantischen Missionare, die sich (1879) am Kongo festsetzten. Ein reicher englischer Missionsfreund, Arthington, der zu dem Unternehmen ein Missionsschiff und später ein zweites schenkte, gab die Veranlassung zur Gründung dieser Mission, die neuen Zuzug empfing, als Kamerun deutsch und die dortige Mission von Basel übernommen

wurde. Die Missionare ließen sich in San Salvador, der Residenz des Königs Dom Pedro V. nieder, bauten hier Wohnhaus und Kapelle und machten von hier aus ihre Vorstöße ins Innere. Der König scheint ein wohlwollender, verständiger Mann gewesen zu sein, der den Missionaren freundlich entgegenkam. Was von den Zeiten der früheren Mission noch übrig war, war wenig genug: die Ruinen einer Kirche, ein paar Kreuze hie und da, die als Fetische galten.

Ein alter Mann hatte ein Kreuz, das er seinen Christo nannte. Er pflegte zu dem Christo, von dem er doch nur den Namen kannte, zu beten — auch noch in der Todesstunde war er seine Hoffnung, und er dachte, der Christo werde ihn gewiß in den Himmel bringen.



Abb. 132. Missionar Bentley an der Spracharbeit.

Die Missionare fanden in San Salvador manche Eingeborene, die etwas Portugiesisch sprachen, einzelne konnten sogar portugiesisch lesen und schreiben; der Gedanke, daß es auch möglich sein könnte, ihre eigene Sprache zu schreiben, war ihnen aber nie gekommen. Anfangs bedienten sich die Missionare eines Dolmetschers, eines Christen, den sie aus Kamerun mitgebracht hatten und der im ganzen seine Sache gut machte. Manchmal war er selbst so bewegt von dem, was er den Zuhörern dolmetschte, daß ihm die Tränen herunterliefen und er zu dem Missionar sagte: „O Massa, diese armen Leute, wie können wir sie lehren? Sie wissen nichts, und doch haben wir ihnen so etwas Großes zu sagen. O Massa, diese armen Leute!" Nur einmal ertappte ihn Bentley darauf, daß er seine eigenen Wege ging. Bentley wollte dem König etwas von dem Wirken des heiligen Geistes in dem Herzen sagen, und der Dolmetscher mochte — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — denken, der Gegenstand sei noch etwas zu schwer für die schwarze Majestät. „Er ließ mich", erzählt Bentley, „etwas sagen, und dann sprach er zu dem König; sagte aber zehnmal so viel wie ich. Des Königs Teilnahme wurde immer lebhafter; seine Augen hingen an dem Mund des Sprechenden, und schließlich streckte er vor Staunen die Zunge heraus. Ich fragte den Dolmetscher, was er denn eigentlich sage; und schließlich mußte er bekennen, er habe dem König vom Tod des

Bischofs von Loanda erzählt! Aber was denn? ‚Ja, Massa, ich hab's ihm erzählt, der Bischof von Loanda wie er starb — sehr böser Mann, sehr gottlos — wir alle haben's gesehen, jedermann in Loanda. Der Teufel ist herausgekommen unter seinem Bett, und hat ihn geholt!‘ — ‚Was habt ihr denn gesehen?‘ — ‚O Massa, wir alle haben's gesehen; wie Feuer. Er ging fort, hinauf, wie Feuer, schnell, witsch!‘ — Die Erklärung ist sehr einfach. Als der Bischof starb, ließ man eine Rakete steigen, um den Kriegsschiffen und den Forts anzuzeigen, daß ein Kirchenfürst gestorben sei und daß man die Flaggen auf Halbmast hissen solle. Wie alles das aus meiner Rede hervorging, hat sich nicht aufgeklärt.“

Wir erfahren von Bentley manches über den Charakter der Neger, z. B. über ihre Neigung, um einer augenblicklichen Annehmlichkeit willen die Sorge für die allernächste Zukunft außer Auge zu lassen. „In der Gegend bei San Salvador“, erzählt Bentley, „wurde einmal jährlich der dürre Wald angezündet und das mit der Asche gedüngte Land dann zum Anbau benützt. Natürlich war, wenn das Feuer der Stadt nahe kam, große Gefahr für die Grasdächer der Häuser, und die Vorsicht hätte verlangt, daß jeder Hausvater daheim geblieben wäre, um Funken, die auf das Dach fielen, gleich zu löschen. Statt dessen aber laufen sie fort, um einige vor dem Feuer flüchtende Tiere zu schießen, oder an einer Stelle, wo das Feuer aus ist, Ratten auszugraben. Dann kommen sie vielleicht mit einem Dutzend Ratten heim, um zu erfahren, daß das Haus abgebrannt ist und die Frau vielleicht nur eine Matte, eine Haue und ein paar Körbe gerettet hat. Ein junger Mensch kam hungrig nach Hause und fand nur ein bißchen kalten Kassavebrei im Hause und nicht einmal Pfeffer dazu. Er dachte, ein paar geröstete Heuschrecken würden zu seinem Brei gut schmecken. So zündete er den Dschungel zunächst seinem Hause an und erwischte ein paar flüchtige Heuschrecken. Derweil aber war sein Haus in Brand geraten und verbrannte (mitsamt dem Kassavebrei), und ein paar Nachbarhäuser dazu. Der junge Mensch besaß noch zwei Häuser, darunter eins, das er neu gebaut hatte; die mußte er zweien der geschädigten Nachbarn geben; einen dritten mußte er mit Geld entschädigen, und außerdem hatte er den ganzen Sommer zu tun, um sich ein Obdach zu verschaffen.“ — Wir können hier auch an etwas erinnern, was Stanley erzählt. Auf seiner Reise zur Aufsuchung Emins war die Reisegesellschaft oft nahe am Verhungern; natürlich nahm man, wenn es einmal mehr Nahrung gab, Vorrat auf einige Tage mit. Dann kam es aber vor, daß die Eingeborenen ihre Bananen wegwarfen, nur um sie nicht tragen zu müssen, ohne zu bedenken, daß sie vielleicht die nächsten Tage nichts zu essen haben würden.

Wenn auch im Kongogebiet der Sklavenhandel verboten ist, so herrscht doch unter den Eingeborenen noch die Haussklaverei. Ist irgendwo Hungersnot — und das kommt oft vor infolge Regenmangels — so verkaufen die Eingeborenen ihre Angehörigen als Sklaven. Ja, mancher verkauft auch sich selber.

Ein Mann in San Salvador hatte einen 6jährigen Jungen gekauft, den er aber, weil er schwächlich war, sehr schlecht versorgte. Schließlich warf er ihn ins Gebüsch, wo ihn Bentley, zum Gerippe abgemagert und kaum noch atmend, fand. Er nährte und pflegte das arme Kerlchen, aber es war schon zu schwach und starb nach 14 Tagen. Am Kongo ist es Sitte, die Toten mit Massen von Baumwollstoff zu umwickeln. Die Freunde des Toten beschenken dessen Familie damit, aber auch Feinde schenken oft große Mengen Baumwollstoff. Diese Geschenke müssen nämlich nach dem Begräbnis gebührend erwidert werden, und so kann eine Familie durch lauter Gegengeschenke ihre ganze Habe verlieren. Bentley beschloß, den armen kleinen Tembe — so hieß der Junge — würdig zu begraben. Er umhüllte ihn also reichlich mit Baumwollstoff, grub ein Grab für ihn und hielt der neugierig zuschauenden Menge eine Ansprache, in der er ihnen von dem großen Kinderfreund erzählte. Am folgenden Sonntag nach der Predigt begehrte der König, wie gewöhnlich, auch zu sprechen. Er sagte, er freue sich, daß die weißen Männer gekommen seien, ihn und sein Volk zu lehren; sie hätten ihm prachtvolle Geschenke gebracht und hätten ihm die herrliche Botschaft von der Liebe Gottes verkündet, und wie der Heiland gekommen sei, den Weg zum Himmel zu weisen; jetzt sei aber etwas viel Wunderbareres, etwas ganz Unerhörtes geschehen. „Herr Bentley fand neulich Tembe sterbend auf dem Palaverplatz. Tembe war nicht sein Vater und nicht seine Mutter (d. h. er war weder von des Vaters noch von der Mutter Seite verwandt),

und doch nahm er den Kleinen, wusch ihn, nährte ihn, liebte und pflegte ihn, als ob er Tembes Mutter wäre, und Tembe hatte doch nie etwas für ihn getan. Und als Tembe starb, hat er ihn noch zu allem hin, wie wenn Tembe sein Onkel gewesen wäre, in einer Masse von Baumwollstoff begraben. Ich weiß, wie er ihn begraben und sein Grab eingezäunt hat. Es ist wunderbar; ich kann's nicht verstehen. Diese Weißen sind anders als wir. Sie haben mich vieles gelehrt, wie man gut und freundlich sein müsse, aber hier ist die Sache selber. Es war merkwürdig, gegen so ein Kind so gut zu sein. Das ist mehr als reden. Ja, es ist recht, so sollte es sein. Aber es ist nicht unsre Art; sie sind anders als wir. Das hat mir mehr Eindruck gemacht als alle ihre Reden. Es hat mir die Augen geöffnet."

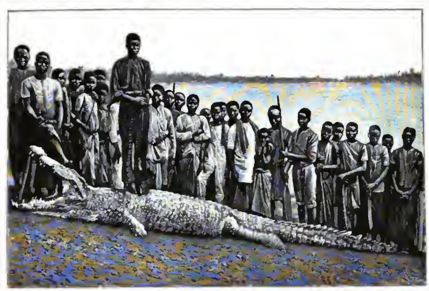


Abb. 133. Getötetes Krokodil am Kongo.

Bentley hat übrigens bei seinen Reisen ins Innere noch andre Leichengebräuche kennen gelernt. Dem Toten müssen Weiber und Sklaven ins Jenseits mitgegeben werden: den Sklaven, die man zu diesem Zweck auswählt, werden die Köpfe abgeschlagen. Schlimmer geht's denen, die aus der Zahl der Frauen erkoren sind, ihrem Eheherrn im Tode zu folgen. Sie werden lebendig mit ihm begraben, nachdem man ihnen vorher, um sie hilflos zu machen, durch Schläge mit einer Keule Arme und Beine gebrochen hat.

Die Religion der Kongoneger ist, wie bei den andern Bantuvölkern Westafrikas, der Fetischismus. Sie glauben wohl an einen Gott, aber er ist ihnen zu fern, als daß sie versuchen könnten, sich ihm zu nähern. Der Hexenglaube beherrscht ihr ganzes Leben, und besonders schreiben sie niemals Krankheit und Tod einer natürlichen Ursache zu.

Selbst wenn ein Krokodil einen Menschen frißt, so muß es dazu von einem Zauberer angestiftet sein. Ein Missionar tötete ein Krokodil (Abb. 133) und fand in seinem Magen die Fußringe von zwei Frauen, die vor kurzem zum Wasserholen gegangen und nicht zurückgekehrt waren.

Aber auch das überzeugte die Eingeborenen nicht. Das Krokodil, behaupteten sie, frißt keine Menschen; es hat die Frauen für den Zauberer geholt und die Ringe als seinen Anteil an der Beute behalten. Von den Weißen glauben die Kongovölker, daß sie unter dem Meere leben. Sie kommen ja zu Schiffe, und das Schiff sieht man von ferne aus dem Meere aufsteigen.

Auf ihren Reisen ins Innere lernten die Missionare noch allerlei fremde Stämme und Sitten kennen; sie fanden verschiedene Aufnahme; manchmal waren sie in Lebensgefahr durch die Feindseligkeit der Wilden. Die weißen Männer hielt man vielfach für Götter oder doch für große Zauberer und flehte sie an, Regen zu schicken,



Abb. 134. Reisen am Kongo.

oder ihn wenigstens nicht zurückzuhalten. Es kam ihnen zugute, daß ein paarmal, nachdem sie eine Stadt verlassen hatten, ein tüchtiger Regen fiel.

Am unteren Kongo beginnt die Regenzeit ungefähr Mitte Februar, ihr Anfang ist aber ziemlich unregelmäßig; um den 15. Mai, oft gerade an diesem Tag, hört sie plötzlich auf. Die trockene Zeit dauert bis Mitte September. In dieser fällt vielleicht einmal im Juli oder August ein Regen, man kann aber nicht darauf rechnen. Von Mitte September bis Weihnachten regnet es wieder mit Unterbrechungen. Wenn aber zu diesen bestimmten Zeiten kein Regen kommt, so kommt überhaupt keiner. In Gombo, im Osten und Südosten von San Salvador, geht oft die Jahreszeit, die den Regen bringen sollte, ganz ohne solchen vorüber, und die Folge ist dann eine schreckliche Hungersnot. In der Gegend der Jellalafälle sind die Regen sehr unsicher; der November, eigentlich ein Hauptregenmonat, kann vorübergehen, ohne einen Tropfen zu bringen. In einer Gegend in der Nähe des Äquators, in der es in der Regel gar keine regenlose Jahreszeit gibt, fiel einmal neun Monate keiner. Dieser häufige Regenmangel ist ein Haupthindernis für die Entwicklung der Kongoländer. Was sonst das *Klima* anlangt, so ist es in der Gegend der Jellalafälle nicht so schlimm, da hier nicht die sonst an der Westküste gewöhnlichen heißen Winde herrschen. Wenn überhaupt Winde wehen, so sind sie kühl. Die Wärme kann in der Sonne 55° C. und mehr erreichen, aber im Schatten ist sie im Freien selten mehr als 27°. Auf einer Reise am Unterkongo

war man lange in glühender Hitze gegangen, und alles verlangte nach dem Ausruhen. Es war weit und breit kein Baum, aber endlich zeigte sich ein überhängender Fels, der an seinem Fuß einen meterbreiten Schatten bot. Hier ließen sich die Wanderer nieder; sie fanden es aber in dem Schatten so kalt, daß sie ihr Bettzeug auspackten, um sich in ihre Decken zu wickeln. Der plötzliche Unterschied zwischen 55 und 27° machte sich unangenehm fühlbar. „Hätten wir uns nicht in unsere Decken gehüllt, so hätten wir bald ein schlimmes Fieber gehabt. Die kräftige tropische Sonne ist eine Gefahr, aber Erkältungen, denen man unter solchen Verhältnissen so sehr ausgesetzt ist, sind eine noch viel größere; die Kälte des Kongo hat viel mehr Unheil angerichtet als die Hitze. Neulinge haben eine große Neigung, sich nach der Tageshitze der Abendkühle zu erfreuen, aber sie müssen das Vergnügen teuer bezahlen. Sie setzen sich nach dem Abendessen im leichtesten Baumwollanzug ins Freie, um sich nach der heißen Tagesarbeit zu erholen. Kein Wunder, daß solche Leute ihre Heimat nicht wiedersehen."

Auch während der trockenen Jahreszeit ist der Himmel oft wochenlang mit Wolken bedeckt. Da zugleich oft ein kühler Wind weht, ist das Reisen in der trockenen Jahreszeit manchmal ganz angenehm; man fühlt sich fast so frisch wie daheim in Europa. Der Wind in der Gegend der Fälle weht meistens von Westen oder Südwesten; den Regen bringt aber gewöhnlich ein Ost- oder Südost-, manchmal auch ein Nordost- oder Nordwind.

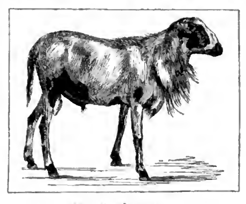


Abb. 135. Kongoschaf.

Die Missionare verfolgten bei ihren Reisen (Abb. 134) ins Innere den Zweck, zu sehen, wo sie Stationen gründen könnten, und es gelang ihnen auch nach und nach, deren mehrere anzulegen. Die Eingeborenen zerbrachen sich den Kopf darüber, was denn weiße Leute, die keine Händler waren, bei ihnen wollten. Oft stellte man an sie die merkwürdige Frage: „Wollt ihr die Ziege holen?" und es half nichts, wenn man die Leute versicherte, man habe genug Ziegen in San Salvador.

Mit der Ziege hatte es folgende Bewandtnis: Stanley, der um jene Zeit auch am Kongo reiste, hatte irgendwo eine Ziege von einer besonders großen Art erstanden und wollte sie einer Dame in England mitbringen; allein ein „König" in der Gegend des Stanleypools hatte solches Wohlgefallen an dem schönen Tier, daß kein anderes Geschenk ihn befriedigte; er mußte die Ziege haben. Diese Ziege, die sich durch ihre Größe und durch ihr langes Haar von allen im Lande bekannten Ziegen und Schafen (Abb. 135) unterschied, galt, wie es scheint, als eine Art von Weltwunder in den Kongoländern, das viel besprochen wurde. Natürlich mußten die Weißen auch davon gehört haben, und dann trugen sie sicher Begehren nach einem solchen Besitz, um so mehr, als, wie die Leute meinten, das Herz des Königs in der Ziege war.

Es lag wohl von Anfang an in der Absicht der Baptisten, eine Mission weiter im Innern anzufangen, und Herr Arthington hatte zu diesem Zweck die Missionsschiffe geschenkt. Dennoch versteht man es nicht recht, daß die Missionare San Salvador, wo man ihnen freundlich entgegengekommen war und sie einen hoffnungsvollen Anfang gemacht hatten, einmal vier Monate lang ganz ohne Missionar

ließen. Es war dies um so unvorsichtiger, als Dom Pedro auch von katholischen Missionaren umworben war. Schon im Jahr 1879 bekam der König einen Brief von einem Priester, der sich in Boma (Abb. 136) an der Küste aufhielt und im Sinne hatte, auch nach San Salvador zu kommen. Er schrieb dem König, der Teufel lege ihm Schlingen, denn es seien Männer gekommen, die ihm die falsche, verdammliche Lehre des Protestantismus brächten. Der Brief schilderte die Hauptketzer: Heinrich VIII., Luther, der die Bibel gefälscht habe, Calvin, der Schwein, Esel, Köter genannt wurde. Der gute König konnte nicht klug daraus werden,



Abb. 136. Boma.

warum und von wem jenem armen Manne solche Schimpfnamen gegeben wurden. In dem Brief stand auch, daß solch unreine und verkehrte Menschen nur eine unreine und verkehrte Lehre verbreiten könnten. Zum Glück aber zeugte das Leben der Missionare für ihre Lehre. Und der König verstand auch viel besser, was die Missionare ihm predigten, als was ihm der Priester von der Einheit der katholischen Kirche vorsagte.

Indessen hatten die Missionare ihre Forschungsreisen gemacht; sie hatten den Stanleypool erreicht und also bewiesen, daß der Weg dahin offen war. Das verursachte große Freude in England und neuen Eifer, die Mission zu unterstützen.

In San Salvador wurden die Heimkehrenden mit Freuden empfangen. Aber während ihrer Abwesenheit waren ein paar portugiesische Priester mit kostbaren Geschenken für den König ange-

kommen. Sie fingen an Messe zu lesen und forderten die Leute auf, dazu zu kommen. Auch der König kam einmal und kniete gehorsam nieder, so oft es verlangt wurde, obgleich es dem wohlbeleibten Manne schwer wurde. Als die Messe aus war, sagte der König offen seine Ansicht. Er war gewohnt gewesen, den Missionaren zuzuhören und, was sie sagten, dem Volk noch einmal zu wiederholen. Die Padres aber hatten in einer fremden Sprache geredet, und niemand hatte gedolmetscht, niemand hatte ihn etwas gelehrt. Die englischen Missionare beteten und sangen in der Kongosprache und lasen aus der Bibel — allerdings Portugiesisch, weil sie noch nicht ins Kongo übersetzt war, aber es waren immer Leute da, die es verstanden. — Der König hat die Messe nicht wieder besucht. Die Leute erzählten, die Priester sagten ihnen, sie sollten Salz essen und nur eine Frau haben. Das „Salzessen" bezieht sich auf einen Teil der römischen Taufhandlung: der Priester sagt: „Ihr seid das Salz der Erde" und gibt dem Täufling etwas Salz in den Mund.

Äußerlich schienen sich die Beziehungen zwischen den beiden Missionen freundlich zu gestalten. Die Engländer gaben den Portugiesen manchen guten Rat, verhalfen ihnen zu Lebensmitteln und luden sie einmal zum Essen ein. Natürlich wurden dem König alle Einzelheiten dieses Essens berichtet. Er hatte aber inzwischen einen Brief von einem der Priester erhalten, in dem ihm gesagt wurde, wenn er zum protestantischen Gottesdienst gehe, komme er nicht in den Himmel, und er, als katholischer König, müsse die Lehren der heiligen Kirche verteidigen. Der Pater hatte aber den König unterschätzt. Dieser zeigte dem Missionar Comber den Brief und sagte: „Ich habe alles von dem Essen gehört. Ihr habt freundlich mit ihnen gesprochen und sie schön bewirtet. Ihr habt alle eure feinen Gabeln und Löffel herausgeholt und sogar den Topf mit Eingemachtem, den ihr nicht einmal hergetan habt, als ich bei euch aß. Ihr waret ganz freundschaftlich, und nun schreibt er mir so einen Brief. Er sollte sich schämen."

Leider blieb des Königs Stimmung nicht so günstig. Er fürchtete, wenn er sich zu den Protestanten halte, so sei er nicht mehr sicher auf seinem Thron, auf den ihn die Portugiesen gesetzt hatten. So schwankte er hin und her, und obwohl er viele gute Regungen hatte, kam er zu keiner Entscheidung. Einmal kam es so weit, daß er seinen Frauen verbot, in die Predigt der Missionare zu gehen, und andre Ehemänner folgten diesem Beispiel. Doch kam es zu keiner wirklichen Verfolgung, und das Evangelium hatte damals schon bei vielen so tiefe Wurzel gefaßt, daß sie sich nicht mehr abwendig machen ließen. Die Furcht des Königs war unnötig gewesen, denn die portugiesische Regierung hielt fest an der versprochenen Religionsfreiheit, und der Resident wünschte nur, man möchte in den Missionsschulen ein wenig Portugiesisch lehren.

Am 2. Dezember 1887 wurden in San Salvador die fünf Erstlinge getauft. Im Jahr 1899 zählte die Gemeinde schon 145 Glieder. Der König starb 1891, ohne Christ geworden zu sein. Die Mission hatte ihm in ihren Anfängen viel zu danken und er war jedenfalls ein gottesfürchtiger Mann.

Im Jahr 1885 wurde die Gründung des Kongostaates bekannt gemacht. In jener Zeit empfand man es als eine Wohltat, daß einigermaßen Ordnung geschafft wurde, denn das Land war voll von Händeln und Fehden zwischen Familien und Ortschaften. Irgend ein Streitfall, z. B. das Davonlaufen einer Frau, zog endlose Zwistigkeiten nach sich. Sehr gut war es auch, daß fast auf dem ganzen Gebiet des Kongostaats der Verkauf von Branntwein an die Eingeborenen verboten wurde.

Unter den Bekehrten sind manche, an denen ihre Lehrer große Freude haben, so der mächtige Häuptling Mbumba, früher ein grausamer Wüterich, der wegen eines kleinen Vergehens oder wegen des Verdachts der Zauberei seine Untertanen unerbittlich tötete. Er war der Schrecken der ganzen Gegend. Da kam ein junger Kongochrist, Nlekai, ein von seinem Missionar tüchtig geschulter Mann, der auch in England gewesen war, in Mbumbas Stadt Mputu, um zu evangelisieren. Der junge Mann, einer seines Volkes und doch so ganz anders, fiel dem Häuptling auf; er fing an, seiner Predigt zu lauschen, und bald wurde es ihm, im Gedanken an seine vielen Bluttaten, bange vor dem Gericht, das Nlekai verkündigte. Er suchte und fand Vergebung seiner Sünden, und es ging eine große Veränderung mit ihm vor, so daß die benachbarten Häuptlinge staunten.

Der Wüterich war sanft und gerecht geworden. Früher hatte er immer zum Kriege gehetzt, jetzt bemühte er sich, Frieden zu stiften. Früher hatte er besonders gerne Zaubereipalaver angefangen, jetzt setzte er sein ganzes Ansehen dafür ein, daß dieser Brauch aufhörte. Nach einer ziemlich langen Probezeit wurde er getauft, und er hat sich immer — er ist jetzt ein alter Mann — als ein wahrer Christ bewährt. Sein Volk ist glücklich, daß es jetzt einen so guten Häuptling hat. In seiner Stadt sind längst die Fetische verbrannt worden, und hier in der ganzen Gegend haben viele die Taufe empfangen. Auch die Schulen gedeihen.



Abb. 137. Missionshaus in Ngombe (Wathen).

Diese Baptistenmission scheint eine schöne Zukunft zu haben. Im Jahre 1902 zählte sie 607 Kommunikanten und über 3000 Schüler. Die blühendste Station scheint Ngombe oder Wathen (Abb. 137) zu sein. Andere Stationen sind: Matadi, Lukolela, Bolobo, Monsembi, wo die Bewohner Menschenfresser sind, Bopoto (Abb. 138) u. s. w. Eine derselben, Kibokolo, ist zum Andenken an sechs Glieder der Familie Comber gegründet worden, die im Dienst der Mission auf afrikanischem Boden ihr Grab gefunden haben.

Wir können nicht von allen Kongomissionen gleich eingehend berichten, doch wollen wir noch einige erwähnen. Fast zugleich mit den Baptisten begann der bekannte Grattan Guinneß eine Kongomission. Seine Sendboten drangen schnell bis zum Äquator vor, aber das Ganze war nicht genügend vorbereitet und der Gründer der Sache nicht gewachsen. Die Mission wurde von den amerikanischen Baptisten übernommen und gedeiht seither. In Banza Manteke kam es zu einer schönen Erweckung, so daß die dortige Gemeinde jetzt über 1600 Kommunikanten zählt.

Auf allen sieben Stationen zusammen sind es weit über 3000 Kommunikanten und 2600 Schüler.

Ein trauriges Schicksal hatte die Mission des Methodistenbischofs Taylor. Bentley schreibt darüber: „Im Jahr 1886 begann Taylor die Arbeit am Kongo. Er hatte schon auf andern Gebieten sich selbst erhaltende Missionen geleitet. Solch ein System mag in etwas zivilisierten Ländern, wo ein christlicher Handwerker seinen Unterhalt verdienen kann, möglich sein, es paßt aber jedenfalls nicht für die Verhältnisse am Kongo. Taylors Mission ist das beste oder



Abb. 138. Bauarbeit in Bopoto.

vielmehr das schlimmste Beispiel dafür, wie eine Mission am Kongo nicht betrieben werden soll. Als er seine Schar von Pionieren sammelte, nahm er Freiwillige jeder Art — Familien mit Kindern, ledige Männer und Frauen, Alte und Junge. Seine Predigt erregte gewaltige Begeisterung in Amerika. Er wollte eine Kette von Stationen durch ganz Afrika anlegen, und große Scharen sammelten sich unter seiner Fahne. Ohne auf guten Rat zu hören und ohne das Land zu kennen, landete er 30—40 Menschen bei Matadi, am Unterkongo. Die Leute hatten kein Obdach, ihre Vorräte waren noch nicht angekommen, und sie gerieten in große Not. Endlich ließen sie sich in Vivi nieder. Hier folgte eine schreckliche Zeit des Hungers, der Entbehrung und des Sterbens. Einige, die eigene Mittel hatten, kehrten nach Hause zurück, andere starben, wieder andere, die etwas Handfertigkeit besaßen, fanden Arbeit. Eine andre Gesellschaft brachte der Bischof an den Stanleypool Sie pflanzten dort einen Garten und verschafften sich ihren Unterhalt durch die Jagd auf Nilpferde, deren Fleisch sie billig an die Neger verkauften. Sie hielten ein paar Jahre aus, dann kehrten die Überlebenden in ihre Heimat zurück; sie hatten nichts ausgerichtet, nicht einmal die Landessprache gelernt. Auch die weiter unten am Fluß Angesiedelten konnten nichts wirken. In Vivi lebte zuletzt noch ein Mann, der sich durch Gemüsebau ernährte, bis er 1898 starb. Von der ganzen Missionsschar ist nur noch eine Dame in Afrika, die einsam in einer Hütte wohnt. Sie hat etwas Vermögen, von dem sie leben kann, und sie allein hat eine gewisse Wirksamkeit."

Viel bedeutender, aber auch der stetigen, besonnenen Leitung entbehrend ist die sogenannte Kongo-Balolo-Mission. Nachdem die Familie Guinneß die von ihr gegründete Kongo-Mission den amerikanischen Baptisten übergeben hatte, fühlte sie sich doch immer noch berufen, etwas Eigenes für die ungeheuren durch Stanley aufgeschlossenen afrikanischen Länder zu tun, und so kam es 1888 zu einer neuen Mission im Lololand.

Da, wo der Kongo seinen ungeheuren Bogen macht, liegt, von sechs Nebenflüssen des Riesenstromes durchzogen und vom gewaltigen innerafrikanischen Urwald begrenzt, das Lololand mit seinen 8—10 Millionen Bewohnern. Diese Ba-Lolo (Abb. 139) sind ein kräftiges, begabtes, aber sehr kriegerisches Volk, das sich von Ackerbau und Fischfang nährt, aber auch in einigen Handwerken nicht ungeschickt ist und eine eigentümliche, sehr musikalische Sprache spricht. Vor 20 Jahren wußte man von ihnen noch so gut wie gar nichts. Der erste Missionar, der zu ihnen kam, war John Mackittrick, ein Irländer, der im Guinneßschen Missionshaus in London seine Ausbildung erhalten hatte, ein hochgewachsener, schöner Mann mit brennender Jesusliebe im Herzen und voll Begeisterung für das arme Afrika. Zuerst hatte er vier Jahre lang am untern Kongo gearbeitet und dann eine Entdeckungsreise ins Lololand gemacht. Dann kam er zur Erholung nach England, verlobte sich hier mit einer Fräulein Dora Fooks, die schon fünf Jahre als Missionarin in Syrien gewirkt hatte und das auch für Afrika so wichtige Arabisch sprechen konnte. Im Frühling 1889 zogen sie dann zusammen aus, begleitet von fünf jüngeren Brüdern und einer Schwester. Ende August kamen sie in Bonginda am oberen Kongo an, von den nackten Wilden, die mit grimmigen Gesichtern, Schild und Speer in der Hand, dastanden, mit Staunen begrüßt. Es wurde ein Stück Land ausgesucht und dem alten Häuptling um 1500 Messingstäbe, 6 Ballen Zeug, 1 Korb Muschelgeld, 10 Spiegel, 10 Löffel, 10 Bestecke, 1 große Flasche, 5 tiefe Teller, 1 roten Soldatenrock abgekauft. Am Sonntag darauf wurde die erste Predigt gehalten. Dann ging's ans Bauen. Immer mehr erwarb Mackittrick sich das Vertrauen der Leute, und jener alte Häuptling, Mata Ibenge († 1899), wurde sein bester Freund. Aber es ging greulich und schrecklich im Lande zu. Schon die Kinder gewöhnten sich durch allerlei Tierquälereien daran, Blut zu vergießen und Grausamkeiten zu üben. Menschenopfer waren an der Tagesordnung. Auch die Unsittlichkeit war sehr groß, und trotz des Kongostaats lebten die Schwarzen beständig in Fehde und Krieg mit benachbarten Stämmen. Nur der Sklavenhandel konnte nicht mehr so schwunghaft wie früher betrieben werden.



Abb. 139. Ein Ba-Lolo Ehepaar.

Die ersten Heiden, die von der frohen Botschaft ergriffen wurden, waren Knaben, die im Missionshaus unterrichtet wurden. Nach der Abendandacht standen einmal vier von ihnen auf und erklärten sich entschlossen, Jesu nachzufolgen. Ein fünfter meinte, er wolle sich erst noch besinnen. Das war am Sonntag. Am Montag bemerkte man, daß einige Knaben miteinander beteten. Bald darauf kamen sie und machten allerlei Fragen, auch mehrere Mädchen. Sie alle wollten Jünger Jesu werden. Ein Knabe brachte einen ganz eigenen Wunsch vor: Frau Mackittrick möchte ihren Mann bitten, ihn tüchtig durchzuhauen, dann werde er vielleicht das Wort Gottes lieb gewinnen, jetzt aber sei er noch sehr böse und tue auch viel Böses! So fingen die Totengebeine an, sich zu

regen, und der eifrige Missionar konnte mit Freuden den Taufunterricht mit diesen Erstlingen beginnen. Aber seine Tage waren gezählt. Auf einer Reise erkrankte er schwer am Fieber, und am 22. November 1891 schlummerte er hinüber in die Ewigkeit. Dicht neben seinem Wohnhaus und der Kapelle, wo er so oft das Evangelium verkündigt hatte, wurde er zur Erde bestattet an eben der Stelle, wo er und seine Frau nicht lange vorher ihr einziges Kindlein begraben hatten. Es



Abb. 140. Frau Mackittrick mit zwei Zöglingen.

war eine Stunde wehmütiger Freude, als den Tag darauf die fünf Erstlinge getauft wurden. Fünfundzwanzig andere hatten sich damals auch schon zur Taufe gemeldet.

Bald darauf ist Frau Mackittrick (Abb. 140) oder Mama „Lola“ (Dora!) nach England zurückgekehrt, wo sie gleich nach ihrer Ankunft fast einem afrikanischen Fieberanfall erlegen wäre. Aber sie erholte sich und ist schon Ende 1892 zum zweitenmal ins Lololand ausgezogen. Ein eingeborner Jüngling, Losanja, und ein Mädchen, Molly, hatten sie begleitet. Molly kehrte jetzt mit Frau Mackittrick in ihre Heimat zurück. Losanja ist später auch nachgefolgt.

Seither hat sich die Balolomission bedeutend ausgedehnt. Mehrere neue Stationen sind gegründet worden, ein paar kleine Gemeinden sind entstanden, und nicht nur das: auch im großen

ganzen ist manches anders geworden. Frau Mackittrick (die jetzt wieder in England zu sein scheint und neulich eine vermehrte Auflage der von ihrem Mann verfaßten Lunkundugrammatik herausgegeben hat) schreibt: „Welch eine Veränderung ist doch in zehn Jahren vorgegangen. Vor zehn Jahren hatten weitaus die meisten Eingebornen in und um Bondinga noch nie einen Weißen gesehen, und sonderbare Gerüchte liefen um über ein geheimnisvolles Wesen, Tandeh (d. h. Stanley) genannt. Als wir hinkamen, war die Furcht vor den Weißen und vor ihrem Rauchkanu noch sehr groß. Wenn unser Boot bei irgend einem Dorf angehalten hatte, mußten wir oft stundenlang warten, bis sie wagten, uns zu nahen, und zuweilen blieben sie tagelang im Versteck. Diese Furcht ist jetzt völlig verschwunden. Fast überall werden wir mit Freuden begrüßt und mit Vertrauen aufgenommen. Was uns anfangs am meisten auffiel, war der Argwohn und die Feindschaft der verschiedenen Stämme gegeneinander.



Abb. 141. Ein Kongo-Kanu.

Es schien den Heiden unbegreiflich, daß wir keinen Unterschied machten zwischen Bajenga, Mongo, Ngombe u. s. f. Einmal saßen wir unter unserem Blätterdach, als ein jämmerliches Geschrei erscholl. Wir eilten hin und sahen, wie eine Schar von Bongindaleuten über ein paar Fremdlinge herfiel, die gerade ihr Kanu (Abb. 141) hatten landen wollen. Es waren Angehörige eines andern Stammes, die uns hatten besuchen wollen. Mehrere waren bereits schwer verwundet, und all unsere Vorstellungen halfen anfangs nichts. Doch gelang es uns endlich, eine Art Frieden zu stiften. Selbst zwischen zwei Dörfern des gleichen Stammes, ja zwischen zwei Familien des gleichen Dorfes herrschte oft die bitterste Feindschaft und blutige Fehde. Wie oft zogen damals Scharen phantastisch aufgeputzter Krieger an uns vorbei, und wenn wir ihnen folgten, so bekamen wir bald entsetzliche Dinge zu sehen. Tote gab es zwar nur selten, aber schreckliche Wunden und Verstümmelungen gerade genug. Da mußte man das Verbinden, Pflasterstreichen u. s. w. lernen, ob man Lust hatte oder nicht. Wie sehnten wir uns nach Frieden! Den Heiden aber kam dieser beständige Kriegszustand ganz natürlich vor.

„Eines Tages hielten wir ein langes Palaver mit zwei alten Häuptlingen und erklärten ihnen am Ende, daß von jetzt an kein Bewaffneter mehr unser Gehöfte betreten dürfe; unser Gott sei ein

Gott des Friedens, und wir, seine Kinder, könnten es nicht länger mit ansehen, wie unsere schwarzen Mitbrüder einander stechen, hauen und verstümmeln. Die zwei Alten machten sehr bedenkliche Gesichter, mußten aber zugeben, daß Friede besser sei als Blutvergießen. So beteten wir noch zusammen, und dann gingen die beiden hin zu ihren Leuten und machten öffentlich bekannt, was wir beschlossen hatten. Ein bis zwei Tage war es wie ausgestorben auf der Station; dann aber kamen wieder allerlei Leute, uns zu sehen — noch bewaffnet; aber die Waffen wurden draußen vor der Umzäunung abgelegt. Wir belobten sie dafür, gaben ihnen aber auch zu verstehen, daß es noch besser und einfacher wäre, sie würden ihre Waffen ganz daheim lassen; schon nach einigen Wochen hatten wir die Freude, zu sehen, wie dieser Rat befolgt wurde, und jetzt ist es die Regel, daß man ohne Waffen ausgeht — ein ganz gewaltiger Fortschritt gegen früher, denn wenn jetzt zwei Streit miteinander kriegen, so können sie doch nicht gleich zu Speer oder Messer greifen, und das einst so gewöhnliche Blutvergießen unterbleibt. Und dies gute Beispiel von Bonginda wirkt weit hin in die Umgegend. Als neulich zwei Missionare in ein Dorf des Ngombestammes kamen, das sie noch nie besucht hatten, sahen sie, wie ein Mann, ehe er sie begrüßte, im hohen Gras verschwand, um dort seine Waffen zu verstecken — weil ja die weißen Leute dergleichen nicht gerne sehen. Ja, das ist ein großer Fortschritt."



Abb. 142. Noloko-Paulus.

Außer Bonginda hat diese Mission jetzt noch in Ikau, in Lolanga und Bongandanga sowie am untern Kongo in Matadi und Leopoldville Stationen. Die neueste Gründung (1900) ist die Station Baringa, 300 Kilometer flußaufwärts von Ikau am Maringa gelegen. Mehrere Dampfbote, der Evangelist, der Pionier und der Livingstone, dieser ein ganz stattliches Schiff, vermitteln den Verkehr zwischen den einzelnen Stationen. Die numerischen Erfolge sind noch gering: im Jahr 1902 belief sich die Zahl aller Kommunikanten erst auf 120. Von allen ausgesandten Brüdern und Schwestern sind noch etwa 23 an der Arbeit, aber mindestens ebensoviele sind bereits dem Klima erlegen.

Von allen übrigen im Kongogebiet wirkenden Missionen seien hier nur noch zwei erwähnt: die sehr gründlich arbeitende schwedische Mission am Unterlauf des Kongo und die Mission der südstaatlich amerikanischen Presbyterianer, welche im Kasaigebiet unter den Bakete, Bakuba, Baluba, Baschilange und anderen Stämmen große Empfänglichkeit fürs Evangelium gefunden haben.

Die unmenschlichen Greuel, die von Beamten des Kongostaates ausgeübt oder veranlaßt worden sind, schaden natürlich der Ausbreitung des Christentums in hohem Grade; alles in allem geht es aber doch schön voran. Zu Beginn des Jahres 1902, als in Leopoldville 35 Kongomissionare zu einer ersten allgemeinen Missionskonferenz versammelt waren, konnte festgestellt werden, daß auf zusammen 14 Stationen unter 105 Missionaren und 350 eingeborenen Gehilfen bereits 14000 Getaufte,

6416 Kommunikanten und gegen 9000 Schüler vorhanden waren. Leider richtet die unheimliche Schlafkrankheit seit einer Reihe von Jahren große Verheerungen unter der schwarzen Bevölkerung, nicht zum wenigsten in den Christengemeinden an. Auch der ausgezeichnete eingeborene Prediger Noloko-Paulus (Abb. 142), der aus einem grimmigen Feind ein eifriger und reichgesegneter Verkündiger des Evangeliums geworden war, ist ihr zum Opfer gefallen.

Die Mission in Französisch-Westafrika.

Es bleibt nun noch ein Wort über die Mission in den französischen Besitzungen Westafrikas zu sagen. Die Unduldsamkeit der französischen Regierung, die — eng-



Abb. 143. Negerdorf am Ogowe.

herziger als die portugiesische — am liebsten alle nicht von Franzosen geleiteten evangelischen Missionen aus ihren Kolonien vertriebe, und wo sie das nicht kann, ihnen wenigstens das Leben schwer macht, verhindert so eine starke Entwicklung der evangelischen Mission. Die Pariser Missionsgesellschaft strengt zwar ihre Kräfte aufs äußerste an, aber bei der geringen Zahl der französischen Protestanten sind, trotz größter Opferwilligkeit, der Ausdehnung des Werkes Schranken gezogen.

Fangen wir bei der nördlichsten französischen Besitzung, Senegambien, an, wo, im Gegensatz zu der nordafrikanischen Bevölkerung, die Zone der Neger beginnt, so finden wir hier, neben einer mit reichen Mitteln arbeitenden katholischen Mission, eine evangelische, die mit geringen Mitteln auf zwei Stationen mühsam arbeitet und nur langsame Fortschritte macht. Doch wird der treuen Arbeit unter schweren Verhältnissen gewiß mit der Zeit auch ihr Lohn werden. — Im französischen Kongogebiet — am Gabun, am Ogowe (Abb. 143) und auf der Insel Korisco — arbeiten unter den wilden und sehr verkommenen Mpongwe-Negern die amerikanischen

Presbyterianer. Infolge der Plackereien der Regierung mußten sie ihre Tätigkeit einschränken, und einen Teil hat die Pariser Mission übernommen. Es gibt jetzt dort auf 6 Stationen 3000—4000 Getaufte, die amerikanischen und die Pariser zusammengerechnet. Die Bibel ist ins Mpongwe übersetzt.

---

4. Die Mission in Südafrika.

Unter Südafrika versteht man den Teil Afrikas, der südlich vom Sambesi und vom Kunene liegt. Betrachten wir uns die politische Karte, so wie sie vor dem Ausbruch des Burenkriegs war, so sehen wir, daß die Südspitze ganz die rote Farbe des englischen Besitzes trägt; wir sehen, daß diese Farbe auch die ganze Mitte Südafrikas einnimmt und sich gegen Nordosten noch weiter ausbreitet. Der eigentliche Osten Südafrikas bildet den südlichen Teil des portugiesischen Mosambik, und noch weiter südlich schieben sich — aber durch portugiesischen und englischen Besitz von der Küste abgeschlossen — die Gebiete der früheren Burenrepubliken in den englischen Besitz hinein. Der westliche Teil Südafrikas vom Unterlauf des Oranje an ist — im Süden und Osten durch englisches Gebiet, im Norden durch das portugiesische Angola begrenzt — deutsches Schutzgebiet.

Was die Bevölkerung anlangt, so sind von den Ureinwohnern die Buschmänner auf wenige tausend zusammengeschmolzen. Die Hottentotten sind vielfach mit andern Völkern vermischt. Die Hauptstämme sind: die Kaphottentotten, die Koranna am Oranje und die Nama im südlichen Teil von Deutsch-Südwestafrika, der auf der Karte Großnamaland heißt. Die Hauptbewohner Südafrikas bilden jetzt die dunkelfarbigen Bantuvölker, von denen, um nur die Hauptstämme zu nennen, im Osten die Kaffern und die Zulu, in der Mitte die Betschuanen, die Basuto und verwandte Stämme, im Westen — nördlich von den Nama — die Herero und noch weiter gegen Norden die Ovambo leben. Im Kapland selbst begegnet uns ein unentwirrbares Völkergemisch von Europäern, Afrikanern der verschiedensten Stämme, Asiaten (Malaien) und Mischlingen.

Die Mission im Kapland.

Die Mission in Südafrika, besonders im Kapland, hat lange einen schweren Stand gehabt, hauptsächlich durch die Schuld der weißen Ansiedler und unter diesen vorzugsweise wenn auch nicht ausschließlich der Holländer, die, wie wir schon gehört haben, die armen Buschmänner und Hottentotten zuerst gar nicht als Menschen mit unsterblicher Seele anerkannten und später, als sie diesen Standpunkt nicht mehr festhalten konnten, es doch für vorteilhaft hielten, die Schwarzen in möglichster Unwissenheit und Verkommenheit als ein Sklavengeschlecht dahinleben zu lassen. Andrerseits ist die Einführung des unter den Eingeborenen so furchtbare Verheerungen anrichtenden Branntweins hauptsächlich dem englischen Handelsgeist zuzuschreiben, während in den Burenrepubliken der Verkauf von Branntwein an Farbige verboten

war. Auch sonst hat England viele Fehler gemacht, besonders dadurch, daß es einerseits den Farbigen politische Rechte gegeben hat, für die sie nicht reif sind, während sich andrerseits die englische Gesellschaft des Kaplands hartnäckig und oft geradezu grausam weigert, Farbigen und Mischlingen gesellschaftliche Rechte zu geben, auch wenn ihre Erziehung und Bildung sie dazu reif gemacht haben.

Wangemann sagt in einem seiner Vorträge über Südafrika:

„Wer an die persönliche Weltregierung eines persönlichen Gottes glaubt und nicht bloß im allgemeinen zugesteht, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist, sondern auch der Überzeugung lebt, daß jede Sünde ihre Strafe findet und daß Gott der Herr Sünder durch Sünder straft, der wird verstehen, wenn wir in der knechtischen Behandlung und dem harten Druck, den die Burenbevölkerung des Kaplandes von der Holländisch-Ostindischen Handelskompanie, solange sie von dieser Gesellschaft regiert wurde, zu erdulden hatte, eine Strafe Gottes erblicken für die Behandlung, die der Afrikander, d. h. der weiße Bewohner des Kaplandes, dem Eingeborenen angedeihen ließ, dem er, anstatt wie dies seine Pflicht war, das Evangelium zu bringen, sein Land und seine Herden durch List und Gewalt wegnahm und den er dann knechtete und verfolgte, teilweise bis zur Ausrottung. Die vielfach ausgesprochene Behauptung, der hottentottische Ureinwohner des Kaplandes sei ein so unverbesserliches Wesen, daß der Bauer ihn nur durch äußerste Strenge und Härte von allen möglichen bösen Streichen abhalten konnte und es die größte Wohltat für ihn war, daß holländische Buren ihn knechteten und durch Verwendung zu ihren Diensten erst zum Menschen machten, — und daß andererseits die Missionare dadurch, daß sie ihm einen falschen Begriff von Freiheit beibrachten, ihn verdorben hätten, und daß sie durch Sammlung von Hottentotten auf Missionsstationen die einen zu Faulenzern, die andern zu Räubern gemacht und hernach durch lügenhafte Berichte von Grausamkeiten der weißen Herrn gegen die farbigen Sklaven den Buren verleumderisch einen bösen Namen gemacht hätten — diese Behauptung kann vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht bestehen."

Man wird freilich kaum ein erbärmlicheres Geschöpf sehen, als einen durch Unterdrückung, Mißhandlung, Armut und Branntwein heruntergekommenen Hottentotten. Aber verschiedene Reisende, die im 18. Jahrhundert das Kapland besuchten, schildern die Hottentotten als gut begabt und trotz ihrer Unreinlichkeit und ihrem Hang zur Trägheit als gute, zuverlässige Dienstboten.

Der erste, der (im Jahr 1737) als Missionar zu den Hottentotten kam, war ein Herrnhuter, Georg Schmidt. Als er bei seiner Ankunft nach den Hottentotten fragte, verlachte man ihn und wies ihn zu den Affen in die Pavianskloof (Kloof = Kluft). Dort pflanzte Schmidt einen Birnbaum und baute sich daneben ein Häuschen. Die Hottentotten, die von dem weißen Manne hörten, der ihr Freund sei, sammelten sich um den Birnbaum und nahmen das Wort an mit Freuden. Fünf Jahre vergingen, da trug der Birnbaum seine süßen Früchte, und das Wort Gottes trug auch seine Frucht: die fünf ersten Hottentotten wurden getauft.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Schreckenskunde bei den umwohnenden Buren, die nun zu spotten aufhörten und zu lästern begannen; denn der Gedanke, daß auch Hottentotten sollten getauft werden und das heilige Abendmahl genießen, war ihnen entsetzlich. Alle möglichen Hindernisse legten sie nun dem armen Schmidt in den Weg und verklagten den bescheidenen, anspruchslosen Mann bei der holländischen Regierung, er habe sich zum Häuptling der Hottentotten gemacht, so daß er nach abermals zwei Jahren, während deren die Zahl der Getauften auf 47 stieg, nach Europa mußte, um sich zu verantworten. Weinend nahm er Abschied von seiner Gemeinde. Er hoffte, bald wieder bei ihr zu sein, aber die Ränke der Feinde gewannen die Oberhand. Noch 41 Jahre lebte Schmidt in Europa, seine Hottentotten blieben verwaist und zerstreuten sich; bald schien die letzte Spur seiner Wirk-

samkeit erloschen. Nur der Birnbaum trug seine Früchte, und das holländische Neue Testament Schmidts wurde von einer Farbigen wie ein Heiligtum gehütet.

Fünfzig Jahre dauerte es, ehe die holländische Handelskompanie wieder einem Missionar erlaubte, den Heiden des Kaplandes zu predigen.

Nicht nur blieben in dieser Zeit die Hottentotten ganz ohne geistliche Pflege, sondern man verwehrte ihnen den Zutritt zur Kirche. Während die mohammedanischen Malaien, die in immer größerer Zahl in die Kapstadt kamen, Schulen und Moscheen errichten durften, war es verboten, eine christliche Missionskirche zu bauen. Ein wohlhabender Heide wollte sein Kind taufen lassen; man schlug es ihm ab, bis er drohte, es mohammedanisch werden zu lassen. Jetzt gab die Geistlichkeit endlich nach; die Sache hatte deshalb solche Schwierigkeiten, weil dem Gesetz nach kein Getaufter Sklave sein durfte. Es gab ja immer einzelne fromme Buren, die gegen solche Zustände ankämpften. So predigte ein gewisser Christian Voß (geb. 1753) den Farbigen; er durfte sie aber wegen des eben erwähnten Gesetzes erst taufen, nachdem er eine Verordnung erwirkt hatte, daß auch ein Getaufter Sklave bleiben könne. Das Beispiel von Voß hatte auch auf andre Buren Einfluß, so daß sie fortan ihre Sklaven besser behandelten. Endlich kam auch die Zeit, wo wieder Herrnhuter Missionare in die Arbeit eintreten konnten.

Schon war Georg Schmidt entschlafen, da versammelte ein alter Hottentott in der Nähe von Pavianskloof seine Kinder um sich und sprach zu ihnen: „Ihr seid Hottentotten und von den Menschen werdet ihr verachtet; aber ich sehe in meinem Herzen, daß Gott wiederum Lehrer senden wird aus fernem Lande; ich bin alt, meine Augen werden sie nicht sehen; ihr aber seid jung, ihr werdet sie sehen. Wenn sie dann kommen, so gehet zu ihnen und folget ihnen!" Das war im Anfang der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts. — Um dieselbe Zeit hatte zu Berthelsdorf ein weißer Vater seine Kinder ebenfalls um sich versammelt. Es war der greise Bischof Spangenberg, der zum letztenmal in seinem Leben bei der Ältestenkonferenz den Vorsitz führte und dabei mit aller Innigkeit die Brüder ermahnte: „Laßt Afrika nicht los!" — Ob wohl ein Zusammenhang war zwischen dem Gebet des alten Hottentotten und dem Vermächtnis des greisen Bischofs?

Es war Weihnachten 1792, da zogen drei Brüder aus Herrnhut hinaus, die Arbeit in Pavianskloof zu erneuern. Nach langem Zureden hatte die holländische Regierung die Erlaubnis dazu gegeben, und die drei Sendboten landeten am Kap. Sie fanden Schmidts Birnbaum in voller Blüte, von seinem Häuschen aber nur noch Trümmer. Wie sie so dasaßen, kam ein armes, farbiges Mütterchen, der letzte Überrest von Schmidts Gemeinde, und brachte in Lumpen eingehüllt ihr Heiligtum — sein zurückgelassenes Neues Testament. Aber noch sollten die Missionare nicht im Frieden bleiben. Man suchte sie — allerdings ohne Erfolg — bei den Hottentotten zu verdächtigen, und ein gottloser Bur namens Pisani sammelte im Zorn darüber, daß die „Hottentottenschepsels" unterrichtet werden sollten, während die Burenkinder ohne Unterricht aufwuchsen, eine bewaffnete Macht, überfiel die Station und vertrieb die Missionare. Zum Glück eroberte um jene Zeit England zum erstenmal Kapstadt und die englische Regierung erlaubte den Missionaren die Rückkehr. Von jetzt an begann trotz aller feindlichen Anschläge der Buren in der Pavianskloof ein neues Leben. Von allen Seiten strömten die Farbigen herbei, deren nach acht Jahren bereits 1234 auf dem Platze wohnten — der vierte Teil von ihnen Getaufte. Andere Brüder aus Herrnhut kamen nach; Hammer und Axt fingen an, neben der Predigt des Evangeliums zu klingen, und nicht lange, so reihte sich Haus an Haus, Garten an Garten. Von 1802—1806 war das Kapland noch einmal holländisch. Während der kurzen englischen Herrschaft hatten die Brüdermissionare durch ihr demütiges, bescheidenes Wesen die Herzen aller Gutgesinnten gewonnen, so daß sie jetzt auch

von der holländischen Regierung beschützt wurden. Es war ein holländischer Statthalter, der den Namen Pavianskloof in Gnadental umwandelte. In Gnadental wurde auch ein Predigerseminar gegründet, aus dem eine große Anzahl von eingeborenen Gehilfen hervorgegangen ist.

Als das Kapland 1806 zum zweitenmal, und nun bleibend, unter englische Herrschaft kam, forderte der Gouverneur selbst die Brüder auf, noch weitere Niederlassungen zu gründen. Sie taten das zuerst im Westen der Kolonie, und später auch im Osten bis in die Kaffernstämme hinein, so daß es im ganzen elf Stationen wurden. Wo immer die Brüder hinkamen, drängten sich viele zu ihren Niederlassungen herbei, und man kann sich nichts Rührenderes denken, als den Eifer, mit dem auch aus weiter Ferne Heiden kamen, sich an dem Schimmer des neuen Lichts zu erquicken. Unter der trefflichen Leitung des Bischofs Hallbeck erstarkte nicht nur das afrikanische Missionsnetz in der erfreulichsten Weise, sondern auch Weiße wurden mächtig mit ergriffen vom Schall des Evangeliums.

Besonders in Gnadental fanden die Hottentotten Gelegenheit, ihren holländischen Peinigern feurige Kohlen aufs Haupt zu sammeln. Als die Farbigen sich zu Tausenden einfanden, um Hallbecks Predigten zu hören, bauten sie eine große Kirche, zu der sie 200 000 Ziegelsteine selbst gestrichen und gebrannt hatten und in der 1500 Personen Platz fanden. Wie nun aber Hallbecks mächtige Weckstimme auch die Weißen umher wachzurufen begann, reichte der Raum bei weitem nicht aus. Und wenn nun die Weißen kamen, schalten sie nicht mehr auf die Farbigen, sondern baten sie: „Kinder, ihr habt es ja alle Tage, so gönnt es uns doch heute, daß wir's auch einmal hören können."

Wie es jetzt (1903) in Gnadental steht, das wollen wir uns von D. Buchner erzählen lassen, der unlängst als Visitator in Südafrika gewesen ist. „Was ist doch", schreibt er, „aus dem einst so verwilderten Pavianskloof geworden! Stehen wir auf der sogenannten „Werst", dem eigentlichen Missionsplatz, so liegt hinter uns der mächtige Berg mit seinen Ausläufern nach allen Seiten hin. An einer Seite zwischen ihm und dem Rebenberge zieht sich die romantische Kloof hin, durchrauscht von dem Paviansfluß. Vor uns aber liegt in ein prächtiges Grün von Apfelsinen-, Apfel-, Birnen- und anderen Bäumen gebettet, das liebliche Dorf mit seinen regelmäßigen Straßen und niedlichen Häusern. Unsere besondere Bewunderung erregt die von den Vätern angelegte und von den späteren Missionaren sorgsam gepflegte kunstvolle Wasserleitung, die man geradezu als ein Meisterstück bezeichnen kann, die für das äußerliche Emporblühen Gnadentals von entscheidender Bedeutung gewesen ist. Schöne Eichen auf dem sogenannten Platz, in deren Schatten die Missionshäuser liegen, vervollständigen das Bild.

„Doch mehr als das Äußere interessiert uns die Missionsarbeit. Wir werden am besten einen Einblick in dieselbe gewinnen, wenn wir in das Dorf hinuntergehen. Zwischen den Gärten, zum Teil mit zugleich blühenden und Früchte tragenden Apfelsinenbäumen bestanden, nehmen wir den Weg zur Klipperstraat. Die meisten Häuser sind einfach, aber sauber gebaut und zeigen im Innern Wohn- und Schlafräume, die zum Teil mit mancherlei Schmuck, Bildern und dergleichen geziert sind; im allgemeinen herrscht Reinlichkeit und Sauberkeit. Im ganzen Dorfe wohnt kein Europäer außer den Missionaren, und das kommt daher, daß Gnadental ein sogenannter Grantplatz ist, das heißt eine Reserve für die Eingeborenen, die unter der Verwaltung der Missionare steht und auf welcher kein sonstiger Weißer Wohnungsrecht erlangen kann. Diese Grantplätze, deren die verschiedenen Missionsgesellschaften eine Anzahl besitzen, sind ein großer Segen für das arme Volk gewesen, aber wie alle irdischen Einrichtungen, auch die bestgemeinten, haben sie ihre Schattenseiten und ihre Zeit. Eine solche Schattenseite war die Verquickung der kirchlich-missionarischen und der kommunalen Tätigkeit, eine Verquickung, die häufig genug der geistlichen Arbeit hindernd in den Weg trat. Wir können es daher nicht bedauern, wenn die Regierung im Augenblick eine Neuregelung dieser Verhältnisse plant, falls sie dabei Vorsorge trifft, daß das Recht der Eingeborenen an diesen Besitz gegenüber habsüchtigen Weißen gewahrt wird.

„Wenden wir uns nun den Bewohnern Gnadentals zu, etwa 3000 an Zahl. Man nennt sie gemeiniglich Hottentotten, aber mit Unrecht; sie sind keine reinen Hottentotten mehr (solche trifft man dort nur sehr vereinzelt an), sondern Mischlinge oder Bastards. Das Schlimmste bei dieser in der Zeit der Sklaverei herbeigeführten Vermischung ist, daß der Begriff eines einheitlichen Volkes völlig verloren gegangen ist, und weiter, daß sie dabei ihre Muttersprache eingebüßt haben und nun ein schauerliches Plattholländisch reden, von dem ein Missionar mit Recht sagte, wer es erlernen wolle, müsse erst alles, was er bisher von Grammatik gewußt, verlernen und vergessen. Es ist teils belustigend, teils tief wehmütig zu beobachten, wie dieses arme Volk ganz jeder Möglichkeit bar ist, seine Gefühle in einer seinem eigenen Wesen entsprungenen Weise auszudrücken. Ich habe verschiedene Liebesbriefe gelesen, die ganz in biblischen Worten abgefaßt waren, und denen als Muster das Hohelied Salomos zugrunde gelegen hatte. Daß sich da bisweilen wunderliche Dinge ergeben, kann nicht befremden. Wir dürfen ja hoffen, daß mit der fortschreitenden Bildung auch die jetzt allgemein im Gebrauch befindliche holländische Sprache mehr und mehr wirkliches geistiges Eigentum der Armen werde.

„Aber nicht nur in der Sprache, auch an mancherlei anderen Eigenschaften kann man den Mischlingscharakter merken. Dem Besucher fällt allgemein sehr wohltuend die Kindlichkeit und die anspruchslose Art dieser Menschen auf. Für religiöse Eindrücke sind sie im allgemeinen sehr empfänglich, und man darf ruhig sagen, daß ihr religiöses Leben meist ein sehr reges und innerliches ist. Dagegen zeigen sie darin wieder den Charakter des Mischlingsvolkes, daß ihnen ruhige Energie und Gediegenheit meist abgeht, sowie daß sie sittlichen Versuchungen gegenüber sich oft recht schwach zeigen. Hinwiederum ist mir die große Leidensfähigkeit stets auffällig gewesen, die sie auszeichnet. Nirgends habe ich sonst Leute gefunden, die mit solcher Geduld Leiden ertragen; ja dieselbe steigert sich oft zu einer uns beschämenden Freudigkeit des Glaubens, welche Großes leistet. Gar manchen armen Aussätzigen habe ich in jämmerlichem Zustand gesehen, der noch Worte des Dankes und Lobes hatte. Zeigt sich so nach der guten Seite ein kindlicher und darum wohltuender Zug, so sind sie wiederum auch in bezug auf Widerspenstigkeit und Eigensinn rechte Kinder, die sich allen Vernunftgründen verschließen, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt oder wenn es jemand, zumal einem der Mission mißgünstigen Weißen gelungen ist, sie zum Widerstand gegen ihre Missionare aufzustacheln. Noch stets aber haben unsere Missionare in allen Gemeinden an der überwiegenden Zahl treuer ernster Christen den nötigen Rückhalt zur Überwindung dieser Nöte gehabt, und die englische Regierung hat hierbei in sehr gerechter Weise geholfen, wenn es zu gerichtlichen Auseinandersetzungen kam.

„Man würde aber unrecht tun, wollte man nicht anerkennen, daß sich das Volk mehr und mehr zu einer höheren Stufe erhebt. Dazu trägt wesentlich die ausgedehnte Schultätigkeit bei, die die Mission dort treibt. In jeder Gemeinde ist eine ordentliche Schule, in Gnadental allein sind 800 Schulkinder. Sehr verschieden werden die Urteile über das englische Schulwesen sein, das dort allgemein herrscht; aber man wird es der englischen Regierung nicht absprechen können, daß sie durch ihre fleißigen Revisionen und durch ihre finanzielle Unterstützung alles zur Hebung des Schulwesens tut, was in ihren Kräften steht.

„Ich wollte, ich könnte die Leser einmal hinüberführen nach Gnadental und ihnen zeigen, was alles dort auch in kultureller Beziehung geschaffen worden ist, sie würden staunen. Wenn unverständige Menschen der Mission den Vorwurf machen, daß sie die Pflege des irdischen Lebens in Kultur und dergleichen vernachlässigt, wenn andere wieder auf die römischen Missionen mit ihrer kulturellen Treibhausarbeit hinweisen, so müßten sie einmal eine solche Station wie Gnadental sehen mit ihren allerdings in langsamer, aber solider Arbeit errungenen Erfolgen, sie müßten verstummen. Da steht die Kirche, von den Missionaren mit Hilfe der Eingeborenen erbaut, ein stattlicher Bau; daneben die ebenso entstandene große Schule, und schon bei der Einfahrt nach Gnadental müssen wir über die große Brücke, ein Meisterstück der Eingeborenen, allerdings unter der vorzüglichen Leitung des Missionars Hettasch erbaut. Charakteristisch ist der Ausspruch des Regierungsbaumeisters, als er die Brücke besichtigte, um festzustellen, ob eine Staatsbeihilfe zu leisten sei. Nach langer schweigender Besichtigung brach er in die Worte aus: „Das sieht man, daß die Brücke kein Regierungsbaumeister gebaut hat!" Erschrocken fragte der Missionar: „Wieso?" „Ja," war die Antwort, „die ist viel zu solide und gut hergestellt." Der Regierungsbeitrag erfolgte sofort. Einen besonders guten Eindruck habe ich gewonnen von den Resultaten der Gehilfenschule

in Gnadental; der eingeborene Lehrerstand kann sich, was Kenntnisse und didaktische Leistungen betrifft, ruhig dem anderer Völker an die Seite stellen. Dafür einen kleinen Beweis. In Gnadental traf eine Kommission ein, die zur Untersuchung der Arbeiterverhältnisse das Land bereiste. Sie berief verschiedene Eingeborene zur Vernehmung, unter andern auch den Lehrer Jonker. Wie alle Eingeborenen wurde er zunächst etwas von oben herab behandelt. Die Unterhaltung begann holländisch, wobei der Vorsitzende sich schon über das gute Holländisch des Befragten wunderte. Unversehens kam Jonker ins Englische, das er ebenso fließend spricht. Neues Erstaunen. Als er aber gar mit einem Missionar einige deutsche Worte wechselte, wurde aus dem schlichten Jonker ein „Mr. (Herr) Jonker", später gar ein „lieber Herr Jonker". Der Kommissar sprach es zum Schluß aus, daß ihm noch keine Aussage von solcher Klarheit und Gründlichkeit zuteil geworden, wie die des anfangs so gering angesehenen Jonker.

„Werfen wir noch einen Blick hinein in die wirtschaftliche Lage der Mischlinge, so steht es dort ähnlich wie in den meisten Tropenländern. Was zum eigentlichen Lebensbedarf nötig ist, liefern ihnen bei einiger Mühe ihre Gärten und Felder, Hunger braucht nicht leicht jemand zu leiden. Dagegen herrscht häufig Mangel an barem Gelde, um Kleider und was das Leben sonst an Bedürfnissen hat, zu beschaffen. Dies kann, abgesehen von einzelnen Handwerken, nur durch Arbeit in der Stadt oder bei einem Buren erworben werden. Letztere ist immer zu finden, und erstere bietet sich auch unschwer dar, doch ist die Arbeit bei den Buren für viele der Sklavenarbeit nicht ganz unähnlich. Afrika ist das Land des Kreditgebens und -nehmens, und das ist der Fluch der dortigen Arbeit. Die meisten Farbigen sind schon für das kommende Jahr einem oder dem andern verschuldet und damit in seine Hand gegeben. Immerhin ist namentlich in den letzten Jahren und nicht zuletzt in den Kriegsjahren der Verdienst ein guter gewesen, und wer fleißig und haushälterisch war — und das waren zum Glück viele —, konnte auch Ersparnisse anlegen. So viel ist sicher, daß sich der Wohlstand unserer Pflegebefohlenen in den letzten Jahren nicht unwesentlich gehoben hat. Das merken wir auch zu unserer Freude an den Kirchenbeiträgen. Die einzelnen Gemeinden erhalten nicht nur ihre Schulen ganz aus eigenen Beiträgen — allerdings mit Unterstützung der Regierung —, sondern die meisten bringen auch einen Beitrag für das Gehalt des Missionars auf, so daß diese Provinz unter allen unseren Arbeitsfeldern im Augenblick die geringsten Zuschüsse aus der allgemeinen Kasse erfordert. Ein echt afrikanisches Erlebnis kommt mir hierbei in den Sinn. Es war am Ostersonnabend in Elim, der Gemeinde, die in bezug auf geordnete kirchliche Verhältnisse und auch in betreff wirtschaftlichen Gedeihens wohl an der Spitze der dortigen Gemeinden steht; ich machte mit dem Missionar eine Anzahl Hausbesuche. Ich empfing in jeder Beziehung angenehme Eindrücke, nur eins störte mich: die vielen sich auf den Straßen herumtreibenden Schweine. Das ist einmal dort so, jeder der will, auch der ärmste, hält sich ein Schwein und läßt es herumlaufen, wo es will; er riskiert höchstens, daß es ihm totgeschossen wird, wenn es sich zu schädlich macht. Der Reichtum besteht nicht in Schweinen, sondern in Schafen und Ochsen. Nach längerer Wanderung bat ich den Missionar, mir doch das Haus eines Armen zu zeigen; bis jetzt hätte ich nur die Wohlhabenden gesehen. Da zeigte er auf eine Hütte: ‚Da wollen wir hinein, da wohnen wirklich arme Leute.' Nicht wenig überrascht war ich aber, als ich beim Öffnen der Tür vor einem großen, von der Decke herabhängenden Schwein stand, an dem der Hüttenbesitzer und ein zu Hilfe gerufener Nachbar herumhantierten. ‚So,' sagte ich, ‚da komme ich zu den Armen. Nun, bei uns zu Lande wird es wenig Arme geben, die sich das leisten können.' Und nun begann ich ihnen auseinanderzusetzen, wie sie nicht nur mit geistlichen Segnungen, sondern auch mit leiblichen Gütern von Gott so reich gesegnet seien, und wie dankbar sie sein müßten, erzählte ihnen von der Not, die ich bei uns so oft gesehen, und ermahnte sie zur Dankbarkeit. Aufmerksam hörte die Zuhörerschaft, die beiden Männer und des einen Frau zu, und als ich geendet, meinte einer der beiden: ‚Mynheer hat recht gesagt, wir müssen sehr dankbar sein, ich dächte, wir sängen zusammen: Nun danket alle Gott.' Der Aufforderung folgte sofort die Tat. Nie vorher oder nachher habe ich in ähnlicher Lage das Loblied erklingen hören. Ich habe aber gern mitgesungen und glaube, der gütige Gott hat es mit Freuden angehört."

Der Gnadentaler Birnbaum hat hundert Jahre gestanden nach Schmidts Weggang. Im Jahr 1843 hat ihn der Wind umgeweht. Die Buren sahen mit

Staunen, daß die christlichen Hottentotten viel bessere Dienstboten waren als die heidnischen, und mancher fromme Bur fing an, seine Sklaven im Wort Gottes zu unterrichten und in patriarchalischer Weise mit ihnen zu leben. Andre wurden selbst Missionare und nahmen sich sogar der Allerelendesten und Verkommensten, der Buschmänner, an. Bald schloß sich im Westen der Kapkolonie Station an Station; auch nach Osten, ins Kafferland, dehnte sich die Mission aus. Im Westen des Kaplandes gibt es jetzt nur noch wenige Heiden, und die Mission hat hauptsächlich die Aufgabe, die Christengemeinden zu pflegen.

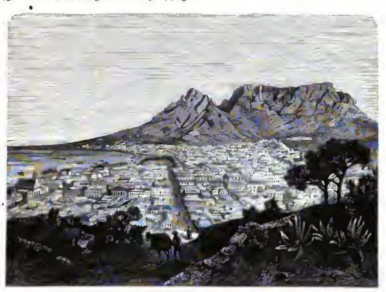


Abb. 144. Kapstadt.

Dies ist freilich sehr notwendig. Die Hottentotten, leicht erregbar fürs Gute und Böse, haben oft sehr wenig Halt gegenüber den Verführungen zum Trunk, zur Unsittlichkeit, zur Eitelkeit. Besonders muß gegen ihren Hang zur Trägheit gekämpft werden. Sie behaupten manchmal, sie seien nicht zum Arbeiten geschaffen, sie hätten ja so kleine Hände und Füße.

Im **Kaffernland** treibt die Brüdergemeine noch hauptsächlich Heidenmission. 1898 hatte sie zehn Hauptstationen (die Mutterstation ist Silo) und 5000 Christen.

Bald nach dem zweiten Beginn der Herrnhuter Mission trat auch die **Londoner** Mission in die Arbeit ein. Ihre ersten Sendboten, die 1799 in Kapstadt (Abb. 144) landeten, waren der vielgenannte **Van der Kemp**, ein holländischer Arzt von hoher Sprachbegabung, sowie **Kicherer**, **Edwards** und **Edmonds**.

Van der Kemp mit Edmonds wandte sich zuerst zu den Kaffern jenseits der Kolonie, da er aber unter ihnen keinen Eingang fand, begann er seine Arbeit an den Hottentotten. Er wagte es zuerst, den Ungerechtigkeiten der holländischen Regierung die Spitze zu bieten und sich nicht bloß mit der Tat, sondern auch mit schriftlichen und mündlichen Vorstellungen des unglücklichen Volks anzunehmen. Sein Leben stand deshalb mehr als einmal in Gefahr. Unsägliche Roheiten

und Niederträchtigkeiten hat er erfahren müssen. Aber während seiner zwölfjährigen Wirksamkeit am Kap ist er dem Trotz und der Tücke der Weißen nicht einen Augenblick gewichen, und er hat die Bahn gebrochen, auf der seine Nachfolger nur fortzuschreiten brauchten, um endlich die Ketten der Leibeigenschaft zu zerreißen. Einem Teil dieser armen, gescheuchten Herde erwirkte er 1804 einen festen Zufluchtsort auf der Station Bethelsdorp, zu deren Gründung ihm von den mißgünstigen Buren nur ein schlechter Platz auf dürrer Ebene überlassen wurde. Scharenweise strömten aber dennoch die Hottentotten herbei, und schon im ersten Jahr wurden 22 getauft. Nun kamen weitere Sendboten nach, denen es da und dort mit den Heiden glückte; die Buren jedoch brachten immer neue Anklagen auf, und schon 1805 mußten sich sämtliche Missionare zur Verantwortung in der Kapstadt stellen. Zum zweitenmal dahin gerufen (1811), starb Van der Kemp unerwartet schnell in der Hauptstadt. Nach seinem Tode hatte Bethelsdorp noch große Not mit den Buren, aber es gedieh selbst unter dem Drucke und steht als ein Wunder der göttlichen Gnade da. Es liegt in der Nähe von Port Elisabeth und hat etwa 600 Einwohner. Wohl sind diese des trockenen Bodens wegen genötigt, ihren Unterhalt sich vielfach auswärts zu suchen, sie steuern aber trotzdem reichlich zur Mission bei.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen war es, daß bei der Ankunft Van der Kemps und seiner Gefährten in der Kapstadt eben eine Abordnung von drei Buschmannhäuptlingen dort angelangt war, die um einen Lehrer bat. Bei einem Friedensschluß mit den Buren, die der Jagd auf diese Armen müde geworden waren, hatte ein Gebet zu dem lebendigen Gott sie ergriffen und eine Sehnsucht nach Unterricht in ihnen geweckt. Kicherer und Edwards erkannten darin einen Wink des Herrn und zogen getrost hinaus in die Wildnis. Unabsehbar, viele Tagereisen breit, legte sich zwischen sie und die letzten Menschen ihrer Gattung die grause Karruwüste, in der im heißen Sommer kein Blättchen Grün zu sehen ist, kein Baum, keine Staude sich erhebt, und wo in der unerträglichen Sonnenglut selbst der Schatten des dürren Felsens ein köstliches Labsal ist. Wir kennen sie schon, die verhungernden Bewohner der Felsklüfte (S. 60 ff.), die jenseits derselben kümmerlich ihr Leben fristeten und deren Rachsucht und Grausamkeit ganz Südafrika mit Schauder erfüllte. Wohl 150 Stunden von der Kapstadt entfernt, saßen von diesen Heiden umringt die beiden Missionare jeden Abend am Boden, in der Nähe die Hütte von Rohr, die sie erbaut, und ein Stückchen Land, das sie zum Garten bestimmt hatten, und unaussprechlich mutlos fühlten sie sich beim Anblick ihrer Zuhörer, deren Sprache sie nicht verstanden und von denen nur ein Weib etwas holländisch redete. Den Tag über beschäftigten sich die Brüder abwechselnd mit Unterricht der Kinder und Handarbeit. Gebet erhielt sie aufrecht. Staunen verzerrte die unschönen Gesichter der Buschmänner, wenn sie von dem ewigen Gott hörten, der alles gemacht habe, und von der Auferstehung der Toten. Bald vernahmen die Lehrer mit freudeklopfendem Herzen von einigen, daß der Kummer über ihre Sünden sie nicht mehr schlafen lasse und daß sie oft auf der Jagd einen unwiderstehlichen Trieb fühlten, sich vor dem Herrn niederzuwerfen und um ein neues Herz zu bitten. — Der Erstling der Bekehrten war ein wilder Bastard-Hottentott namens Johann. Er weinte laut, als ihm seine Sünden ins Licht traten; er mochte hernach fast von nichts anderem mehr reden, als von der Liebe Gottes in Christo, und jedesmal vergoß er Ströme von Tränen dabei. Schon nach einem halben Jahr entschlief er in großem Frieden. Sterbend rief er dem Missionar entgegen: „O Herr, jetzt sehe ich, daß der Herr Jesus mich mit ewiger Liebe liebt. Er hat mich angenommen, er will mein Teil sein für immer. Und nun, obwohl ich der elendeste Sünder bin auf Erden, will ich zu Christus gehen und dort auf euch warten." Der Anblick des sterbenden Vaters ergriff seinen Sohn Kornelius; auch er erfuhr den Frieden Gottes und war fortan unermüdlich, Christus den Seinen zu verkünden. Die Bekehrungen unter den Buschmännern sind allerdings vereinzelt geblieben und es ist wohl kaum zu hoffen, daß dieses aussterbende Volk noch im ganzen christianisiert werden kann.

Die Missionare schwebten in beständiger Todesgefahr, weil stets blutige Überfälle zu fürchten waren. Einmal schwur ihnen ein treuloser Häuptling den Tod, ein andermal wurden ihre Brunnen vergiftet; ihr Glaubensmut ließ sich indes nicht so leicht erschöpfen. Nördlich vom Zackfluß, an dem sie sich niedergelassen hatten, wohnten gegen den Oranjestrom hin zwischen den Griqua im Osten und den Nama im Westen die Koranna, damals noch ein sanfter, träger, unbeständiger Hottentottenstamm, eifrig nur in der Viehzucht. Zu ihnen zog 1801 auf ihre dringende Bitte Kicherer mit den unter den Buschmännern gesammelten Bekehrten. Auch hier fanden merkwürdige

Bekehrungen statt; aber Überschwemmungen, Dürre und Hungersnot trieben bald die Brüder wieder an den Zackfluß zurück, wo jetzt eine Kirche erstand und sich eine regelmäßige Niederlassung bildete. Bald gefährdeten aber Dürre und Plünderungen die Lage der Station so, daß Kicherer beschloß, sich rückwärts nach der Kolonie zu wenden. Achtzig Seelen, die durch seinen Dienst in die Gemeinschaft Christi gelangt waren, begleiteten ihn, als er 1805 den Zackfluß für immer verließ, um fortan in Graaff Reynet die Stelle eines Predigers zu bekleiden. Seine Wirksamkeit unter den dortigen Weißen hinderte ihn nicht, fortwährend auch die Farbigen treulich zu bedienen.

Von Van der Kemp und andern Missionaren angeregt, sandten die Londoner 1812 den Prediger Campbell ans Kap, um über die Lage der Hottentotten Nachforschungen anzustellen. Sein Bericht lautete traurig genug, aber Vorteil brachte er dem armen Volke nicht. Die Missionsniederlassungen, auf denen sich Hottentotten ansiedeln durften, wurden zwar vermehrt, die Plackereien der Buren jedoch steigerten sich ebenfalls. Doch hatte Campbell, als er 1819 nochmals ausgeschickt wurde, die Freude, die bei seinem ersten Besuch gegründete Station Pacaltsdorp unter der Leitung des aus Vater Jänickes Schule in Berlin hervorgegangenen Missionars Pacalt überraschend herangeblüht zu finden. Begleitet war Campbell auf seiner zweiten Reise von Dr. Philipp, den er als Superintendenten sämtlicher Londoner Missionen in Südafrika einzuführen hatte. Ein folgenreiches Ereignis für die gesamte afrikanische Mission! Hatte der eifrige Mann schon in England 20 Missionare aus seiner Gemeinde ausgesandt, so betrachtete er es hinfort als seine Lebensaufgabe, in England sowohl als in der Kolonie bei allen Schichten der Gesellschaft Interesse für die Mission zu wecken. Dreißig Jahre lang hat er mit rastlosem Eifer seines neuen Amtes gewartet. Nachdem er mit eigenen Augen gesehen hatte, welch grausamer Unterdrückung die Hottentotten zur Beute waren, wurde er nicht müde, so lange zu schreiben und Beweise einzuschicken, bis endlich dem englischen Volk ein Licht darüber aufging und das Parlament selbst den Antrag stellte, die farbigen Bewohner Südafrikas als gleichberechtigte Untertanen der Krone zu erklären. Mit freudig bewegtem Herzen brachte er 1829 die königliche Bestätigung dieses Beschlusses selbst in die Kapstadt.

Damit war der Weg gebahnt zur Gründung vieler neuen Stationen, die vorzugsweise an solchen Orten erstanden, wo die Hottentotten sich als Taglöhner inmitten der Buren niederließen. Etwa 25000 der frei erklärten Eingeborenen fanden innerhalb der Kolonie ihr Unterkommen; die übrigen 5000 erhielten Anweisung, sich in den verödeten Gegenden des Katz, eines Seitenflusses des Großfischstroms, anzusiedeln. So entstanden dort gegen 80 kleine, elende Dörfer aus lauter rohen Heiden. Unter sie verpflanzte die Regierung 140 christliche Familien, die sich mit äußerster Anstrengung ihrer wilden Landsleute annahmen, so daß deren heidnisches und lasterhaftes Wesen wie von selbst verschwand. Besonders durch den wackern Andr. Stoffles wurden Hunderte bekehrt, die nie eine Missionsstation gesehen hatten. Als 1831 Missionar Read nachkam, wurden die niedlichen Dörfer, unter denen Philippton als Hauptort hervorragt, bald die Bewunderung aller Reisenden. Ähnliche Niederlassungen wurden im Osten noch manche gegründet und blühten alle erfreulich heran. Viele von ihnen sind jetzt förmliche Pfarreien geworden, die keine Handreichung von der Mission mehr bedürfen.

Geleitet von Dr. Philipp, langten 1829 auch die ersten vier Rheinischen Brüder in Kapstadt an. Einer, Lückhoff, wurde von einer Gesellschaft von Sklavenhaltern in dem fünfzehn Stunden von der Kapstadt entfernten Städtchen Stellenbosch zum Lehrer und Prediger für ihre Schwarzen berufen, Zahn in

gleicher Eigenschaft nach dem zehn Stunden nördlicheren Tulbagh. Beide hatten in den Jahren 1835—1838 ihr redlich Teil von der Erbitterung zu tragen, die wegen der Freikaufung aller schwarzen und braunen Sklaven der Kolonie weniger die Regierung als die Missionare traf, in denen die Sklavenbesitzer die eigentlichen Unheilstifter sahen. Der Missionsverein in Tulbagh erklärte schon 1836, er wolle nichts mehr mit der Sache zu tun haben, und übergab sämtliche Missionsgebäude nun ganz der Rheinischen Gesellschaft; in Stellenbosch kam es nach längeren schmerzlichen Erfahrungen zehn Jahre später zum förmlichen Bruch. Reichlich getröstet wurden die Brüder aber, als am 1. Dezember 1838, dem Tag der völligen Befreiung, anstatt in wildem Freiheitstaumel alle Schranken zu durchbrechen, wie die übelwollenden Weißen es vorhergesagt hatten, die reinlich gekleideten Farbigen still und geordnet zur Kirche zogen, da ihre Lob- und Freudenlieder sangen und voll Andacht die Predigt von dem Sohne hörten, der sie recht frei machen wolle. In Stellenbosch legten sie an diesem Tage 240 Mark in die Armenkasse, während um dieselbe Zeit die Missionssammlung unter den weißen Christen kaum den dritten Teil betrug. Die Arbeit wuchs dort so, daß Lückhoff bald nicht mehr allein fertig wurde, und ein erfreuliches Zeugnis von der sittlichen Umwandlung, die mit den Farbigen des Bezirks vorging, war es, daß sogar die Behörden ihre Verwunderung darüber aussprachen, wie ihrer jetzt so wenige wegen Verbrechen vor Gericht gestellt wurden.

Unter der holländischen Bevölkerung Südafrikas bildeten sich allmählich zwei verschiedene Richtungen aus: die, welche sich die englische Herrschaft gefallen ließen, und die sogenannten Patrioten, die um jeden Preis ihre Unabhängigkeit erkämpfen wollten. Da einen Hauptgrund des Gegensatzes gegen England das Verhältnis zu den Eingeborenen bildete, so hatten diese beiden Parteien auch eine verschiedene Stellung zur Mission. Die im Kapland und in Natal zurückgebliebenen Buren stellten sich freundlicher zur Mission als die, die ausgewandert waren, um freie Staaten zu gründen, und unter diesen „Trekburen" fand man wie die heftigsten Gegner Englands, so auch die heftigsten Gegner der Mission.

Allerdings konnten auch unter den frommen Bauern des Kaplandes und Natals die Missionare englischer Nation kein rechtes Vertrauen gewinnen. Engländer und Holländer passen einmal nicht zusammen. Aber deutsche Missionare, die am Anfang des 19. Jahrhunderts von der Londoner Mission angestellt wurden, hatten auch unter den Bauern des Kaplandes eine schöne Wirksamkeit, und Weiße und Farbige lernten, in einer Geistesgemeinschaft zu leben, vor der Rassenunterschiede verschwinden.

Im Jahr 1834 begann die Berliner Mission ihre Arbeit in Südafrika.

Ihre Boten wurden von der Regierung und den schon vorhandenen Missionaren freundlich aufgenommen. Die Berliner übernahmen die schon bestehende Station Zoar, auf der bald eine Gemeinde von 600 Hottentotten gesammelt wurde. Aber die Berliner Mission ist lutherisch, und ein Missionar stellte auf den Altar der neuen Kirche der Station Amalienstein ein Kruzifix und — nach norddeutscher Sitte — zwei Leuchter. Das nahmen die reformierten Kapchristen gewaltig übel und verleumdeten die Berliner als Bilderanbeter und dergleichen. Es gab damals eine Spaltung in der Gemeinde von Zoar. Später hat aber die holländische Kirche in Kapstadt selbst wieder die Hand zum Frieden geboten.

Viele Buren unterstützten die Missionare mit Rat und Tat. Eine Familie schenkte der Mission eine fertige Kirche, andre gaben einen Raum in ihren Gebäuden

zu Gottesdiensten her, und fromme junge Buren wurden selbst Evangelisten. In dem Maße als die Hottentotten Christen wurden, hörten die Räubereien in der Kapkolonie auf und der Wohlstand hob sich, so daß die Mission auch bei den weniger christlich Gesinnten Anerkennung fand.

Vom Kapland aus hat sich die Mission nun in drei Richtungen ausgedehnt: 1) nach Osten, in das Kaffern- und Zululand (Natal) und von da aus nördlich

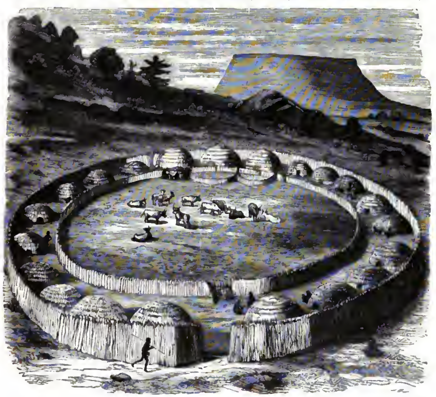


Abb. 145. Kafferdorf.

nach Transvaal; 2) nördlich, ins Betschuana- und Griqualand; 3) westlich, ins Klein- und Großnamaland und von da nördlich ins Herero- und Ovamboland. In Kafraria, Natal und den Burenrepubliken wirken eine ganze Anzahl englischer, schottischer, amerikanischer und deutscher Missionsgesellschaften; auch die holländische Kirche treibt jetzt Mission. Die Schotten tun in ähnlicher Weise wie die deutschen Missionsgesellschaften besonders solide, gründliche Arbeit, dringen nicht nur als Pioniere vor, sondern sorgen auch für die Pflege und den Ausbau der Gemeinden. Man kann hier die Missionsarbeit in allen ihren Stadien beobachten. In manchen Gegenden zieht immer noch der Missionar oder sein ein-

geborener Gehilfe von Dorf zu Dorf (Abb. 145), um den Heiden zu predigen. In anderen reiht sich bereits eine blühende Christengemeinde an die andere, und auch an Schulen und höheren Lehranstalten ist kein Mangel.

Die schottische Mission besitzt in der Erziehungsanstalt Lovedale in Kaffraria eine Anstalt, die vielleicht in ganz Afrika nicht ihresgleichen hat. Ein reicher Missionsfreund, der Gouverneur Grey, hat zur Gründung dieser Anstalt 80 000 Mark gegeben. Neben den Beiträgen der Eingeborenen und der Regierung, die sich z. B. im Jahr 1876 auf ungefähr 30 000 Mark beliefen, muß die heimische Missionsgemeinde auch noch ungefähr 40 000 Mark jährlich beitragen. Die Anstalt, die ihre ausgezeichnete Entwicklung besonders dem Missionar Stewart verdankt, hat den Zweck: 1) eingeborene Prediger heranzubilden; 2) Schullehrer aus den Eingeborenen zu erziehen; 3) Eingeborene in Handwerken und auch für den Post-, Telegraphen- und Eisenbahndienst auszubilden; 4) solchen Eingeborenen, die keinen bestimmten Beruf ergreifen wollen, eine allgemeine Bildung zu geben. Die Schule hat getrennte Klassen für Knaben und Mädchen und drei Kurse zu je drei Jahren. Den untersten machen alle durch; wer ihn vollendet hat, hat die Befähigung zum Dolmetscher, Schreiber oder Handlungsgehilfen. Wer die Prüfung des zweiten Kurses bestanden hat, kann Lehrer werden, während die, die Geistliche werden wollen, noch den dritten, theologischen, Kurs durchzumachen haben. In der Schule wird u. a. Geschichte, Mathematik, Physik, Logik, Lateinisch und Griechisch gelehrt. Auch die Schüler der Industrieschule müssen an dem Unterricht in den allgemein bildenden Fächern teilnehmen, und umgekehrt müssen die andern Schüler sich an allerlei Handarbeit in Werkstatt, Garten und Feld beteiligen. Zu der Anstalt gehört auch eine solche für weiße Kinder, und einmal in der Woche versammeln sich Weiße und Farbige zu gemeinsamer Erbauung und Geselligkeit. Diese Einrichtung soll den Verkehr zwischen Weißen und Farbigen auf den Weg leiten, der die Mitte hält zwischen der hochmütigen Abschließung, die die Weißen gewöhnlich im Brauch haben, und der unverständigen Zärtlichkeit, mit der oft gerade in englischen Missionen die Schwarzen als gesellschaftlich gleichstehend betrachtet werden, ehe sie die geistliche und geistige Reife dazu haben. Dadurch werden die Männer dann oft zu Gecken erzogen, die es für vornehm halten, Schulden zu machen, und die Mädchen zu Modenärrinnen, die sich putzen und Romane lesen, anstatt zu arbeiten. Solche Leute sind natürlich für das Evangelium viel unzugänglicher als die Heiden im Urzustand. Die Anstalt gehört der schottischen Freikirche, sie nimmt aber Christen jeden Bekenntnisses, die auf dem evangelischen Standpunkt stehen, auf; auch steht die Schule Eingeborenen jeden Stammes offen.



Abb. 146. Tijo Soga.

Abgesehen von den weißen Zöglingen sowie von den Mädchen wurden von 1841—1887 nicht weniger als 1520 eingeborene Knaben und Jünglinge in diese Anstalt aufgenommen, und von diesen waren bis zum Jahr 1887 16 Geistliche oder Missionare geworden, 20 Evangelisten, 251 Lehrer, 350 Handwerker, Polizisten, Telegraphisten, Schreiber und Dolmetscher. Das gibt zusammen 640 Kaffern, die zu angesehenen Lebensstellungen gelangt waren, welche sie ohne die in Lovedale genossene Erziehung niemals hätten einnehmen können. Von den übrigen trieben im genannten Jahr über 200 Ackerbau auf eigenem Grund und Boden, 15 waren Häuptlinge oder Ratsherren von Häuptlingen, 70 waren Frachtfuhrleute, 164 befanden sich noch in der Anstalt und 87 waren gestorben. Ins Heidentum zurückgesunken waren von all den 1520 jungen Leuten nur 15, also kaum 1 Prozent. Seither ist es mit der Anstalt nicht rückwärts, sondern vorwärts gegangen, und sie ist heute noch die leistungsfähigste unter allen Lehranstalten Südafrikas.

Nordöstlich von Lovedale, jenseits des Keyflusses, im Gebiet der Fingukaffern, liegt Blythswood, eine Tochteranstalt von Lovedale, zu deren Gründung die Fingu selbst 66 000 Mark bei-

gesteuert haben. Eine dritte solche Anstalt wurde am Njassa gegründet; zu ihr hat Lovedale auch Prediger und Katechisten geliefert, die unter der Leitung Stewarts die Anstalt gründeten. Die Mutter eines jener Katechisten, des Sabrach Inquinana, sagte beim Abschied: „Sabrach ist mein Kind; ich habe ihn in der Taufe dem Herrn gegeben. Wenn er ihn berufen hat, in sein Werk einzutreten, wer bin ich, daß ich nein sagen sollte. Er ist sein; der Herr möge mit ihm tun, was ihm wohlgefällt." Solche Tatsachen sprechen noch lauter als Zahlen, denn sie zeigen, welch lebendige Christen unter den Schwarzen zu finden sind; aber auch die Zahlen sind nicht gering. So hatte z. B. eben die schottisch-freikirchliche Mission in Kafraria und im Transkeygebiet im Jahr 1902 auf 23 Haupt- und 277 Nebenstationen über 12000 erwachsene Gemeindeglieder und über 11000 Schüler.

Besonders erfreulich ist hier der Umstand, daß aus den Kaffergemeinden schon viele tüchtige Lehrer und Missionare hervorgegangen sind, ja daß manche derselben aus eigenen Mitteln unter den Heiden Mission treiben. Der berühmteste aller Kaffernprediger ist der hochbegabte Tijo Soga (Abb. 146), der in Schottland Theologie studiert hat und dann als gewaltiger Prediger sowie als Schriftsteller und Liederdichter ein unberechenbarer Segen für sein Vaterland geworden ist († 1871). Ein Sohn von ihm ist Missionsarzt und wirkt heute noch unter seinen Landsleuten.

Natal und Zululand.

Vom östlichen Teil der Kapkolonie aus hat die Mission den Weg auch zu den Kaffern Natals und des Zululandes gefunden. Als ein lehrreiches Beispiel davon, wie hier gearbeitet wird, kann die Wirksamkeit des Berliner Missionars Wilhelm Posselt angesehen werden, der 34 Jahre, von 1839—1873, ununterbrochen in Südafrika, zuerst im Kaffernland, dann in Natal, gearbeitet hat. Er ist wohl einer der originellsten Männer, von denen uns die Missionsgeschichte erzählt, und seine frische, muntere Natürlichkeit, die, wo es den Wilden gegenüber am Platz war, auch zur Derbheit werden konnte, machte ihn besonders geeignet, ein rohes Naturvolk zu verstehen und zu leiten, während sein unversiegbarer Humor ihm über manches Schwere hinweghalf. Aus dem Kaffernlande wurde Posselt durch den Krieg vertrieben, den England in den vierziger Jahren mit den Kaffern führte. Er arbeitete dann eine Zeitlang unter den Zulu in Natal, auf der von ihm und Güldenstern gegründeten Station Emmaus, mußte aber auch von dort fliehen und fand endlich Zuflucht in Pieter-Maritzburg. Hier wurde er aufgefordert, Pfarrer einer deutschen Ansiedlung Neu-Deutschland zu werden. Da in der Gegend genug Heiden waren, denen er predigen konnte, nahm er den Ruf an und wurde so der Pfarrer einer weißen und bald auch einer schwarzen Gemeinde. Die Niederlassung der schwarzen Christen nannte er zur Erinnerung an seine kürzlich heimgegangene (erste) Frau Christianenburg. Doch, lassen wir ihn selbst erzählen:[1])

„Unter einem Boten des Evangeliums bei wilden, nackten, schwarzen Kaffern muß man sich nicht einen Mann vorstellen, der gekleidet wie ein Geistlicher, mit der Bibel in der Hand, den ganzen Tag zu predigen ausgeht. Auf diese Weise würde er weder Eingang bei den vertierten Barbaren finden, noch selbst bestehen können. So fern der Morgen ist vom Abend, so fern sind die Gedanken der rohen Heiden von der Predigt des göttlichen Wortes, namentlich von der des Kreuzes Christi. Und was die Sorge für seinen Leib und für die Haushaltung betrifft, so fällt sie dem Missionar selbst zu, denn der Wilde tut für ihn noch weniger als für seinen Hund. Meine

[1]) Wilhelm Posselt, herausgegeben von E. Pfitzner und Dr. Wangemann, Berlin.

erste Arbeit auf Itemba war zwischen der Erlernung der Sprache und dem Haushalt geteilt. Mit viel Gebet um des Herrn Beistand und mit dem angestrengtesten Fleiße machte ich mich an die höchst schwierige Aufgabe, mir die Sprache unserer Wilden anzueignen. Papier und Bleistift trug ich stets bei mir, um aufzuschreiben, so viel ich nur immer von diesem Kauderwelsch festhalten konnte. Und da sich darin Laute finden, die durch Andrücken der Zunge an den Gaumen und die Zähne und durch schnelles Abziehen hervorgebracht werden, was einen Knall verursacht, so ließ ich mir häufig kleine Kinder kommen, die mich diese wunderlichen Töne lehren mußten. Diese stellten sich dann vor mich hin, öffneten den dicklippigen Mund und knallten und zischten mit der roten Zunge bald nach oben, bald an die Seite, bald an die Alabasterzähne. Ich bückte mich hinab und schaute in das Radwerk der kleinen lachenden Schelme und versuchte auch zu knallen, zu zischen und zu schnattern, aber es war eine schwere Arbeit. Um meine Lehrer vor Ermüdung zu bewahren, steckte ich ihnen dann wohl ein Stück Brot oder auch Zucker in den Mund. Das zog sie gewaltig an, und so oft sie mich sahen, grinsten sie mit den weißen Zähnen, und die Storchklapperei begann. Nach etwa drei Monaten fühlte ich mich stark genug, eine Predigt auszuarbeiten. Ich setzte mich an den Tisch, wählte den Text: Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, machte die Einleitung, stellte das Thema, teilte es ein und führte die einzelnen Teile durch. Ich las die Predigt meinem lieben Bruder Schultheiß vor. Als ich ein paar Seiten gelesen hatte, drehte er sein Angesicht nach der Wand und brach in ein lautes Lachen aus. ‚Posselt, so hub er an, was das Sprachliche betrifft, so läßt sich's hören, aber von einer künstlichen Predigt, wie man sie bei uns zu Hause hält, versteht ein Kaffer kein Wort. Du mußt einen Gedanken festhalten und den immer wiederkäuen, dann begreift er vielleicht etwas.' Der gute Bruder hatte wahr geredet; nun stellte ich mein Predigen zwei Jahre lang ein." Posselt besorgte einstweilen den Haushalt, übte sich im Fegen, Waschen, Bügeln, Kochen und Backen, lernte auch tischlern und bauen. Nur mit dem Schneidern wollte es nicht glücken.

Allmählich lernte Posselt sich gut in der Bildersprache, die den Wilden Eindruck macht, ausdrücken. Als ein Kaffernhäuptling, der eine Zuneigung zu Posselt gefaßt hatte, aber doch ein etwas unsicherer Kunde war, seinen Kral durchaus auf der Missionsstation anlegen wollte, sagte Posselt zu ihm: „Du bist ein großer Bulle und ich auch. Wohnen wir dicht beisammen, so werden wir uns stoßen. Besser ist, wir bleiben getrennt." Der Schwarze erkannte lachend die Wahrheit des Worts und gab sich zufrieden. — Einmal hatte Posselt einem Kaffern, der mit einem englischen Beamten Streit angefangen hatte, um den Frieden herzustellen, eine Art versprochen. Als der Schwarze kam, um das Beil zu holen, sagte Posselt: „Das Beil sollst du haben, denn ich werde mein Wort halten; doch du weißt, daß ich es dir um des Friedens willen versprach, nicht weil du darum gearbeitet hast. Nimmst du es, dann werde ich sagen: du bist ein Wolf, du frißt einen Mann auf, der Frieden stiften wollte." Aber auch ein Kaffer hat Ehrgefühl. Der Schwarze rief: „Behalt dein Beil, ich will kein Wolf genannt werden." Wie schwer es ist, einem Heiden die christliche Wahrheit nahe zu bringen, erfuhr Posselt auch später noch. Er predigte einmal über das Evangelium vom großen Abendmahl und fragte nachher einen Hirten, was er verstanden habe. „Du hast gesagt," antwortete der, „du wollest uns ein Schaf zum Schlachten geben; ich habe nur nicht verstanden, ob ich ein schwarzes oder ein weißes schlachten soll." Ehe eine Kirche vorhanden war, predigte Posselt Deutschen und Schwarzen in einem Zelt. Mit den bei den Deutschen im Dienst stehenden Schwarzen begann er eine Abendschule. Es kamen ungefähr 20 Zulujünglinge. „Bald, wenn es finster geworden war, klopfte es an die Türe, nicht mit dem leisen Finger einer Dame, sondern mit der Faust oder den kratzenden Nägeln eines ungehobelten Naturmenschen. Herein traten Jünglinge und Knaben, fette und magere, hohe und kurze, teils ganz nackt, teils mit einem Hemd bedeckt, teils mit einem zerfetzten Stück Segeltuch um den Leib." Aber ohne Gruß einzutreten gilt auch bei den Zulu für unschicklich. Der eine grüßt auf Zuluweise: „Wir sehen dich, Lehrer." Andre versuchen es mit dem holländischen „chudden Dach" oder „chuje Molle" (guten Morgen); ein andrer fragt, wie man den weißen Mann grüßen müsse, und noch einer vergißt den Gruß und holt ihn nach einer Weile beschämt nach. Dann legten sich die großen Bengel im Kreise auf den Bauch, Posselt und sein fünfjähriges Söhnchen, das beim Unterricht half, waren in der Mitte, und nun konnte es losgehen. „Mein kleiner Sohn lehrte die Buchstaben. Mit seiner kleinen, dünnen Stimme hob er beim A-Laut an, und die großen, kräftigen, breitbrüstigen

Bursche folgten ihm mit ihren Löwenstimmen, wie Paukenstimmen auf den Quintenton der Violine folgen würden, und so ging es durch die furchtbaren Knalllaute C, Q und X, daß es nur so rasselte. Die zweite Klasse buchstabierte Silben und die dritte Wörter.“ Wenn das Lernen vorbei war, mußten die Bursche sich ordentlich hinsetzen, und es folgte nun noch biblischer Unterricht; mit Gesang und Gebet schloß der Abend.

Nach 1½ Jahren, an Weihnachten 1850, konnte Posselt vier Zulus (Abb. 147) taufen (zwei hatte er schon in Emmaus getauft). Unter den Täuflingen war ein besonders hoffnungsvoller junger Mann, Karl, der, ein von den Zulu geraubtes Kind, ein Diener des schrecklichen Dingane, des Burenmörders, gewesen war und all die Greuel am Hofe dieses Tyrannen mitangesehen hatte.


Abb. 147. Zulufamilie.

„An jenem Tauffeste, erzählt Posselt, forderte ich Karl zum Gebet auf. War die ganze Feier an sich schon herzbewegend gewesen, so wurde jetzt die Rührung in einer Weise gesteigert, daß die ganze Gemeinde in Schluchzen ausbrach. Karl betete mit einer Inbrunst, einer Kraft, daß selbst der, der den Sinn der Worte nicht verstand, doch lebhaft fühlen mußte, wie viel Erhebendes, wie viel Göttliches darin liegt, wenn ein Mensch dem Gnadenthrone nahet. In tiefer Demut bekannte er dem Heiland seine Sünden, auch die, daß seine Hände mit Menschenblut besudelt seien, und fragte: ‚Nimmst du mich noch an?‘ Ich aber, von der Feier ergriffen und von meinen Gefühlen und den Erinnerungen meines Lebens überwältigt, hatte das beseligende Gefühl, als hätte ich nicht ganz umsonst gelebt, und als hätte ich lange genug gelebt, um von der Tränensaat zu ernten.“

Von da an konnte Posselt jedes Jahr einige taufen, und als er starb, bestand die Gemeinde aus 974 Seelen. Karl wurde ein ausgezeichneter Gehilfe, denn er hatte große Gabe zum Predigen. Leider blieb er nicht immer treu. Er war mit einer christlichen Eingeborenen verheiratet, die ihm aber keine Kinder gebar und von seiner heftigen Gemütsart viel zu leiden hatte. Die Kinderlosigkeit war ihm ein steter Kummer, und da er als Christ keine zweite Frau nehmen konnte, beschloß er, zu seinem Volk zurückzukehren. Er glaubte, die Frau werde nicht mit ihm gehen

und so könne er dann eine andre nehmen. Gegen sein Erwarten folgte ihm aber die Frau, und so konnte er sein Vorhaben nicht ausführen. Er trat nach einiger Zeit bei einer andern Mission ein, kehrte aber später reuig zu seinem ersten Lehrer zurück, dem er fortan treu blieb.

Solche Erfahrungen sind für einen Missionar tief schmerzlich, aber sie können nicht ausbleiben, denn es wird nicht immer mit der Belehrung eines Heiden gleich das ganze Heidentum aus dem Herzen gefegt, und besonders entsteht nicht so bald ein richtiges Familienleben. Bei den Zulu und den Kaffern sind die Mädchen sehr gesucht. Es ist für den jungen Mann oft schwer, eine Frau zu bekommen; der Kaufpreis ist Vieh, und das behält der Vater für sich, denn der Kaffer ist geizig, und außerdem beliebt es dem Alten, wenn seine bisherige Frau alt geworden ist, sich eine junge zu kaufen. Die jungen Mädchen heiraten oft bitter ungern einen alten Mann, aber der Vater, der nach Vieh lüstern ist, zwingt sie nur zu oft dazu. Posselt gelang es manchmal, solche Mädchen, die sich zu ihm geflüchtet hatten, mit Drangabe seines eigenen Viehs loszukaufen. Bald wurde er bekannt als der Lehrer, bei dem Mädchen in ihrer Not Schutz fanden; sie kamen von fern und nah, bei Nacht und Nebel und gaben vor, sie wollten gläubig werden. „Bei jedem Mädchen, das ich in Schutz nahm, hatte ich einen schweren Kampf mit den wütenden Anverwandten zu bestehen. Manchmal packten sie die Dirne und rissen nach der einen Seite, während ich nach der andern zog. Man stieß gegen mich drohende Worte aus, und mancher Wilde warf mir einen Blick zu, dessen Bedeutung mir nicht entgehen konnte. Ich aber schaute auf den Gott Israels, blieb ruhig und suchte durch Freundlichkeit und Gaben ihren Zorn zu besänftigen, obwohl meine Geduld zuweilen bis aufs äußerste geprüft wurde." Etwa 50 Mädchen befreite Posselt auf diese Art. Die meisten blieben bei ihm, wurden getauft und mit Christen verheiratet, die dann den heidnischen Schwiegervätern Vieh gaben. Manche Väter folgten ihren Töchtern auf die Station und wurden selbst Christen.

Ums Jahr 1860 kaufte Posselt für die Mission einen Landstrich, auf dem sich die Getauften ansiedeln konnten. Die Zulu und Kaffern sind gewöhnt, einem Fürsten zu gehorchen, und haben sie sich von dem heidnischen König losgemacht, so wird der Missionar ihr Fürst. So lebte Posselt unter seinen Christen als ihr Vater und Fürst, und seine (zweite) Frau war ihre Mutter und Fürstin.

Einmal kam ein schlimmes Übel in die Gemeinde. Die Leute fingen an, aus dem Zuckersyrup, den sie von den Pflanzungen der Weißen bekamen, ein berauschendes Getränk zu machen. So entstand Trunksucht und in ihrem Gefolge Streit und Zank. Als Ermahnungen nichts halfen, erklärte Posselt: „Gottesdienst und Schule hören so lange auf, bis jeder mir den Topf bringt, in dem er den Fusel braut." Da brachten alle ihre Brautöpfe und er zerschmiß sie an einem Baum. Von da an wurde die Gemeinde wieder nüchtern. Später, als den Schwarzen Wein und Bier zugänglich wurde, nahm die Trunksucht wieder überhand, denn der Kaffer kann nicht Maß halten. Die Gemeinde gab nun, auf Posselts Anregung, Gesetze gegen die Trunkenheit, deren Übertretung durch Geldstrafen geahndet wurde. Einmal hat Posselt ein paar betrunkene Weiber gehörig durchgeprügelt. Schließlich stiftete er einen Enthaltsamkeitsverein, dessen Glieder sich verpflichteten, sich aller berauschenden Getränke der Europäer zu enthalten; nur das schwache Kaffernbier war ihnen gestattet.

Auch für Übertretungen des sechsten Gebots waren Strafbestimmungen nötig: Neben zeitweiligem Ausschluß aus der Gemeinde eine Geldstrafe, weil eine solche den Kaffern am empfindlichsten ist.

Im Jahr 1858 wurde die Ansiedlung gegründet. Zuerst kostete es große Mühe, die Kaffern zum Urbarmachen des Landes und zum Häuserbau zu bewegen. „Einen Kaffer aus seinem verräucherten Bienenstock (Abb. 148) zu bringen, ist so schwer, wie einen Bären aus seiner Höhle zu vertreiben. Doch nach und nach brachte ich sie in Gang. Ich steckte die Baustellen ab, nahm Säge und Beil zur Hand, und in kurzer Zeit hatten wir einige Häuser aufgerichtet." Trotz aller

Schwierigkeiten war nach einem Jahr ein kleines Dorf mit hübschen, weißgestrichenen, von Gärten umgebenen Häuschen entstanden, deren Einrichtung — für europäische Augen das Äußerste von Einfachheit — für die Schwarzen doch einen großen Fortschritt bedeutete. Der heidnische Kaffer und Zulu ist ein Faulenzer. Wozu sollte er auch arbeiten? Milch gibt ihm sein Vieh; den Landbau besorgen die Weiber. Von Düngung ist keine Rede; ist der Boden ausgemergelt, so heißt es, das Land ist tot, und man sucht sich ein andres Stück. Der Aufwand für Kleidung ist gleich null. Hinten ein Stückchen Fell, vorn ein paar Schwänze oder Fransen — damit ist dem Anstand genügt. Nur die verheirateten Frauen umhüllen sich wenigstens den Unterleib. Der Heide lacht über die dummen Europäer, die so viele Bedürfnisse



Abb. 148. *Kafferkraal.*

haben und deshalb genötigt sind zu arbeiten. Er bringt seine meiste Zeit mit Biertrinken, mit seinem Haarputz (Abb. 149), Schlafen, Tanzen und dergleichen zu. Aber die Christen in Christianenburg lernten von den Europäern einen vernünftigen Feld- und Gartenbau. Die Männer arbeiteten jetzt selbst auf dem Feld, die Frauen halfen ihnen oder verdienten sich etwas mit Waschen und Bügeln. Freilich gab es auch unter den Christen noch manche Faulenzer, die sich nur durch den Hunger zur Arbeit treiben ließen.

Posselt war selbst ein fröhlicher Christ und auch seine Gemeinde sollte ein fröhliches Christenleben führen. So wurde an Weihnachten, nachdem in dem deutschen Kirchlein der Christbaum gebrannt hatte, auch bei den Schwarzen eine kirchliche Feier und nachher ein frohliches Mahl gehalten. An Neujahr aber ging es erst recht hoch her; das Neujahr wird auch bei den Heiden gefeiert und zwar, wenn der Mais reif ist; vom Neujahrstag an hat man Erlaubnis, Mais zu essen. „In der Regel gebe ich auf Kosten der Stationskasse einen Ochsen zum Schlachten. Ein andermal gibt auch einer aus ihrer Mitte selbst ein Tier; die übrigen schießen Geld zusammen, um Brot und dergleichen zu kaufen. — Wir müssen unsere Kochtöpfe, Schüsseln, Tassen und Löffel leihen, und nachdem der Gottesdienst vorüber ist, setzen sie sich vor dem Hause eines der Gemeindeglieder nieder, die Männer allein, die Weiber und Kinder allein, und dazwischen wohl auch meine Kinder. Die heidnischen nackten Kinder hocken von selbst ein Stückchen beiseite, mit sehnsuchtsvollen Blicken nach den Fleisch-

töpfen. Ein Vers wird angestimmt, ein kurzes Tischgebet gesprochen, und darnach geht's zum Essen. Nach Aufhebung der Tafel stecken die Männer ihre Pfeifen an, die Weiber waschen auf, die Kühe werden gemolken, der Kral wird zugemacht, und nun halten sie Fest die ganze Nacht hindurch, was sie gar zu gern tun, doch nicht in Branntweinsaufen, noch im Tanzen, noch in Liederlichkeit, sondern im Singen lieblicher Lieder, die ich sie gelehrt habe. Nun stelle man gegen diese Art ein Fest zu halten, — wo keineswegs Kopfhängerei und saure, lange Gesichter das Regiment führen, sondern sie sind fröhlich, Mütter scherzen mit ihren Kindern, die Männer unterhalten sich lebhaft und anständig miteinander, der eine oder andre wird auch geneckt, sie lachen aus vollem Halse; Freude, Glück und Wonnegefühl durchströmt die ganze Gesellschaft — man stelle, sage ich, dagegen ein Fest der wilden heidnischen Kaffern. Da sitzen die Alten vor den großen Biertöpfen und trinken, bis sie vor Trunkenheit taumeln. Jung und alt treibt auf die schamloseste Weise Possen. Sie hauen sich mit Keulen auf die unglaublich harten Schädel, die dann und wann eingeschlagen werden. Ihre Unterhaltung ist rasend wild, sie kreischen, sie brüllen, sie stellen die losgelassene Hölle dar. Ihr Gesang — ein Herausstoßen der barschesten, rauhesten Töne aus der Brust vieler starken, jungen Männer, wobei eine wehmütig klingende Stimme nebenbei oder mittendurch tönt, — hört sich in dunklen Nächten wahrhaft entsetzlich an. Ein Schauder läuft einem über die Haut, wenn man so dasteht und horcht!"



Abb. 149. Zulukaffern mit ihrem Kopfputz beschäftigt.

Besonders auffallend zeigte sich der Einfluß des Christentums bei den Heiraten. „Die Männer, die sonst als Heiden in nacktem Zustande und mit Kuhschwänzen und den Klauen wilder Tiere behangen, ein um Vieh gekauftes Mädchen zum Weibe genommen und den Tag der Hochzeit mit viehischem Fressen und Saufen zugebracht hatten, erscheinen jetzt in anständiger Kleidung, am Arm die Braut führend und von Freunden und Gespielinnen begleitet, im Gotteshause und gehen daselbst oft mit tiefer Bewegung ein Bundnis ein, das vor dem allwissenden Gott geschlossen und mit Gotteswort und Gebet geheiligt wird." Die Neigung der Schwarzen, die Sitten der Weißen nachzuahmen, zeigte sich allerdings bei den Hochzeiten manchmal zu stark. Bei dem Hochzeitsessen des schon erwähnten Karl gab es nicht nur ein Tischtuch und Messer und Gabel, sondern die Freunde des Bräutigams erschienen in schwarzem Frack und weißen Hosen!

Wie ein Patriarch lebte und wirkte Posselt so unter seiner schwarzen Gemeinde. Auch die weiße Gemeinde verdankte ihm viel geistlichen Segen; sie hat auch unter seiner Leitung ihr Deutschtum bewahrt. Als der Direktor der Berliner Mission, Wangemann, in den Jahren 1866 und 1867 die Stationen der Berliner Mission besuchte, konnte in Christianenburg von Weißen und Schwarzen gemeinschaftlich ein schönes Missionsfest gefeiert werden. Im Jahr 1873 wurde Posselt von seinem Komitee nach Deutschland berufen, um Bericht über den Erfolg der Mission zu erstatten und die Herzen für das Werk unter den Schwarzen zu erwärmen. Er sammelte Beiträge zum Bau einer Kirche — bis jetzt waren die Gottesdienste im Schulhaus gehalten worden. Dann kehrte er zurück in das Land, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, und wirkte noch viele Jahre im Segen, bis er 1885 heimging. Sein ältester Sohn Johannes, bisher Schullehrer der deutschen Gemeinde, wurde am Totenbette seines Vaters zu dessen Nachfolger ordiniert.

Die Mission unter den Basuto in Transvaal.[1])

Im Jahr 1860 hatte die Berliner Missionsgesellschaft beschlossen, ihr Werk weiter auszudehnen, und die jungen Brüder Merensky und Grützner empfingen den Auftrag, vom Zululand nach Norden aufzubrechen und zu sehen, ob sie im Swasiland Eingang finden könnten. Die Swasi sind ein den Zulu nahe verwandtes Volk, eher von etwas milderen Sitten, aber ihre Könige sind ebenso grausam und tyrannisch, wie die der Kaffern und Zulu. Sie bewohnen einen Teil des gebirgigen Ostens von Transvaal, der zu jener Zeit noch eine besondre Republik — Leidenburg — bildete. Damals unternahmen sie häufige Raub- und Kriegszüge gegen die umwohnenden Stämme, während sie selbst in ihren Bergfesten und -Höhlen fast unangreifbar waren. Den Weißen gegenüber verhielten sie sich immer friedlich, und es ist vielleicht nie ein Weißer von ihnen getötet worden. Diesem Umstand verdanken sie es wohl, daß sie sich noch eine gewisse Unabhängigkeit bewahren konnten.

Im Jahr 1846 hatte sich der wesleyanische Missionar Allison mit zwölf Gehilfen aus Basutoland in Makemba, der damaligen Hauptstadt von Swasiland, niedergelassen. Er wurde freundlich empfangen, tausend Schwarze kamen zum Gottesdienst und schon hatte er dreißig Taufbewerber. Da entstanden zwischen dem jungen König Umswasi und seinem Bruder Thronstreitigkeiten. Die Anhänger des Bruders zogen sich auf dem Missionsplatz zusammen, wo sie an einem Sonntagmorgen von den Kriegern des Königs überfallen wurden. Es entstand ein furchtbares Gemetzel; Greise, Weiber und Kinder flüchteten in die Kirche und das Missionshaus, wo sie von den nachdringenden Kriegern erbarmungslos niedergemacht wurden. Allison flüchtete sich zuletzt auf das Dach seines Hauses. Seine Frau stand im Hause inmitten einer Schar von Weibern und Kindern, die an ihrem Leibe hängend erschlagen wurden; doch gelang es ihr, einige Mädchen zu retten, die sie mit ihren Armen und ihren Kleidern deckte. Sie selbst und ihr Mann blieben unverletzt. Nach dem Gemetzel flüchteten Allisons nach Natal und gründeten in der Nähe von Maritzburg eine Station. Viele Flüchtlinge folgten ihnen dahin. Seither war Swasiland von keinem Missionar besucht worden.

Merensky und Grützner mußten zuerst die Erlaubnis der Buren zur Niederlassung bei den Swasi haben. Unter den Buren waren manche, die durch Bekanntschaft mit Missionaren, besonders solchen aus der Brüdergemeine, eine bessere

[1]) Erinnerungen aus dem Missionsleben in Transvaal von A. Merensky.

Meinung von der Mission bekommen hatten, auch manche wirklich fromme, die wünschten, daß den Schwarzen das Evangelium gebracht werde. Aber bei vielen herrschten die alten Vorurteile, der alte Haß; andre wußten überhaupt nicht, was ein Missionar ist, und konnten es durchaus nicht verstehen, daß mit den beiden Fremdlingen keine Handelsgeschäfte zu machen waren. Der Prediger von Leidenburg hatte mit Zustimmung des Kirchengemeinderats und vieler Gemeindeglieder Merensky aufgefordert, in der Kirche zu predigen; als dies ruchbar wurde, empörte sich ein andrer Teil der Gemeinde förmlich gegen dieses Vorhaben. „Wenn der Missionar auf der Kanzel gestanden ist," hieß es, „schlagen wir sie in Stücke. Wir wollen nicht, daß ein Mensch, der den Heiden predigt, in unserer Kirche auftritt." Um des Friedens willen mußte der Plan aufgegeben werden. Schließlich wurde den Missionaren doch die Erlaubnis zur Niederlassung im Swasiland erteilt; das war wohl mit dem Umstand zu danken, daß Merensky sich durch ärztliche Dienste manche Freunde erworben hatte. Eine Bedingung aber wurde an die Erlaubnis geknüpft: die Missionare mußten sich verpflichten, niemals Gewehre und Schießbedarf bei den Swasi einzuführen. Aber das war's gerade, worauf es die schwarze Majestät abgesehen hatte. Der Empfang bei dem Tyrannen war nicht unfreundlich, aber das Jagdgewehr eines der Missionare stach ihm in die Augen: das wollte er haben, und kein andres Geschenk konnte ihn zufriedenstellen. Da sein Wunsch nicht erfüllt werden konnte, wurde der König zornig und erklärte, die Missionare dürften nicht bleiben. Sie wußten nicht, ob sie angesichts der Wut des Tyrannen auch nur eine Nacht ihres Lebens sicher waren; doch schliefen sie in Ruhe, und man ließ sie am andern Morgen unbehelligt abreisen.

Erst viel später, in den achtziger Jahren, konnte die Mission in Swasiland festen Fuß fassen. Die Anglikaner, die hier ein eigenes Bistum haben, und die Wesleyaner haben ein paar hundert Getaufte. Mehr Erfolg hat die Mission der Freikirchen der romanischen Schweiz, die in dem Gebiet der Delagoabai missioniert und gegen 2000 Getaufte hat.

Nach mehreren Wochen kamen Grützner und Merensky wieder in Leidenburg an. Die mühevolle Reise war vergeblich gewesen, und es fragte sich nun, was tun? Verschiedene Umstände veranlaßten sie, einen Versuch bei den Basuto Transvaals zu machen. In Transvaal werden die Schwarzen meistens Kaffern genannt, die Mehrzahl gehört aber zu dem Stamm der Basuto (Abb. 150), einem mit den Betschuanen verwandten Volk, das wohl vor einigen hundert Jahren durch nachschiebende Völker südwärts gedrängt wurde. Ein Teil des Volkes, die Südbasuto, lebten in Natal, die andern in Transvaal. Sie teilen sich in verschiedene Stämme, wie die Bapedi, die Bakopa, die Bawenda u. s. w. Sie sind nicht wie die Kaffern und Zulu gleichmäßig dunkelfarbig, sondern man findet unter ihnen Leute aller Schattierungen, vom Hellgelb bis zum Dunkelbraun. Im Unterschied von den Kaffern leben sie nicht in Kraalen, sondern in oft ziemlich volkreichen Städten, haben auch kein geordnetes Kriegswesen wie jene. Sie hatten schon ehe die Mission zu ihnen kam eine etwas höhere Kultur und man konnte sie nicht als ein reines Naturvolk ansehen. Die Männer trugen eine Lendenbekleidung von fein gegerbtem Leder, die Kleidung der Frauen war etwas vollständiger; der Oberkörper war bei beiden Geschlechtern meistens unverhüllt, außer wenn eine Decke oder ein

Fellmantel, den die Basuto sehr kunstreich herstellen, übergeworfen wurde. Trotz der Vielweiberei steht die Frau dem Manne ziemlich gleich; weibliche und männliche Arbeit ist streng geteilt; die Weiber besorgen alle Arbeit, bei der man's mit Erde und Lehm zu tun hat. Sie bauen die Lehmwände der runden Häuser, fertigen irdenes Geschirr, pflegen die Gärten, die schön gehalten und ihre besondre Freude sind, und bestellen auch die Felder, wobei übrigens die Männer gelegentlich helfen. Diese besorgen das Decken der Häuser mit Deckgras, verfertigen Holzgefäße und nähen auch die ledernen Kleidungsstücke und die Pelzmäntel. Eine Handwerkerzunft bilden nur die Schmiede, die aus Eisen und Kupfer Schmuckstücke fertigen.



Abb. 150. Basutokrieger.

Die Kinder werden gut behandelt und haben anfangs ein fröhliches Leben; aber eine böse Zeit kommt für sie, wenn sie erwachsen werden. Dann müssen sie die sogenannte Koma durchmachen. Die Knaben werden beschnitten und dann im Ertragen von allerlei Schmerzen geübt: grausam geschlagen, ans Feuer gehalten und dergleichen, was sie alles ohne Klagen ertragen müssen. Das dauert monatelang, und im nächsten Jahr folgt noch ein Nachspiel. Auch den Mädchen wird allerlei Schweres zugemutet, z. B. müssen sie eine mit Dornen gespickte Lehmfigur wie ein Kind im Tragtuch auf dem Rücken wiegen. Entläuft ein Kind der Koma, was aber selten geschieht, so wird es getötet. Man sagt dann den Eltern: Die Koma hat das Kind gefressen. Früher war mit der Koma Einweihung in den Götzendienst verbunden. „Die Komagebräuche sind ein starkes Bollwerk gegen die Ausbreitung des Christentums; sie können vor dem Evangelium nicht bestehen und müssen abgeschafft werden; da aber ein Unbeschnittener dem Volke ein Greuel ist, so kommt mit jeder neuen Koma für den Christen und seine Kinder eine Zeit des schwersten Kampfes.“ (Merensky.)

Die Heiratsgebräuche sind ähnlich wie bei den Kaffern. Es kommt zuweilen vor, daß ein junger Mann und ein junges Mädchen eine wirkliche Neigung zueinander haben. Sollen dann die jungen Leute getrennt und das Mädchen irgend einem häßlichen alten Kerl zur Frau gegeben werden, so geht manches Mal das Liebespaar freiwillig in den Tod. Flucht mißlingt oft, weil befreundete Stämme solche Flüchtlinge ausliefern und zu feindlichen Stämmen der Weg weit und gefährlich ist.

Die Basuto sind ein ziemlich begabtes Volk. Sie haben einen guten praktischen Verstand, lebhafte Beobachtungs- und Nachahmungsgabe, ein gutes Gedächtnis und große Rednergabe.

Was ihre Religion betrifft, so wissen sie wohl von einem höchsten Wesen, das sie Modimo nennen. Es ist die Leben und Tod sendende Macht, aber keine Person. Sie wissen nichts von Gottes Liebe, auch nicht daß der Mensch Gott Gegenliebe schuldig ist. Der Weltschöpfer ist, wie auch bei den Zulu, eine Art Halbgott, der den Vermittler zwischen Gott und den Menschen bildet. Verehrung und Opfer bringt man den Geistern der Verstorbenen. So legt man Opfer auf die Gräber der Häuptlinge. Bestimmte Berge und Klüfte gelten als Wohnung der Geister und werden heilig gehalten. Früher brachte man den Ahnen auch Menschenopfer. Trotzdem sagen die Leute oft, sie glauben nicht an ein Fortleben nach dem Tode. Ihr ganzes religiöses Denken wird meist vom Zauber- und Hexenwahn, Orakeln u. dgl. beherrscht. Eine Hauptrolle spielt in dem trockenen Lande der Regenzauber. Der Aberglaube zeitigt oft gräßliche Früchte. Eine Frau, die später Christin wurde, hatte einst in Gegenwart des Häuptlings und der Zauberer ihr eigenes Kind zertreten müssen, weil es unter unheilverkündenden Umständen geboren war!

Grützner und Merensky kamen am 14. August 1860 zu dem Häuptling Maleo im Distrikt Leidenburg; man empfing sie freundlich und wies ihnen Land an. Die Station bekam den Namen Gerlachshoop. Die erste Zeit verging mit den nötigen Baugeschäften u. s. w., so daß das Erlernen der Sprache oft zurückstehen mußte. Eine Erleichterung war aber, daß manche Bakopa (so hieß der hier wohnende Basutostamm; das Wort bedeutet Ackerbauer) holländisch sprachen und auch von den Buren holländische Büchlein bekommen hatten. Manche waren offen für die Predigt des Evangeliums, und schon nach zwei Jahren fand eine Abendmahlsfeier mit einer kleinen Gemeinde statt. Der Häuptling aber blieb ein Heide. Die Predigt wurde auf dem Markt, dem Kehoro, gehalten, wo er mit seinen Räten saß, und also zuhören mußte, aber eine solche Häuptlingsherrschaft hängt sehr mit Tyrannei, Ungerechtigkeit und Unkeuschheit zusammen, und wenn einer sich davon nicht losmachen will, so wird er böse und verbittert.

Da brausten schwere Kriegsstürme über die Station. Im Jahre 1863 entstand ein Krieg zwischen den Buren und dem mächtigen Matebelehäuptling Mapoch, mit dem sich Maleo verbündete. Maleo war wütend über die Christen, die die wilden heidnischen Kriegstänze nicht mitmachen durften. Er erklärte offen, er halte es nicht mit Gott, sondern mit dem Teufel, dessen Schutz er begehre. Er ließ deshalb auch am Sonntag einen Viehkral bauen, und als die Christen dabei nicht helfen wollten, schlug er sie blutig. Es gelang den Basuto, die aus dem Süden alte Steinschloßgewehre erhalten hatten und treffliche Schützen waren, sich der Buren zu erwehren. Maleo wurde wieder freundlicher, weil er sah, daß die Christen tapfer gekämpft hatten. Aber nun waren die Basuto siegessicher und übermütig, und als ein Einfall der Swasi drohte, ließen sie alle Vorsicht außer acht. Anstatt sich von ihren Felsenkuppen aus zu verteidigen, brachten sie nur die Weiber und Kinder dorthin. Die Feinde kamen mit Übermacht, ein Haufe erstürmte die Stadt, ein andrer richtete unter den wehrlosen Weibern und Kindern ein fürchterliches Blutbad an. Maleo und seine Alten starben im Kampfe, die Stadt ging in Flammen auf, den Missionaren aber war kein Leid geschehen. Grützner tat was er konnte für die gefangenen und vielfach verwundeten Frauen und Kinder im Swasilager und nahm sich auch der verwundeten Feinde an. Der Überrest der Bakopa sammelte sich wieder und mancher Flüchtling aus dem Swasilande stieß zu ihnen. Missionsfreunde in Deutschland brachten Mittel zusammen, um gefangene Kinder loszukaufen, man konnte aber nur solche bekommen, die die Buren als Dienstkinder genommen hatten; aus dem Swasilande waren sie nicht freizubekommen.

Von Gerlachshoop aus zog Merensky weiter nördlich, ins Land der Bapedi, in das nordöstliche Viertel des jetzigen Transvaal. Schon früher einmal hatte er das Land erkundet. Es war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den Zulu ausgeraubt und ausgemordet worden. Der König Sekoati irrte mit seinem Sohne Sekukuni in der Fremde umher; die versprengten Reste der Bapedi sammelten sich in Felsklüften und bildeten Banden, die auf Raub ausgingen und die Gefangenen verzehrten. Das Wort Lekchema, Menschenfresser, blieb ein Schimpfname unter den Bapedi, und als wieder geordnete Zustände eingekehrt waren, raunte wohl einer dem andern zu, daß der oder jener ein Menschenfresser gewesen sei. Sekoati konnte endlich zurückkehren; er sammelte die Versprengten seines Volkes, bekriegte und besiegte die Menschenfresser und verschanzte sich auf einem Felsenberg, den die Zulu vergeblich bestürmten.

In Sekoatis Land war den Missionaren auf merkwürdige Weise der Boden bereitet worden. Ein Mann, Sebuschane, war durch die Furcht vor einer ihm feindlich gesinnten Verwandten in steter Unruhe; dazu hatte er einiges vom Christentum gehört und er und sein blinder Freund Katedi sehnten sich nach einem Lehrer. Da kamen zwei Bapedi, die im Kapland gewesen und dort Christen geworden waren, in ihre Heimat zurück. Sie hatten nur kurze Zeit Unterricht im Worte Gottes gehabt, aber es war ihnen heiliger Ernst. Sebuschane und Katedi schlossen sich ihnen an, und durch die Predigt dieser vier Männer entstand eine Erweckung unter den Bapedi. Sebuschane war ein zauberkundiger Mann gewesen, dessen Dienste der alte Sekoati gern gebraucht hatte. Jetzt aber trat Sebuschane mutig vor den König und sprach: „Ich bin dein Kalb, König; meinen Vater habe ich nicht gekannt, du aber bist mir ein Vater gewesen; ich bin dein Auge und dein Ohr. Ich habe für dich gehört und gesehen, wie du mir befohlen hast. Du hast mich gesandt, Dinge dieser Welt zu suchen, dabei habe ich Gott gefunden. Gott hat geboten, daß dies Wort überall verkündet werde. Der Lauf dieses Wortes wird von keinem Menschen verhindert werden, denn Gott hat die Missionare ausgesendet in die ganze Welt, allen Menschen teil zu geben an Jesus Christus, dem Sohne Gottes." Und der alte König antwortete: „Siehe, seit langer Zeit träume ich und sehe Missionare im Traum. Mögen sie kommen, ich werde mit ihnen handeln, wie ich mit den Bauern gehandelt habe."

So ließ sich alles gut an und am Fuße des Lolugebirges wurde die Station Khalatlolu gegründet. Hier fanden sich noch die Überreste einer früher von Buren angelegten Wasserleitung, die wieder hergestellt werden konnte. Unter den Arbeitern, die beim Bau der Station, d. h. zunächst eines Pfahlhäuschens, halfen, war ein Mann, der Holländisch konnte und deshalb als Dolmetscher diente. Mantladi, einer von den beiden zugereisten Christen, Sebuschane und der blinde Katedi waren aus der Hauptstadt übers Gebirge gekommen. Sie halfen tags bei der Arbeit und abends empfingen sie Taufunterricht. Am 2. September 1861 waren die Missionare in Khalatlolu angekommen; am 22., einem Sonntag, als Nachtigal zu einem Kranken gegangen war und Merensky mit furchtbaren Zahnschmerzen im Bett lag, erschienen einige Männer und verlangten einen Gottesdienst; Merensky erhob sich und sprach so gut er konnte, in der Freude über das Suchen der Schwarzen seine Schmerzen vergessend.

Es war ein großer Schrecken, als gerade während der hoffnungsvollen Anfangsarbeit der alte Sekoati starb und sein Sohn Sekukuni, ein wollüstiger, hinterlistiger Mensch, auf den Thron kam. Ältere afrikanische Häuptlinge haben manchmal etwas Ernstes, Wohlwollendes, während bei den jungen die wilden, heid-

nischen Leidenschaften ungezügelt ihren Lauf haben. Außerdem sind mit einem Regierungswechsel oft Thronstreitigkeiten und deshalb Mord und Totschlag verbunden. Diesmal ging es aber noch gut. Allerdings wurde dem Sekoati ein menschliches Totenopfer gebracht, aber im übrigen ging's nur den Rindern ans Leben, die geopfert und dann verzehrt wurden. Anfangs stellte sich Sekukuni gut zu den Missionaren.

Sie mußten ihm einen Brief an die Buren abfassen und nachher in die Hauptstadt reisen, um ihm die Antwort der Buren vorzulesen; er zwang sein häßliches Gesicht zu einem freundlichen Grinsen und sagte: „Hier in meinem Herzen ist euer Platz, Lehrer." Er wohnte in einem schön gebauten Haus, das von tadellos reinen, mit Rohrwänden umzäunten Höfen umgeben war — alles



Abb. 151. Heidnischer Basutokraal.

noch im Landesstil, aber weit schöner als die gewöhnlichen Basutokraale (Abb. 151). Morgens saß er mit seinen Brüdern und Räten am Feuer auf einem freien Platz, dann konnten auch die Missionare mit den andern im Kreise hocken und ihre Wünsche vorbringen. Die Morgenstunde war günstig, weil da der König noch nüchtern war. Diesmal blieben die Missionare zwei Tage in der Residenz und wurden gut bewirtet. Sekukuni sagte, es sei ihm ganz recht, wenn einige seiner Untertanen die Lehre der Weißen ganz lernten. Die Missionare kamen vergnügt wieder nach Hause und meinten, Sebuschanes Wort: „Was solch ein Häuptling sagt, oder was ein Rind brüllt, muß für euch gleichen Wert haben," sei doch allzu schwarzseherisch. Sie mußten erst noch lernen, daß ein Mann wie Sekukuni nur dann sein Wort hält, wenn er denkt, daß es ihm nützlich ist.

Indessen gewannen die Missionare immer mehr Eingang, wozu auch ihre ärztliche Tätigkeit half. Besonders beliebt machten sie sich durchs Zahnausziehen. Die Schwarzen haben zwar in der Regel ganz prachtvolle Zähne, aber auch bei ihnen ist Zahnweh keine Seltenheit. Das Zahnausziehen, wie ihre Ärzte es betrieben,

war aber eine schreckliche Operation. Das Zahnfleisch wurde gelöst und dann arbeitete man mit einem kleinen Speereisen stundenlang an dem kranken Zahn herum, bis er endlich herausging. Als die Zahnwehkandidaten merkten, daß die Missionare ihnen auf schnelle und fast schmerzlose Art helfen konnten, kamen sie von fern und nah, um sich helfen zu lassen. Was weiter günstig für die Missionare stimmte, war der Umstand, daß sie sich ganz dem Volksverband eingliederten. Sie stellten sich nicht unter die Burenregierung, an deren Grenze sie wohnten, und verlangten auch nicht, wie andre Weiße behandelt zu werden. Darum hieß es: „Das sind keine Weißen, das sind Volksgenossen, das sind unsre Missionare." Sie wurden auch nicht wie andre Weiße angebettelt und bestohlen, und das junge Volk erlaubte sich kein freches Benehmen gegen sie.

Das Erlernen der Sprache kostete freilich große Mühe, denn die Lehrer und Dolmetscher waren eben keine Sprachgelehrten, die wußten, um was es sich handelte. Die Grammatik ist in einer Beziehung einfach: das Sesuto hat keinen Geschlechtsunterschied und keine Deklination des Hauptworts; andrerseits aber hat die Konjugation eine fast unendliche Menge von Formen. So hat z. B. ein Zeitwort dreizehn verschiedene Formen, um die Zukunft auszudrücken.

Allmählich fanden sich Suchende und Lernbegierige in größerer Zahl ein. Sie wurden in die Liste der Katechumenen aufgenommen. Man forderte von ihnen das Aufgeben grober heidnischer Sünden, aber zunächst noch nicht das Aufgeben der Vielweiberei, was erst von den eigentlichen Taufbewerbern verlangt wurde.

Da nach afrikanischem Recht die Frau, die der Mann ja um Vieh gekauft hat, soweit es auf sie ankommt, unlösbar an ihn gebunden ist, er aber das Recht hat, sie zu entlassen, hatte es auch für die Heiden nichts Anstößiges, wenn ein Mann seine Frau entließ, im Gegenteil, es war ihren Eltern oft recht angenehm, da sie dann die Tochter noch einmal verheiraten konnten. Manchmal war auch eine der Frauen, als zu jung zur Ehe, noch gar nicht heimgeführt; dann ließ sich die Sache noch leichter ordnen. Der Mann behielt die Frau, mit der er hoffen konnte, am ehesten eine christliche Ehe zu führen, und im übrigen mußte er eben auf sein bezahltes Vieh verzichten, was allerdings für einen Basuto ein schmerzliches Opfer war. Hatte ein Mann zwei Frauen, die beide gläubig geworden waren, so wurde eine von ihnen einem andern Christen vermählt. Christliche Frauen, deren Männer in Vielweiberei lebten, wurden ermahnt, bei ihren Männern zu bleiben, solange diese sie behalten wollten. Nach den Anschauungen der Basuto konnte man kaum anders entscheiden, ohne in unlösbare Schwierigkeiten zu geraten. Das äußere Leben der Christen ließen die Missionare zunächst, wie es war, wenn sich auch die Christen noch die Haare an beiden Seiten des Kopfes rasierten, auch wohl den Körper mit roter Pomade einschmierten und noch ihre einfache Felltracht beibehielten.

„Unsere ersten drei Katechumenen tauften wir bald; sie hatten sich mit solchem Ernst von dem Heidentum abgewendet und bezeugten solches Verlangen nach dem Heil, daß wir nach dreimonatlichem Unterricht das Wasser nicht wehren konnten. Die eine kleine Seitenkammer unsres Häuschens war das Gotteshaus, als Taufschüssel diente ein zinnernes Eßgefäß. Die Leute besaßen noch keine europäischen Kleider, selbst Taufhemden fehlten, aber innerlich waren die Täuflinge bereitet zum Empfang des heiligen Sakraments, wie vielleicht nicht häufig Heidenchristen sind. Sebuschane erhielt den Namen Martinus, der blinde Katedi den Namen Joseph (er hatte schon früher besonderes Wohlgefallen an der Geschichte von Joseph und seinen Brüdern gehabt und sich deshalb den Namen gewählt), und Mantladi den Namen Jakob. Diese drei, mit Jan Matadi die Erstlinge des Bapedivolks, sind

ihrem Taufgelübde treu geblieben, sind für ihr Volk ein Salz geworden und haben ihr Licht nicht unter den Scheffel gestellt."

Sebuschane war Schulze eines Dorfes, und deshalb ein Mann von Einfluß, den er nun dazu verwandte, andre dem Evangelium zuzuführen. Auch der blinde Joseph hatte solchen Einfluß auf seine Umgebung. Jakob Mantladi hatte es sehr schwer. Seine Frau war noch völlig Heidin; da er als armer Mann sie noch nicht ganz hatte bezahlen können, lebte er bei den Schwiegereltern, die einst Menschenfresser gewesen waren. Sein christlicher Wandel und sein Gebet aber überwanden die Frau, die im Jahr 1864 getauft wurde. Später folgten auch die Schwiegereltern.

Es ging damals eine Erweckung durch das Bapediland, die alle Stände und Altersstufen ergriff. Manch armes Mütterchen kam unter großen Mühen aus einem fernen Dorfe zum Taufunterricht. Jünglinge und junge Frauen wandten sich dem Evangelium zu. Ein kühner Jäger, der sich lange gesträubt hatte, war von einem verwundeten Büffel auf die Hörner genommen und in die Luft geschleudert worden. Als er wie tot dalag und der wütende Büffel drohend neben ihm stand, betete er: „Herr, rette mich!" Der Büffel wandte sich in die Büsche und der Mann schleppte sich schwerverwundet zu seinen Genossen. Jetzt fragte er ernstlich nach dem Heil. Er wurde ein wackerer Christ und ein wahrer Freund und Mitarbeiter Merenskys. Auch Männer und Frauen des Hofes, ja selbst ein Bruder des Königs, Dinkoanyane, wurden Christen. Als Schelten und Drohen nichts half, suchte Sekukuni seinen Bruder durch ein schönes Weib zu Fall zu bringen. Es gelang auch zuerst, aber Dinkoanyane war unglücklich dabei; er tat Buße und konnte getauft werden.

Die Stellung des Königs zur Ausbreitung des Glaubens war zuerst eine schwankende. Manchmal glaubten die Missionare, er sei selbst nicht unzugänglich fürs Evangelium; doch gab er, trotz eines Versprechens, nie die Erlaubnis, daß in der Hauptstadt eine Station gegründet wurde. Einmal aber, in einer guten Stunde, sagte er, man dürfe in Ga-Ratao, das von der Hauptstadt zu Pferde in $1^1/_2$ Std. zu erreichen war, eine Station anlegen. Das war doch für die Gläubigen in der Hauptstadt und für die Missionare eine Erleichterung, denn nach Khalatlolu war es immer eine Reise.

Aber der König wurde immer mehr gegen die Christen eingenommen; ein unglücklicher Krieg, den er in Gemeinschaft mit den Buren gegen einen andern Häuptling geführt hatte, der schlimme Einfluß von zwei Weißen, die versprachen, ihm Kanonen zu gießen, und die Missionare verleumdeten, als predigten sie Lügen und seien Spione — das alles wirkte ungünstig auf ihn. — Überdies geriet er in Streit mit einer seiner Frauen, Tlakale, die noch nicht getauft, aber schon eine echte Christin war. Sie war kinderlos, und der König wünschte sie einem andern Mann zu geben. Töchter aus einer solchen Ehe hatten dann als des Königs Töchter gegolten und ihm bei ihrer Verheiratung Viehherden eingebracht. Natürlich widersetzte sich die Frau dem Ansinnen des Königs. Sie hatte darum ein schweres Leben und konnte sich nicht einmal bei den Missionaren Trost holen, denn es war ihr und ein paar andern gläubigen Frauen des Hofes verboten, auf die Station zu gehen.

Ein besonders christenfeindlicher Häuptling, der kürzlich gestorben war, hatte noch vor seinem Tode den König aufgefordert, das Christentum auszurotten. Dieser schrieb nun eine Volksversammlung aus, zu der auch alle Christen, sogar die christlichen Frauen, entboten wurden. In der Versammlung bekannten die Christen offen ihren Glauben und ertrugen allen Schimpf geduldig. Man nahm ihnen ihre Decken, und sie mußten mehrere Tage und Nächte unbedeckt und ohne Feuer in der Kälte des Winters vor den Häusern sitzen. Gutmütige Heiden sagten zu ihnen: „Be-

trüget den König, sagt: Wir verlassen Gott; ihr könnt ja im Herzen weiter beten." Die Christen antworteten aber, wenn sie so etwas täten, hätten sie schon Jesus verleugnet. Schließlich sandten jene Heiden dem König ein wertvolles Geschenk und baten für die Christen; da gab man ihnen ihre Decken zurück und ließ sie nach Hause gehen. Zwei von ihnen aber waren schon vorher auf Befehl des Königs gegeißelt worden. Sie kamen nachher mit furchtbaren Wunden bedeckt nach Ga-Ratao, wo man ihnen möglichste Pflege angedeihen ließ. Der eine, Jakob Mantladi, sagte später: „Am Leibe habe ich Schmerz gefühlt, aber mein Herz war getrost. Ich gedachte des Polykarpus, den die Heiden verbrennen wollten, und sein Leib wurde nicht verzehrt." Der andre, Stephanus Maroti, hatte sich mit dem ersten Blutzeugen, dessen Namen er trug, getröstet.

Unter Hoffen und Bangen war der Winter vergangen, der südafrikanische Sommer gekommen. Es war Anfang November, da stand eines Morgens Tlakale vor der Tür des Missionshauses und bat um die Taufe. Sie hatte sich schon lange darnach gesehnt, denn sie war keinen Tag ihres Lebens sicher, und war jetzt heimlich hergekommen. Wenige Tage nachher kam die Nachricht: „Die Anfechtung ist da; Sekukuni hat geboten, daß niemand, der am Worte Gottes festhält, sein Land bestellen darf." Man trieb den Christen das Vieh weg, selbst das, das sie für ihre Frauen bezahlt hatten, wodurch nach afrikanischem Recht die Frau wieder in den Besitz ihres Vaters kam, dem damit auch seine Enkel zufielen. Man nahm ihnen ihre Kornvorräte, zerschlug ihre Töpfe und vertrieb sie von den Quellen, wenn sie Wasser schöpfen wollten. Die Christen hätten leicht ihr Eigentum behalten können, wenn sie auf die Frage: „Wirfst du fort?" (nämlich den Glauben) mit Ja geantwortet hätten. Aber alle Getauften und auch die meisten Katechumenen blieben standhaft.

Ungefähr eine Woche nachher versammelten sich die Krieger der Hauptstadt und der umliegenden Dörfer. Die wehrlosen Christen, 31 Männer, 8 Jünglinge, wurden vorgefordert. Noch einmal verhörte man sie, da sagte Martinus Sebuschane: „Ihr wisset alles; ihr wisset, was wir sind: Gläubige sind wir, die nicht verleugnen werden; wir können euch nicht gehorchen, denn wir gehorchen Gott." Nun fielen die Krieger mit Ruten und Keulen über die Christen her, die, wie sie verabredet hatten, niederfielen und beteten. Bald bluteten sie aus vielen Wunden, und mehrere lagen besinnungslos auf dem Boden. Sie erzählten nachher, wie Gott sie in der schweren Stunde getröstet hatte. „Das Bild unsres Heilandes schwebte uns vor, wie er von den Kriegsknechten gegeißelt und ans Kreuz geschlagen wurde, wie er da blutete und starb um unsertwillen. Das gab uns Kraft und machte unsre Herzen fröhlich." Martinus Sebuschane war durch einen vornehmen Heiden beschützt worden. Auch Dinkoanyane und einen andern Häuptling hatte man ihres Ranges wegen verschont. Sebuschane konnte sich nun der andern annehmen; zuerst trug er den blinden Joseph und dann die am schwersten Mißhandelten fort. Die Frauen waren in ihren Häusern geschlagen worden. Am Abend kam das Gebot: „Wer glaubt, der soll die Stadt verlassen; Berg und Tal steht ihm offen, hier darf niemand mehr essen und trinken, der nicht den Glauben läßt für allezeit." Martinus bat noch einmal für die Christen, aber der König ließ sich nicht erweichen. Merensky schickte nun zu den Missionaren in Khalatlolu, um sich mit ihnen zu besprechen;

der Auszug der Christen, das wußte er, würde einen vollständigen Bruch mit dem König bedeuten, und Flucht aus dem Lande war nach dem Basutorecht ein todeswürdiges Verbrechen. Merensky und Nachtigal begaben sich zum König, um ihn an seine Versprechungen zu erinnern, aber auch ihre Fürsprache war vergeblich. Er war zu sehr ins heidnische Wesen verstrickt und erklärte Widerstand dagegen für Empörung. Martinus drängte zur Flucht. Da den Christen ihre Lebensmittel geraubt waren, kehrte der Hunger bei ihnen ein. Wenn auch die Missionare ihnen nach Kräften beistanden, so war doch die Not groß. So machten sich die Christen in einer Nacht auf den Weg.

Die Frauen trugen ihre kleinen Kinder auf dem Rücken, und je fünf von ihnen hatten einen Mann zum Führer. Jakob Mantladi und der blinde Joseph ließen ihre Kinder im Missionshaus, damit sie von dort im Wagen nachgebracht würden. Auch Stephanus, der noch so elend war, daß er fast nur kriechen konnte, blieb im Missionshaus. Hier fing man in der Nacht an, den Wagen zu packen. Aber am andern Morgen wurde das Haus von fünfzig wilden Kriegern überfallen, die glaubten, die Christen hätten sich hier oder im Wagen versteckt. Merensky verbarg schnell die Kinder und Stephanus unter das Bett seiner Frau. Einer von den Kriegern stürmte ins Schlafzimmer, aber er hatte Mitleid mit der armen Frau, die im Bett lag und ihn traurig ansah. Er ging hinaus, und die Versteckten waren gerettet. Merensky war dem wütenden Haufen allein entgegengetreten; es geschah ihm kein Leid. Nach diesen Schreckensszenen wurde ihm sein erstes Kindlein geboren. Was sollte nun mit der Wöchnerin und dem Kindlein geschehen? Wenn Merenskys dablieben, so war zu fürchten, daß man sie als Geisel für die Rückkehr der Geflohenen festhielte. Sollte man die Kranke und das Kind übers Gebirge tragen nach Kchalatlolu? Dort war man wohl etwas weiter von der Hauptstadt, aber wirkliche Sicherheit war dort auch nicht. Um auf sicheres Gebiet zu gelangen, mußte man über den Stellpoortfluß (einen Nebenfluß des Olifant) gehen, und der war vom Regen so angeschwollen, daß der Wagen nicht hindurch konnte. Zum Glück nahmen sich brave Buren, besonders ein alter Freund Merenskys, Hermannus Stein, der Bedrängten an. Gerade, als niemand Rat wußte, kam Hermannus angesprengt mit der Nachricht, daß sein Wagen durch den Fluß gegangen sei und die Flüchtlinge aufnehmen könne. Mit Einbruch der Dunkelheit sammelte sich ein ganzes Häufchen Flüchtlinge ums Missionshaus. Man brach bei Nacht auf und ließ alle Sachen zurück, die ein Bauer später holen sollte. Frau Merensky wurde auf einem Stuhl den engen Felsenweg von der hochgelegenen Station hinuntergetragen; dann holte man auch das Kindchen. Unten warteten Pferde, und nach einem halbstündigen Ritt war der Wagen erreicht, in dem man glücklich bei Tagesanbruch den Fluß erreichte. Hier kamen die Flüchtlinge aus ihren Verstecken hervor. Sie hatten nicht über den Fluß kommen können, denn da es in den Flüssen dieses Landes Krokodile gibt, können die wenigsten Bapedi schwimmen. Man nahm die Alten und Schwachen in den Wagen, die andern brachte man mit Hilfe der Pferde durchs Wasser.

Neunundsechzig Bapedi waren es, die um ihres Glaubens willen alles verlassen hatten. In Leidenburg fand das Häuflein der Vertriebenen einstweilen in der Gemeinde des frommen Pfarrers van Henningen Zuflucht. Aber infolge der fortwährenden Kriegsunruhen waren auch bei den Buren die Lebensmittel knapp, und es mußte ein Ort gesucht werden, wo sich die Bainto dauernd niederlassen konnten. Dazu kam, daß das Dorf, wo Gerlachshoop lag, von dem gefürchteten Matebelehäuptling Mapat geplündert worden war, so daß das Christenhäuflein sich dort nicht auf die Dauer halten konnte. Als Merensky die Gegend nach einem passenden Ort suchend durchritt, wurde ihm ein Stück Land zu billigem Preis angeboten. Es lag südwestlich von Leidenburg, an einem Nebenfluß des Olifant, im Gebiet von Transvaal, war aber nicht von Buren besiedelt: von Sekukuni war es drei Tagereisen, von Mapoch doch wenigstens eine Tagereise entfernt. Holz zum

Hausbau war hier vorhanden. So kaufte Merensky das Land. Im Februar 1865 zog er mit Weib und Kind und mit seinen Basuto, die sich durch weiteren Zuzug auf 85 vermehrt hatten, nach Botschabelo, d. h. „Zuflucht“ — so wurde die neue Niederlassung genannt (Abb. 152). Ungefähr ebensoviele Bakopa hatten sich schon vorher eingefunden. Aus den beiden Christendörflein, deren jedes unter einem Häuptling stand (die Bapedi unter dem schon genannten Dinkoanyane), entwickelte sich nun allmählich ein kleines christliches Staatswesen, das weithin eine Leuchte und eine Hochburg gegen das ringsum tobende Meer des Heidentums wurde.

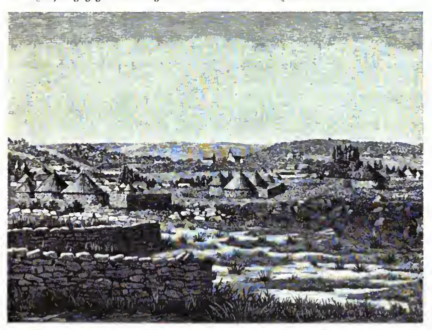


Abb. 152. Botschabelo einige Jahre nach der Gründung.

Es waren noch viele Christen in Sekukunis Reich geblieben, aber ihre Stellung wurde immer unerträglicher, denn Sekukuni, wütend über die Flucht seiner Untertanen, konnte sich doch nicht entschließen, den einzigen Schritt, der sie bei ihm festgehalten hätte, zu tun und den Besuch des Gottesdienstes zu erlauben. Die Geflüchteten bemühten sich, allmählich ihre Angehörigen und Freunde aus Feindesland herauszuholen. Sie schlichen sich bei Nacht in die Nähe der Dörfer und gaben sich wohlwollenden Leuten zu erkennen, die ihnen Nahrung brachten und den Christen Mitteilung machten. So gelang es, obwohl unter viel Mühen und Gefahren, allmählich viele Christen zu befreien. Im ersten Jahr kamen schon 150 neue Flüchtlinge an, und rührend war das Wiedersehen zwischen den wieder vereinten Familiengliedern und Freunden. Sekukuni hatte unter seinen Frauen vier Christinnen. Eine mißhandelte er selbst so, daß sie starb. Eine andre hatte er mit der Keule geschlagen und dann mit dem Sambok, der Peitsche aus Nilpferdhaut, peitschen lassen. Sie und die zwei andern, die er andern Männern geben wollte, entflohen bei Nacht und kamen an die Tür des Missionshauses von Khalatlolu. Es gelang, sie zuerst in einem Maisfeld in der Nähe des Missionshauses und dann zwischen den Felsen der Gegend zu verstecken, und schließlich gelangten sie nach

Botschabelo. Wären sie von den 200 Kriegern, die Sekukuni nach Befragung der Zauberwürfel zum Suchen aussandte und die auf das Missionshaus in Khalatlolu hereinstürmten, gefunden worden, ihr Schicksal wäre entsetzlich gewesen, und auch die Missionare hätten die Rache des Wüterichs fürchten müssen. In Botschabelo überlegte man sich, ob man die drei Königsfrauen wieder verheiraten dürfe. Dinkoanyane wünschte es, da sie sonst nach afrikanischer Anschauung von den umwohnenden Heiden als seine Frauen angesehen worden wären. Zwei hatte Sekukuni nur von seinem Vater überkommen und die dritte hatte er gegen ihren und der Eltern Willen aus ihrem Vaterhause fortgeschleppt. So durfte man die Ehen als gelöst betrachten, und die Frauen konnten sich christlich wieder verheiraten.

In Botschabelo wurde fleißig gebaut und gepflanzt. Die Basuto bauten ihre Häuser allerdings nicht wie sie gewohnt waren aus Pfählen, denn dazu hätte man zu viele junge Bäume opfern müssen, sondern aus Steinen, aber doch rund, nach väterlicher Weise; Haus und Hof rein zu halten mußten sie nicht erst von den Weißen lernen, aber daß ein Fensterchen eine Verbesserung war, merkten sie doch. Zum Schutz gegen feindlichen Überfall und besonders als Zuflucht für Weiber und Kinder baute man auf einem benachbarten Hügel und in jedem der beiden Dörfer kleine Festungen. Freche Forderungen der umwohnenden Heiden wies man entschieden zurück, und als sie einmal gemerkt hatten, daß die Christen nicht nur beten sondern auch kämpfen konnten, daß sie gut bewaffnet waren (die Buren hatten ihnen sogar erlaubt, Feuerwaffen zu kaufen), daß sie selbst aus dem Gottesdienst forteilten, um einen Überfall abzuwehren, — da ließ man sie bald in Ruhe. Im ersten Jahre, bis zur Ernte und auch später noch, bis man genügend Ackerland besaß, hatten die Botschabeloer viel mit Not und Hunger zu kämpfen, wenn sie sich auch durch Arbeit bei den Bauern etwas verdienten und die Jagd manches für die Küche lieferte; aber später wurde Botschabelo die Kornkammer der Umgegend, und die Heiden, die gespottet hatten, die Christen würden verhungern, sahen nun, daß sie sich getäuscht hatten. Auch herrliches Obst gab es fast das ganze Jahr hindurch.

Das kleine christliche Gemeinwesen mußte natürlich auch seine Gesetze haben. Vor allem war alles, was an heidnische Greuel, Zauberei und dergleichen erinnerte, verboten. Die Christen hatten aber ohnehin mit dem abergläubischen Wesen vollständig gebrochen und mieden mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit selbst den bösen Schein. Für bestimmte Vergehen war Aufschub der Taufe und bei Erwachsenen Ausschließung vom Abendmahl festgesetzt, für Diebstahl und Vergehen gegen das sechste Gebot öffentliche körperliche Züchtigung. Aber in den ersten Jahren waren selten Strafen notwendig. Gut war es, daß die Sitte der Basuto, die Häuser einer Sippe in einer Gruppe zusammenzubauen, auch hier zur Geltung kam, so daß das patriarchalische Leben unter Aufsicht des Familienhauptes nicht gestört wurde.

An den Arbeiten fürs Allgemeine mußten sich alle beteiligen. Es mußte Kirche und Schule gebaut werden, man mußte Sümpfe trocken legen, Brücken bauen u. s. w. Bald brauchte man allerlei Gewerbe, teils um die Bedürfnisse der Bewohner zu befriedigen, teils um die jungen Leute zu beschäftigen und in Handfertigkeiten zu unterrichten. So entstand eine Wagnerwerkstätte (Abb. 153), in der die Wagen für die Missionsstationen gemacht und ausgebessert wurden und die auch die umwohnenden Bauern gern benützten. Die vorhandene Wasserkraft wurde für eine Mühle nutzbar gemacht; ein Kaufladen machte die Leute unabhängig von herumziehenden, oft unredlichen Händlern und versorgte die Missionare mit den unentbehrlichen europäischen Waren. Zu den neuen Bedürfnissen, die die Schwarzen selbst hatten, gehörten besonders Kleider. Es gab allerdings einige alte Männer, die sich damit begnügten, über ihrer nationalen Fellkleidung ein Hemd oder eine Decke zu tragen; auch Kinder liefen oft im bloßen Hemdchen oder im Hüftenfell herum; aber im allgemeinen fingen die Leute an, sich vollständig zu kleiden. Die Frauen trugen saubere Baumwollkleider und anstatt des Hutes, der den Schwarzen so schlecht steht, ein farbiges Kopftuch. Die zwar

nicht gerade heidnische aber doch häßliche Sitte, das Haar zu beiden Seiten des Kopfes abzurasieren, kam auch allmählich ab.

Wenn sich so die Gemeinde nach außen gedeihlich entwickelte, so war auch ihr geistliches Wachstum sehr schön.

„Von dem inneren Leben einzelner hatten wir oft Gelegenheit erfreuliche Züge zu beobachten. Unsere Basuto waren als Heiden dazu erzogen, alle ernsten Gefühle in sich zu verschließen. Es ist, als ob das Heidentum seine Blöße nicht offenbar werden lassen wolle, als ob es nicht zeigen wolle, daß es für Seelenleid und Verzweiflung keinen Rat weiß, wenn es den

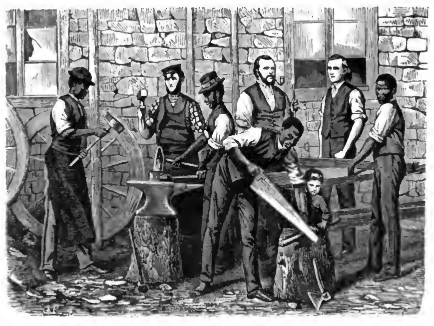


Abb. 153. Wagenbauerei in Botschabelo.

Trauernden versagt ist, abgesehen von dem zeremoniellen Heulen und Klagen bei Todesfällen, ihrem Schmerz durch Tränen oder Worte Luft zu machen. So war auch bei unsern Christen das Leben selten äußerlich stürmisch bewegt. Selten war es, daß einer Tränen zeigte, wenn er auch tief bewegt war über eine Sünde, selten auch, daß einem einmal der Mund überfloß von rührendem Bekenntnis ihm widerfahrener Gnade. Wenn man aber die Leute bei ihrem täglichen Tun beobachtete, wenn man ihren heiligen Ernst der Sünde gegenüber sah, wenn man sie beten hörte oder sie an dem Kranken- und Sterbebette voller Trost und Hoffnung sah, da wurde es offenbar, daß durch Gottes Gnade ihr Herz ergriffen und erneuert war. Wie oft habe ich mir an den Krankenbetten Kraft geholt zu gläubigem, stillem Ertragen von Kreuz und Leid, und wie oft hat sich an den Sterbelagern bei armen Schwarzen, die unter sich nur den Lehmflur und die Matte und über sich eine schlechte, oft zerrissene Decke hatten, mein Herz mit Preis und Dank gegen den Herrn erfüllt, der nun auch diesen Armen den letzten Trost der Sündenvergebung und der Gewißheit ihres ewigen Heils geschenkt hatte. Die müssen selbst nichts wissen von Herzens- und Gewissensangst und der durch sie dem Menschen drohenden Verzweiflung, welche höllisches Feuer ist, die

kühlen Verstandes den Nutzen der Mission darnach bemessen, ob der Schwarze durch sie brauchbarer für den Dienst der Weißen wird, oder darnach, wie weit der Christenglaube den Schwarzen für europäische Kultur empfänglich macht. Sie ahnen nichts von dem tiefen inneren Elend der Heiden, in das sie niemals hineingeschaut haben, und ahnen nichts von dem Frieden, den der Glaube an Christus auch solchen bringt, sonst könnten sie ihnen nicht den einzigen wahren Trost mißgönnen, der auch im Tal der Todesschatten den nicht verläßt, der ihn ergriffen hat."

Freilich konnte das kleine Gemeinwesen nicht für alle Zeiten mit der umgebenden Welt unverworren bleiben, und so konnten auch die fast idealen Zustände nicht andauern. Manches trug dazu bei, das Nationalgefühl der Schwarzen zu beleben und aufzuregen, und auch in dem friedlichen Botschabelo machten sich die Gegensätze fühlbar. Die schwarzen Christen waren damals allerlei Plackereien von der Burenregierung ausgesetzt, z. B. mußten auch die Botschabeloer eine ziemlich hohe Kopfsteuer zahlen, obgleich die Regierung ihnen keinerlei Schutz und Hilfe gewährte. Die Folge war, daß schließlich Dinkoanyane mit einem Teil der Einwohner Botschabelo verließ und sich, um von den Buren frei zu bleiben, in einer unzugänglichen Kluft am Speckboomfluß, nördlich von Leidenburg, niederließ. Sekukuni machte Dinkoanyane zum Unterhäuptling. Das kleine Häuflein fiel nicht ins Heidentum zurück, sondern sie lebten als Christen und hielten auch Gottesdienst, aber sie wurden jetzt immer mehr zur Empörung gegen die Regierung getrieben. Die Buren verbündeten sich mit den Swasi, und diese, die Todfeinde der Basuto, überfielen Dinkoanyanes Niederlassung und richteten ein großes Blutbad an, in dem auch der Häuptling selbst den Tod fand. Die Überlebenden, unter denen besonders viele Witwen waren, kamen teilweise wieder dahin zurück, andere schlossen sich der Mission in Leidenburg an.

Eben dieser Kampf zwischen Dinkoanyane und den Buren hatte die vorübergehende Unterwerfung Transvaals unter die Engländer zur Folge (1877). Im Dezember 1879 erstürmten sie auch Sekukunis Burg und nahmen den alten Tyrannen, der keinen Mut mehr hatte, nach Basutoart den Tod im Kampfe zu suchen, gefangen. Damals besuchte Merensky seinen alten Todfeind noch einmal, und als dieser ihn um Fürbitte bei den Engländern bat, mußte der Missionar daran denken, wie oft er früher den Wüterich vergeblich um Gnade für die Christen gebeten hatte, und er erinnerte ihn daran, wie er damals beim Abschied zu ihm gesagt hatte: „Gottes Reich wird bestehen, dein Reich aber wird untergehen." Von den Botschabeloern hatten ungefähr 50 Mann unter den Engländern gekämpft und hohes Lob geerntet. Andre waren als Krankenträger ausgebildet und leisteten da Tüchtiges. Die Engländer sorgten für Beruhigung des Landes. Nach Sekukunis Gefangennahme wurde in seiner einstigen Hauptstadt eine Missionsstation errichtet.

Merensky mußte im Jahr 1882 nach Europa zurückkehren, hat aber seine Gemeinden später noch einmal besucht. Am Ostermontag 1903 hat er die Freude erlebt, daß in Berlin sein einstiger Täufling und Schüler Abraham Serote zum Prediger ordiniert wurde!

Nachdem die kurze Herrschaft der Engländer vorüber und das Land den Buren zurückgegeben war, wurde Sekukuni freigelassen und sogar wieder in sein Königreich eingesetzt. Er stellte sich äußerlich freundlich zu den Missionaren, blieb aber im Herzen derselbe, und man fürchtete, er könnte bald wieder die Christen verfolgen.

Aber noch ehe es so weit kam, ließ ihn sein Bruder Mampuru, mit dem er in Feindschaft gelebt hatte, ermorden (1882). Nun endlich herrschte von außen Ruhe. Da entstand ein trauriger Riß in den Gemeinden des Bapedi-Landes: eine von der Mission unabhängige Nationalkirche wurde gegründet, zu der sich sogar einer der Missionare bekennt. Besonders in Kchalatlolu und auf mehreren Außenstationen von Lobetal und Arcona (gegr. 1877, zählt 500 Getaufte, s. Abb. 154) sowie in Neu-Halle hat die Sezession viele Anhänger, zusammen etwa 500; doch scheint die Bewegung jetzt wieder im Abnehmen zu sein.

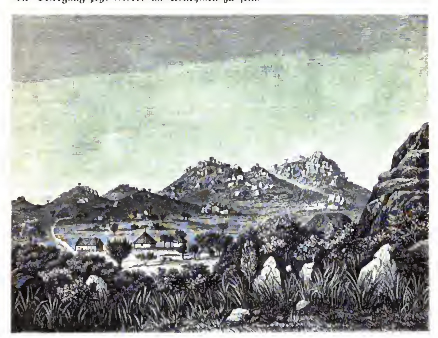


Abb. 154. Arcona.

Botschabelo selbst ist noch immer eine blühende und wachsende Station; es wird von 3000—4000 Christen bewohnt. Manche Heiden kommen hieher, um, ungestört von ihrer Umgebung, den Taufunterricht zu genießen. Freilich treten nicht alle nachwachsenden Gemeindeglieder in die Fußstapfen der Alten. Die Männer arbeiten oft in den Diamantenminen von Kimberley und auf den Goldfeldern von Johannesburg, und das Leben dort hat natürlich keinen guten Einfluß, obgleich an beiden Orten für Missionierung gesorgt ist. In Kimberley hat Missionar Meyer die Belagerung mit durchgemacht. Er fuhr immer auf dem Fahrrad nach der deutschen Kirche zum Konfirmandenunterricht und blieb unverletzt, obgleich um ihn her die Geschosse einschlugen.

Wir haben die in mancher Beziehung fast einzigartige Geschichte Botschabelos ausführlich erzählt, müssen uns aber nun wieder kürzer fassen. Die Berliner Mis-

sion hat jetzt (1903) in Transvaal und dem nördlich angrenzenden Maschonaland 27 Haupt- und 109 Nebenstationen mit zus. 21000 Getauften sowie 3500 Schülern unter 33 Missionaren und 100 eingebornen Gehilfen. Unter den im nördlichen Transvaal gelegenen Berliner Stationen ist besonders **Medingen** zu nennen. Es liegt in Bolubedu, im Nordosten Transvaals. Die Gegend dort ist ziemlich regenreich, während Transvaal ein regenarmes Land ist. Deshalb gilt die **Königin Modjadje** (Abb. 155) von Bolubedu für eine große Zauberin, deren Regenmedizinen in ganz Transvaal hoch bezahlt werden. Hier arbeitet seit 1881 Bruder **Fritz Reuter**, der einst auf dem Schlachtfeld von Mars la Tour den Entschluß gefaßt hatte, Missionar zu werden. Er fand bei seiner Ankunft schon einige Erweckte und sogar einen getauften Häuptling. So entstand bald eine kleine Christengemeinde, die aber am Karfreitag 1884 von den Heiden in ihrem Kirchlein überfallen und niedergemacht wurde. Als die böse Königin 1895 von den Buren besiegt und gefangen genommen wurde, bat sie den Missionar um Hilfe, und dank seiner Vermittlung durfte sie — natürlich unter der Oberhoheit der Buren — Königin bleiben. Medingen ist jetzt eine blühende Station mit vielen Gebäuden, Gärten und Außenplätzen. Mit letzteren zusammen zählt sie schon über 1000 Getaufte. Sogar während des letzten Krieges konnten viele getauft und überhaupt die Stationsarbeiten eifrig weitergeführt werden.

Von der Herrnhuter Mission haben wir schon gesprochen; jetzt müssen wir noch besonders die **Hermannsburger** Mission erwähnen, die neben der Berliner die Hauptarbeit in Transvaal tut. Im Jahr 1835 landeten die ersten von Pastor Harms ausgesandten Brüder in Natal und arbeiteten dort unter den Zulu. Von da rief sie im Jahr 1859 Präsident Pretorius nach Transvaal. Die Buren hatten Streit mit den englischen Missionaren und wollten deshalb lieber die Arbeit einer deutschen Gesellschaft. Sie hatten einen guten Eindruck von den Herrnhutern im Kapland, verwechselten aber die Namen Herrnhut und Hermannsburg. So geschah es, daß die Hermannsburger nach Transvaal kamen.

Während die Berliner hauptsächlich im Osten ihre Wirksamkeit haben, arbeiten die Hermannsburger mehr im Westen, so daß ihre östlichen Stationen sich mit denen der Berliner, die westlichen mit denen der Londoner Mission berühren. Jenes Mißverständnis ist nicht zum Schaden der Transvaalmission ausgeschlagen. Vielleicht ist sogar die Hermannsburger Mission für Transvaal besonders geeignet; denn Transvaal ist ein Bauernland und die Hermannsburger Brüder sind meistens aus dem Bauernstand hervorgegangen. So ist auch die Mission mit landwirtschaftlichem Betrieb verbunden. Man kauft ein Stück Land, das der Mission gehört und von dem Missionar bewirtschaftet wird. In Natal wurden die Christen auf dem Missionsland angesiedelt, lernten hier arbeiten und wurden auch veranlaßt, der Mission einen kleinen Pacht zu bezahlen.

In Beziehung auf die Ansiedlungen unter den Basuto und Betschuanen Transvaals sagt Pastor **Haccius** in seiner „Denkschrift über die Generalvisitation der Hermannsburger Mission in Südafrika“: „Dort haben unsre Missionare eine segensreiche Tätigkeit entfaltet, wofür ihnen die betreffenden Stämme zu großem Dank verpflichtet und auch herzlich dankbar sind. Die Missionare haben die Könige veranlaßt, Plätze zu kaufen, haben dieselben für sie und mit ihnen ausgesucht, und haben das ganze Kaufgeschäft besorgt. Auch haben sie, da die Eingeborenen nicht das Recht

juristischer Persönlichkeit hatten, so daß die Plätze nicht auf ihren Namen eingetragen werden konnten, dieselben auf den Namen der Mission oder ihren eigenen schreiben lassen. So waren die Missionare die rechtlichen Vertreter ihrer Könige. Dadurch gewannen die Stämme eigene Wohnplätze und



Abb. 155. Königin Modjadje und ihre Minister.

wurden frei von dem Druck der einzelnen Buren, der oft nur schwer zu tragen war. Auch dehnten sie sich durch den Ankauf benachbarter Plätze allmählich weiter aus. Da sie besser als eingewanderte weiße Leute zahlen konnten, verkauften ihnen die Buren meistens gern. Sie haben oft erstaunliche Preise bezahlt, die aber für sie nicht zu hoch waren, denn da sie dadurch zusammenhängenden Grundbesitz bekamen, hatte der einzelne Platz für sie einen weit höheren Wert und das Zahlen wurde

ihnen nicht schwer. Sie brauchten nur von ihrem Viehreichtum eine Anzahl Ochsen herzugeben, so hatten sie oft schon den Kaufpreis in Händen; und war das noch nicht genug, so sandte der König eine Schar seiner Leute auf die Diamanten- und Goldfelder, die ihm in kurzer Zeit den Betrag verdienten. Durch solche Platzkäufe kamen die Stämme zu eigenem Besitz. Die zerstreuten Glieder sammelten sich wieder um ihren König, der Stamm als solcher war in seinem Bestande gerettet und hatte eine gesicherte Existenz. Auf dem eigenen Platze war der König Herr, und das Volkswesen konnte sich wieder freier entfalten. Das war ein Großes. Unsere Missionare hatten aber noch ein höheres Ziel im Auge: das Missionsinteresse selber bewog sie dazu. Denn je freier und unabhängiger das Volk war, desto ungehinderter und freier konnte auch die Missionsarbeit getrieben werden. So machten sie es denn stets zur Bedingung, daß für die Anlage einer Station dem Missionar ein entsprechender Raum abgegeben werde. Um darin sicher zu sein, haben sie in solchen Fällen einen Teil der Kaufsumme bezahlt und einen entsprechenden Teil des Platzes in Besitz genommen."

Die Hermannsburger Mission zählt jetzt in den vier Kreisen Rustenburg, Pretoria, Moriko und dem Hochfeldkreis auf 26 Stationen — die bedeutendsten sind Bethanien und Saron — zusammen 44000 Christen und über 5000 Schüler. Unter ihren Missionaren müssen wir besonders Wilhelm Behrens erwähnen, der 43 Jahre lang zuerst in Natal und dann in Transvaal als Missionar arbeitete. Er war Besitzer eines Bauernhofs in Hermannsburg gewesen und hatte diesen, ehe er nach Afrika ging, der Missionsanstalt vermacht. Er starb 1900 wie ein Patriarch unter seinen Leuten.

Andere Missionen, die unter den Völkern Südostafrikas wirken, sind die der kap-holländischen Kirche, die Mission Romande, die von der französischen Schweiz aus geleitet wird, die anglikanische Ausbreitungsgesellschaft, die der wesleyanischen Methodisten und seit einigen Jahren die sog. Äthiopische Kirche. Von verschiedenen Seiten drängt man jetzt auch nordwärts vor ins Matebele- und Maschonaland (Rhodesia). Der letzte Krieg hat natürlich großen Schaden auf diesem ganzen Gebiet angerichtet, darunter auch solchen, der bei besserem Willen wohl hätte vermieden werden können. D. Warneck sagt darüber (Allgemeine Missionszeitschrift 1901):

„Verhängnisvoll für die Mission ist der Südafrikanische Krieg. Schon die materiellen Verluste, die die in Mitleidenschaft gezogenen Missionen erlitten haben, sind beträchtlich, aber viel schwerer wiegt der moralische Schaden. Zum Glück hat die farbige Bevölkerung nicht, wie man anfangs fürchtete, die Gelegenheit zu einem allgemeinen Aufstand benutzt, und man kann dies zum großen Teil dem Einfluß zuschreiben, den die Mission auf sie ausgeübt und der in dieser schwersten Stunde die Probe bestanden hat. Auch beweist dies, daß die Buren doch nicht solche Tyrannen der Farbigen gewesen sein können, als welche der böse Leumund sie hingestellt hat. Aber die Eingeborenen sind durch den Krieg verroht worden und ihre Achtung vor den Weißen und deren Christentum hat einen Stoß erhalten, der nicht ohne schlimme Nachwirkung bleiben kann. Und das ist nicht die ganze Tragweite dieses Krieges, in dem England eine große moralische Niederlage erlitten hat. Gewiß haben die Buren in der Vergangenheit durch harte Behandlung der Eingeborenen eine große Schuld auf sich geladen und gewiß sind sie in ihrer Staatsverwaltung die Idealmenschen nicht gewesen, zu denen sie der antienglische Enthusiasmus machen möchte, aber die Hauptschuld an dem Ausbruch des Krieges trifft nicht sie, sondern England. Nicht um einen Kampf für die Rechte der Eingeborenen, sondern um eine Vorwärtsetappe auf dem zielbewußten Wege der englischen Weltpolitik hat es sich gehandelt. Das kleine Volk der Buren war dieser Politik im Wege, darum war es seit langer als einem Jahrzehnt die Losung: so oder so, es muß sich unterwerfen. Der mit der südafrikanischen Politik seines Vaterlandes wohlvertraute Engländer Statham hat in seinem schon vor Ausbruch des Krieges erschienenen Buch ‚Südafrika wie es ist' auf Grund unwiderleglicher Tatsachen diesen Nachweis geführt und schließt ihn ab mit dem Urteil, die Geschichte

von Naboths Weinberg habe sich wiederholt. Die fast einzigartige Tatsache, daß von den durch politische Berechnung beeinflußten Diplomaten abgesehen die überwältigend große Mehrheit in allen abendländischen Völkern auf Seite der Buren steht, hat ihren Grund nicht bloß in der psychologisch natürlichen Sympathie für ein kleines Volk, das mit heldenhafter Tapferkeit einem übergewaltigen Feinde gegenüber seine Freiheit verteidigt, sondern auch in der lange verhaltenen Antipathie gegen eben diesen Feind, dessen Anspruch auf Weltherrschaft keine Grenzen kennt und mit dessen überstolzem Nationalbewußtsein fast überall ein anspruchsvolles Auftreten verbunden ist.

„Aber was hat denn das mit der Mission zu tun? Viel. Es kann uns nicht gleichgültig sein, welches Ansehen England in dem Urteile der Welt genießt, denn es ist die führende protestantische Missionsnation, und es kann uns nicht gleichgültig sein, welche Macht England in der Welt besitzt, denn es ist der Hort der religiösen Freiheit. Wir dürfen uns durch den Unwillen gegen die Handlungsweise der englischen Politik in Südafrika nicht verleiten lassen, die Verdienste zu vergessen, die das englische Volk um die Zivilisierung und Christianisierung der Welt hat, noch uns gegen die Gefahr verblenden, die für beide in einem Rückgang der englischen Weltmacht liegt. Und diese Gefahr ist vorhanden. Der Südafrikanische Krieg und die barbarische Art, wie er geführt worden ist, zuletzt gegen wehrlose Frauen und Kinder, hat England mit einer Schuld belastet, und wird diese Schuld nicht gesühnt, so folgt ein Gericht. England hat durch diesen Krieg nicht bloß eine Saat unauslöschlichen Hasses in Südafrika gesät, es hat auch militärische Schwächen gezeigt, die sich seine Nebenbuhler unter den Großmächten seinerzeit zunutze machen werden. Und wenn dann einmal ebenbürtige Gegner mit ihm den Kampf aufnehmen und es unterliegt — was wird das für die Weltkultur und für die Weltmission bedeuten? Das ist eine ernste Frage beim Eintritt ins 20. Jahrhundert und es ist zu wünschen, daß englische Christen sie ihrem Volke vorlegen, aber auch, daß in den übrigen Nationen besonnene Männer wachen, damit die Antipathie gegen England nicht zum blinden Fanatismus werde."

Schön ist es, jetzt (1903) zu sehen, wie die Mission sich von den Schrecken des Krieges erholt, wie die von den Engländern gefangen gehaltenen Missionare auf ihre Posten zurückkehren, wie die zerstreuten Herden sich wieder sammeln, wie hie und da ein neuer Eifer für geistliche Dinge erwacht ist und wie viele jüngere Buren sich getrieben fühlen, an der Bekehrung der Landeskinder mitzuarbeiten.

Die Süd-Basuto.

Durch das Drachengebirge von Natal und vom Kafferlande geschieden und im Westen und Norden von dem Oranje-Freistaat umschlossen, wohnt jetzt, fast auf die Hälfte seines früheren Gebiets zusammengedrängt, in dem fast unzugänglichen Quelland des Kaledon, Vaal und Oranje, des Umzimwubu, Umzimkulu und Tugela der begabte Stamm der Süd-Basuto. Verheerende Einfälle der Zulu vertrieben ihn in den zwanziger Jahren aus den fetten Weiden, die er früher weiter nordwärts innehatte, und brachten solche Verheerung über seine bis dahin friedlichen Täler, daß ganze Dörfer dem Hunger erlagen. Eine furchtbare Verwilderung griff um sich; ein jeder ging nur noch auf Raub und Mord aus, um sein Dasein zu fristen. Zuerst bloß infolge bittern Hungers, später aber auch aus grauser Lust an Menschenfleisch, bildeten sich ganze Kannibalenhorden, die bei Tag die Wanderer überfielen und bei Nacht sie gleich wilden Tieren in Schlingen fingen.

Nur ein Mann stemmte sich diesem Unwesen entgegen, und zwar der junge Häuptling Moschesch, der sich mit sicherem Herrscherblick die fast uneinnehmbare Felsenburg Thaba Bosiu zum Sitz erkor und aus unbedeutenden Anfängen heraus ein Reich gründete, das für südafrikanische Verhältnisse eine achtunggebietende Macht wurde.

Einmal versuchte der gewaltige, weit gefürchtete Moselekatsi die Bergfestung mit Sturm zu nehmen. Moschesch wies den Sturm kaltblütig ab und sandte, als das Heer des Eroberers beim Abzug in große Not geriet, dreißig fette Ochsen nach mit der Botschaft: „Moschesch läßt euch grüßen. Da er vermutet, daß der Hunger euch veranlaßt habe, in sein Land zu kommen, schickt er euch diese Ochsen zur Wegzehrung." Einige Jahre später begegnete Missionar Casalis in der Kapstadt einigen Abgeordneten des Moselekatsi. Er fragte sie, ob sie den Fürsten der Basuto kennen. „Ob wir ihn kennen!" riefen sie lebhaft aus, „dieser Mann ließ erst Felsblöcke auf unsre Köpfe herabrollen und dann sandte er uns Ochsen!" — Ein andermal hatten die Feinde ihm eine völlige Niederlage beigebracht. Nur vier bis fünf Leute hatte er noch bei sich. Er war umzingelt, allenthalben starrten ihm die Assagaien entgegen; jauchzend und pfeifend schlugen die Krieger auf ihre schwarzweißen Schilde. Da setzte sich Moschesch ruhig nieder und befahl seinen Begleitern, dasselbe zu tun. Während die Feinde sich über dies Beginnen verwundern, springt er plötzlich auf und ruft seinen Leuten zu: „Auf, folgt mir! So erschlägt man keinen König!" Dann geht er auf die Feinde los und ruft ihnen mit Herrscherstimme zu: „Platz gemacht!" Diese, überrascht und erstarrt, gehorchen dem Befehl, öffnen eine Gasse und lassen ihn frei passieren!

Als ums Jahr 1830 friedlichere Zustände im Lande eintraten, machte sich Moschesch ungesäumt daran, sein Volk wieder emporzubringen. Tausende geflüchteter Basuto rief er zurück, unterstützte die Notleidenden und strafte die Plünderer aufs strengste. Jener Horde von Menschenfressern schenkte er wider den Willen seines Volkes Verzeihung mit den Worten: „Sie sind lebendige Gräber, und gegen Gräber muß man nicht Krieg führen." Sie entwöhnten sich, nachdem sie andre Erwerbszweige gefunden hatten, allmählich von ihrem abscheulichen Gewerbe. — Vor allen Dingen wünschte Moschesch zur Hebung seines Landes und Volkes weiße Lehrer zu haben. Zu dem Ende schickte er 200 Ochsen an den „Oberkapitän der Weißen in der Kapstadt," damit dieser ihm Lehrer dafür sende. Räuberische Koranna fingen die Herde ab, aber die Kunde von der Sendung drang bis in die Kapstadt.

Hier landeten in jenen Tagen gerade die Pariser Missionare Arbousset, Casalis und Gosselin, ohne noch zu wissen, wohin sie ihre Schritte lenken sollten. Sie sahen Gottes Finger in dem Rufe und zogen durch weite, menschenleere Gegenden dem fernen Gebirgsland zu. — Moschesch nahm die Brüder freundlich auf.

Er war damals (1833) im kräftigsten Mannesalter, von schönem Wuchs, mit klugen Augen, dazu ein großer Bewunderer europäischer Gesittung. „Schön, daß ihr bei mir wohnen wollt!" sprach er, „so werdet ihr mich mit eurem Gott bekannt machen. Mein Land steht euch offen; bauet, ackert, wie ihr es für gut findet. Ich werde meine Untertanen versammeln und mit ihnen bei euch wohnen." Dann begleitete er sie selbst, um ihnen südlich von Thaba Bosiu einen schönen Wohnplatz aufsuchen zu helfen. Sie nannten die Station Morija und verjagten aus ihrem lieblichen Tale mit der Zeit die Löwen, die nächtlich den Bach besuchten.

Die Basuto (vgl. Abb. 64 und 150) gefielen den Brüdern sehr. Sie waren schöne, sanfte, fleißige und kluge Leute — freilich auch, wie sich bald herausstellte, mißtrauisch, betrügerisch, zügellos, tief versunken in Vielweiberei und Zauberei.

Schneller, als die Missionare es zu hoffen gewagt hatten, wurde das Evangelium eine das Volksleben wenigstens teilweise umgestaltende Macht. Nach drei Jahren schon galt der Glaube an Zauberei für Torheit, die früher so hochgeachteten Wahrsager und Regenmacher hatten ihren Ruhm verloren, die wilden Tänze und Kriegsgesänge waren verstummt. Neben diesen allgemeinen Früchten des ausgestreuten Samens liefen auch einzelne Bekehrungen her. Besondere Freude bereitete den Missionaren die von Moscheschs altem Waffengefährten Makouiane, einem der wildesten Krieger, den das Evangelium wirklich aus einem Tiger zum Lamme machte.

Eine Station um die andere erstand, und bald zählten die Bekehrten nach Hunderten. Ohne Kampf wurden aber natürlich diese Siege nicht errungen. Die altheidnische Partei goß durch alle möglichen Verleumdungen ihren Grimm über die Missionare aus. Man beschuldigte die Brüder, sie äßen bei ihren Liebesmahlen Menschenfleisch und verbündeten sich heimlich gegen die Nation; man schrieb ihre Einigkeit verbrecherischen Ursachen zu. Redliche Seelen fanden aber doch schnell das Unwahre dieser Anklagen heraus, und oft wurden durch eine plötzliche Umwandlung gerade die bittersten Feinde die eifrigsten Förderer der Mission. Von außen jedoch erwarteten diese noch harte Schläge, nachdem sie bereits tiefe Wurzeln ins Herz des Volkes getrieben hatte.

Einmal lagen Moschesch' Leute mit Sekoniela, dem Häuptling der Mantatis, in längerem Streit, was sehr nachteilig auf die Gemeinden wirkte; dazu kamen mehrjährige Dürre, Mangel an Lebensmitteln und große Unzufriedenheit der Eingeborenen mit der englischen Regierung wegen Schmälerung ihres Landes und anderer Beschränkungen, die endlich sogar zu einem für Moschesch glücklichen Kriege mit den Engländern führte. Unter diesen fortwährenden Unruhen fingen die heidnischen Bräuche wieder an, ihr Haupt zu erheben; ein beklagenswerter Rückschritt war auf den meisten Stationen fühlbar. Nachdem jedoch im Januar 1853 der Friede geschlossen war, ließ Moschesch einen Bet- und Danktag feiern und fragte die Missionare um Rat, wie er den Zustand seines Volkes nachhaltig verbessern könne. Im November 1854 untersagte er sogar die Einführung geistiger Getränke, und zu dieser äußeren Befestigung der Ordnung gesellte sich 1856 auf den meisten Stationen ein fühlbares Wehen des Geistes. Viele der Rückfälligen taten ernstlich Buße; Erweckungen fanden statt; die Gemeinden wuchsen nach außen und innen.

Nur zu bald aber zog eine neue Wetterwolke herauf, indem im März 1858 der Oranje-Freistaat sich zum Kriege gegen Moschesch rüstete. Als Grund für die Kriegserklärung führten der Präsident Boshof und der Volksrat die streitige Grenze und die Diebereien der Basuto an. Der Kampf begann zum Vorteil des Freistaats. Nie waren die Basuto so geschlagen worden wie diesmal. Greulich wüteten die Buren. Die Station Beerseba wurde zerstört und die Häuser der geflüchteten Eingeborenen niedergebrannt. Morija hatte dasselbe Schicksal. Wie eine Räuberhorde schalteten die Burenkommandos weit und breit im Lande. Als sie aber im Mai vor Thaba Bosiu gerückt waren und nur ein unbedeutendes Gefecht geliefert hatten, kehrten sie plötzlich entmutigt um, niemand wußte warum. Die Basuto hätten nun in den Freistaat einfallen können, Moschesch aber begnügte sich mit einem Briefe, in welchem er, der Heide, den sogenannten Christen die bittersten Wahrheiten sagte. Im September kam es dann zum förmlichen Friedensschluß, wobei die Buren fünf bis sechs Plätze abgeben mußten, dagegen aber Beerseba erhielten.

Die nun folgenden Jahre der Ruhe waren eine Zeit fröhlichen Gedeihens. Zwölf blühende Stationen zogen sich als weit hinaus scheinende Lichter fast durchs ganze Land hin, in vielen Dörfern waren außerdem wackere Evangelisten angestellt. Es bestand ein Seminar, eine Buchdruckerei und eine Menge von Schulen; von allen Seiten wurden so viele Wünsche nach Lehrern laut, daß die europäischen Missionare unmöglich allen Bitten nachkommen konnten und die Basuto selbst schon verschiedene Zweigstationen in Angriff nahmen. Das Wort Gottes hatte in dem ungeschlachten Volke eine wirklich wunderbare Veränderung bewirkt, als 1865 der schwerste Krieg ausbrach.

Die Buren des Oranje-Freistaats konnten es nicht lassen, nach nochmaliger Berichtigung ihrer Grenzen zu streben. Das erregte viel Bitterkeit unter den Basuto, und einige Häuptlinge machten den Streit dadurch noch giftiger, daß sie mit ihren Leuten kleine Raubzüge auf das von den Buren besetzte Gebiet unternahmen. Der Präsident forderte dafür eine Entschädigungssumme; die Basuto wollten nicht zahlen, und so entbrannte der Kampf. Siegreich rückten die Buren in drei Heeres-

massen gegen Thaba Bosiu vor; die Basuto zogen sich in ihre wilden, öden Malutiberge zurück. Zwei Dritteile des Landes wurden dem Freistaate einverleibt, nur die unwirtlichsten Gebirgsgegenden Moschesch und den Seinen gelassen. Gegen seine eigene, bessere Überzeugung gab Präsident Brand den Stimmen derer nach, die aus den eroberten Gebieten die französischen Missionare vertrieben wissen wollten, deren ganzes Verbrechen darin bestand, das Volk, unter dem sie arbeiteten, zu lieben. Ja selbst ihre Gemeinden wurden des Landes verwiesen.

Über sieben Stationen war damit das Vernichtungsurteil ausgesprochen. Einige Missionare reisten darauf nach Bloemfontein, um dem Präsidenten zu erklären, sie seien sich keines Unrechts bewußt, er möge ihr Verhalten vom Gericht untersuchen lassen, ehe er eine so harte Maßregel gegen sie gestatte. Ihr ruhiges, festes Auftreten machte einen solchen Eindruck, daß die amtliche Zeitung bekennen mußte, die Tatsache, daß ihre Bitte um eine Untersuchung nicht gewährt worden sei, komme einer Freisprechung gleich; dennoch aber erlangten sie kaum eine wesentliche Milderung des gefällten Urteils. Als Privateigentum wollte man ihnen die Missionshäuser und einige der dazu gehörigen Ländereien lassen; aber ihre Gemeinden wieder um sich zu sammeln, wurde ihnen rundweg abgeschlagen. Es war eine Niederlage, die fast alle Hoffnung abzuschneiden schien. Nur die Stationen Berea, Beersaba, Mabulele und Thaba Bosiu waren von dem ganzen blühenden Kranz noch übrig, und auch sie drohte der Kriegssturm zu entblättern.

Solange sich Moschesch selbst in seiner Felsenburg nicht für besiegt achtete, sahen auch die Buren den Krieg nicht als beendet an, sondern fuhren fort, den alten Häuptling wieder und wieder durch nächtliche Überfälle zu beunruhigen. Gar oft weckte auf Moscheschs Berg die Alarmtrompete die Schläfer, damit jeder sich auf seinen Posten begebe. Missionar Jouffe wurde daran allmählich so gewöhnt, daß er, müde von seiner Tagesarbeit, sich abends dem treuen Schutze des Hüters Israel befahl und dann unbekümmert um die Buren sorglos fortschlief. Aber es war vorauszusehen, daß, falls sich dieser Zustand noch in die Länge zöge, die besten Leute unter den Basuto, wie bereits viele es getan hatten, in der Kap- oder Natal-Kolonie Schutz und einen ehrbaren, friedlichen Unterhalt suchen, die andern aber, zur Verzweiflung getrieben, in ihren unfruchtbaren Bergen einem wilden Räuberleben verfallen würden. Diese Betrachtung, verbunden mit einer Bittschrift, die die geachtetsten englischen Kolonisten von Natal zugunsten der vertriebenen Missionare an ihren Gouverneur richteten, bewog endlich die englische Regierung, sich in die Sache zu mischen. Der Gouverneur der Kapkolonie wurde beauftragt, als Friedensstifter zwischen die Streitenden zu treten. Dankbar nahmen die bedrängten Basuto die angebotene Hilfe an; übermütig wiesen die Buren sie anfänglich zurück. Indessen gewannen die Basuto wieder bedeutend an Boden, und so kam es am Anfang des Jahres 1869 doch zu einem Vergleich.

Für die Basuto und die Missionare fiel er freilich nicht aus, wie sie's gewünscht hatten; ein schöner fruchtbarer Landstrich zwischen dem Kaledon- und Oranjefluß kam dadurch in die Hände der Buren. Tausende von Basuto hatten ihn bisher fleißig bebaut und die Missionare die Stationen Hebron und Neu-Beersaba, die sie nun verlieren sollten, darauf gegründet. Um wenigstens die beiden Stationen noch zu retten, eilte nun Missionar Daumas selbst nach England, wo der Kolonialminister ihm freundlich Gehör schenkte. Als Vertreter der Basuto folgte ihm dahin

Moschesch's Sohn Tsekelo in Begleitung eines Rechtsgelehrten von Natal, der ein warmes Herz hatte für die Eingebornen.

Der junge, noch unbekehrte Häuptling war, wie seine Narben es bewiesen, im blutigen Kampf ein unerschrockener Verteidiger seines Landes gewesen. Größeren Mut aber, als in dem ihm von Jugend auf wohlbekannten Handwerk des Kriegs bewies er, indem er als der erste seines Volks sich der geheimnisvollen Tiefe des Ozeans anvertraute. Ein 32jähriger Mann von schönem Wuchs und ausdrucksvollen Zügen, zeigte er nicht die leiseste Spur von dem befangenen, linkischen Wesen, das man bei einem in eine europäische Hauptstadt verschlagenen Afrikaner erwartet hätte. „Es war eine Zeit der Finsternis und des Todes, in der unaufhörliche Kriege herrschten, als die Missionare in unser Land kamen", sprach er zu der Versammlung, die am 3. August 1869 die evangelische Missionskirche zu Paris überfüllte. „Nur mein Vater Moschesch suchte ohne Unterlaß den Frieden und sagte immer: Vielleicht kommt er uns durch diese Fremden. Sie luden uns ein, ihnen zuzuhören, wir hatten dazu aber keine Lust. Wenn sie uns zu sich riefen, nahmen sich die einen vor, zu singen und zu tanzen, die andern brachten ihre Mäntel mit, um zu schlafen. Während des Kriegs waren die Herden umgekommen und die Menschenfresserei eingerissen. Meine beiden Großväter sind von Menschen gefressen worden. In diese Nöte herein kam das Evangelium. Es war, wie wenn man eine Menge Wasser auf eine Feuersbrunst schüttet: das Feuer erlischt. Unser Volk fand den Frieden; man konnte wieder Häuser und Felder bauen. Die Missionare machten uns begreiflich, daß der Mensch nicht nur auf dieser Erde ist, um da zu leben und zu sterben, sondern um sich auf sein wahres Vaterland vorzubereiten. Sie haben auch unsre irdischen Bedürfnisse verstanden, und wenn der Krieg nicht eine Störung gemacht hätte, wären wir jetzt ein zivilisiertes Volk. Warum hat man unsre Missionare verjolgt? Man kann ihnen nichts vorwerfen, sie haben immer den Frieden gesucht und sich uns sogar widersetzt, als wir zu den Waffen greifen wollten. Man hat sie vertrieben, weil man wußte, daß sie das Licht unsres Volkes sind, und daß an dem Tage, da es gelingen würde, sie zu verjagen, wir in die Finsternis zurücksinken würden wie ein Haus, dessen Lampe erlischt."


Abb. 156. Moschesch im Alter.

Tsekelos Erscheinung war überall, wo er sich zeigte, von der günstigsten Wirkung für die Sache seines Volkes wie für die der Mission; die Entscheidung seines Anliegens aber zögerte lange und fiel trübselig aus. Nach zehnmonatlichem Aufenthalt in Europa, während dessen er sich unter den Schweizern am wohlsten fühlte, mußte er mit dem Bescheid zurückkehren, daß England nichts für sein Volk tun könne.

Inzwischen nahte des alten Moschesch Ende (Abb. 156). Ein Jahr ums andere war verstrichen, ohne daß aus dem reich begabten Fürsten etwas anderes geworden wäre, als ein Hörer des Worts. So fein er auch die Lehren des Evangeliums zu be-

urteilen, so beredt er sie zu verteidigen wußte, mit so aufrichtiger Liebe er an den Missionaren hing, hatte er nicht vermocht, sich aus dem Banne der Vielweiberei loszureißen.

Was ihn jetzt niederbeugte, war weniger das Gewicht der Jahre, als der Kummer über sein Unglück. „Ich bin nicht krank," sagte er in einer Versammlung, „aber ich kann das Unglück meines Volkes nicht überleben. Seit man uns droht, uns durch eine Urkunde die Hälfte unseres Landes zu entreißen, verzehrt mich der Kummer. Es wird mein Tod sein, wenn ich höre, daß die Anstrengungen meines Sohnes und meiner Freunde umsonst sind." Heiße Gebete stiegen von den Missionaren für den siechen Alten auf und blieben nicht unerhört. Auf sein Lager hingestreckt, hörte Moschesch von nichts so gerne sprechen, wie von göttlichen Dingen. Beständig hatte er einige Christen um sich; diese sahen, wie er nachts in seinem Bette oft kniete und betete. Dabei bekannte er frei, daß er noch nichts wie eine innere Umwandlung erfahren habe. Die Wiedergeburt war überhaupt die ihm am wenigsten einleuchtende Schriftlehre. So oft man ihm die Bekehrung eines Bekannten meldete, pflegte er diese Nachricht mit ungläubigem Lächeln aufzunehmen. Alle christlichen Tugenden schienen ihm die natürliche Wirkung der Bildung in einem zivilisierten Lande; sagten die Missionare, ihre eigenen Kinder müßten sich ebensogut bekehren, wie die Basuto, so konnte er ganz ärgerlich werden und entgegnen: „Eure Kinder werden, wie ihr seid, wie wir geworden sind, was unsere Väter waren. Wenn man einmal über ein gewisses Alter hinaus ist, kann man zwar noch allerlei Neues lernen, aber sein Herz nicht mehr anders machen. Dank dem Licht, das ihr gebracht habt, werden die Kinder unsrer Kinder einmal wie die der euren."

Nun aber kam für den Greis die Stunde, da er etwas von diesem seligen Geheimnis erfuhr. Als Jousse ihm im Januar 1870 aus Joh. 14 vorlas, wiederholte Moschesch die Worte: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich." Es war, als hörte er jetzt zum erstenmal die Heilsbotschaft, die sein leibliches Ohr doch schon unzählige Male vernommen hatte. Die zwei Gedanken: ein für Sünder geöffneter Himmel und ein Heiland, ihnen diesen Himmel zum Erbe zu geben, ergriffen ihn so, daß er, nachdem der Missionar weggegangen war, sich jene Verse nochmals lesen ließ und den Christen vorwarf, sie hätten bis dahin den Weg des Lebens vor ihm verborgen. Noch vor Einbruch der Nacht ließ er Jousse sagen, er habe sich Jesu Christo übergeben, und bat ihn, dies den beiden Freunden Casalis und Arbousset mitzuteilen, die ihm zuerst das Evangelium verkündet hatten. Als am 27. März 1870 der ehrwürdige Missionsinspektor Casalis der Pariser Gemeinde in Tsekelos Gegenwart diese Freudenbotschaft verkündete, war Moschesch bereits im Frieden entschlafen. Die Missionare hatten gehofft, Gott werde seinem Leben noch so viel Frist zulegen, daß er imstande sei, den Namen Jesu öffentlich zu bekennen, und hatten den 12. März, als ihren Konferenztag, für seine Taufe festgesetzt. Der Gedanke gefiel Moschesch. Er ließ sofort sein Haus frisch anstreichen und einen freien Platz herrichten, auf dem die Volksversammlung stattfinden sollte. Dann schrieb er nicht nur allen seinen Verwandten, sondern auch dem Gouverneur der Kapkolonie über seine Sinnesänderung, und wie er sich freue, bald inmitten seines Volkes und aller seiner Kinder Christus zu bekennen. — Im Februar erhielt er einen Besuch von der nun zu einer demütigen Magd ihres Heilandes gewordenen früheren Prophetin Manschupa. Sie faßten sich gegenseitig die Hände, und der alte Häuptling rief: „Meine Schwester, wir kommen aus weiter Ferne, künftighin wollen wir auf dem schmalen Wege wandeln." Trotz der allmählichen Abnahme seiner Körperkräfte sprach er jetzt gerne und viel, besonders nachts schüttete er oft seinen Freunden sein Herz aus. Einmal als er hörte, wie viel der König David für Gottes Ehre getan hatte, beklagte er bitterlich, daß er sich so spät erst unter Christi Joch gebeugt habe. Am liebsten hörte er wieder und wieder das Wort, daß Jesus in den Himmel gegangen sei, uns eine Stätte zu bereiten.

Um dieselbe Zeit trat im Süden des Landes Moschesch's Freund, Moletsane, mit dem Bekenntnis hervor: „Am Christfest hat der Geist Gottes die Härtigkeit meines Herzens gebrochen. Mein Gewissen ist unruhig geworden; ich habe meiner vielen Sünden, meiner Mordtaten, Räubereien und Ehebrüche gedacht. Vor langen Jahren, als ich noch in Beersaba war, habe ich einmal etwas Ähnliches empfunden; Gott rief mir damals, ich solle mich bekehren. Warum bin ich nicht im Kriege umgekommen? Warum hat mich der Tod verschont? Weil Gott Mitleid mit mir hatte! Ich weiß aber noch nicht, wie ich es angreifen soll, Gott zu dienen. Helft mir dazu und ratet mir, denn ich möchte es lernen." Er entließ seine Frauen und verbot die heidnische Beschneidung

innerhalb seines Gebiets. Als am 6. März Moschesch hörte, daß auch Moletsane den Herrn gefunden habe und seinen Freund zu sehen wünsche, sagte er: „Laß ihn kommen, daß wir einander aufmuntern und auch unsere Kinder ermahnen. Wie süß wird es mir sein, nicht von Moletsane getrennt zu werden." Aber nun sehnte er sich sehr nach Ruhe und wünschte, daß man nicht mehr um die Verlängerung seines Lebens bitte: „Lasset mich zu meinem Vater gehen, ich bin schon ganz bereit dazu." Am 10. März machte Jousse noch einen Besuch bei ihm, den letzten. Darauf hatte er eine gute Nacht und sanften Schlaf; um 9 Uhr aber stieß er einen tiefen Seufzer aus, und die am Bette stehenden Freunde bemerkten, daß seine Seele entflohen war. Allenthalben verkündete das Schluchzen der Basuto, was geschehen war.

Am folgenden Tage fand statt Moscheschs Taufe seine Beerdigung statt. Statt seines eigenen Bekenntnisses hörten die Versammelten nun mit gespannter Aufmerksamkeit aus Missionar Jousses Munde die Geschichte seiner Bekehrung und seines Wachstums im Glauben bis zum Tod.

So schmerzlich den Pariser Brüdern auch die verengerten Grenzen sind, in die der leidige Krieg ihre Arbeit im Basutolande zurückgedrängt hat, wurden sie doch reichlich getröstet durch den geistlichen Segen, den der Herr aus dieser Trübsal erwachsen ließ. Auf manchen Außenstationen war's, als wehe ein geistlicher Frühling über die Gefilde hin. In einem einzigen Jahre zählte man auf 5 Stationen (von 8) über 400 Bekehrungen. Die gläubigen Basuto selbst aber schrieben im Rückblick auf die letzten Jahre: „Wir haben erfahren, wie wahr die Worte des Apostels sind, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen."

Das Land der Süd-Basuto ist seit 1884 eine englische Kronkolonie. England hat den Eingeborenen ein ziemliches Maß von Selbständigkeit gelassen, und unter dem Schutze der Regierung und dem wachsenden Einfluß des Christentums hat das Volk einen hohen Grad von Zivilisation und Wohlstand erlangt. Das gesunde, nur 1879—1881 unterbrochene Wachstum der Pariser Mission auf diesem Gebiet veranschaulichen folgende Zahlen. Im Jahr 1870 waren es 1700 Kommunikanten (abendmahlsberechtigte erwachsene Gemeindeglieder) und 1500 Schüler; 1885 bereits 4434 Kommunikanten und 2744 Schüler; 1891: 7112 Kommunikanten und 7031 Schüler; 1901: 11498 Kommunikanten, 7169 Taufbewerber und 9921 Schüler. Im Jahr 1902 sind wieder 1178 Kommunikanten hinzugekommen, so daß ihre Zahl jetzt 12676 beträgt und es mit den Taufbewerbern zusammen 20171 Christen sind. Und diese brachten im Jahr 1902 für die Sambesi-Mission und für das Defizit der Missionsgesellschaft 73780 Mk. auf! Die Bibel ist, hauptsächlich von den Missionaren Casalis und Mabille, in die Sprache der Süd-Basuto übersetzt worden. Im Jahr 1898 erschien eine revidierte Ausgabe.

Die Mission am Sambesi.

Am nördlichen Ufer des Sambesi liegt das Reich der Barotse. Eine Zeitlang hatte unter ihnen ein Stamm der Makololo gewohnt, dessen männliche Glieder aber durch die Barotse getötet worden waren. Es scheint jedoch, daß die Barotse teilweise — wohl durch die Makololofrauen — die Sprache der Besiegten angenommen haben. Da diese Sprache dem Sesuto nahe steht, konnten sich die Basutomissionare von Anfang an den Barotse verständlich machen. Dort, wo sie ihre Stationen gegründet haben, oberhalb der Viktoriafälle, ist das Heidentum besonders schrecklich. Coillard sagt, er habe es bei den Basuto, den Zulu und andern afri-

kanischen Stämmen kennen gelernt und es sei da gewiß scheußlich, bei den Barotse aber sei es noch viel ärger. Eine ganz gewöhnliche Todesstrafe besteht z. B. darin, einen Gefangenen mit gebundenen Händen und Füßen in die Nähe eines Ameisenhaufens zu bringen, damit ihn diese Tiere bei lebendigem Leibe verzehren.

Im Jahr 1885 ließen sich die ersten Missionare bei den Barotse nieder. Schon waren viele ins Grab gesunken, denn das Klima ist dort besonders bösartig, und noch hatten sie keine Frucht sehen dürfen, wenn auch Schule und Gottesdienst besucht waren. Da starb 1891 Frau Coillard. Ein Jüngling, den der Tod und das Begräbnis dieser ausgezeichneten Christin tief ergriffen hatte, war der erste, der sein Herz der Wahrheit öffnete. Im Jahr 1894 aber begann eine größere Erweckung, zuerst auf der Station Kazungula, von wo sie sich weiter verbreitete, und 1895 zählte man schon auf fünf Stationen 400 Christen und gegen 1400 Zuhörer. Dann kamen wieder schwere Jahre: Dürre, Heuschrecken, auch die Rinderpest suchten das Land heim und machten die Leute stumpf oder bitter, so daß die Mission keine Fortschritte machen konnte.

Wie verlassen die Missionare dort am Sambesi oft sind, wie sie die schwersten Arbeiten tun müssen, nur um für die äußeren Bedürfnisse zu sorgen, das sehen wir aus den Schilderungen der Frau Goy („Allein in Afrika"), die 1889 mit ihrem Mann an den Sambesi reiste und von 1890 bis 1896 mit ihm auf der Station Seschele arbeitete. Unter schwerer Arbeit und fortwährenden Fieberanfällen und nur selten getröstet durch die Möglichkeit, sich gegen weiße Mitchristen auszusprechen, harrten sie hier aus. Die böse Königin Molwahe, die Schwester und Mitregentin des Königs Lewanika, der leider nicht in Seschele wohnte, hielt sich oft monatelang hier auf, und wenn sie auch die Mission selbst nicht anzutasten wagte, so tat sie doch durch ihre Grausamkeit gegen ihre Untertanen, besonders gegen die, die sich dem Christentum zuwenden wollten, genug, um dem Missionspaar das Leben zu erschweren. In späteren Jahren gelang es dem Thronfolger, ihrem Neffen Litia, sie im Zaume zu halten. Litia, der auf der Station Kazungula (Abb. 157) wohnt, bekehrte sich aufrichtig und lebte fortan als Christ. Er entließ von seinen drei Frauen zwei und führt mit seiner einen Frau eine christliche Ehe. Er behandelt sie als ebenbürtig und läßt sie sogar mit sich an demselben Tisch essen, während sich sonst die Barotsefrau mit den Brocken begnügen muß, die ihr Eheherr übrig läßt. Am Sonntag geht das Ehepaar einträchtig, das kleine Töchterlein in der Mitte, zur Kirche. Litia besitzt eine Nähmaschine, mit deren Hilfe er sich und seinem Kind Kleider macht. Es muß ein rührendes Bild sein, die Familienszene, die Frau Goy uns schildert, wie die Frau Häuptling ein Kleidchen für die Kleine zuschneidet und heftet und der Herr Häuptling die Stücke auf der Maschine zusammennäht. Natürlich wohnt er auch nicht mehr in einer fensterlosen Barotsehütte (Abb. 158), sondern in einem netten Häuschen.

Das erste Kind Frau Goys starb nach sieben Monaten, das zweite mußte sie, da es das Klima gar nicht ertrug, in zartem Alter nach Südafrika schicken. Für das dritte Kind hatte sie eine Zeitlang nicht einmal Milch, da infolge der Rinderpest alle Kühe gefallen waren. Auch in den umliegenden Ländern herrschte die Seuche, und folglich war aus Mangel an Zugtieren keine Zufuhr von europäischen Lebensmitteln zu erwarten. Endlich gelang es, in dem Dorf ein wenig Milch für das Kind aufzutreiben. — Gerade als das Evangelium allmählich zu wirken anfing, erkrankte Goy auf einer Predigtreise. Er kam mit heftigem Fieber heim und starb nach wenigen Tagen. Frau Goy hatte nun niemand zur Hilfe, als einen Basuto-Evangelisten. Mit ihm zimmerte sie den Sarg und legte den Toten hinein. Später kam eine Lehrerin zu ihr, mit der sie noch einige Monate auf der Station war. Dann trat sie mit ihrem Kind die Reise südwärts an, zuerst in einem von Ochsen gezogenen Karren, dann noch 70 Stunden weit zu Fuß, durch eine von Dürre und Heuschrecken heimgesuchte Gegend, wo oft tagelang kein Wasser und zuletzt auch keine Nahrung zu finden war. Endlich waren Frau Goy und ihre Begleiter vom Hunger so erschöpft, daß sie nicht weiter konnten. Da kam im Augenblick der höchsten Not ein Wagen mit Lebensmitteln, den der edle Khama, König der Bamangwato (S. 315 ff.), aus seiner Stadt Palapye entgegengeschickt hatte.

Abb. 157. Gegend am Sambesi bei Kazungula.

Der einst so gewalttätige und lasterhafte König Lewanika, bei dessen Residenz Lealuyi Coillard sein Standquartier hat, ist jetzt nach vielen Schwankungen doch ein entschiedener Freund der Missionare, ja ein Anwalt des Christentums geworden. Im Jahr 1902 hat er sich zur Krönung des englischen Königs nach London begeben und auf dieser Reise tiefe Eindrücke von der Überlegenheit des Europäertums wie von den Segnungen des Evangeliums erhalten. Nach seiner Rückkehr forderte er aus freien Stücken Missionar Coillard zu einem Dankgottesdienst auf, in dem er selbst bezeugte, daß Gott allein es gewesen sei, der ihn gnädig beschützt habe. Er fuhr dann fort: „Wo immer ich gewesen bin und was ich gesehen habe, ich fand, daß das Evangelium alles ist; ja es ist alles. Im Parlament ist das Wort Gottes das Fundament der Gesetze; in der Gesellschaft schafft es einen Segen, den ich nicht im entferntesten erwartet hätte; das Wort Gottes macht die

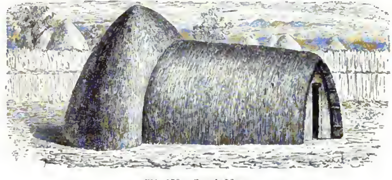


Abb. 158. Barotse-Hütten.

Menschen weise durch die Schulen und gibt ihnen die Sicherheit und Wohlfahrt des Lebens. . . . Darum, Barotse, wollen wir uns von der Dunkelheit des Heidentums befreien, laßt uns Weisheit lernen, kommt und hört die Lehren der Missionare, besucht den Gottesdienst am Sonntag, schickt eure Kinder in die Schulen, damit auch wir Menschen werden!" So darf man hoffen, daß es von nun an vielleicht doch schneller vorangehen wird. Wenn nur nicht auch hier das Klima so viele Opfer forderte! In den drei Jahren 1899—1901 sind allein 9 Missionsgeschwister gestorben, und von 18, die im Jahr 1898 hinauszogen, sind jetzt nur noch zwei in der Arbeit!

Die Betschuanenmission.

Zwischen den einstigen Burenrepubliken und Deutsch-Südwestafrika, im Süden durch den Oranje begrenzt, liegt das seit 1891 dauernd unter britischer Hoheit stehende Betschuanenland. Die Betschuanen sind nach Sitte, Sprache und Körperbeschaffenheit den Basuto nahe verwandt. Sie sind in viele Stämme zersplittert, deren jeder den Namen eines Tieres trägt. Die Angehörigen eines Stammes dürfen das Fleisch des Tieres, nach dem sie sich nennen, nicht genießen, ein Brauch, der wohl auf einen früheren Tierdienst hinweist. Jetzt merkt man bei den Betschuanen

von Religion überhaupt nicht viel, nur daß das Zauberwesen mit all seinen Greueln auch bei ihnen in Blüte steht. In dem dürren, regenarmen Lande, das die Betschuanen jetzt inne haben, nachdem sie von den Buren aus den günstiger gelegenen Gegenden ostwärts gedrängt worden waren, spielt natürlich der Regenzauber eine besondere Rolle. Lange tobten in dem Lande furchtbare Kämpfe, besonders durch die Einfälle des blutdürstigen Matebelenhäuptlings Moselekatse, der über seine Häuptlinge und sein Volk einen merkwürdigen Zauber ausübte und mit seinem gutgeschulten Heer alles zermalmte, was sich ihm in den Weg stellte.

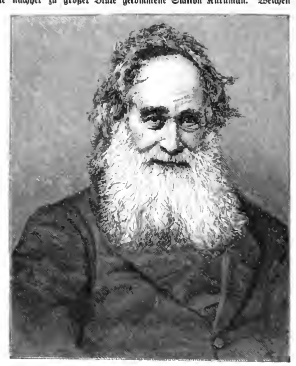
Südöstlich vom Betschuanenland liegt Griqualand, das zur Kapkolonie gehört. Die Griqua, ein Mischvolk aus Hottentotten und andern Stämmen, nannten sich wegen der Beimischung europäischen Blutes mit Stolz Bastards, sprachen auch holländisch, waren aber noch Heiden. Am Anfang des vorigen Jahrhunderts kamen Londoner Missionare zu ihnen und sammelten eine Gemeinde. Dort wo der Vaal in den Oranje fließt, nicht weit von der Diamantenstadt Kimberley, die aber damals noch nicht vorhanden war, wurde Griquastadt gegründet. Eine Zeitlang war es eine blühende Christengemeinde, aber die Griqua zerstreuten sich, ein Teil zog über die Drakenberge. Es scheint, daß sie allmählich in andern Stämmen aufgehen.

Die Hauptwirksamkeit unter den Betschuanen, namentlich unter den Westbetschuanen, um welche es sich hier handelt, ist der Londoner Mission zugefallen, und leider muß man sagen, daß die independentischen Grundsätze und die ganze Arbeitsmethode dieser Gesellschaft sich gerade hier als nicht sehr ersprießlich geltend gemacht haben. Nachdem die erste, wahrhaft heldenhafte, aber oft gestörte Pionierarbeit (1817—1840) getan war, ist eine Zeit gefolgt, in der es an stetiger Pflege und planmäßigem Weiterbauen gefehlt hat. Das Christentum ist zwar unter den West-Betschuanen jetzt allgemein bekannt und wohl auch geachtet; feste, gediegene Gemeinden aber sind selten. Erst seit die politischen Ereignisse (1884—1885) die Aufmerksamkeit mehr aufs Betschuanenland gelenkt haben, ist auch die Missionsarbeit hier kräftiger angefaßt worden. Doch hat der letzte große Krieg (1899—1902) wieder schädlich gewirkt. Was man aber auch an der Londoner Mission aussetzen mag, eins muß man ihr lassen: sie hat diesem Lande und damit ganz Afrika zwei der bedeutendsten Missionare gegeben, welche die Geschichte kennt, Robert Moffat und seinen Schwiegersohn David Livingstone.

Hören wir, was ein Kenner über die beiden sagt (Allg. Miss.-Zeitschr. 1895, 490 ff.):

„. . . bahnbrechende Männer voll Entschlossenheit und zäher Ausdauer. Das Antlitz des älteren unter ihnen (Abb. 159), das von mächtigem Haupt- und Barthaar eingerahmt ist, kann mit seiner wunderbaren Mischung von Energie und Freundlichkeit geradezu als das Urbild eines afrikanischen Missionars gelten. Er ist auch der Zeit nach als Vorläufer und Vorkämpfer der innerafrikanischen Pioniere zu bezeichnen. Die Erstlinge der Londoner Missionare hatten ihre Kraft fast ausschließlich auf die Kapkolonie verwandt, wo sich damals zwischen den Eingeborenen und den eingewanderten Buren jener Kampf ums Dasein abspielte, der heutigen Tags noch nicht ganz abgeschlossen ist, aber seinen Schauplatz mit der Zeit immer weiter nach Norden verlegt hat. Als Moffat 1817 den afrikanischen Boden betrat, ließ er keinen Zweifel, daß sein Herz und seine Arbeit den Eingeborenen gehören sollten. Die Europäer, mit denen er zusammenkam, schilderten diese Wilden zwar in den schwarzesten Farben und stellten ihm das gräßlichste Geschick in Aussicht, wenn er es wagen wollte, ganz unter ihnen zu leben. Er ging dennoch und suchte sogar den Kral Afrikaners, eines allgemein gefürchteten eingeborenen Häuptlings, auf. Von den schrecklichen Prophe-

zeiungen ging keine in Erfüllung, Moffat brachte es sogar fertig, daß Afrikaner ihn nach einiger Zeit in die Kapstadt begleitete, um den dortigen Gouverneur zu begrüßen, und daß der einstige Widersacher des christlichen Regiments, als er nach einigen Jahren starb, das Volk zusammenrief und sie ermahnte, sie sollten nun christliche und friedliche Leute werden. Moffat hatte inzwischen mit seiner jungen Frau den Oranjefluß überschritten und einen geeigneten Platz zur Niederlassung unter den Betschuanen gesucht, die bisher so gut wie gar keine Berührung mit dem Christentum gehabt hatten. Er gründete dort die nachher zu großer Blüte gekommene Station Kuruman. Welchen Schwierigkeiten das begegnete, ist nicht zu beschreiben. Die Tür zum Herzen Afrikas war tausendfach verrammelt und verschlossen. Die Einfälle räuberischer Stämme störten unzähligemal das Werk der friedlichen Ankömmlinge. Und wenn nur die ansässige Bevölkerung wenigstens etwas liebenswürdiger gewesen wäre! Auch diese zeigten sich als Diebe und Räuber, oft wurden die Missionsleute der notwendigsten Nahrungsmittel beraubt, und wo man nur konnte, machte man ihnen das Leben sauer. Wenn sie versuchten, einen Gottesdienst zu halten, mußten sie auf die abscheulichsten Störungen gefaßt sein. Die Eingeborenen sagten selbst, das Moffatsche Ehepaar müßte in seiner Heimat doch etwas Arges verbrochen haben, daß sie sich so sehr fürchteten, nach England zurückzukehren, sonst hielten sie ein solches Leben nicht länger aus. Charakteristisch ist die Antwort, die Moffat ihnen einmal bei solcher Gelegenheit gab. Er sagte unter Hinweis auf die vielen Gewalttätigkeiten und Roheiten, denen sie bisher ausgesetzt waren: „Wenn ihr uns wirklich los sein wollt, so müßt ihr noch viel stärkere Mittel gebrauchen, denn wir haben noch immer Liebe zu euch im Herzen." Ein solcher Mann mußte endlich Erfolg haben. Es kann hier nicht unerwähnt bleiben, daß ihm auch seine wackre Frau hierbei eine treffliche Gehilfin war. Wäre sie nicht fast ebenso unerschrocken wie er allen Gefahren und Mißhelligkeiten entgegengetreten, sie hätten sich wohl kaum in Kuruman behaupten können. So aber hielten sie aus und hatten die Freude, nach zehnjährigem Warten das Eis brechen zu sehen. Im Jahre 1829 fingen die Eingeborenen an, zahlreicher zu den Gottesdiensten zu kommen. Eine geräumige Kirche wurde gebaut, und sechs Erstlinge der Betschuanen konnten getauft werden. Seit dieser Zeit fing Moffat an, seine Blicke noch tiefer in den dunkeln Erdteil hinein schweifen zu lassen. Unter den Reisen, die er gemacht hat, verdient die zu Mosilekatse, dem König der Matebele, besonders hervorgehoben zu werden, weniger wegen der Gefahren, die ihm unterwegs von Löwen, Leoparden und Schlangen bereitet wurden, als weil sie der Mission weit hinein in den unbekannten Norden bis an den Sambesi den Weg bahnte. Doch in


Abb. 159. Robert Moffat.

diesem Punkt ward er von seinem großen Schwiegersohn noch übertroffen. Aber ein anderes Stück seiner Lebensarbeit muß noch Erwähnung finden, weil es charakteristisch ist für seine Art, Mission zu treiben. Die Sprache der Betschuanen hatte ihm lange Zeit ungeheure Schwierigkeiten verursacht. Da entschloß er sich zu einem Radikalmittel. Er ließ seine Familie im Missionshause zurück und wohnte ganz unter den Eingebornen, indem er ihre Hütten, ihre Arbeiten und ihre Freuden mit ihnen zu teilen suchte. Dabei ward er mit den Anschauungen und Sitten, ganz besonders aber mit der Sprache, vertraut. Die reifste Frucht dieser Bemühungen war die Übersetzung des Neuen Testaments, die er 1838 vollendete. Weil der Druck desselben in der Kapstadt nicht durchführbar war, ging er auf zwei Jahre nach England und brachte dann den Bibeldruck als seine schönste Gabe fürs Betschuanenland mit zurück.

„Als Moffat in England weilte, kam der junge Livingstone, der eben in Glasgow Medizin studiert hatte, mit der Frage zu ihm, ob er etwa als Missionsarzt in Afrika gebraucht werden könnte. „Ja," war Moffats Antwort, „wenn du tief ins Innere gehen willst, wo ich eines schönen Morgens den Rauch von tausend Dörfern gesehen habe, in denen noch nie ein Missionar gewesen ist." Das zündete bei dem jungen Doktor und ward zum Wegweiser für sein afrikanisches Wanderleben. Kuruman ward der Ausgangspunkt dafür. Livingstone steht aber auch noch in andrer Hinsicht auf den Schultern des alten Moffat. Die Methode, welche dieser angewandt hatte, um die Betschuanensprache zu bemeistern, wurde auch von ihm angenommen, und die Reisewege, auf denen der Schwiegervater (Livingstone verheiratete sich in Kuruman mit Moffats Tochter) weiter ins Innere vorgedrungen war, wurden vom Schwiegersohn ebenfalls wieder begangen, nur daß er später weit über Moffats Spuren hinausging. Wohl hat er auch Zeiten gehabt, wo er sich in aller Stille der Pflanzung kleiner Christengemeinden widmete, so in Mabotsa bei den Bakhatlas oder in Kolobeng. Aber das Schwergewicht in seiner afrikanischen Wirksamkeit liegt nicht dort. Sein eigentlicher Beruf war das unermüdliche Wandern durch Afrika, wobei er unaufhörlich darnach spähte, wie dem verschlossenen Koloß des dunkeln Erdteils beizukommen und an welcher Stelle bei diesem oder jenem Völkerstamm einzusetzen wäre, um den Missionaren eine Tür aufzutun. Livingstone hatte gerade für diesen Pfadfinderdienst eine besondere Begabung. Ein scharfer Verstand und eiserne Energie waren bei ihm mit einem wunderbar weichen Herzen verschmolzen. Während die meisten andern Afrikareisenden durch ihr Auftreten leider bewirkten, daß sich die Afrikaner gegen das Christentum noch mehr verschlossen, hat die Menschenfreundlichkeit dieses Pioniers tatsächlich überall den christlichen Missionaren einen Empfehlungsbrief ausgestellt. Das konnte noch jüngst ein Besucher Innerafrikas, der bekannte Naturforscher Drummond, beobachten, der schreibt: „Ich bin in Afrika gewesen und habe im Herzen des dunkeln Weltteils schwarze Menschen gefunden, die sich des einzigen weißen Mannes erinnerten, den sie je gesehen hatten — David Livingstones. Er ist tot, aber noch heute redet er in Afrika: die Augen der armen Schwarzen leuchten, wenn sie einem von dem freundlichen Doktor erzählen, der vor Jahren bei ihnen war. Sie verstanden kein Wort von seinem Englisch, er aber verstand sich auf die Weltsprache des Christentums, und sie empfanden, daß Liebe sein Herz erfüllt." Man nehme dazu jenen ergreifenden Anblick, den die Engländer auf Sansibar im Jahr 1874 hatten, als Livingstones Leiche von seinen beiden schwarzen Dienern Susi und Tschuma dorthin gebracht wurde. Sie hatten unter unsäglichen Mühen und Gefahren die irdischen Überreste ihres geliebten Herrn neun Monate lang von Ilala aus bis zur Küste getragen. Es muß eine wunderbare Veränderung in einem heidnischen Afrikaner vorgegangen sein, ehe er einer solchen Leistung fähig ist. Livingstones Lehre und Wandel hatten sie bewirkt. Dies zur Kennzeichnung seiner Bedeutung als Wegbahner der Mission auf afrikanischem Boden. Andrerseits ist zu bedenken, was dieser große Mann bei seinen wiederholten Besuchen in England bewirkt hat. Es lag ihm weniger an den wissenschaftlichen Vorträgen, die er dort in geographischen Gesellschaften zu halten hatte, wichtiger und lieber waren ihm die Gelegenheiten, wenn er vor den Studentenversammlungen von Oxford und Cambridge seine zündenden Aufrufe für die Christianisierung Afrikas ergehen lassen konnte, oder wenn er in Missionsversammlungen die vielen Gelegenheiten darlegte, die sich im dunklen Erdteil jetzt zu kraftvollem Einsetzen hier oder da böten. Dieser Tätigkeit Livingstones verdankt England nicht zum wenigsten das Erstarken seines Missionseifers in den letzten Jahrzehnten. Eine neue Gesellschaft, die Universitätenmission, ist geradezu auf seinen Antrieb zurückzuführen. Was Livingstone sonst

noch für Afrika getan hat, die wichtigen Entdeckungen, die man ihm verdankt, seine sachkundigen Ratschläge zur Bekämpfung des Sklavenhandels und was sonst in seinen Reden und Schriften zur Erschließung des dunkeln Erdteils dienen konnte, das hat in geographischen Zeitschriften seine Anerkennung gefunden und findet sie heute noch. Wir begnügen uns damit, seine Bedeutung für die Mission darzulegen, und sie ist groß genug, um ihn den bedeutendsten Missionsmännern an die Seite zu stellen, mochte auch seit 1856 das amtliche Band mit der Londoner Mission gelöst sein, der Christ und Menschenfreund ist bei ihm nie hinter den wissenschaftlichen Afrikareisenden zurückgetreten, wie das in seiner bekannten Grabschrift in Westminster so treffend zum Ausdruck kommt."

Es waren schwere Jahre, die Moffat und Read, der schon vor diesem auf dem Platz gewesen war, unter den anscheinend ganz unempfänglichen Betschuanen verlebten. Sie standen unter einem Volk, das mit schallendem Gelächter das Ende der Predigt begrüßte und ihnen riet, nichts mehr von ihrer Botschaft zu sagen, sonst halte man sie für verrückt. Da arbeiteten sie Tag für Tag mit ihren Händen, um ihr Leben zu fristen, aber was sie pflanzten und bauten, das nahmen nicht selten die Betschuanen für sich. Ihre Wassergräben leiteten die Weiber in ihre eigenen Gärten, und die Missionare mußten bei Nacht Wache halten, wenn sie morgens Wasser und etwas zu essen haben wollten. Wie oft war die kleine Hütte, in der Moffat mit Weib und Kind wohnte, mit schmierigen Heiden so gefüllt, daß man sich nicht regen konnte. Was sie berührten, wurde beschmutzt; ein unerträglicher Geruch erfüllte das heiße, enge Gemach. Man konnte nicht essen, ehe sie gingen, und doch blieben sie stundenlang, legten sich wohl gar zum Schlaf nieder, oder stahlen offen, was sie sahen. Begab sich der Prediger in die Kirche, so benützten die Schelme die Zeit, um sein Haus zu durchsuchen. Wie oft kam er hungrig heim und fand alles aufgegessen, was für ihn bereitet war!

Eine Wendung trat erst ein, nachdem Moffat die Landessprache gründlich gelernt hatte, und dann, als die Batlapi durch die von Osten heranziehenden feindlichen Matabi in große Not gerieten. Da holten die Missionare ihnen aus Griquastadt Hilfe herbei und retteten so den Stamm vom Untergang. Jetzt fiel es den Leuten wie Schuppen von den Augen, und was man hier, wo nur die Weiber Tränen haben, noch nie gesehen hatte, das sah man jetzt jeden Sonntag am Kurumanflusse: eine Versammlung von Kriegern, die weinten wie die Kinder. Ein einstiger Sklave mit seiner Frau und drei Kindern wurde als Erstling getauft. Eine gewaltige Bewegung ergriff die Heiden. Nächtelang erscholl der Gesang in den Häusern, tagelang verstummte nicht die Stimme des Gebets. Versammlungen zum Lobe Gottes und zu gemeinsamem Gebet wurden gehalten, ein Schulhaus bauten die Neuerweckten aus eigenem Antrieb und auf eigene Kosten. Unter dem Zulauf von Hunderten wurden im folgenden Jahre sechs Erwachsene und fünf Kinder getauft, und die Feier des Abendmahles ergriff viele Herzen. Von manchen hörte man den Ruf: „Wir waren wie die Tiere vor Gott! Was sollen wir tun, um selig zu werden?" Die Getauften fingen von selbst an, sich schicklicher zu kleiden; die Männer übernahmen jetzt die schweren Arbeiten, die sie sonst den Weibern überlassen hatten, und diese saßen mit der Nadel da und nähten Kleider. Das Fett, mit dem die Wilden sich sonst den Leib zu schmieren pflegten, mußte jetzt Lampen speisen, bei deren Licht sie sich im Lesen übten. Sie machten sich Stühle und Tische und hölzerne Eßlöffel. Als im Jahr 1838 die Kirche eröffnet wurde, bestand die Gemeinde

schon aus 200 Seelen. Auch der König, der lange gezögert hatte, bekehrte sich und empfing die Taufe. Moffat ging zur Erholung nach England.

Als Moffat nach Kuruman zurückkehrte, traf er zwei junge Missionare, die im Juli 1841 hier eingetroffen waren. Der eine war David Livingstone (vgl. Abb. 88).

Er war im Jahr 1813 als Sohn einer armen, frommen, geistig regsamen Familie in Schottland geboren. Schon zehnjährig kam er in eine Spinnerei, wo er von morgens 6 bis abends 8 Uhr arbeiten mußte. Nachts von 8—10 besuchte er die Fortbildungsschule, und während der Tagesarbeit legte er ein Buch neben seine Maschine, um in den kaum minutenlangen Pausen, in denen sie seine Aufmerksamkeit nicht in Anspruch nahm, zu lesen. Manchmal wollte er auch noch die Nächte zum Lernen benützen, so daß die Mutter kommen und die Lampe löschen mußte. In der Fortbildungsschule bekam Livingstone nicht nur Elementarunterricht, sondern er lernte da auch Lateinisch und Griechisch und bereitete sich so für die Universität vor. In Schottland war es früher gewöhnlich, daß sich die Studenten im Sommer etwas verdienten und im Winter die Universität besuchten. Auch Livingstone machte es so. Im Sommer arbeitete er in der Fabrik zu Blantyre und den Winter durch studierte er im nahen Glasgow. Die harte Arbeit hat ihm weder geistig noch körperlich geschadet, sondern ihn früh zu einem kräftigen, männlichen Charakter reifen lassen. Mit 20 Jahren entschloß er sich, Missionar zu werden. Die Londoner Missionsgesellschaft, bei der er sich 1838 meldete, sorgte für seine weitere Ausbildung. Er hatte den Wunsch, den Heiden auch leibliche Heilung zu bringen, und studierte deshalb Medizin. Nachdem er den Doktorgrad erworben hatte, reiste er nach Südafrika ab.

Lange litt es ihn nicht in Kuruman, obgleich er als Arzt sehr viel zu tun hatte. Hier war die Bevölkerung dünn, und weit umher lag das heidnische Gebiet, in das noch nie ein Bote des Evangeliums gedrungen war. So unternahm er verschiedene Reisen, um Land und Leute kennen zu lernen, kehrte aber immer wieder nach Kuruman zurück. Einmal lebte er mit zwei eingeborenen Christen ein halbes Jahr ganz unter den Schwarzen, um sich mit der Sprache noch vertrauter zu machen. „Durch diese Feuerprobe“, sagt er, „verschaffte ich mir eine so genaue Kenntnis der Gewohnheiten, der Denk- und Anschauungsweise, der Gesetze und der Sprache dieses Volkes, daß mir daraus für meinen Verkehr mit afrikanischen Volksstämmen ein ganz unberechenbarer Vorteil erwuchs.“ Seine ärztliche Kunst verschaffte ihm bald einen großen Ruf, und in Scharen kamen die Kranken. Er hatte nicht gedacht, daß auch unter den Naturvölkern so viel Krankheit herrschen könne. Ein Häuptling, Sekomi, begehrte freilich von Livingstone eine Arznei, die er ihm nicht schaffen konnte. Der Häuptling sagte, er habe ein böses, stolzes Herz, das immer unruhig, immer zornig und neidisch sei, und er ließ sich's nicht ausreden, daß Livingstone ihm ein Tränklein geben könne, das das Herz auf einmal erneure. — Livingstone besaß in ungewöhnlichem Maße die Kunst, die Eingeborenen zu behandeln. „Sein offenes Auftreten, sein schlichtes, furchtloses Benehmen, seine entgegenkommende Güte und Geduld übten eine wunderbare Macht auf die Afrikaner, so daß sie ihm überall mit Vertrauen lohnten.“

Er gründete bald neue Stationen, zuerst Mabotse, dann Schokuane, wo er von dem begabten Häuptling Setschele freundlich aufgenommen wurde.

Setschele war sehr lernbegierig und tat allerlei Fragen. Z. B. einmal, als Livingstone ihm von dem künftigen Gericht gesagt hatte: „Wie kommt es, daß deine Ahnen den meinigen keine Kunde von diesem schrecklichen Gericht gebracht haben?“ Er lernte eifrig lesen und ließ sich gerne aus der Bibel vorlesen, richtete auch in seinem Haus einen Gottesdienst ein. Mit der Methode Livingstones

dem Volke gegenüber war er nicht ganz einverstanden. Er meinte, predigen helfe nichts, die Leute seien nur durch Prügel zu gewinnen, und wenn Livingstone die Hilfe des Häuptlings und der Räte annähme, so würde man das Volk bald mittelst der Nilpferdpeitsche zum Glauben bringen.

Wegen der Dürre und Unfruchtbarkeit Schokuanes beschloß Livingstone einen günstigeren Ort zu suchen. Er fand ihn in der Nähe des Flusses Kolobeng. Setschele mit seinem Stamm, den Bakwena, folgte dem Lehrer dahin. Der Häuptling mit 200 seiner Leute baute da ein Schulhaus, das auch als Kirche dienen sollte; er hatte gelobt: „Ich will Gott, dem Beschützer meiner Stadt, ein Haus bauen, ohne Unkosten für die Mission." Auch für Livingstone und die Seinen entstand nach Jahresfrist ein Haus, an dem er freilich die Hauptarbeit selbst tun mußte. Setschele entschloß sich endlich, seine überzähligen Frauen zu entlassen, und konnte getauft werden. Er hat sich später nicht bewährt, aber solange Livingstone bei ihm war, hat er unter schwierigen Verhältnissen Treue gehalten. Auch Kolobeng wurde vier Jahre nacheinander von immer schrecklicher werdender Dürre heimgesucht, so daß zuletzt sogar der Fluß austrocknete. Sonst hatten sich die Leute auf den Regenzauber ihres Häuptlings verlassen, aber nun war er selbst offenbar von dem weißen Mann verzaubert und konnte nicht mehr helfen. Die Feindschaft gegen den Neugetauften und gegen das Christentum wurde immer größer, um so mehr, als auch die Sippen der entlassenen Frauen seine Feinde wurden. Auch die Missionarsfamilie litt Not. Manchmal buk man Brot aus Kleie und aß dazu eine Schüssel voll gerösteter Heuschrecken; die Kleinen verschlangen wie die schwarzen Kinder Frösche, Schnecken und Raupen. Livingstone hatte nie im Sinn gehabt, auf einer Station zu bleiben. Er fühlte in sich den Beruf, große Landstrecken für die Mission zu erschließen. So ergriff er wieder den Wanderstab.

Der Plan, mehr im Osten, unter den Makhalatle eine Station zu gründen, mußte aufgegeben werden, da die Buren jene Gegend immer mehr in Anspruch nahmen und sich alle englischen und eingeborenen Lehrer verbaten. Livingstone stellten sie der Kolonialregierung als einen gefährlichen Menschen hin, den man sorgsam beobachten müsse. Später überfielen sie (in Livingstones Abwesenheit) Kolobeng. Wiederholt hatten die Buren dem Häuptling Setschele das Ansinnen gestellt, er dürfe keine Griqua noch Engländer mehr über Kolobeng nach Norden reisen lassen, denn sie wollten die alleinigen Herren des Landes sein und in der Ausbeutung der Landeserzeugnisse keinen Wettbewerb aufkommen lassen. Da Setschele hierauf nicht einging, schwuren sie ihm und seinem Stamme den Untergang. Livingstone war ihnen ohnehin ein Dorn im Auge; der behandelte ja die Schwarzen, wie wenn sie Menschen, ja Brüder wären, und er eröffnete den Engländern Jagdgebiete und neue Handelsstraßen. So fielen die Buren über das Missionshaus her und luden auf Wagen, was sie brauchen konnten; alles andre zerstörten sie. Ebenso machten sie's auf der Zweigstation Limane, die sie verbrannten. Setschele mit den Seinen kämpfte tapfer den ganzen Tag, bis die Nacht die Flucht ins Gebirge ermöglichte. 60 Bakwena und 28 Buren fielen im Kampfe. Leider gelang es den Buren, 200 Schulkinder mit fortzuschleppen, die zwar nicht dem Namen nach, aber doch tatsächlich zu Sklaven gemacht wurden.

Es beginnt nun die Zeit von Livingstones großen Entdeckungsreisen. Er wollte versuchen, durch die gefürchtete Kalahariwüste nach Norden vorzudringen. Setschele freilich hatte dem Missionar auf die Verkündigung des Wortes: „Alle Welt soll noch des Evangeliums voll und alle Völker sollen von seinem Klang erfüllt werden," geantwortet: „Aber zu den Stämmen jenseits der Kalahariwüste wirst du nimmermehr gelangen, weder du noch ein andrer Weißer." Aber Livingstone

ließ sich nicht abschrecken; zwei befreundete Engländer begleiteten ihn und trugen auch die Kosten des Unternehmens. Hier, in der fürchterlichen, dürren Wüste hausten die Ausgestoßenen, die Buschmänner und die Bakalahari, die von ihren Feinden hierher gedrängt worden waren. Sorgfältig verbergen sie ihre Wasserlöcher, und Livingstone hatte es nur seiner großen Leutseligkeit zu danken, daß ihm manchmal ein Weib einen Trunk brachte. Die Ochsen hatten einmal 96 Stunden kein Wasser bekommen, als endlich, im Augenblick der höchsten Not, ein Wasserloch gefunden wurde.

Auf dieser Reise entdeckte Livingstone den Ngamisee, und von da an war der schlichte Missionar ein berühmter Mann. Bei seiner zweiten Reise an den See nahm er Frau und Kinder mit, aber die Gegend um den See erwies sich als sumpfig und deshalb ungeeignet zu einer Niederlassung. Da die Kinder am Sumpffieber erkrankten, mußte man nach Kolobeng zurückkehren.


Abb. 160. Flußübergang.

Im April 1851 brach Livingstone zum drittenmal nach Norden auf. Sebituane, der mächtigste Häuptling jenseits der Kapkolonie, allgemein beliebt um seiner Großmut, Leutseligkeit und Freigebigkeit willen, hatte schon lange den Besuch eines weißen Lehrers gewünscht, und zu ihm richtete Livingstone seine Schritte. Mit großer Freundlichkeit empfing Sebituane Livingstone und die Seinen, leider aber erkrankte er kurz nach des Missionars Ankunft und starb. Seine Tochter und Nachfolgerin hätte den Missionar gerne im Lande behalten. Livingstone und sein Begleiter Oswell reisten deshalb in nordöstlicher Richtung, um das Land zu erkunden, und entdeckten am 3. August 1851 den Sambesi. Das Land war aber des Klimas wegen zur Niederlassung ungeeignet. Auf dieser Reise lernte Livingstone die Greuel des Sklavenhandels zum erstenmal aus eigener Anschauung kennen. Die Händler jener Gegenden wollten für ihre Waren keine andre Bezahlung als Knaben. Livingstone hoffte, dem Unfug könnte gesteuert werden, wenn es den Eingeborenen ermöglicht würde, ihre Waren — Elfenbein, Wachs, Straußenfedern u. s. w. — nach der Küste zu bringen und hier gegen europäische Waren auszutauschen. Dazu mußte man eine Wasserstraße ans Meer finden. Das wollte Livingstone nun tun und zugleich versuchen, weitere Länderstrecken für die Mission zu öffnen.

So brachte er die Seinen ans Kap, von wo sie nach England reisten, er selbst aber trat eine große Entdeckungsreise an. Im Dezember 1852 verließ er Kuruman und erreichte — langsam

im Ochsenwagen reisend — am 23. Mai 1853 Linyanti, die Hauptstadt des Makololulandes. Sebituanes Tochter hatte die Königswürde, die ihr eine Bürde gewesen war, niedergelegt. Sie hatte als Königin eine Anzahl von Männern haben müssen, zog es aber vor, die Regierung ihrem Bruder Sekeletu abzutreten und wieder mit einem Manne zu leben. Sekeletu tat Livingstone alles zuliebe, aber von dem „Buch" wollte er lieber ferne bleiben; das hatte ja Setschele das Herz umgedreht und ihn dazu gebracht, seine Weiber fortzuschicken. Leider herrschte hier wie auch in dem unter Sekeletu stehenden Barotseland die Malaria so schrecklich, daß längerer Aufenthalt für Europäer so gut wie unmöglich war und Livingstone von der Gründung von Stationen absehen mußte. Er schickte einen weißen Begleiter mit dem Ochsenwagen, für den es fortan keine Straßen mehr gab, zurück und wählte sich für die Weiterreise nach Westen 27 Makololo, die Lust hatten, ihn zu begleiten. Und nun ging's voran, zuerst im Kahn den Tschobe und den Sambesi hinauf, dann weiter auf dem Reitochsen (Abb. 160) durch Länder, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte, unter viel Mangel und Entbehrung, unter Gefahren durch feindselige Wilde, zuletzt unter fast fortwährender Krankheit, bis endlich der todmüde, fast von allem entblößte Mann auf portugiesisches Gebiet kam, wo die Leute auf den Militärstationen sich seiner annahmen und ihm weiterhalfen.


Abb. 161. Frau Livingstones Grab.

Fast ein Jahr, nachdem er von Linyanti aufgebrochen war, betrat Livingstone die Hafenstadt Loanda. Hier konnte er sich endlich bei einem Landsmann, einem Kommissär zur Unterdrückung des Sklavenhandels, gründlich erholen. Zu einem Besuch in England konnte er sich nicht entschließen. Er mußte seine Makololo, die ihm in allen Gefahren treu zur Seite gestanden waren, in ihre Heimat zurückbringen, und außerdem bewegte ihn der Gedanke, zwischen Sekeletus Land und der Ostküste mittelst des Sambesi eine Verbindung herzustellen. So kehrte er denn nach Linyanti zurück und brach von da mit neuen Begleitern gen Osten auf. Von der portugiesischen Station Tete am unteren Sambesi aus untersuchte er diesen Strom und seinen Nebenfluß, den Schire, auf ihre Schiffbarkeit. Livingstone hat von jetzt an ganz der Erforschung Afrikas gelebt und hat dieses Werk, zu dem er sich berufen fühlte, zuerst als Missionar, dann als britischer Konsul, zuletzt als Privatmann fortgeführt unter unendlicher Mühsal, unter viel Leiden und oft schwerer Krankheit, manchmal auch unter Schmach und Verleumdung, und auch, und das war vielleicht für den Mann voll tiefen Gemütes das schwerste, unter vollständigem Verzicht auf das Familienleben. Frau Livingstone hatte ihrer leidenden Gesundheit wegen in Kuruman bleiben müssen. Sie reiste ihm später nach und traf auf dem Sambesi mit ihm zusammen, aber schon nach zwei Monaten starb sie und wurde in der Nähe von Schupanga begraben (Abb. 161). Jene Zeit war überhaupt voll schmerzlicher

Erfahrungen für Livingstone: eine unter den Makololo angefangene Mission wurde wieder aufgegeben, weil in ganz kurzer Zeit ein Missionar, zwei Frauen und drei Kinder starben. Auch von der Universitätenmission, deren Boten Livingstone am Sambesi begrüßt hatte und die auf seine Aufforderung am Schire und Njassa die Mission beginnen wollten, starben vier schnell nacheinander, und die Mission zog sich darauf aus dem fieberischen, durch Sklavenjagden und Hungersnot verheerten Lande mehr nach der Küste, in die Nähe von Sansibar, zurück.

Von 1864—1866 war Livingstone in England. Der Rest seines Lebens, von 1866—1873, war der Erforschung des ostafrikanischen Seegebiets gewidmet. Auf



Abb. 162. Livingstones Tod.

seiner letzten Reise erkrankte er schwer, drang aber vorwärts, bis seine Kräfte versagten. In Ilala am Bangweolosee konnte er nicht mehr weiter. Als am 1. Mai (oder 4.) 1873 einer seiner Leute ins Zelt kam, fand er Livingstone am Bette knieend, aber ganz unbeweglich (Abb. 162). Er war betend heimgegangen. Es folgte jener einzigartige Leichenzug, auf welchem Livingstones schwarze Diener den Leichnam ihres Herrn unter den größten Schwierigkeiten, ja streckenweise mit eigener Lebensgefahr bis an die Küste trugen und dann nach England begleiteten; es folgte seine feierliche Beisetzung in der Westminsterabtei, der ehrwürdigen Ruhestätte von Englands größten Männern; es folgte aber auch eine neue Periode in der Geschichte des dunklen Weltteils, ein großartiger Aufschwung innerhalb der Christenheit zur Bekämpfung des Sklavenhandels, zur Ausdehnung des europäischen Einflusses und zur Christianisierung der Afrikaner.

An der Stelle, wo einst Livingstone seinen Geist aufgab und wo die getreuen Schwarzen das Herz des edlen Mannes unter dem Schatten eines großen Baumes begruben, ist jetzt, im Jahr 1903, ein würdiges Denkmal in Gestalt eines Obelisken mit einem Kreuz darauf errichtet worden. Das fertige Material dazu wurde von England herübergebracht. Es bestand aus 450 Metallzylindern, jeder 50 Pfund schwer, 30 mit Metallbeschlägen versehenen Eichenbalken, die als Fundament für den Obelisken dienten, und vier Bronzetafeln. Die Transportschwierigkeiten waren nicht gering. Die Gegenstände wurden zunächst bis zum Sambesi gebracht und von da bis zu der äußersten schiffbaren Stelle des Schireflusses weiterbefördert. Von dort an mußten Lastträger die Arbeit übernehmen, um die Viktoriafälle zu umgehen und die Materialien abermals auf ein Schiff zu bringen, das sie schließlich an der westlichen Küste des Njassasees landete. Nun galt es endlich, die Gegenstände durch Schwarze nach dem unweit der Ufer des Bangweolosees gelegenen Ilala schaffen zu lassen. Das kostete natürlich viel Zeit, ganz abgesehen von den für den Transport verwendeten Summen. Das Denkmal ist 20 Fuß hoch und die Tafeln zeigen die Inschrift: „In Memoriam. Erected by his friends to the memory of Dr. David Livingstone, missionary and explorer. He died here May 4, 1873.“ Das Denkmal ist durch ein Eisengitter umzäunt, an dessen vier Ecken sich Miniaturobelisken erheben.


Abb. 163. Einer vom Stamm der Bamangwato.

Doch nun zurück zu den Betschuanen — nicht um einen Überblick über alles zu geben, was für sie von der evangelischen Mission geschehen ist oder noch geschieht, sondern um an einem Beispiel zu zeigen, was auch aus diesem Volke werden kann und in einzelnen Fällen schon geworden ist. Dies Beispiel ist der Bamangwatofürst **Khama**, der nun schon über vierzig Jahre lang seinem christlichen Bekenntnis Ehre gemacht hat.

Mit dem Stamm der Bamangwato (Abb. 163) hatten seit 1842 Londoner Missionare Berührungen gehabt. Als diese sich vor den Buren zurückziehen mußten, lud 1859 der Häuptling Sekhome deutsche Missionare, Hermannsburger, zu sich ein, und von einem derselben, Schulenburg, wurde 1860 sein begabter und strebsamer Sohn Khama getauft. 1862 kamen dann wieder Londoner ins Land, und seit 1865 wurde der Häuptlingssitz Schoschong ihre Hauptstation. Anfangs hatte Khama viel um seines Glaubens willen zu leiden, namentlich von seinem eigenen Vater Sekhome, der ein richtiger Heide war und bis an sein trauriges Ende blieb. Als dann Khama selbst König wurde, ging eine große Veränderung mit dem ganzen Volke und besonders mit der Hauptstadt vor. Er zwang zwar niemand zum Christwerden, schaffte aber die heidnischen Greuel im Lande ab, führte die Sonntagsheiligung und andere christliche Sitten ein und tat alles mögliche zur Hebung seines Volkes. Allerlei Reisende, die durch Schoschong (Abb. 164) kamen, der Portugiese Serpa Pinto, der Österreicher Holub, der Pariser Missionar Coillard und andere, konnten sich nicht genug

wundern, daß es mitten in Afrika ein so wohlgeordnetes, zivilisiertes Völkchen geben sollte. Während sonst im heidnischen Afrika fast jedermann bewaffnet ist, sah man hier nur selten ein Gewehr. Friede und Sicherheit herrschte auf allen Seiten. Der König ging umher wie ein gewöhnlicher Mensch ohne Waffen und ohne Leibwache. Als einmal der Reisende Holub in der Nähe von Schoschong seinen besten Sattel — dort in Afrika ein sehr begehrter, teuer bezahlter Artikel — verlor, wurde ihm derselbe durch den König wieder zugestellt. Statt sich den wertvollen Gegenstand anzueignen, hatte ihn der Finder dem König abgeliefert und dieser ihn aufgehoben, bis der Reisende zu ihm kam. So ehrlich ging es dort zu. Als einmal eine Hungersnot ausbrach, kaufte Khama für 100000 Mark Getreide, um den Notleidenden zu helfen. Er war überhaupt wie ein Vater für seine Untertanen. Weil bei den Schwarzen der Branntwein so viel Unglück stiftet, erließ er ein Gesetz, daß kein geistiges Getränk in sein Land eingeführt werden dürfe. Als trotzdem



Abb. 164. Schoschong.

europäische Händler fortfuhren, das verderbliche Feuerwasser an seine Leute zu verkaufen, und als alle Warnungen nichts halfen, ließ er die Europäer zu sich kommen und hielt ihnen eine gewaltige Rede, in der er unter anderem sagte: „Ihr denkt, ich sei ja nur ein Schwarzer. Ja, schwarz bin ich. Das hindert aber nicht, daß ich nun einmal als König hier zu gebieten habe. Wenn einmal die Weißen im Lande herrschen, dann könnt ihr ja machen, was ihr wollt. Heute aber bin ich Herrscher und werde die Gesetze handhaben, die ihr verletzet. Ihr verachtet und verhöhnt mich, weil ich ein Schwarzer bin, und das in meiner eigenen Stadt! Wenn dem also ist, was habt ihr in dem Lande zu tun, das Gott uns gegeben hat? Kehret heim, nehmt alles, was ihr besitzet, bis zu den eisernen Dächern eurer Häuser; lasset zurück das Holz des Landes und den Mörtel, mit dem ihr eure Ziegel machtet. Nehmt euer Eigentum und gehet fort! Schämen solltet ihr euch! Ich suche mein Volk nach jenem Gotteswort zu leiten, das wir von euch empfangen haben, und ihr gebet ihm das unverantwortliche Beispiel, dieses Wort zu verachten. Ihr wisset, daß mehrere meiner Brüder den Branntwein zu lieben angefangen haben, daß es mein Wunsch ist, sie sollen keinen Tropfen mehr davon sehen und dieser verderblichen Gewohnheit entsagen, und nicht allein bietet ihr ihnen davon

an, ihr waget es sogar, mich selbst damit zu versuchen! Heute will ich dem allem ein Ende machen. Wohlan! nehmt eure Herden und verlaßt meine Stadt auf Nimmerwiedersehen!" Das tiefste Schweigen folgte diesen Worten. Die Weißen waren bestürzt und schamerfüllt. Eine solche Festigkeit hatten sie nicht erwartet. Um den König zu besänftigen, sagte einer: er wohne seit seiner Kindheit in diesem Lande; im Namen dieser alten Freundschaft werde doch der König Mitleiden haben. „Freundschaft?" rief der König. „Wagst du es, dich meinen Freund zu nennen? Du bist der Anführer derer, die meinem Gebote trotzen. Wenn du schon so lange in meinem Lande bist, so weißt du besser als irgend jemand, wie sehr ich das Getränk hasse." Lange noch sprach er in gleichem Sinne, und von diesem Tage an ward die Stadt von dem Branntweinhandel befreit. Allein Khama blieb nicht dabei stehen. Er verbot auch den Verkauf des einheimischen Bieres. Den jungen Leuten wurde ausdrücklich verboten, davon zu trinken. In einer großen Versammlung der Landesbewohner wurde beschlossen, die Herstellung desselben zu verbieten. „Ihr zerstöret das Getreide, das Gott uns auf unsere Bitten gibt," sagte der König; „und was noch schlimmer ist, ihr bereitet daraus ein Getränk, das nur Unheil unter uns stiften kann." Der Kampf war hart, aber er ward schließlich mit Erfolg gekrönt. Als die Missionare meinten, daß das Landesbier in gewisser Beziehung eine Nahrung sei, sagte er: „Nein, man will euch das glauben machen, es sind aber nur Lügen. Das Bier schadet unter uns ebensoviel wie der Branntwein bei den Weißen. Fast alle Übel, aller Skandal, die in unserem Lande vorkommen, entstehen aus dem Genuß des Bieres. Wenn jemand eine Schlechtigkeit begehen will, so trinkt er vorher Bier. Wir täuschen uns hierin nicht; mein Vater, ein Heide, verbot uns, davon zu kosten, und er hatte von seinem Vater dasselbe Verbot empfangen." — Man glaube aber nicht, daß Khama nur anderen das Trinken verbietet. Nein, er selbst ist vollständig enthaltsam. Er raucht und schnupft auch nicht. Dabei ist er aber keineswegs ein Duckmäuser oder Stubenhocker. Im Gegenteil, er ist nicht nur ein gewandter Reiter und ein mutiger Jäger, sondern geht auch in allen praktischen Geschäften seinem Volk mit gutem Beispiel voran. Überall sieht er selbst nach und ermuntert Arme wie Reiche bei der Arbeit. Es dauerte nicht lang, so stand er auch bei den Weißen in allgemeiner Achtung, und allerlei Leute bewarben sich um seine Gunst. So kam im Jahre 1879 eine Schar von römisch-katholischen Missionaren ins Land, zusammen 11 Mann. Die hätten gern auch in Schoschong eine Niederlassung gegründet, um der evangelischen Mission entgegenzuarbeiten. Das bekam ihnen aber schlecht. Als sie auf einem ihrer Wagen ein Bild der Kreuzigung ausstellten, wo zu den Füßen des Heilandes zwei anbetende Kaffern zu sehen waren, da rief eine Stimme: „Wie kommen denn die Schwarzen dahin? Ich habe doch immer gehört, daß Jesus von den Juden, von weißen Leuten, gekreuzigt worden ist!" Und ein anderer meinte: „Das ist einfach eine Verleumdung; die Schwarzen haben ihn nicht getötet." Khama selbst aber erklärte, er habe schon Missionare und brauche keine anderen. Und damit war die Sache abgemacht; die Römischen mußten weiterziehen.



Abb. 165. Khama.

Noch vieles Gute könnte von diesem schwarzen Fürsten (Abb. 165) erzählt werden, das Gesagte aber zeigt schon zur Genüge, was für ein aufrichtiger Christ und für ein guter

Protestant er ist. In den letzten Jahren sind leider große Trübsale über ihn gekommen. Schon das war nicht leicht, daß 1889 so großer Wassermangel in Schoschong eintrat, daß man die ganze Stadt abbrechen und an einen anderen Ort, 20 Stunden weit weg, verlegen mußte. Der Umzug der 20000 Menschen ging zwar in schönster Ordnung vor sich, und bald stand die neue Stadt Palapje schöner als die alte da; aber um jene Zeit drangen immer mehr Weiße, darunter Branntweinhändler, ins Land ein, ja, eine englische Handelsgesellschaft wollte das Land selbst in Besitz nehmen. Khama reiste nach Kapstadt, ja bis nach London, um dagegen zu protestieren. Man nahm ihn überall freundlich auf, hörte ihn willig an und versprach auch alles Gute. Das hat aber nicht verhindert, daß die Branntweinpest nun doch auch in Palapje eingedrungen ist und ein Geist der Auflehnung und Zuchtlosigkeit dort einreißt. Schon im April 1898 klagte der König: „Der Branntwein ist in mein Land eingedrungen nicht mit meiner Erlaubnis, sondern durch die Macht des bösen Feindes; und ich sehe die Zeit kommen, wo ich unterliegen werde. Mein ganzes Volk scheint sich gegen mich zu wenden, weil ich gegen die Einführung des Branntweins bin. Meine Untertanen wollen meine Gesetze nicht mehr halten, so daß Trunksucht, Vielweiberei und andere heidnische Laster selbst in meiner Hauptstadt einreißen. Ich bin alt und habe nicht mehr die Kraft wie früher, und mein Volk ist meiner müde. Aber niemals werde ich die Einführung des Branntweins gut heißen, denn wo der Branntwein herrscht, da kann Gott nicht herrschen. Schon vor drei Jahren haben meine Brüder aus eben diesem Grunde sich gegen mich verbündet und meine Stadt verlassen, und seither ist es noch schlimmer geworden. Am Ende wird noch ein anderer König gegen mich aufstehen."



Abb. 166. Pidio, Khamas Tochter.

Als 1899 der Missionar Coillard auf seiner Reise an den Sambesi auch nach Palapje kam, fand er seinen alten Freund so verändert, daß er Mühe hatte, ihn wieder zu erkennen. Seine Stimme war tonlos, sein Auge matt, die ganze Gestalt verfallen. So oft er sprach, raffte er sich auf, sank dann aber wieder in den früheren Zustand zurück. Coillard bekam den Eindruck, einen gebrochenen Mann vor sich zu haben. Aber so schlimm war es doch noch nicht. Als tags darauf die beiden miteinander ausritten, sah Khama wieder ganz stattlich aus und sprach frisch und frei wie früher. Aber er hatte eben große Sorgen. Sein Sohn Sekomie, der kein Christ ist, spielte sich als ein zweiter Absalom auf, widersprach in allem seinem Vater und hatte sich sogar an die Spitze einer aufrührerischen Partei gestellt, um selbst König zu werden. Und das ist sein einziger Sohn! „Armes Volk!" ruft Coillard aus, „was wird aus dir werden, wenn Khama tot ist? O diese Schwarzen, müssen sie denn immer das tun, was sie selber ins Verderben bringt!" Ein Trost ist dem guten Manne seine Tochter Pidio (Abb. 166). Sie ist fromm, liest gerne und hat ihrem Vater, wie er selbst sagt, noch nie Kummer gemacht. Sie ist an einen auswärtigen Häuptling verheiratet, hält sich aber zur Gemeinde in Palapje.

Im ganzen zählt die Londoner Mission in Khamas Land 697 Kommunikanten, 5300 Anhänger und 33 Schulen mit 1076 Kindern. Von hier aus ist auch ein Missionsversuch bei den Batauana am Ngamisee gemacht worden. Anfangs gedieh das Werk, wurde aber 1886 durch einen Einfall der Matebele zerstört und erholt sich nur langsam. Alles zusammen zählten die Londoner 1902 im westlichen

Betschuanaland 3405 Kommunikanten, 12 565 Anhänger, 55 Schulen auf 5 Hauptstationen unter 9 Missionaren und 48 schwarzen Gehilfen.



Abb. 167. Maschonaschöne.

Matebele- und Maschonaland.

Eine besondre Erwähnung verdient noch das gewaltige Ländergebiet, das jetzt unter dem Namen Süd-Rhodesia bekannt ist und im Namen der britischen Regierung durch die Britisch-Südafrikanische Kompanie verwaltet wird. Es besteht aus dem einstigen Matebeleland im Südwesten und aus Maschonaland im Nordosten. Das erstere hat seinen Namen von dem kriegerischen, erst 1896 gründlich gedemütigten Volk der Matebele (ca. 162 000 Seelen), während das letztere von den einst durch die Matebelen geknechteten Maschona (ca. 328 000) bewohnt wird (Abb. 167 und 168).



Abb. 168. Maschonastutzer.

Zum Gründer des Matebelenreiches, dem gefürchteten Moselekatse, kam schon im Jahre 1829 der kühne Moffat, aber erst im Jahre 1859 wurde bei ihm die Londoner Missionsstation Inyati gegründet. Es war ein dürrer und ein gefährlicher Boden. Sobald ein Heide erweckt war, verschwand er auf unerklärte Weise und die Missionare bekamen ihn nie wieder zu sehen. So blieb's auch unter Lobengula, dem Sohn und Nachfolger Moselekatses (seit 1868). Dennoch wurde 1871 eine zweite Station, Hope Fountain, angelegt. Aber erst 1890 konnte der Erstling getauft werden — erst nachdem ein politischer Umschwung stattgefunden

hatte. 1888 nämlich erklärte die britische Regierung das ganze Gebiet südlich vom Sambesi, zwischen den deutschen und portugiesischen Besitzungen, als zu ihrer Interessensphäre gehörig, und 1889 übertrug sie ihre Hoheitsrechte auf die oben genannte Kompanie. Die Seele des Unternehmens war der 1902 gestorbene, ebenso geniale als gewalttätige Cecil Rhodes, der sogen. Diamantenkönig Südafrikas. Allerlei Abenteurer, aber auch kapitalkräftige Unternehmer drangen ins Land, um die Gold- und Kohlenlager auszunützen; die Eisenbahn, die von Kapstadt nach Kimberley führte, wurde bis zur Matebelestadt Bulawayo (Abb. 169) und von hier nach Salisbury, der neuen Hauptstadt des Maschonalandes, fortgeführt, und diese letztere ist jetzt sogar mit dem portugiesischen Hafen Beira durch eine Bahnlinie verbunden. Eine ganze Reihe von Städten sind aus dem Boden aufgeschossen, wie man es sonst nur in Amerika gewohnt ist. 1893 kam es zum Krieg mit Lobengula. Er wurde geschlagen und abgesetzt. Seither herrscht Ruhe im Land. Und das hat auch die Mission zu genießen. Die Londoner haben drei neue Stationen gegründet; 1892 sind auch die Berliner ins Maschonaland gekommen, und 1901 haben sie die Erstlinge getauft. Auch die Holländisch-reformierte Kirche des Kaplandes missioniert hier; ebenso mehrere andere Gesellschaften; am umfassendsten und wohl auch erfolgreichsten aber ist die Arbeit der hochkirchlichen Anglikaner, die hier schon ein Bistum errichtet und eine ganze Reihe von Predigtplätzen, Schulen rc. angelegt haben.

Südwestafrika.

Der südliche Teil von Südwestafrika bis zum Oranje bildet einen Teil der Kapkolonie; nördlich vom Oranje beginnt deutsches Gebiet, das im Norden an Portugiesisch-Westafrika grenzt. Der Teil südlich vom Oranje heißt Klein-Namaland; nördlich vom Oranje kommt zuerst Groß-Namaland und dann Herero- oder Damaraland. Die Bewohner von Klein- und Groß-Namaland sind die Nama, ein Hottentottenstamm, der sein Volkstum noch einigermaßen rein erhalten hat. Im Hereroland wohnen die Damara oder Herero. Sie sind ein Bantuvolk, ebenso wie die nördlich von ihnen auf deutschem und portugiesischem Gebiet wohnenden Ovambo. Versprengt unter den Hottentotten und Herero wohnen die Bergdamara, ein armes, unterdrücktes, sehr verkommenes Völkchen. Sie reden die Sprache der Hottentotten, sind aber nicht desselben Stammes; wahrscheinlich sind sie Überreste der von den Hottentotten unterdrückten Urbevölkerung. Einen bedeutenden Teil der Einwohner Südwestafrikas bilden die Mischvölker, die sogenannten Bastarde. Vereinzelt findet man auch Buschmänner. Manches weist darauf hin, daß die Völker Südwestafrikas früher in geistiger Beziehung höher standen, als man nach der sittlichen Versunkenheit und dem Zustand gänzlicher Unkultur, worin die Missionare sie fanden, glauben sollte. Sie haben z. B. sehr hochentwickelte Sprachen, und hinter dem Wust von Zauberei und Aberglauben, aus dem jetzt ihre Religion besteht, findet man doch noch die Ahnung eines einzigen Gottes und gesunde Rechtsbegriffe.

Auch die Mission im Nama- und im Hererolande ist vom Kapland ausgegangen. Im Westen der Kapkolonie ließen sich im Jahr 1829 Missionare der Rheinischen Missionsgesellschaft nieder, sie standen aber damals im Dienste der

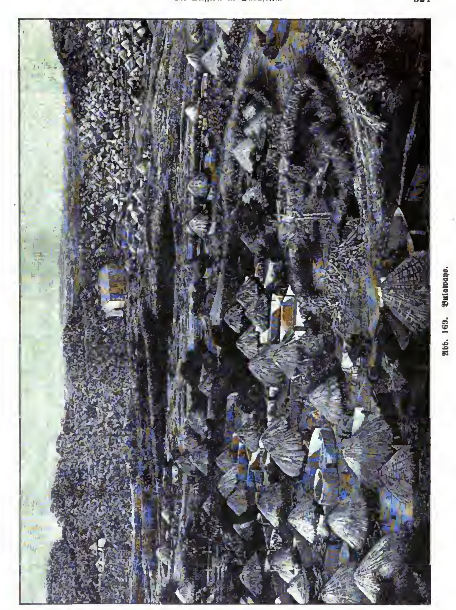


Abb. 169. Bulawayo.

Londoner Mission, die hier arbeitete. Die Stationen wurden erst später von der Rheinischen Mission übernommen. Diese Stationen, deren älteste S t e l l e n b o s c h ist, liegen mit einer Ausnahme sämtlich an der Westküste. Teilweise haben sie

großen Landbesitz. Die Gemeinde Saron z. B. ist ein sogen. Institut, d. h. der ganze Grund und Boden, fast eine halbe deutsche Geviertmeile, gehört der Mission. Inspektor Schreiber, der im Jahr 1894 die Stationen der Rheinischen Mission besuchte, schreibt darüber[1]):

„Saron hat zum Glück reichlich Wasser. Eine Wasserleitung aus einer großen Bergkluft bringt das ganze Jahr hindurch, selbst in den langen, trockenen Sommermonaten, einen köstlichen, breiten Strom Wassers auf den Platz, und der ganze Ort hat in allen seinen breiten, sehr regelmäßig angelegten Straßen überall fließendes Wasser, ein Anblick, der einem in Afrika wahrhaft das Herz erquickt. Es wohnen hier auf dem Platze an 1300 Seelen, alles Pächter unsres Landes, von denen aber manche neben dem Ackerbau noch ein Handwerk treiben. Die meisten freilich sind nur Ackerbauer und gehen dann von der Station aus zuzeiten zu den umwohnenden Bauern, um ihnen in der Saat- und Erntezeit zu helfen. Darum sollten die Buren dankbar sein für das Bestehen der Missionsstationen, die ihnen gerade für die Zeiten, wo sie sie nötig haben, Arbeitskräfte liefern. Aber unter den Buren besteht im ganzen eine sehr unfreundliche Gesinnung gegen die Missionsarbeit; es ist ihnen geradezu verhaßt, daß die Farbigen auf den Stationen so viel lernen, manchmal mehr, als sie selbst ihren Kindern auf den weit abgelegenen Bauernplätzen beibringen lassen können. (Dr. Schreiber lernte in Südwestafrika einen wandernden Schulmeister kennen, der von Gehöft zu Gehöft zog, sich auf jedem Platz 4—5 Monate aufhielt und in dieser Zeit die Kinder so viel oder wenig lesen und schreiben lehrte, als in den paar Monaten möglich war.) Die Farbigen selbst, die von den Weißen in der Kapkolonie immer mehr zurückgedrängt werden, namentlich vom Landbesitz, haben jetzt auch allgemein begriffen, daß ihre besten Freunde die Missionare sind, und daß sie es kaum wo anders so gut haben können wie auf den Missionsstationen. Darum bleiben sie auch gern dort, obgleich sie sich einer strengen Zucht unterwerfen müssen, namentlich was das Trinken von Wein und Branntwein anlangt. Dies ist ja das Hauptlaster und Unglück der Farbigen in der Kapkolonie, das durch die Buren, die ihren Arbeitern oft vier- bis fünfmal am Tage von dem schweren Kapwein zu trinken geben, leider noch immer befördert wird. Wenn man das weiß und wenn man sieht, welche Verheerungen die Reblaus auch in den Weinbergen der Kapkolonie anrichtet, dann kommen einem allerlei Gedanken. — Übrigens hat eine solche Einrichtung wie Saron doch auch ihre Schattenseiten. Man kann ja auf solch einem Institut viel leichter Zucht und Ordnung aufrecht halten; aber die Leute werden so wenig zur Selbständigkeit erzogen, und wenn sie dann einmal herauskommen und bei längerer Abwesenheit allerlei ihnen ungewohnten Versuchungen ausgesetzt werden, dann fallen sie gar zu leicht."

Etwas östlich, in den Karreebergen, liegt die Station Carnarvon, früher Schietfontein. Sie ist der Überrest einer blühenden Missionsniederlassung. Am Westabhang der Karreeberge wohnten Bastarde, die von der rheinischen Station Wupperthal gehört hatten und um einen Missionar baten. Die Missionare Lutz und Beineke folgten dem Ruf. Bei einem großen Mandelbaum, einem Wunder in der baumlosen Steppe, ließen sie sich nieder und legten dadurch den Grund zu der Station Amandelboom. Die Bastarde kamen gerne zur Predigt; sie bauten Schule, Kirche und Wohnhaus für den Missionar und versorgten ihn gerne und reichlich. Missionar Beineke pflegte ihre Liebe zum Gesang, und manchmal veranstalteten sie Gesangsfeste auf einem Berg in der Nähe. Bald gab es viele Christen unter ihnen, und die Neubekehrten versuchten schon nach anderthalb Jahren zum Besten ihrer Stammesgenossen eine neue Missionsstation zu gründen; doch waren die politischen Verhältnisse damals so schwierig, daß nur eine Außenstation gegründet werden konnte, die Lutz zuweilen besuchte. Er besuchte auch einen kleinen versprengten Kaffernstamm auf der Ostseite des Gebirgs, und im Jahr 1847 wurde

[1]) Fünf Monate in Südafrika. Von Dr. A. Schreiber.

hier die Station Schietfontein gegründet. Die Arbeit unter dem begabten, empfänglichen Volke hatte großen Erfolg, und schon nach einem Jahr wurden die Erstlinge getauft, und eine Schar anständig gekleideter Leute, die vor kurzem noch nackt gegangen waren, füllte Schule und Kirche. Der Sonntag wurde geheiligt, Vielweiberei, Trunk und heidnische Tänze hatten fast ganz aufgehört; die Leute zeigten ein bescheidenes, nettes Benehmen, sie bauten sich bessere Häuser, legten Gärten an und pflanzten Obstbäume. Nach einem weiteren Jahr bestand die Gemeinde aus 39 erwachsenen Getauften. In den Jahren 1853—1860 hatten die beiden Stationen 300—350 Getaufte und 700—800 Kirchgänger. Die kleinen Gemeinden erhielten ihre Missionare selbst und hatten noch etwas übrig für andere Missionen. Dabei wuchs ihr Wohlstand, und während sonst Kaffern und Bastarde in Feindschaft leben, herrschte zwischen den beiden Gemeinden ein freundliches Verhältnis. — Damals waren die Karreeberge noch herrenlos, und die Buren benützten das, um mit ihren Herden in die schönen Weideländer einzudringen. Noch schlimmer wurde es, als das Land zur Kapkolonie geschlagen wurde. Die Regierung ließ das Land aufteilen und verkaufen. Den Kaffern wurde zwar ein Stück Land zugeteilt, aber die Buren drangen auch hier ein und verdrängten die Schwarzen, die mit dem Grundeigentum noch nicht recht umgehen konnten, in Schulden gerieten und ihren Besitz an die Weißen verloren. So wurde aus der Gemeinde von wohlhabenden Bauern eine Gemeinde armer Taglöhner, die auf den Gütern der Weißen arbeiten. Für die Bastarde in Amandelboom sorgte die Regierung gar nicht. Sie konnten bei der Versteigerung der Weidegründe den Wettbewerb der Weißen nicht aushalten, verloren all ihr Land an die Buren, wurden 1867 über die Grenze gedrängt und zerstreuten sich in der Wildnis. Die wenigen Zurückgebliebenen sind arme, vielfach auch durch die Einflüsse der Weißen verdorbene Taglöhner. Amandelboom ist jetzt keine Missionsstation mehr.

Die ersten Missionsversuche in dem — jetzt deutschen — Groß-Namaland machten zwei Brüder Albrecht, die im Dienste der Londoner Mission in Warmbad, 40 Kilometer nördlich vom Oranje, eine Station gründeten. Als der eigentliche Gründer der Namamission aber muß Schmelen angesehen werden, der von seiner Station im Kapland aus eine Untersuchungsreise nach Norden machte und im Jahr 1815 die Station Bethanien gründete. Er lebte dort wie ein Hottentott und übersetzte die Evangelien ins Nama, mußte aber 1822 wegen der fortwährenden Kriege und der Trockenheit die Gegend verlassen.

Jetzt aber zeigte sich's, daß er keineswegs umsonst gearbeitet hatte. Die Leute fingen an zu begreifen, welchen Segen sie verloren hatten. Sie hungerten nach dem Worte Gottes und zogen aus, sich wieder einen Lehrer zu suchen. Auf Ebenezer traf ihr Häuptling Jan Frederik die Rheinischen Brüder und bewog sie durch seine flehentlichen Bitten, einen der Ihren nach Bethanien zu senden. Schon acht Jahre ehe der erste von ihnen (1842) dort eintraf, hatten sich auf Warmbad wesleyanische Missionare niedergelassen und da nicht ohne Segen gewirkt. Fast gleichzeitig mit der Ankunft der Rheinischen Brüder sandten sie ihre Boten auch weiter nach Norden, von wo sie sich aber nach wenigen Jahren entmutigt zurückzogen, um 1867 auch ihre letzte Station, Warmbad, den Deutschen zu übergeben,

die unter allen Stürmen ausgehalten und durch Gottes Segen das Feld behauptet haben. Obwohl da und dort zurückgewiesen oder wieder verdrängt, sind sie doch von einem Punkt zum andern vorwärts gedrungen, so daß jetzt das ganze Damara- und Hereroland von ihren Stationen durchzogen ist. Auch bei den Bergdamara gibt es schon eine Mission und getaufte Christen.

Aufs engste verflochten mit der Geschichte der Mission war von Anfang an die des Orlamstammes der Afrikaner, der, einst im freien Besitze eines Landstrichs südlich vom Oranje, schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts in die Knechtschaft der eingedrungenen Buren geriet. Im Dienste eines besonders rohen Mannes, des Bauern Pinaar, der seine Lust daran hatte, die noch frei umherschweifenden Buschmänner und Hottentotten nach Dutzenden niederzuschießen, half auch Jager, das Haupt des Stammes, mit seiner Truppe bei solchen Streifzügen, und tat es gerne, denn auch ihm behagte das Blutvergießen. In der Zwischenzeit weidete er Pinaars Herden. Aber von Jahr zu Jahr wurde die Behandlung des Jagerschen Haufens grausamer. Da wagte Jager an seinen Herrn die Bitte um einen festen Dienstlohn oder um freien Abzug mit den Seinen. Beides wird verweigert; so verweigert auch Jager ferneren Gehorsam. Er wird von seinem Herrn die Treppe hinuntergestürzt, und Pinaar dafür von Jagers Bruder erschossen. Sein Haus wird geplündert, seine Kinder erschlagen, und der ganze Stamm macht sich unter Jagers Führung auf nach dem Oranje, um der Rache der Buren und der Strafe der Regierung zu entgehen. Von den Ufern des Stromes aus macht nun der gereizte Heide verwüstende Einfälle in die Kolonie und ins Namagebiet im Norden. Er wird der Schrecken aller Nachbarn; nur mit Grauen nennt man den Namen des großen Räuberhauptmanns, ganze Dörfer fliehen vor seiner Ankunft; der Gouverneur des Kaplandes setzt einen Preis von 1000 Talern auf seinen Kopf.

Da begannen 1805 die Londoner ihre Arbeit unter den Nama. Die Station Warmbad wurde gegründet, nicht weit von der Gegend, wo Jager wie ein beutegieriger Löwe hauste. Das Gerücht von den weißen Männern und ihrer Predigt drang bis zu ihm und war ihm so merkwürdig, daß er sich aufmachte, die Sache näher zu untersuchen. Er kam nach Warmbad und hörte das Wort Gottes; er schickte seine Kinder dem Missionar zum Unterricht, und damals empfing auch sein Sohn Jonker durch Missionar Albrecht die ersten christlichen Eindrücke. Der Vater selbst zog mit einem Teil seiner Leute in die Nähe der Station und verkehrte gern mit den Missionaren. Die Stationsbewohner aber mochten den Gefürchteten nicht in ihrer Nähe leiden, und da sich Jager nachgiebig zurückzog, verbündeten sich die unklugen Bewohner von Warmbad trotz aller Abmahnung der Missionare mit einem Namastamm, der eben gegen Jager zu Felde lag, und zogen sich dadurch die Rache Jagers zu. Dieser hielt die Missionare für Heuchler und Verräter, gerade an ihnen wollte er blutige Rache nehmen. Sie entkamen zwar seinen Händen, ihre Häuser aber wurden geplündert und verbrannt, die ganze Station verwüstet; was lebendig dem Mörderhaufen in die Hände fiel, ward niedergemetzelt (1811).

Doch diese letzte Freveltat des wilden Heiden ward auch der gewaltigste Schlag Gottes an sein Herz. Wutschnaubend war er über Warmbad hergefallen, aber wie von den Pfeilen Gottes getroffen, kehrte er, von Träumen gequält, von dort zurück. In solchem Bangen vergingen etliche Jahre. Da sandte Missionar Campbell aus Pella, der von dem Zustand des gefürchteten Häuptlings gehört haben mochte, einen Brief an ihn und bot ihm einen Missionar an. Das Anerbieten wurde angenommen, und Missionar Ebner ließ sich in Afrikaners Kraal nieder. Von ihm lernte Jager noch in seinem vierundvierzigsten Jahre die Bibel lesen, darin forschen, sie verstehen. Er wurde getauft, und seine Kinder mit ihm. Aber jetzt begannen erst die Kämpfe, in seinem Herzen wie in seiner Familie. Da stritten die Engel des Lichts und der Finsternis einen schweren Streit. Aber das Licht siegte. Es war besonders der junge Moffat, dessen sich Gott dazu bediente, den alten Afrikaner vollends herumzubringen. Im Jahr 1819 war Moffat mit Jager, der seit seiner Taufe Christian Afrikaner hieß, in der Hauptstadt. Dort wurde der Gefürchtete, jetzt ein Friedensstifter unter seinem Volk, von jedermann angestaunt und geehrt und vom Gouverneur mit einem Geschenk entlassen. Vier Jahre darauf starb Jager im Frieden, und von da an begann die Laufbahn seines Sohnes Jonker.

Sie wurde eröffnet mit Streit und Hader. Jonker, nicht der älteste Sohn, aber eine Herrschernatur, riß einen Teil des Stammes an sich; seine Brüder nahmen den Rest für sich, und wild fuhr die Familie Afrikaner samt ihrer Horde auseinander. Von den Brüdern und sonstigen Stammesgenossen fanden sich später wieder mehrere zusammen auf Warmbad; Jonker mit seinem Haufen zog weiter nordwärts, wohin ihn von den Herero bedrängte Hottentottenstämme riefen.

Er kam und half, machte sich aber nun zum Herrn des ganzen Gebirgslandes vom Kuisibfluß nordwärts bis über den Zwachaub und vom Awazgebirge bis zum Atlantischen Meer. Auf dem Siebelsgebirge, wo er sich zuerst festgesetzt hatte, besuchte Vater Schmelen ihn auf seiner letzten großen Missionsreise 1825 und fand ihn da durch das Kriegsleben, Trunk und allerlei Ausschweifungen recht verwildert. Aber von Schmelen angeregt, raffte er sich auf, erinnerte sich seines Jugendunterrichts, baute ein Kirchlein, nahm die Bibel wieder zur Hand, hielt seinen Leuten Gottesdienst und begann kirchliche Zucht unter ihnen einzuführen. Mit Freuden nahm er 1842 auch den Rheinischen Bruder Kleinschmidt bei sich auf, als dieser in das schöne Tal von Windhoek seinen Einzug hielt. Verstärkt durch H. Hahn gründete Kleinschmidt die Station Elberfeld. Anfangs schien alles gut zu gehen. Das Volk auf dem Platze war zwar sehr verwildert und frech, aber Jonker half den Missionaren, wie und wo er konnte. Allein um 1844 trat eine große Versuchung an den ehrgeizigen Häuptling heran. Seine Brüder und Vettern, die mit dem größten Teil des Afrikanerstammes am Großfluß zurückgeblieben waren, meldeten, sie wären geneigt, sich wieder mit ihm zu vereinigen und ihre Leute ihm zuzuführen, aber dann müsse er auch erlauben, daß sie ihren Lehrer mitbringen. Der Lehrer war einer der wesleyanischen Missionare, mit denen sich die rheinischen früher schiedlich-friedlich auseinandergesetzt hatten. Sollte Jonker solchen Zuwachs seiner Macht, die ihn zum Beherrscher des ganzen Namalandes machen mußte, von sich weisen, bloß weil zwischen den verschiedenen Lehrern Streit entstehen könnte? Solcher Selbstverleugnung war er nicht fähig. Als er schon seinem Bruder David nach Warmbad geschrieben hatte, er möge nur kommen samt seinem englischen Lehrer, leugnete er gegen Kleinschmidt und Hahn noch immer alles ab. Doch endlich redeten die Dinge selbst, denn Missionar Haddy mit seinen Leuten kam an, und den Rheinischen Brüdern blieb nichts übrig, als Jonkers Platz zu verlassen.

Gar bald war der wankelmütige Häuptling wieder ganz seinem kriegerischen, raublustigen Sinn zur Beute geworden. Seit die kapischen Händler, die Branntwein, Pulver und Kleider feilboten und dafür das beste Vieh aufkauften, sich von Jahr zu Jahr mehrten, schauten die Nama immer lüsterner zu den zahlreichen fetten Ochsen der Hererostämme hinüber. Jonker brach 1846 den Frieden, und nun begann ein allgemeines Treiben und Jagen nach Norden hin: der ehemals christliche Orlam Jonker voran, der heidnische Nama Oasib daneben, hinter ihnen drein Christ und Heide, Orlam und Nama, alle Häuptlinge durcheinander. Blutbefleckt, aber mit reicher Beute, kehrten wieder und wieder diese Räuberhorden heim. Doch nicht bloß fielen die gelben Nama und Orlam über die schwachen Herero her, sondern diese selbst wüteten nun auch gegeneinander. Jonker wußte schlau die Zwistigkeiten der acht Stämme zu pflegen, um den Bund, den sie früher gebildet hatten, zu lösen; einen von ihnen verschmolz er mit dem seinigen und brauchte ihn zur Zertretung der übrigen. Wer nun von den Nama beraubt war, wollte sich an seinen eigenen Landsleuten bezahlt machen; das Schießen, Morden und Stehlen nahm kein Ende. Auch auf den Missionsstationen gab es da grause Szenen. Es war ein Krieg aller gegen alle. Jeder kleine Häuptling, der noch etwas Vieh hatte, beraubte und ermordete den andern, der noch etwas mehr hatte, und jeder Beraubte suchte sich wieder an einem dritten schadlos zu halten. Das ganze Land war dermaßen angefüllt mit Mord und Graus, daß man fast die Zeit zurückwünschte, wo der mächtige Jager alles in Furcht und Schrecken hielt. Den Missionaren hatte Jonker schon längst zu wissen getan, daß sie von ihm nur noch geduldet seien, solange sie sich nämlich still verhielten. Doch wie konnten sie solchen Greueln ruhig zusehen? Sie warnten Jonker einmal über das andre, aber damit reizten sie nur seine Ungeduld. Krankheit, Dürre und Hungersnot kam hinzu, die Auflösung und Knechtung des gesamten Volkes, häuslicher und amtlicher Kummer aller Art; da begann der Mut und die Hoffnung der Brüder zu sinken. Einer nach dem andern verließen sie nun das Hereroland, der letzte 1853.

Schneller als sie waren die Wesleyaner des Lebens unter dem wilden Räuberhaufen müde geworden (1850). Als der auf einer Besuchsreise nach Europa begriffene H. Hahn in der

Kapstadt davon hörte, durchzuckte ihn der Gedanke: „Wie, wenn der Herr uns hier einen Fingerzeig gegeben hätte?“ Er ließ Frau und Kinder am Kap zurück und unternahm nochmals den mühsamen Weg in Jonkers Gebiet, um diesen zur Annahme eines rheinischen Missionars zu bewegen. Die Besprechung war aber durchaus erfolglos. In trunkenem Mut erklärte Jonker sogar, er wolle eher sterben und verderben, als daß er wieder einen Missionar bei sich aufnehme. Indeß war es keineswegs seine Meinung, daß alle Missionare von seinem Lande ferne bleiben sollten; vielmehr sah er es ganz gern, wenn sich hie und da eine Station erhob und die verschüchterten Horden sich wieder für einige Zeit sammelten. Nur durfte der Missionar ihn nicht hindern wollen, seine herrschsüchtigen Pläne zu verfolgen, und mußte ihn als den Oberherrn des Landes, auch der Herero, anerkennen. Darum ließ er Missionar Rath, der 1854 aus dem Namaland herbeizog, ruhig wieder nach Otjimbingue zurückkehren. Wirklich freundlich empfing er sogar den aus Europa zurückgekehrten H. Hahn, als dieser 1856 das verwüstete Neu-Barmen wieder bezog, und widersetzte sich entschieden den europäischen Minenarbeitern, die ihm beständig anlagen, er solle die deutschen Missionare aus dem Land jagen. Drang aber auch der Übermut der fremden Abenteurer bei Jonker nicht durch, so wußten sie in anderer Weise den Missionaren eine ersprießliche Arbeit schwer genug zu machen. Auch nachdem 1860 die Kupfergruben aufgegeben waren, blieben die meisten der beteiligten Weißen im Lande. Sie ließen sich auf Otjimbingue häuslich nieder und benahmen sich so schändlich gegen die Schwarzen, daß, wer noch etwas auf sich hielt, aus der Nähe fortzog und nur das elendeste Gesindel in der Umgebung der Station zurückblieb.

Indessen starb am 18. August 1861 Jonker, der gestrenge Herrscher, der das ganze Land, schwarze und gelbe Stämme, unterjocht hatte. Kleinschmidt stand an seinem Sterbelager und suchte vergeblich seine umnachtete Seele noch zur Buße zu rufen. Mit tiefem Schmerze sah der Missionar den einstmals so gepriesenen Häuptling in seinen Sünden dahinfahren. Wohl mochte er selbst und das ganze Land mit ihm im ersten Augenblick sich wie von einer Last befreit fühlen, als der wilde Eroberer nicht mehr da war. Es folgte aber eine trostlose Anarchie, da Jonkers Sohn Christian nicht imstande war, die Herrschaft seines Vaters zu behaupten. Nicht bloß die Namahäuptlinge machten sich von ihm frei, sondern auch die Herero, die Jonker fast zu Leibeigenen gemacht hatte, sannen darauf, ihre Freiheit wieder zu gewinnen. Da sie Jonker auf seinen Raubzügen begleiten mußten, hatten sie inzwischen auch kriegen gelernt, waren mit Feuergewehren versehen und ebenso gute Schützen wie die Nama. Jetzt also glaubten sie die Zeit gekommen, es mit ihren gelben Unterdrückern aufzunehmen. Noch jahrelang dauerte das Blutvergießen, bis es endlich im Jahr 1870 den Missionaren gelang, den Frieden zu vermitteln.

Freilich war auch dieser Friede nicht von Dauer, und selbst der deutschen Schutzherrschaft gelang es nicht gleich, das Land zu beruhigen. Der Bastard Hendrik Witbooi hatte den Plan, die Nama zu einigen und die Herero auszurotten. Jahrelang durchzog er mit seinen wilden Horden das deutsche Schutzgebiet. Jan Jonker, einen Sohn Jonkers, ermordete er, und machte dadurch der Macht des Afrikanerstammes ein Ende. Endlich wurde er 1894 durch Leutwein besiegt, und seither ist der Friede — kleine Zwischenfälle abgerechnet — nicht mehr gestört worden. Die Eingeborenen wünschen den Frieden, und die Nama- und Hererochristen haben, obwohl sie im Krieg tapfer ihren Mann stellen, doch keine Lust, sich gegenseitig totzuschlagen.

Man begreift, daß die fortwährenden Kriege der Missionsarbeit sehr hinderlich waren. Manche Stationen mußten zeitweilig aufgegeben werden, und manchmal waren die Missionare in Lebensgefahr durch die wilden Horden Jan Jonker Afrikaners, der ihnen zwar wohlwollte, aber seine Krieger nicht im Zaume halten konnte. Kleinschmidt mußte von der Namastation Rehoboth nach Otjimbingue im Hererolande fliehen, und er starb 1864 an den Folgen der Strapazen und Gemütsbewegungen, die er auf dieser Flucht durchmachte. Brincker mußte von seiner Station Otjikango siebenmal nach Otjimbingue fliehen, und einmal gelang es Jan Jonker Afrikaner nur mit großer Mühe, Brinckers und seiner Frau Leben aus den Händen seines blutgierigen Bundesgenossen Hendrik Witbooi zu retten. Mit den unsicheren

Zuständen hing es auch zusammen, daß die Leute oft ihre Wohnplätze wechselten. Da hatte vielleicht ein Stamm in einem Vertrag ein Stück Land bekommen; nun mußte das schnell besetzt werden, damit es nicht in andre Hände fiel. Dadurch wurden dann oft wohl Leute von der Missionsstation weggerufen, an denen eben das Evangelium anfing, seine Wirkung zu tun. Auch die Regenarmut des Landes veranlaßt die Leute zum Wandern. Die Herero sind ausschließlich Viehzüchter, und



Abb. 170. Gebirgslandschaft in Deutsch-Südwestafrika mit Welwitschia mirabilis.

auch die Nama haben viel Vieh, und dieses Vieh muß dahin gebracht werden, wo es gerade Weide findet.

Besonders erschwert wurde den Missionaren ihre Arbeit durch die Not, die sie hatten, um für sich und ihre Familien ein einigermaßen menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Das Klima Südwestafrikas ist ja nicht ungeeignet für Europäer, denn es hat nicht die gleichmäßige, erschlaffende Hitze und vor allem nicht das Malariagift des tropischen Afrika. Wer ein Haus hat, in das er sich vor der Glut eines Sommertags und vor der Kälte der Nacht, vor den fürchterlichen Sand-

stürmen und vor den seltenen, aber heftigen Gewittern mit Hagel und sintflutartigem Regen flüchten kann, wer in der Nähe seines Wohnortes Trinkwasser findet, wer nicht oft monatelang auf der Reise sein muß, der kann wahrscheinlich ohne Schaden für die Gesundheit viele Jahre in Südwestafrika sein. Welch bedeutende Höhen auch diese öden Gegenden durchziehen, davon gibt Abb. 170 ein anschauliches Bild. (Zu der unscheinbaren und doch so interessanten Pflanzenform der Welwitschia mirabilis vergl. S. 19.) Jetzt ist auch das Land einigermaßen zivilisiert, und besonders ist das Reisen erleichtert und damit die Möglichkeit gegeben, europäische Waren zu bekommen. Die Eisenbahn kommt allerdings bis jetzt nur einem kleinen Teil des Landes zugute, aber es gibt doch Wege und Straßen, während früher ein Fahrweg nur in den Geleisen einiger Ochsenwagen bestand. Ein Missionar sagt einmal, man könne sich einen Begriff von einem solchen Fahrweg machen, wenn man sich eine Straße vorstelle, bei der die Pflastersteine aufgerissen und im Weg auf Haufen geworfen sind. Jetzt kennt man auch genau die Wasserstellen und die Wege, die dahin führen, während es früher oft vorkam, daß die verschmachtenden Reisenden stundenlang in der Irre fuhren, ehe sie das ersehnte Wasser fanden.

Missionar Olpp, der von 1865—1879 in Südwestafrika wirkte und dann, schwer krank, heimkehren mußte, hatte verschiedene solche Erlebnisse. Einmal war er auf einem einsamen Ritt dem Verdursten nahe. Ein andermal reiste er mit seiner Frau und fünf Kindern im Ochsenwagen; der mitgenommene Wasservorrat war zu Ende, und die Reisenden waren infolge der fürchterlichen Hitze und Trockenheit fast bewußtlos, als sie endlich, im Augenblick der höchsten Not, die Wasserstelle erreichten. Ein andermal konnten es die Männer schon noch aushalten, aber Frau Olpp und ihre neugeborenen Zwillinge fieberten schon stark infolge des Durstes und der Hitze. „Stephanus, ein treuer Namachrist, der mit seiner langen Ochsenpeitsche vor uns auf dem Bock saß, sah, wie es stand. Da stieg er stillschweigend vom Wagen, nahm unser kleines Handfäßchen und schlug sich auf die Seite, während die Ochsen langsam die Höhe hinanschlichen. In Felsenspalten und auf ausgewaschenen Sandsteinbänken fand Stephanus Regenwasser. Er füllte damit das Fäßchen und schleppte es mit seinem kostbaren Inhalt zwei Stunden weit dem Wagen nach. Als die andern Fuhrleute sahen, daß sein Gang nicht vergeblich gewesen war, wollten etliche über das Fäßchen herfallen, denn sehr durstig waren ja alle. Stephanus aber erklärte: Nimmermehr soll das geschehen; dies Wasser habe ich nur geschöpft für Jufrouw und die schwachen Kinderlein." (Rheinische Missionstraktate, Nr. 48.)

Die Flüsse Südwestafrikas sind meistens Regenflüsse, die nach einem der seltenen, aber heftigen Regen gewaltig dahinströmen, auch wohl über die Ufer treten, aber dann bald wieder vertrocknen. Die trockenen Flußbette enthalten aber doch oft einzelne Tümpel, in denen freilich das Wasser manchmal durch trinkende und badende Tiere in einen übelriechenden, schmutzigen Brei verwandelt wird; manchmal findet man Wasser, wenn man die Erde aufgräbt. Wenn Südwestafrika nicht das ungesunde Klima des tropischen Afrika hat, so hat es auch nicht dessen Fruchtbarkeit. Die für die Gesundheit so nötige Pflanzenkost muß dem dürren Boden mit harter Arbeit abgerungen werden. Manchmal mußten die Missionare Jahr und Tag fast ausschließlich von Milch und Fleisch leben. Das Land war damals zum Glück noch wildreich. Schlachtvieh war von den Hereros schwer zu bekommen.

Wie es mit dem Ackerbau gehen kann, erzählt uns Olpp, „Erlebnisse im Hinterland von Angra-Pequena": „Im Jahr 1872 ließ ich einen Pflug von Kapstadt kommen und beackerte und besäte eigenhändig den fruchtbaren Schlammboden am sogenannten Regenbach in der Nähe der Station (Gibeon). Brachte doch mein Garten am Hause manche nützlichen Früchte, als Melonen,

Gurken, Kürbisse und allerlei Wurzelgewächs. Warum sollte nicht auch ein fruchtbares Kornfeld in der Wüste erblühen? Ich ließ mir's viel kosten. Die Taglöhner hatten allein eine Woche Zeit gebraucht zum Hauen und Herbeischleppen der Dornsträucher für die Umzäunung. Und siehe, bald stand die Saat herrlich da. Schon fingen die Ähren an, sich zu entwickeln, da fuhr ein Händler des Nachts zu dicht daran vorbei, und die Räder des Wagens schleiften ein Stück des Zaunes hinweg. Das Weidevieh, das längst schon das prachtvolle Grün ins Auge gefaßt hatte, fand des Morgens eine Tür geöffnet, und ehe ich es erfuhr, war das prachtvolle Kornfeld abgeweidet. Ein Jahr später ging mir's, nachdem ich dieselbe Mühe aufgewendet hatte, aus einem andern Grunde um kein Haar besser. Im Jahr 1894 pflügte ich zum dritten Male auf dem hohen Ufer des Flusses, aber von dessen Bette etliche tausend Schritte entfernt, ein Stück Land. Als dieses Ackerland eingefriedigt war und die junge Saat schön hervorsproßte, kam eine Überschwemmung, die unsern Kirchhofzaun niederriß, dessen Pfähle abwärts riß oder im Schlamm begrub, Gräber bis auf den Grund aufwühlte, überhaupt längs des Flusses eine schauerliche Verwüstung anrichtete und leider auch von unserem schönen Ackerfeld nicht allein die Hecke, sondern auch den Boden mit der Saat fortführte."

Ganz schlimm war es mit der Post bestellt. Noch bis in die sechziger Jahre war man auf Gelegenheit durch einen Händler angewiesen, wenn man nicht die Kosten dranrücken und einen besonderen Boten auf das nächste englische Postamt schicken wollte. Im Jahr 1867 richteten die Missionare der südlichen Stationen Keetmanshoop, Warmbad und Steinkopf (dieses in der Kapkolonie) eine zweimonatliche Post ein. Die Missionare der anderen Stationen schickten ihre Sachen zur Weiterbeförderung nach Keetmanshoop. Die Postboten und ihre Ochsen oder Pferde mußten natürlich beherbergt und beköstigt und für ihre lange Reise mit Lebensmitteln versehen werden. Wenn sie unterwegs krank wurden, mußte man sie pflegen, bis sie wieder reisefähig waren. Je nach der Entfernung erhielt der Bote für die Reise 10, 20 oder 30 Pfund Fleisch, außerdem Tabak, Streichhölzer, Schuhsohlen und dergleichen. Als Belohnung erhielt er für eine Strecke von 20 Stunden ein baumwollenes Hemd oder dessen Wert in anderen Waren.

Einmal schickte Olpp einen Boten mit Briefen nach Hoachanas. Als man dachte, der Mann sei angekommen, erschien er wieder, weil er krank geworden war. Er mußte nun im Hause verpflegt werden, und für die Briefe suchte man einen andern Boten, der aber nicht ohne Begleiter gehen wollte. Er verlangte außer 28 Pfund Fleisch Olpps Gewehr, Pulver und Blei, Leder zu ein Paar Schuhen, die er sich unterwegs machen wollte, und anderes mehr, und bekam es auch — das Gewehr allerdings nur leihweise. Einmal bekam Olpp einen wichtigen Brief erst ein Jahr, nachdem er abgesendet war.

Die Ausgaben für solch mangelhafte Post beliefen sich auf Olpps Station einmal in einem Jahr auf 400 Mark. So war das Leben in dem wilden Lande nicht einmal billig. — Noch schwieriger war die Versorgung mit Lebensmitteln, Kleidern u. s. w. — den Dingen, die auch ein einfach gewöhnter Europäer haben muß, wenn seine Gesundheit nicht notleiden soll. Es kam vor, daß sogar die Frauen der Missionare sich in Felle hüllen mußten, weil sie keine Kleiderstoffe bekommen konnten. Handwerker gab es überhaupt nicht; brauchte man einmal einen Schmied, der an dem unentbehrlichen Ochsenwagen etwas zu machen hatte, so mußte man ihn mit großen Kosten von weit her kommen lassen.

Gar schlimm sah es auch mit den Wohnungen aus. Manchmal versuchten es die Missionare, in Hütten zu wohnen, die nicht viel besser als die aus Mist und Buschwerk zusammengesetzten und eine Brutstätte des Ungeziefers bildenden Hütten

der Eingeborenen waren. Infolge davon litten die Missionare oft monatelang an einer eiterigen Augenentzündung, die ihnen jede Missionstätigkeit unmöglich machte. Wollten sie also eine für einen Europäer einigermaßen brauchbare Wohnung haben, so mußten sie vom Lehmkneten und Ziegelstreichen an alle Arbeiten des Bauhandwerkers tun, und zwar oft im glühenden, fast unerträglichen Sonnenbrand. Dann mußten auch Kirche und Schule gebaut werden.

So haben die Missionare Kraft und Gesundheit im Kampfe mit der bitteren Not des Lebens verbraucht, und es ist fast zu verwundern, daß unter so schwierigen Verhältnissen das Missionswerk überhaupt einigermaßen gedeihen konnte. Allerdings vergingen bei den Herero 15 Jahre der Missionsarbeit (1844—1859), ehe einer dieses Volks getauft werden konnte.

Aber Missionar Olpp fügt seinem Bericht über den mißglückten Ackerbau die Worte bei: „Auf jenem andern Feld Gottes, wo der Same seines lebendigen Wortes aufgeht, wo Glaube, Liebe, Hoffnung sproßt und grünt, da geht es gottlob anders. Da wächst und reift die Saat, von ihrem himmlischen Säemann und seinen Knechten gepflegt und umschirmt. — Bei meinem Eintritt in Gibeon fand ich 12 Abendmahlsgäste und 30 getaufte Kinder vor; bei meinem Scheiden standen 224 getaufte Kinder, 146 getaufte Erwachsene und 61 Konfirmierte im Kirchenbuch, unter ihnen 2 Häuptlinge, 1 Unterkapitän, 10 Ratsleute, 2 Kirchenälteste, 3 Schullehrer." Trotz des leicht erregbaren und darum oft wetterwendischen Charakters der Nama und trotz ihres Hanges zur Trägheit, haben sich schon viele im Leben und Sterben als echte, treue Christen erwiesen. Ein Zeichen ihres Ernstes ist es u. a., daß sie oft fast über ihre Kräfte zu den Kosten für Kirche und Schule beisteuern.

Gar erquicklich liest sich die Schilderung einen Tauffestes auf der Station Gibeon. Am Samstag wird auf der Station eifrig gewaschen und geputzt, damit auch Häuser und Kleider rein und sauber seien. Unter Leitung der Schullehrersleute besorgen die Schulkinder das Reinigen der Kirche. Die weiblichen Täuflinge haben sich ihr Taufkleid selbst genäht und auch für ein Umschlagetuch gesorgt; im Missionshaus empfangen sie dazu noch ein weißes Kopftuch, das fortan jahrelang ihren Sonntagsstaat bildet. Die Kleidung der Männer ist kostspieliger: helle Hosen, weißes Hemd, schwarzer Rock und Hut — dafür müssen acht oder zehn Hämmel drangegeben werden. Am Sonntagmorgen kommen die Täuflinge ins Missionshaus, und nach Gebet und Vermahnungen geleitet sie ihr „Lehrvater" zur Kirche. Hier folgt der Festliturgie eine Ansprache vom Altar, dann knieen die Täuflinge nieder; sie sprechen ihr Taufgelübde und ihr Glaubensbekenntnis und empfangen die Taufe. „Mit freudeverklärtem Antlitz, wie sie gekommen, ziehen sie als neue Glieder der christlichen Kirche zur Pforte des Kirchleins hinaus. Die älteren Glieder der Gemeinde wissen diesen Zuwachs wohl zu schätzen. Sie stimmen von selbst das Lied an: Gedenk an unsere neuen Glieder. Und was besonders erfreulich ist, die anwesenden Heiden stehen da, von tiefen Eindrücken bewegt, es tauchen allerlei Fragen auf — etliche melden sich bald zur Aufnahme. Nach der Feier sind die Neugetauften nebst den Kirchenältesten, dem Häuptling mit seiner Frau und dem Schullehrer Gäste im Pfarrhaus, und man ist fröhlich bei Kaffee und Schwarzbrot. Manche von den Leutchen essen zum erstenmal im Leben Brot; einige finden es gut, andern widersteht es, und sie bitten um etwas Fleisch. Nachmittags ist dann noch ein Dankgottesdienst, und eine Woche nachher wird mit den Neugetauften das heilige Abendmahl gefeiert. Die Abendmahlssonntage sind die Zeit, wo sich das zerstreute Hirtenvolk wieder bei seiner Kirche einfindet, und es liegt den Christen viel daran, zu dieser Feier zu kommen, auch wenn's eine mühevolle Reise kostet. Da kam einmal nach Gibeon ein uraltes Mütterchen, das der Krieg so weit weg verschlagen hatte, daß sie vier Jahre gebraucht hatte, um wieder ihre Station zu erreichen. Sie sehnte sich gar sehr, wieder das heilige Abendmahl zu genießen, die Missionarin mußte sie aber erst mit Kleidern ausstatten, denn das arme

Weiblein war nur mit einem Schaffell bekleidet. — Ein frommer Namajüngling kam an einem Freitag von seinem 14 Stunden entfernten Wohnort nach Gibeon und hörte da, daß am Sonntagabend das heilige Abendmahl gefeiert werde. Er hätte gern teilgenommen, aber er traute sich nicht, und der Missionar redete ihm auch ab, weil er mit seinem noch heidnischen Vater Streit gehabt und unversöhnt fortgegangen war. Da ging er, ohne ein Wort zu sagen, fort, begab sich wieder zu seinem Wohnort, söhnte sich mit dem Vater aus, machte dann den ganzen Weg zurück und kam am Sonntagabend zwar aufs äußerste erschöpft, aber doch noch rechtzeitig an, um an der Feier teilzunehmen.

Die Herero sind anders geartet als die Nama. Sie sind große, stattliche, dunkle Gestalten mit oft fast europäischen Zügen. Trotz großer Unsittlichkeit sind sie ein kräftiges, bedeutender Anstrengungen fähiges Volk geblieben. Neben der Unsittlichkeit sind Geiz und Undank ihre Hauptlaster. Ihre Religion ist Ahnendienst. In einer Hütte befinden sich Stöcke, die die Ahnen vorstellen, und vor dieser Hütte ist ein Altar mit dem heiligen Feuer. Hier werden den Ahnen Opfer gebracht. Die Rinder werden zu diesem Zweck nicht geschlachtet, sondern erwürgt, damit kein Blut vergossen wird. Die getöteten Tiere werden dann gegessen. Nur bei den Totenopfern werden die Tiere gestochen — bei einem Häuptling oft über hundert der größten Rinder. Das Fleisch dieser Tiere wird nicht gegessen, sondern möglichst schnell beiseite gebracht, so daß es scheint, als wären die Rinder ihrem Besitzer ins Jenseits nachgesandt worden. Die Hörner werden an einem Baum neben dem Grabe aufeinandergestellt. Die Herero können mehrere Frauen nehmen; aber da die Zahl der Mädchen nicht viel größer ist als die der Knaben und da die Väter ihre Töchter womöglich reichen Freiern geben, die nicht eben zahlreich sind, können sich die wenigsten den Luxus der Vielweiberei erlauben. Die Frau wird nicht wie bei den Kaffern und Basuto gekauft, sondern der Vater erhält nur eine Morgengabe von ein paar Stück Vieh, wodurch aber nicht einmal der Aufwand des Hochzeitsschmauses ersetzt wird.

Im Jahr 1866 konnten auf der Station Otjikango die Erstlinge der Herero, sieben Erwachsene und fünf Kinder, getauft werden. Jetzt, seit wirklich dauernder Friede im Lande ist, nimmt das Werk einen gesegneten Fortgang. Es gibt verschiedene blühende Gemeinden, und viele Christen machen einen sehr guten Eindruck, wenn auch nicht bei allen Gemeindegliedern das heidnische Wesen auf einmal verschwindet. Die Herero sind in vielen Beziehungen ein begabtes Volk, und sie haben gewiß eine Zukunft. Mit ihrer noch ungebrochenen Naturkraft können sie, wenn sie Christen werden, vielleicht in der Entwicklung Afrikas eine bedeutende Rolle spielen. Man hat gefunden, daß bei den christlichen Herero die Ehen kinderreicher sind als bei den heidnischen.

Schwer ist es, das Familienleben der Herero zu regeln, da sie so wenig zu Hause sind, und doch wäre der sittliche Halt eines geordneten Familienlebens so wichtig für sie. Meistens wird bei ihnen nicht gekocht, sondern sie leben von Milch, und es gibt auch gewöhnlich keine gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Von den kleineren Kindern hat jedes seine eigene Ziege, und es bedient sich selber, wenn es Hunger hat und in dem Euter etwas findet. Die Frauen melken morgens die Kühe; wenn sie von diesem Geschäft heimkommen, ist vielleicht der Mann fort, um die Ochsen auf die Weide zu treiben; später gehen die Frauen wieder fort, um Brennholz oder Material zu einer neuen Hütte zu holen. Wer dann nachmittags oder abends heimkommt, ist hungrig und trinkt seine Milch, ohne auf die andern zu warten. Vor Schlafengehen hält der Hausvater die Andacht,

und das ist doch ein Band, das die Familie zusammenhält. Auf den Stationen lernen die Leute auch Acker- und Gartenbau treiben, aber der Ertrag des mit großer Mühe bebauten Landes ist, auch ohne daß besondere Dürre oder eine Überschwemmung die Frucht des Fleißes zerstört, sehr bescheiden, und der Ackerbau kann nicht allgemein werden, weil es nur sehr wenig anbaufähiges Land gibt.

Auf Betreiben Hugo Hahns, des Hauptpioniers der Hereromission, der auch das Neue Testament und die Psalmen ins Herero übersetzt hat, wurde in Otjimbingue ein Stück Land für die Mission gekauft, und hier ließen sich christliche Deutsche nieder, bei denen die Herero in Landwirtschaft und in allerlei Handwerken ausgebildet werden konnten. Die noch heidnischen Herero hatten allerdings keine Lust, etwas zu lernen; aber auch noch ehe es Christen unter ihnen gab, war Otjimbingue mit seinen Handwerkern und seinem Markt eine große Wohltat, denn während des Krieges fanden beide feindlichen Parteien, daß es nützlich für sie war, einen Ort zu haben, wo sie kaufen und tauschen und ihre Waffen herrichten lassen konnten. So blieb Otjimbingue verschont von feindlichen Überfällen und wurde eine Zuflucht der Verfolgten. Es hat auch ein Seminar, wo Hererolehrer und -Prediger ausgebildet werden.

Über diese ganze, sehr schwierige Mission heißt es im neuesten Jahresbericht (1903) der Rheinischen Missionsgesellschaft: In Deutsch-Südwestafrika wird der Unterschied zwischen dem südlichen Teil, dem sogenannten Groß-Namaland, und dem nördlichen Teil, dem Hereroland, immer klaffender. Die Mission unter den Namas hat uns viele schmerzliche und betrübende Erfahrungen gebracht. An erster Stelle, aber nicht als das, was unsern Missionaren am meisten das Herz bedrückte, sei genannt die fast beispiellose Not, die infolge der entsetzlichen Dürre herrschte, von deren Größe und Umfang wir uns kaum eine nur einigermaßen der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung machen können. Wenn so Wochen und Monate, ja ein ganzes Jahr lang das Auge vergeblich nach aufsteigenden Regenwolken ausschaut; wenn täglich Hungernde vor den Türen der Missionare lagern; wenn die Leute sich zerstreuen und die Kirchplätze leerer und immer leerer werden: so ist es nicht zum Verwundern, daß selbst die tapfersten und mutigsten Missionare verzagt werden. Und doch ist diese äußere Not nicht das Schlimmste. Viel größer ist der tiefe innere Schaden, an dem das Volk krankt. Der Volkszusammenhang der Namastämme geht immer mehr auseinander, und das Volk als solches geht unaufhaltsam, wie es scheint, seinem Untergang entgegen. Es ist tief traurig, wenn z. B. die Station Warmbad, die, bereits 1805 von Londoner Missionaren gegründet, in zwei Jahren ihr hundertjähriges Jubiläum feiern könnte, jetzt einfach, wenigstens vorläufig, aufgehoben werden muß, weil eben die Leute sich verlaufen haben. Die Missionare Simon und Möller, beides Theologen, haben gerade jetzt, zu unsrem schmerzlichen Bedauern, das Land ganz verlassen, da sie die Last einer scheinbar hoffnungslosen Arbeit nicht mehr ertragen zu können glaubten. Es soll nun nicht gegeneinander abgewogen werden, was an diesen traurigen Zuständen mehr Schuld trägt, ob der den Namas im Blut liegende grenzenlose Leichtsinn oder aber die mannigfachen Versuchungen, die mit der weißen Einwanderung auf die innerlich so schwachen Hottentotten einströmen; es wird aber ernstlich zu erwägen sein, ob und in welcher Weise für die Zukunft die ganze Arbeit, den veränderten Verhältnissen entsprechend, umgestaltet werden kann und muß. Wir hoffen, daß Gott die Wege dazu weisen wird. Denn wir bleiben dabei, daß auch an dem Sterbebett eines untergehenden Volkes zu stehen, ein der Mission von Gott gewiesener Platz ist, den wir nicht gering achten sollen. Und daß wir nicht daran denken, die armen Verirrten sich selbst zu überlassen, dafür mag ein Zeugnis sein, daß gerade jetzt Missionar Laaf seine neue Station in Khoës anlegt und daß damit nun auch der letzte Namastamm seinen Missionar erhält, um den er schon lange und dringend gebeten hat.

Gott sei Dank sind die Zustände doch wesentlich besser im Hereroland. Zwar gibt es auch hier mancherlei, was uns mit Sorgen in die Zukunft schauen läßt, wie die immer noch nicht festgeregelten Landesverhältnisse, die fortschreitende Veräußerung weiter Landstrecken, die Ausbeutung

des Leichtsinns der Herero durch Händler. Aber man hat doch den Eindruck, daß die Herero in sich selbst so viel Lebenskraft besitzen, um ihnen noch eine Zukunft zu erhoffen. Und wenn im letzten Jahr auf unsern Stationen des Hererolandes ungefähr 550 Heidentaufen erfolgen konnten und sich ca. 1500 Heiden am Schluß des Jahres noch im Unterricht befanden; wenn man hört, daß immer noch neue Predigtplätze und Filialen entstehen und hier und da immer wieder schlichte, einfache Gemeindeglieder auf den Werften auftreten und alt und jung um Gottes Wort versammeln; wenn man liest, wie die Arbeit wächst in Otjozondjupa, Omaruru, Otjihaenena und anderen Orten, vor allem aber in Windhuk; und wenn wir den schönen Anfang, den Missionar Elger auf der neuen Station Karibib hat machen können, sehen: dann müßten wir recht undankbare Menschen sein, wenn wir uns nicht trotz aller Schwierigkeiten und auch Enttäuschungen herzlich der Arbeit freuen wollten, die Gott hier unsern Missionaren gegeben hat, und der schönen Erfolge und Aussichten, die sie in sich schließt.

Was die schwierigen Landesverhältnisse anbetrifft, so hoffen wir doch auch da im letzten Jahr einen Schritt weiter gekommen zu sein. Dem Wunsch der deutschen Regierung, in den Schulen auch Unterricht in der deutschen Sprache zu erteilen, kommen unsre Missionare gern nach Möglichkeit nach. Wenn es einzelnen übereifrigen Kolonialfreunden ein Dorn im Auge ist, daß viele unsrer Missionare in Groß-Namaland holländisch predigen anstatt deutsch, so muß dem gegenüber darauf hingewiesen werden, daß das Holländische für die Bastardgemeinden eben die Muttersprache ist, die sie jahrzehntelang gesprochen haben, und daß auch da, wo in den namasprechenden Gemeinden, für die nebenbei bemerkt gleichfalls das Holländische den Charakter einer zweiten Landessprache hat, aus dem Holländischen und nicht aus dem Deutschen gedolmetscht wird, dies nur deshalb geschieht, weil der Dolmetscher eben wohl holländisch, aber kein Deutsch versteht. Der Wunsch, daß das Holländische allmählich durch das Deutsche verdrängt wird, ist nicht unberechtigt, kann aber nicht von heute auf morgen erfüllt werden. Dagegen muß es die Mission in Anbetracht der Bedeutung, welche die Muttersprache für ein Volk hat, entschieden ablehnen, die eigentlichen Landessprachen, das Herero und Nama, absichtlich zu verdrängen.

Hugo Hahn reiste zweimal nach Norden, um das Ovamboland zu erkunden. Im Jahr 1870 veranlaßten die rheinischen Missionare Brüder der finnischen Mission, sich im Ovambolande niederzulassen. Neuerdings sind auch rheinische Missionare dort, so daß Finnländer und Deutsche einander in die Hände arbeiten. Es sind schon kleine Gemeinden gesammelt. Auch unter den Bergdamara gibt es Christen.

Nach dem neuesten Jahresbericht (1902—1903) hatte die Rheinische Mission in Afrika auf 37 Stationen zusammen 29 325 Christen. Die größere Hälfte, über 16 000, fällt auf die 10 Stationen des Kaplandes. Nama-, Herero- und Bergdamara-Christen sind es 12 987 auf 24 Stationen; Ovambo-Christen auf 3 Stationen 144. Die finnische Mission im Ovamboland hatte schon 1898 nahe an 900 Getaufte.

Eine katholische Mission konnte unter den Herero nicht Fuß fassen. Sie wollte sich dadurch, daß sie den Branntwein gestattete, bei den Herero in Gunst setzen; aber diese waren zu gescheit, um nicht zu merken, was gut für sie war. Es ist gelungen, die Christen vom Branntwein fern zu halten.

5. Madagaskar.

Die ältesten Nachrichten, die wir über Madagaskar, diese größte afrikanische Insel, haben, gehen bis ins 11. Jahrhundert zurück. Im 13. Jahrhundert wurde sie von dem Reisenden Marco Polo besucht; dann geriet sie in Vergessenheit und wurde im Jahre 1506 von den Portugiesen aufs neue entdeckt. Aber noch dauerte es fast 150 Jahre, ehe die ersten Missionare das merkwürdige Land betraten. Es war ein Priester des Lazaristenordens, der, durch einen Brief Vincent de Paulas für den Missionsdienst gewonnen, sich mit einigen Genossen nach Madagaskar einschiffte. Sie gründeten im Jahre 1648 eine Station in Fort Dauphin. Aber



Abb. 171. Howafrauen.

das böse Fieber, das in den sumpfigen Küstenstrichen Madagaskars herrscht, richtete bald Verheerungen unter der kleinen Schar an. Andere Schwierigkeiten kamen dazu, die trotz dem Eifer und der Hingebung der Missionare, deren im ganzen nacheinander 19 in Madagaskar arbeiteten, zum Aufgeben der Mission nötigten. Im Jahre 1660 verließen die letzten die Insel, ohne eine Spur ihres Wirkens zu hinterlassen. Einen Versuch, dem Volk die Bibel in seiner Sprache zu geben, hatten die katholischen Priester nicht gemacht, und so lagerte sich noch einmal die durch keinen hellen Schein erleuchtete Nacht des Heidentums für mehr als 150 Jahre auf die Insel, auf der sich in dieser Zeit allerlei Umwälzungen vollzogen. Die Howa (Abb. 171 u. 172), der begabteste Stamm, unterwarfen sich den größten Teil der Insel, und auch ihre Sprache wurde die herrschende. Im Jahr 1810 bestieg Radama I. den Königsthron von Madagaskar. Dieser Fürst suchte Verkehr mit dem englischen Statthalter der Nachbarinsel Mauritius und bahnte so, ohne es

zu wissen, den evangelischen Missionaren den Weg in sein Reich; denn Mauritius war ein passender Ausgangspunkt und Zufluchtsort für die Missionare, die in Madagaskar einzudringen versuchten. Die im Jahre 1795 gegründete Londoner Missionsgesellschaft hatte schon seit einiger Zeit ihr Auge auf die Insel gerichtet. Nachdem im Jahre 1818 ein erster Versuch, eine Mission in Madagaskar zu gründen, an Krankheiten und an der Feindschaft eines englischen Händlers gescheitert war, gelang es endlich im Jahre 1820 den Missionaren Jones und Griffith, von Tamatawe an der Ostküste aus in die Hauptstadt, das in der mittleren Provinz, dem Bergland



Abb. 172. Gebildeter Howa.

von Imerina gelegene Antananariwo (Abb. 173), zu gelangen. Sie wurden von Radama I. freundlich aufgenommen, und schon nach zwei Jahren war eine christliche Gemeinde gegründet.

Das Volk, unter dem sie ihre Arbeit treiben sollten, stand den äußeren Lebensbedingungen nach keineswegs auf der untersten Stufe der Gesittung. Es verstand sein treffliches Eisen in einfachen Schmelzöfen zu Waffen und Ackergeräten zu verarbeiten und nährte sich von Ackerbau und Viehzucht. Die Wohnungen waren in den verschiedenen Provinzen verschieden; man fand deren von der einfachsten, mit Baumzweigen bedeckten Erdhütte, die ihre Bewohner nicht einmal vor Wind und Regen schützte, bis zum nett eingerichteten Hause (Abb. 174). Trotz des warmen Klimas war die Kleidung der Eingeborenen anständig, bei manchen sogar reich. Sie bestand bei allen Klassen der Bevölkerung aus der Lamba, einem bei den Männern über die linke und bei den Frauen über die rechte Schulter geworfenen Tuch, das lose über die Kniee herabhing. Das Gespinst verschiedener Arten von Seidenraupen wurde mit glänzenden einheimischen Farben gefärbt und auf einfachen Webstühlen indischen oder arabischen Ursprungs manchmal in wirklich schönen Mustern zu den Gewändern der Reichen und Vornehmen verwoben. Die Mittelklassen trugen Zeuge aus ein-

heimischer Baumwolle oder einer sehr dauerhaften Hanfart, die ihnen zugleich nachts als Decken dienten. Die zähen Fasern der majestätischen Rafia-Palme lieferten die Kleidung der Sklaven, die zur Arbeit oft nur ein Tuch um die Lenden banden. Ist der Maßstab für die Zivilisation eines Volkes aber nicht in solchen Äußerlichkeiten, sondern vielmehr in seinen Gesetzen und Strafbestimmungen zu suchen, so waren die Madagassen im vollen Sinn des Worts Barbaren. Die Gebräuche gesitteter Völker fanden sich zwar bei ihnen in der Bestellung von Richtern und in öffentlichen Gerichtsverhandlungen, worin der Kläger und der Angeklagte samt ihren Zeugen einander gegenübergestellt wurden; allein das war selten mehr als bloße Form, denn es fehlte durchweg an den Eigenschaften, die allein einer solchen Einrichtung ihren Wert verleihen. Ein Gefühl von der Heiligkeit des Eids, Achtung vor der Wahrheit, Unbestechlichkeit und Gerechtigkeit im Urteil gehörten zu den seltenen Ausnahmen.

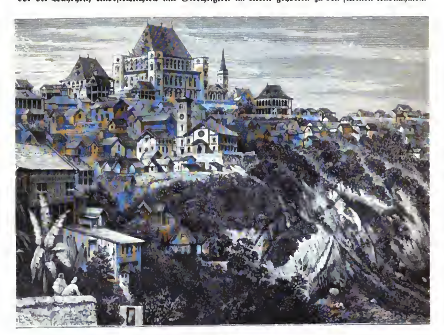


Abb. 173. Antananarivo.

Nicht einmal die einfachste Rechtsform aber begleitete die Vollziehung des Gottesurteils durch den Absud der giftigen Tangena-Nuß. Es genügte, daß ein Mensch einen Feind hatte, der ihn der Zauberei beschuldigte, weil er nach seiner Habe trachtete, um diese furchtbare Probe über ihn zu verhängen. Bei der Bereitung des Gifttranks herrschte solche Willkür, daß das Gottesurteil sehr leicht in ein sofortiges Todesurteil verwandelt werden konnte. Nach ungefährer Schätzung mußte sich etwa ein Zehntel der Bevölkerung der Tangena-Probe unterziehen, die der Landesfürst als Oberpriester bisweilen auch als Landesreinigung, wodurch die Bösen ausgeschieden werden sollten, über ganze Dörfer und Distrikte verhängte. Wohl 3000 Personen fielen jährlich meist in der Blüte des Lebens diesem Mißbrauch zum Opfer und ließen ihre Angehörigen in Schmach und Elend zurück; denn Hab und Gut des dem Gift Erlegenen fiel den Richtern und Wahrsagern anheim, seine Wohnung wurde von der Erde vertilgt. — Von empörender Grausamkeit waren die Todesstrafen, die die Gesetze auf vierzehn verschiedene Verbrechen setzten, unter denen Verrat eine Hauptrolle spielte. Langsames Verbrennen bei schwachem Feuer, Geißelung, Kreuzigung und Aushungerung

waren die schwereren, Durchspießung, Enthauptung, Erstickung in einer mit siedendem Wasser gefüllten Grube und Hinabschleudern in einen Abgrund die leichteren Todesarten.



Abb. 174. Madagassisches Dorf.

Sklaverei war nächst der Hinrichtung die schwerste Strafe; zwar nur Haussklaverei von ziemlich milder Art; doch konnte auch hier der Gebieter unbedingt über seine lebendige Habe verfügen, konnte Eltern von ihren Kindern trennen, um sie weiter zu verkaufen oder zu vermieten. Einzelne Herren hielten ihre Sklaven auch sehr hart; Verdächtigen schmiedete man schwere Eisenringe um den Hals; selbst Mädchen und Frauen konnten durch einen Holzkragen (Abb. 175) bestraft werden, der sie kaum ihrem Geschäft nachkommen ließ. Den männlichen Sklaven lag die Feldarbeit, den weiblichen hauptsächlich der Hausdienst ob, samt Spinnen und Weben. Wie überall, war unter andern schädlichen Wirkungen der Sklaverei auf die Freien, die sich in Adelige (andrian) und Bürgerliche teilten, auch die, daß Arbeit ihnen etwas Entehrendes schien und sie ihren Stolz in Müßiggang setzten. Keuschheit war unter allen Schichten der Bevölkerung seltene Ausnahme, Vielweiberei aber herrschte mehr nur unter den Reichen und Vornehmen. Besonderes Vorrecht des Landesherrn war es, zwölf Frauen zu haben. Von der in früheren Zeiten an den Madagassen gerühmten Tugend der Treue und Zuverlässigkeit fanden die Missionare wenigstens unter den Howa wenig mehr vor; Geschick im Lügen, Prahlen und Betrügen wurde von den Eltern bei ihren Kindern als Zeichen großer Begabung betrachtet. Der Schwelgerei und Trunksucht hatte Radama durch strenge Gesetze kräftig gewehrt. Schade, daß er sich selbst nicht darnach richtete!



Abb. 175. Bestrafte Sklavin.

Religiös waren die Madagassen in gewissem Sinn. „Gott segne dich!" lautete ihr gewöhnlicher Abschiedsgruß und „Gott segne dich!" auch ihr Dank für empfangene Gefälligkeit. Eine wirkliche Bekanntschaft mit dem lebendigen Gott lag jedoch dieser und ähnlichen Redensarten nicht zugrund. Die Geister der Ahnen und der ausgestorbenen Urbewohner des Landes, die Gestirne des Himmels und was ihnen auf Erden groß, wunderbar oder schrecklich däuchte — all das schwebte ihnen in unbestimmter Weise als Gottheit vor. Daneben waren früher kleine Hausgötzen, erst später auch die von den Beherrschern Ankowas eingeführten 13 Nationalgötzen aufgekommen. Städte, Grotten und Täler, in denen diese aufbewahrt wurden, galten für

heilig. Die eigentliche Macht aber, die mit ihren Schrecken das Leben des Volkes beherrschte, war Zauberei und Wahrsagung. Die Wahrsager rühmten sich, ihre geheimnisvolle Kunst einem Götzen zu verdanken, der etwa fünfzehn Stunden von der Hauptstadt in einer Felshöhle aufbewahrt wurde. Wehe dem Kinde, das an einem von ihnen als unglücklich bezeichneten Tage zur Welt kam! Erdrosselung, Erstickung in warmem Wasser, oder die noch schauerlichere Todesart unter den Füßen des Rindviehs, vor dessen Hürdeneingang es die Eltern jammernd niederlegten, war sein trauriges Los.

Außerordentliche Sorgfalt wurde auf die Gräber verwendet, in die man dem Verstorbenen vieles von dem mitzugeben pflegte, woran er im Leben seine Freude gehabt hatte. Daß je und je die abgeschiedenen Geister erscheinen und Segen oder Fluch zuzuwenden vermögen, war allgemeiner Glaube. Daher auch abergläubische Scheu vor den Gräbern. Auf ein Grab zu treten galt für ein schweres Verbrechen.

Von Anfang an richteten die Missionare ihr Augenmerk darauf, den Madagassen die Bibel in ihrer Sprache zu geben, und sie benützten dazu alle ihre freie Zeit. Mit Hilfe einiger begabter Schüler, die sie sich herangezogen hatten, ging's schnell voran, so daß im Jahre 1830 3000 Exemplare des Neuen Testamentes in der Howasprache gedruckt waren. Die Missionare wußten, daß ihr Werk Eile hatte, denn drohende Wolken sammelten sich über ihren Häuptern. Im Jahre 1828 starb Radama; leider war er in seinen späteren Jahren in heidnische Ausschweifungen verfallen und hatte sich nicht entschließen können, Christ zu werden. Eine seiner 12 Frauen, die grimmige Heidin Ranawalona, ließ den Neffen und rechtmäßigen Nachfolger Radamas, einen Schüler und Freund der Missionare, ermorden. Alle seine Freunde und Verwandten traf dasselbe Schicksal, und dann bestieg Ranawalona den Thron. Die Missionare wußten schon, was von ihr zu erwarten war. Sie steckte auch gleich 700 Lehrer und Schüler der Missionsschulen unter die Soldaten. Weiter ging die Königin zunächst noch nicht. Sie ließ es sogar geschehen, daß in ihrer Hauptstadt eine christliche Kirche gebaut wurde und daß im Jahre 1831 die ersten Madagassen, 20 an der Zahl, die Taufe empfingen. Damals hatten schon 15000 Madagassen christlichen Schulunterricht genossen. Aber im Jahre 1835, gerade als die Übersetzung der Bibel vollendet war, erschien ein königliches Edikt, das die Ausübung der christlichen Religion verbot. Noch war die Bibel nicht ganz fertig, und die Missionare, die nicht wußten, ob ihnen nicht Vertreibung von der Insel oder gar der Märtyrertod bevorstand, baten Gott, er möchte ihnen doch Frist geben, das Werk zu vollenden. Verlassen von den eingeschüchterten Christen, argwöhnisch beobachtet von den Beamten der Königin, taten sie alle Arbeit des Druckens und Bindens selbst, und vier Monate nach Veröffentlichung des Edikts war das erste gebundene Exemplar der Bibel fertig. Eine Anzahl von Bibeln wurde den zuverlässigsten Christen zur Aufbewahrung übergeben, andere verbarg man in der Erde. Kaum war das vollbracht, so erhielten die Missionare den Befehl zur Abreise. Sie verließen die Hauptstadt und das Land, in dem ein so schöner, hoffnungsvoller Anfang gemacht worden war. Die Christen fuhren fort, in der Bibel zu lesen — aber nur im geheimen, denn der Besitz einer Bibel war ein todeswürdiges Verbrechen. Nachdem mehrere Bibeln gefunden und verbrannt worden waren, verbargen die Christen die kostbaren Bücher in hohlen Bäumen und Steinklüften; auch lernten sie lange Abschnitte der Bibel auswendig, um den Verlust des Buches leichter zu verschmerzen. Als nach Verlauf von 25 Jahren das Evangelium wieder in Madagaskar gepredigt werden durfte und die Bibeln hervorgesucht wurden,

fanden sich nur noch 12 brauchbare Exemplare — die anderen waren in ihren feuchten Verstecken zugrunde gegangen — aber was der Same des Wortes Gottes gewirkt hatte, sah man an der großen Zahl von Christen, die überall zum Vorschein kamen.

Die Verfolgungszeit war schwer gewesen. Nach der Abreise der Missionare erschien ein Gebot, daß alle Christen bei Vermeidung der Hinrichtung sich angeben und ihre Strafe in Empfang nehmen sollten. Viele wurden in die Steinbrüche geschickt, als gemeine Soldaten ins Militär gesteckt, in schwere Ketten gelegt und führten ein elendes Leben oder erlagen dem Hunger und anderen Leiden. Andere mußten sich der Giftprobe unterwerfen. Die Adeligen, deren Blut nach einem alten Aberglauben nicht vergossen werden durfte, wurden lebendig verbrannt oder von einer hohen Felswand hinabgestürzt und ihre Familien in die Sklaverei verkauft.



Abb. 176. Radama II.

25 Jahre lang wütete die Königin gegen das Christentum. Doch war die Verfolgung nicht immer gleich heftig. Die entsetzlichen Greuel, die dabei verübt wurden, und die Standhaftigkeit der Christen machten viele Heiden wankend in ihrem Christenhaß. Der Königin einziger Sohn besuchte den Gottesdienst der Christen; er und andere Große taten viel, um deren Los zu erleichtern. Der Agent der Londoner Mission, Johns, kam zweimal nach Madagaskar, und einmal gelang es ihm, fünf verfolgte Christen auf ein Schiff zu retten und nach England zu bringen. Später kam mehrere Male Missionar Ellis. Die Königin wußte ihn zwar immer wieder unter dem Vorwand, seine Gesundheit sei in Gefahr, zu entfernen, aber es gelang ihm doch, Bibeln auf der Insel zu verbreiten. Im Jahre 1856 konnte er sogar einen Monat in der Hauptstadt zubringen und wenigstens im geheimen die Christen trösten. Aber noch einmal brach der Sturm der Verfolgung aus. Zwei Franzosen, die industrielle Anlagen in Madagaskar hatten, zettelten eine Verschwörung an, um die Königin abzusetzen und den Kronprinzen

auf den Thron zu bringen. Als dies herauskam, wurden die Europäer verjagt, und die Königin benutzte den willkommenen Vorwand, um ihre Wut an den ganz unbeteiligten Christen auszulassen.

Endlich, im Jahre 1861, kam mit dem Tode der Königin die Erlösung. Ihr Sohn bestieg als Radama II. (Abb. 176) den Thron und verkündigte alsbald Religionsfreiheit. Ellis, den die Londoner Missionsgesellschaft nun wieder nach Madagaskar sandte, wurde mit offenen Armen empfangen, fröhlich umdrängt von den Christen, die ihm ihre Leidensgeschichte erzählten, und bald erstanden die zerstörten Kirchen aus der Asche. Zum Andenken an die gefallenen Glaubenszeugen wurden auch, besonders in der Hauptstadt, mehrere „Märtyrerkirchen" (Abb. 177) errichtet. Die Gemeinden wuchsen und mehrten sich, besonders seit noch neue Missionsgesellschaften in die Arbeit eintraten. Ein neuer Geistesfrühling schien anzubrechen, und oberflächliche Missionsfreunde meinten schon, die ganze Insel mit ihren mehr als zwei Millionen Einwohnern werde nun bald christianisiert sein.

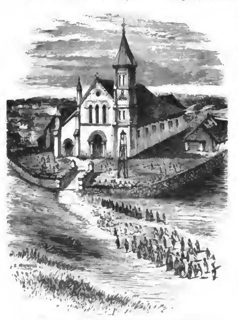


Abb. 177. Märtyrerkirche in Antananarivo.

Am stärksten war die Londoner Mission vertreten, die um die Mitte der sechziger Jahre 33 europäische Missionare, 6 unverheiratete Missionarinnen, 1048 eingeborene Geistliche, 1300 Kirchen, über 62 000 erwachsene Gemeindeglieder und gegen 300 000 Kirchgänger zählte. Ihre Schulen wurden von 75 000 Kindern besucht. Die meisten Gemeinden dieser Gesellschaft waren in den Gebirgsgegenden des Binnenlandes, Imerina und Betsileo, einige auch in der Provinz Sihanaka, nördlich von Imerina, und an dem südlichen Teil der Ostküste. In der Hauptstadt hatte die Gesellschaft verschiedene von vielen hundert Kindern besuchte höhere Schulen sowie ein wissenschaftliches Seminar mit einer Abteilung für Theologie. 1864 traten auch die Anglikaner, zuerst die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, dann die hochkirchliche Ausbreitungsgesellschaft, in die Arbeit ein, dann 1867 die norwegischen Lutheraner sowie Quäker, letztere im engsten Anschluß an die Londoner.

Damit kein Zwiespalt unter die eingeborenen Christen komme, ließen diese wahren „Freunde" für ihre madagassischen Gemeinden sogar Taufe und Abendmahl gelten, was ja die Quäker unter sich nicht haben. Das Arbeitsfeld dieser Mission war das Gebiet von Betanimena, am Ostabhang des Hochlands von Imerina. Sie

hatte Ende der sechziger Jahre 23 europäische Missionare und Missionarinnen, zwischen 2600 und 3000 Gemeindeglieder, nahe an 15000 Kirchgänger und ungefähr 15000 Schulkinder. In der Hauptstadt hatten die Freunde verschiedene gutbesuchte höhere Mädchen- und Knabenschulen. Gemeinsam mit der Londoner Mission unterhielten sie auch ein großes Spital mit medizinischem Seminar in der Hauptstadt, das zugleich den Mittelpunkt für die von allen protestantischen Gesellschaften auf Madagaskar betriebene ärztliche Mission bildete. Auch die norwegische Mission arbeitete mit sehr tüchtigen Kräften und schönem Erfolg. Ihr Hauptgebiet war Betsileo (Abb. 178), aber sie hatte auch in dem noch wenig bekannten Süden der Insel, unter den Barastämmen, sowie unter den halbwilden Sakalawa (Abb. 179) auf der ungesunden Westküste Stationen gegründet. Auch in der Hauptstadt hatte sie eine Gemeinde.

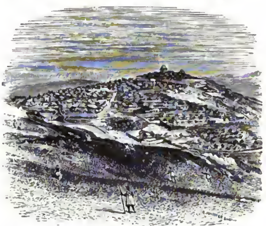


Abb. 178. Fianarantsoa, die Hauptstadt von Süd-Betsileo.

In ihrer Organisation unterscheidet sich die norwegische Mission vorteilhaft von der Londoner. Diese hatte fast ihr ganzes Werk in der Hauptstadt zentralisiert. Die Pfarrbezirke bestanden damals aus mindestens 70, ja bis zu 130 Gemeinden, deren manche oft drei oder vier Tagreisen von der Hauptstadt entfernt waren. Die norwegische Mission hingegen hat ihre Kräfte auf dem ganzen Gebiet verteilt; 12—15 Gemeinden bilden einen Verband, der sich an die benachbarten Verbände anschließt. Die Missionare können alles leicht übersehen und leiten, und die Gemeinden sind besser geschützt vor den zersetzenden Einflüssen, die von außen an sie herankommen.

Ein schwacher Punkt bei der Londoner Mission ist, daß sie den Grundsatz der Independenten, jede Gemeinde ganz selbständig zu stellen, wie überhaupt bei den Heidenchristen, so auch auf Madagaskar durchgeführt hat. Es ist sehr bedenklich, Gemeinden von unerfahrenen, unreifen Heidenchristen ihre Angelegenheiten selbst verwalten zu lassen und eingeborne Prediger, die vielleicht noch vor kurzem Heiden waren, nicht unter, sondern neben die Missionare zu stellen. Ohne Zweifel haben die Gemeinden der norwegischen Mission mehr Zusammenhalt und darum auch mehr Widerstandskraft gegenüber den jesuitischen Umtrieben, als die der Londoner.

Seit im Jahre 1868 die Königin Ranawalona II. Christin geworden war, entstand in Antananariwo die sogenannte Hofkirche, zu der sich die königliche Familie hielt. Diese Kirche mit ihren zahlreichen Tochtergemeinden in der Hauptstadt und deren Umgebung bestand ganz aus Eingeborenen, auch alle ihre Geistlichen waren Madagassen. Die Hauptkirche war in dem Bezirk des königlichen Schlosses. Die königliche Kirche bildete übrigens insofern keine eigene Kirchengemeinschaft, als ihre Gemeinden immer zu einer der protestantischen Missionskirchen gehörten. Man



Abb. 179. Sakalawa-Lastträger.

hoffte, sie werde den Ausgangs- und Mittelpunkt einer künftigen madagassischen Nationalkirche bilden.

Im Jahre 1895, also kurz vor dem Sturz des Howareiches und vor der endgültigen Aufrichtung der französischen Herrschaft, hatten die evangelischen Ge-

meinden Madagaskars im ganzen 98160 erwachsene Mitglieder, beinahe 400000 Anhänger und gegen 100000 Schüler. Nach einer andern Berechnung, wenn man alle Getauften zählt, waren es 400000 evangelische Christen. Aber auch die römisch-katholische Kirche hatte sich inzwischen mächtig ausgebreitet. Sobald das Land sich den Ausländern und der Mission wieder geöffnet hatte (1861), waren auch Franzosen und mit ihnen katholische Priester nach Madagaskar gekommen. Der schwache Radama II. gestattete sogar den Jesuiten Zutritt. Sie taten ihr Möglichstes, den Protestanten den Rang abzulaufen; und bis zum Jahr 1897 hatten sie es auf 40000 Getaufte und 27000 Schüler gebracht. Das war viel, aber doch immer nur etwa der zehnte Teil von dem, was die Protestanten erreicht hatten.

Aber freilich war nicht alles Gold was glänzte. Tieferblickende sagten sich, daß die große Masse der Übergetretenen noch lange nicht wahre Jünger Jesu waren. Als das Königshaus sich dem Evangelium zuneigte, da waren eben viele Christen geworden, die unter andern Umständen Heiden geblieben wären. Es kam ein paarmal vor, daß sich das Gerücht verbreitete, das Christentum erfreue sich nicht mehr der Hofgunst; alsbald wurden die Gottesdienste viel schwächer besucht. Doch fehlte es auch nicht an wackeren Männern und Frauen, die ein selbständiges Glaubensleben besaßen.

Dr. Borchgrevinck (von der norwegischen Mission) erzählt, wie er sich an der echt evangelischen Predigt eines eingeborenen Geistlichen erquickt habe, und fügt hinzu: „Es ließ mich ahnen, daß sich vielleicht früher, als wir erwarten, die Kraft Gottes unter dem Volke offenbaren wird. Denn wenn einmal die Landeskinder selbst als wahre Verkündiger der Lebensbotschaft auftreten, wird sicherlich mehr als eines der Hindernisse fallen, die unserer Wirksamkeit hemmend entgegenstehen. Je eher wir Europäer also überflüssig werden, desto besser." (Die merkwürdige Erweckung, welche im Anfang des 20. Jahrhunderts wie ein Frühlingswehen durch einen großen Teil des madagassischen Missionsgebietes gegangen ist und deren Urheber ausnahmslos Eingeborene sind, kann als eine vorläufige Erfüllung dieser Hoffnungen und als ein Angeld für weiteres angesehen werden.) James Sibree, der Nachfolger des im Jahre 1871 verstorbenen Ellis, meint, daß die madagassischen Christen viel Ähnlichkeit haben mit den Heidenchristen, wie sie der Apostel Paulus in seinen Briefen schildert; daß man viel verstecktes Heidentum und viel Aberglauben bei ihnen findet, und daß die Gefahr des Rückfalls bei ihnen sehr groß ist. Aber andrerseits schreibt Sibree: „Wenn wir sehen, wie sich christliche Tugenden entwickeln und das Böse abnimmt, wie Rechtschaffenheit und Wahrheit, Großmut und Keuschheit an die Stelle der gegenteiligen Eigenschaften treten, wenn wir sehen, wie von Jahr zu Jahr größere Summen für religiöse Zwecke beigesteuert werden und wie sich Männer und Frauen christlichen Werken widmen, so können wir nicht im Zweifel sein, daß der Geist Gottes in den Herzen wirkt, wenn auch vielleicht in etwas anderer Weise, als wir erwartet hatten." Als in den 80er Jahren wiederholt Howaregimenter das Sakalawagebiet besetzten, da wunderten sich diese Heiden über das milde Auftreten derselben und fragten erstaunt: „Was ist denn das für eine Religion, die ihr jetzt habt? Früher machtet ihr alles zu Sklaven, schluget alles nieder und raubtet; jetzt laßt ihr unsere Weiber und Kinder in Frieden und bezahlt bar, was ihr braucht."

In der Geschichte der Londoner Mission, die zur Feier ihres 100jährigen Bestehens herausgegeben wurde, heißt es von Madagaskar: „Der erste Einfluß des Christentums unter einem Volk wie die Madagassen besteht im Ausreuten gewisser grober Sünden und heidnischer Gebräuche. In dieser Beziehung waren die 15 Jahre der Regierung Ranawalonas II. bemerkenswert; wesentliche Fortschritte während dieser Zeit sind: das Verbrennen der Götzen, die Abschaffung der Sonntags-

märkte, die Einführung und Befestigung der Religionsfreiheit, die allgemeine Sonntagsfeier, der Bau der Hofkirche, die Befreiung der Negersklaven aus Mosambik, die Verbesserung der Lage der Soldaten, das Aufschreiben der Gesetze, das Aufhören der Empörungen, die Abschaffung des Verbots von Ziegel- und Steinbauten, der Bau von höhern und niedern Schulen und Spitälern, die Ausdehnung des Volksschulwesens, die Abschaffung der Vielweiberei, die Gründung einer Missionsgesellschaft von Eingebornen . . . Aber das Eindringen der Fremden führte bei den Madagassen auch fremde Laster ein. Der Verkauf berauschender Getränke brachte Verderben über viele Städte und Dörfer. Solche Dinge halten das Missionswerk auf."

Und dazu kamen nun die politischen Verwicklungen im Zusammenhang mit der Mißwirtschaft der unfähigen Howaregierung. Auch Radama II. (1861—63) erfüllte die Hoffnungen nicht, die man auf ihn gesetzt hatte.

Er konnte sich nicht entschließen, Christ zu werden, sondern ergab sich dem Trunk und andern Lastern. Er erließ übereilte freisinnige Gesetze und schaffte z. B. alle Zölle ab, so daß plötzlich Unmassen von Branntwein eingeführt werden konnten. Dazu hatte er Anwandlungen von Verrücktheit und trieb es so toll, daß schließlich seine Großen sich seiner bemächtigten und ihn erwürgten. Seine Nachfolgerin, die Königin Rosaherina, war eine gute Fürstin. Sie gab dem Lande eine Art von Verfassung und sorgte für Glaubensfreiheit. Sie blieb Heidin, soll aber vor ihrem Ende zu dem Gott der Christen gebetet haben. Nach ihrem Tode (1868) folgte ihr ihre Nichte Ranawalona II., die als kleines Mädchen von einem der Howamärtyrer im Christentum unterrichtet worden war. Sie ließ sich taufen und heiratete ihren ersten Minister, mit dem sie sich christlich trauen ließ. Es ist schon erwähnt worden, was unter ihrer Regierung für die Verbreitung des Christentums und christlicher Gesittung geschehen ist. Es bahnte sich allmählich eine ruhige Entwicklung des Christentums und der Zivilisation in Madagaskar an, aber leider starb die edle, fromme Königin schon 1883. Ihre erst 20jährige Nichte, Ranawalona III., war eine aufrichtige Christin, aber der Aufgabe, die auf sie wartete, nicht gewachsen, und ihr Gemahl und erster Minister war ein abgelebter Greis, 50 Jahre älter als sie. So war niemand da, der dem französischen Ansturm mit Erfolg hätte widerstehen können.

Die Franzosen hatten schon seit Jahrhunderten gierige Blicke auf Madagaskar geworfen, aber trotz wiederholter Versuche, die sie seit der Mitte des 17. Jahrhunderts machten, es zu keiner dauernden Niederlassung gebracht. In den Jahren 1883—1885 versuchten sie mehrere Male ins Land einzudringen, und wenn sie es auch nicht so weit brachten, so gelang es ihnen doch, der Regierung einen Vertrag abzunötigen, in dem ihnen eine große Bucht im Norden der Insel abgetreten und die Zulassung eines französischen Residenten gewährt wurde, der den Verkehr der Königin mit allen auswärtigen Mächten überwachen sollte. Das war der Anfang vom Ende der madagassischen Unabhängigkeit. Zunächst freilich blieb das Land ruhig und die Ausbreitung des Christentums, die weitere Ausgestaltung der Zivilisation gingen nicht mit der fast unheimlichen Raschheit wie am Anfang, sondern in gemessenem Schritt weiter — äußerlich wenigstens. In Wirklichkeit konnten in einer verhältnismäßig so kurzen Zeit viele Schäden des Volkslebens und des

Regierungssystems nur übertüncht, nicht geheilt werden. Unter dem äußeren Firnis versteckte sich viel Barbarei, und die Howaregierung vor allem war faul bis ins Mark.

Einer der schlimmsten Schäden war das sogenannte Fanampoana-System. Jeder Mann und Jüngling und ältere Schulknabe war der Regierung, sobald sie es verlangte, zum Frondienst verpflichtet, mußte auf ihren Befehl auch tagelange Reisen an eine entfernte Arbeitsstelle machen und bekam für seine Mühe nicht einmal Kost und Wohnung, geschweige denn Lohn. Auch die Soldaten erhielten, mit Ausnahme der königlichen Garde in der Hauptstadt, keinen Sold, und man sorgte so schlecht für sie, daß einmal die ganze Besatzung in einer westlichen Provinz verhungert wäre, wenn nicht ein Missionar einen Hilferuf nach Antananariwo gesandt hätte. Da die Beamten selbst keinen Pfennig Gehalt bekamen, so machten sie sich das Fanampoana-System zunutze, um ihre eigenen Finanzen zu verbessern, und bedrückten das arme Volk aufs schändlichste. Außerdem hatten sie immer weite, offene Taschen, und wer Recht suchte, wußte zum voraus, daß er den Richter bestechen mußte. Der erste Minister und seine paar ehrlichen Staats-Sekretäre waren von einem undurchdringlichen Ring bestechlicher Beamten und Schranzen umgeben, und wer bis zu der Königin oder dem Minister vordringen wollte, mußte sich's verschiedene hundert Dollar kosten lassen. Den Missionaren gelang es zuweilen, zugunsten der Unterdrückten bei dem Minister ein gutes Wort einzulegen und ohne Geldopfer ein gerechtes Urteil zu erlangen, aber es mußte dann noch gut gehen, wenn der Befehl des Ministers von dem Unterbeamten wirklich ausgeführt wurde. Ein katholischer Statthalter hat z. B. Verordnungen, die der Minister zugunsten der Evangelischen in Nordbetsileo gab, einfach beiseite gelegt.

Im Jahre 1892 legte die Regierung auf alle freien Männer und selbst auf alle Knaben von über 10 Jahren eine Kopfsteuer von vier Mark, was für die dortigen Verhältnisse sehr viel ist. Diese Steuer wurde mit großer Härte, ja mit Grausamkeit eingetrieben; viele Leute verloren dadurch ihre letzte Habe. Da die Beamten wollten, daß für sie auch etwas abfalle, lief bei diesem Steuereinzug noch allerlei mit unter, was bei dem schon recht harten Gesetz nicht vorgesehen war; z. B. wurde auch von Kindern unter 10 Jahren die Steuer eingefordert. Daß bei den christlichen Howa gewöhnlichen Schlags das Christentum die Herzen und Häuser noch nicht ganz durchdrungen hatte, sieht man u. a. daran, daß ihnen Pflicht und Segen der Arbeit noch nicht klar geworden war; daher das Fortbestehen des Fronsystems und auch — trotz aller Bemühungen der Missionare — der Sklaverei. Allerdings wurde die Einfuhr auswärtiger Sklaven verboten und Ranawalona II. hat, teilweise aus eigenen Mitteln, 150000 Sklaven befreit. Aber die Haussklaverei bestand fort und darum auch heimlich oder öffentlich betriebener Sklavenraub und Sklavenhandel mit allem, was daran hängt. (Die Haussklaven scheinen allerdings, wenigstens in der neueren Zeit, im ganzen ein erträglicheres Los gehabt zu haben, denn mancher, der frei werden konnte, zog es vor, bei seinem Herrn zu bleiben und dadurch dem Frondienst, dem Steuerdruck und der Schinderei der Beamten zu entgehen.) Es ist kein Wunder, daß bei solchen Zuständen die Unsicherheit im Lande immer größer wurde. Räuberbanden, die früher nur auf der Westküste gehaust hatten, trieben sich im ganzen Lande umher und machten selbst die inneren Provinzen unsicher. Sie überfielen die friedlichen Bewohner, töteten die Männer und schleppten Frauen und Kinder in die Sklaverei. Die Soldaten, die man gegen die Räuber schickte, waren Feiglinge, die sich in den Festungen verbargen, bis die Räuber auf dem Heimweg waren. Wurden aber einmal ein paar Räuber gefangen, so konnten sie sich leicht durch Bestechung frei machen.

Und was tat die Königin mit ihrem Minister und den wenigen andern Getreuen angesichts solcher Mißstände? Es hätten ganz andere Leute da sein müssen, als eine junge Frau und ein Mann im Greisenalter, um zu helfen, wenn überhaupt bei so verrotteten Zuständen noch Hilfe möglich war. Vielleicht war auch das madagassische Königsgeschlecht durch Vielweiberei und andere Laster seiner heidnischen Vergangenheit so heruntergekommen, daß es keine rechte Lebenskraft mehr hatte. Einen großen Staatsmann, der imstande gewesen wäre, eine Reformation an Haupt und Gliedern durchzuführen, hat Madagaskar leider nicht gehabt. Dazu kam noch, daß seit der Mitte der 80er Jahre Frankreich allerlei politische und religiöse Umtriebe in der Hauptstadt machte. Denn so unklug waren natürlich die Franzosen nicht, daß sie sich in Madagaskar festzusetzen suchten, ohne vorher den Boden zu bereiten. Verschiedene Verwandte der Königin und des ersten Ministers

waren katholisch. Die Königin war ganz in der Gewalt ihrer alten Amme, und diese war das Werkzeug der französisch-katholischen Partei, die allmählich den Einfluß des Ministers lahm legte und bei der Königin die Geschäfte Frankreichs und der Jesuiten besorgte. Nur wenn man all diese Dinge weiß, versteht man, daß Madagaskar so schnell eine Beute der Franzosen werden konnte.

Frankreich betrachtete natürlich den Vertrag von 1885 nur als eine Brücke, mittelst der es die Insel in Besitz nehmen konnte. Der erste französische Resident, Le Myre de Vilers, wurde in Madagaskar freundlich aufgenommen und stellte sich gut zu der Regierung; aber das war nicht, was Frankreich wollte; es wollte einen Vorwand, um die Insel mit Krieg zu überziehen. So sandte man den weniger friedliebenden Larrouy, der bald allerlei über die Unsicherheit und Barbarei im Lande, über das Nichthalten der Verträge u. s. w. nach Frankreich zu melden wußte. Frankreich fand also mit der Zeit, daß sein Interesse und das der Zivilisation ein Eingreifen erfordere, und so wurde der Krieg erklärt.

Es ist noch in aller Erinnerung, wie unglücklich sich dieser Feldzug zuerst für Frankreich anließ; wie die französischen Soldaten zu Hunderten dem mörderischen Klima an der sumpfigen Küste, den schrecklichen Mühsalen und dem Mangel an Lebensmitteln (denn die Versorgung von Frankreich aus war sehr ungenügend) zum Opfer fielen. Aber da faßte General Duchesne den kühnen Entschluß mit 4000 Mann auserwählter Truppen in Eilmärschen auf Antananariwo loszugehen. Und was taten die madagassischen Soldaten? Mit dem Schreckensruf: „Sie kommen!" nahmen sie einfach Reißaus. Zwei brave Offiziere, wahrscheinlich Lutheraner von der norwegischen Mission, führten ihre Truppen tapfer gegen den Feind, aber sie konnten sie nicht dazu bringen, im Feuer standzuhalten. So marschierte Duchesne ohne nennenswerten Widerstand auf Antananariwo los.

Schon stand er vor der Hauptstadt, als die Madagassen sich eines Besseren besannen und für ihr Vaterland zu kämpfen anfingen: aber jetzt war's zu spät; und es war gut, daß eine baldige Übergabe der Stadt dem nutzlosen Blutvergießen ein Ende machte. Das war am 30. September 1895. Am folgenden Tag wurde der Friedensvertrag unterzeichnet. Frankreich übernahm zunächst die Schutzherrschaft über Madagaskar, aber der Vertrag war so gefaßt, daß er auch eine andere Auslegung zuließ, nach der später Madagaskar zur französischen Kolonie erklärt wurde. Der Königin verblieb ihr Rang und wenigstens eine Scheinherrschaft über die inneren Angelegenheiten. Der achtzigjährige Rainilaiariwony, der Gemahl und erste Minister dreier Königinnen, zog sich auf sein Landgut zurück, wurde aber später nach Algerien verbannt, wo er dann (1896) gestorben ist.

Anfangs ließ sich die französische Regierung im Vergleich mit der Mißwirtschaft der Howa recht gut an. Unter den feilen Hofschranzen und spitzbübischen Beamten wurde etwas aufgeräumt. Die Franzosen sorgten für Herstellung von Wegen, Straßen und Brücken, wofür bisher in Madagaskar sehr wenig geschehen war (Abb. 180). General Duchesne hielt treffliche Mannszucht unter seinen Truppen. Ein paar Missionare, die ihn besuchten, empfing er freundlich und bat sie, ihren Einfluß zur Beruhigung des Volkes aufzubieten. Die Franzosen sollten sich aber nicht so bald in Ruhe ihres neuen Besitzes freuen. An verschiedenen Orten regte sich unter den Eingeborenen der Haß gegen die Europäer und das Christentum.

Zu den Unzufriedenen gesellte sich allerhand Gesindel, entlassene Strafgefangene und dergleichen, und bald war man in vielen Teilen der Insel seines Lebens nicht mehr sicher. Zuerst zogen nur einzelne Banden raubend und mordend umher, aber bald breitete sich der Aufstand weiter aus. Das alte Heidentum lebte wieder auf. Den Götzen wurden Menschenopfer gebracht und nicht nur die Ausländer, sondern auch die einheimischen Christen für vogelfrei erklärt. Die französische Regierung machte allerdings auch manche Fehler, z. B. dadurch, daß sie — nicht allmählich, sondern ganz plötzlich — die Sklaverei und den Frondienst aufhob. Leider fielen den Fahawalos — so nannte man die Aufständischen — auch Missionare zum Opfer. Missionar Johnson wurde mit seiner Frau und seinem sechsjährigen Töchterchen ermordet. Die



Abb. 180. Alte madagassische Brücke.

norwegische Station Sirabe, wohin sich viele Missionsfrauen und -kinder geflüchtet hatten, wurde zwei Tage lang von gegen zweitausend Rebellen belagert, aber im Augenblick der höchsten Not kam Hilfe durch einen jener schon erwähnten braven madagassischen Offiziere. So wurden die Menschen gerettet, aber durch die Zerstörung der Gebäude erwuchs der Mission ein gewaltiger Schaden.

Den Freunden der evangelischen Mission mußte es von Anfang an bedenklich erscheinen, daß das katholische Frankreich seine Hände nach Madagaskar ausstreckte. In demselben Maße aber freuten sich die Jesuiten, die schon im Geist die 400 000 Protestanten Madagaskars in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche „zurückkehren" sahen.

Schon gleich nach der Einnahme der Hauptstadt merkte man die Macht der katholischen Partei daran, daß zehn der evangelischen Mission gehörige Gebäude für militärische Zwecke in Beschlag genommen und später nicht zurückgegeben wurden, während die katholische Mission nur ein Haus zu einem Spital hergeben mußte. So wurde den Protestanten die von dreihundert Knaben und jungen Leuten besuchte Palastschule weggenommen. Man wies ihnen dafür ein ganz ungenügendes

Gebäude in so ungünstiger Lage an, daß sich, als der Vorsteher seine Schüler wieder sammelte, nur noch fünfundsiebzig von den dreihundert einfanden. Viele Eltern schickten ihre Kinder jetzt in die näher gelegene Jesuitenschule und hofften, sich dadurch zugleich bei den Franzosen wohl dran zu machen.

Gar bald merkte man, daß die Jesuiten nach einem wohldurchdachten Plan zu Werke gingen. Vor allem suchten sie die Missionare politisch zu verdächtigen, indem sie überall verbreiteten, die protestantischen Missionare machten Umtriebe zugunsten Englands. Den Eingeborenen sagten die Jesuiten mit dürren Worten: Französisch und katholisch, englisch und protestantisch sind gleichbedeutend; wer sich als gut französisch ausweisen will, der muß katholisch werden; wer protestantisch bleibt, der hält es mit den Engländern. Die evangelischen Missionare ihrerseits versicherten nicht nur mit Worten die französische Regierung ihrer Ergebenheit, sondern taten alles, um das Volk zu beruhigen und im Gehorsam zu erhalten. Sie selbst bemühten sich auch, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. So gab z. B. die Regierung das Gesetz, daß fortan in allen Schulen die Hälfte der Unterrichtsstunden französisch gegeben werden müsse, und zwar nicht nur in den höheren Schulen, sondern auch in den Volksschulen, in denen doch bisher nur in der Landessprache unterrichtet wurde. Die Jesuiten halfen sich auf einfache Weise; sie sagten, ihre Schulen seien französisch, wenn auch kein oder nur wenig Französisch darin gelehrt wurde. Die englischen Missionare erlangten mit Mühe einen Aufschub von sechs Monaten (bis zum 1. April 1897). Den Norwegern, die als politisch unverdächtig galten, wurde ein Jahr gewährt. Nun richteten die protestantischen Missionen, um den Forderungen der Regierung genügen zu können, mit großer Anstrengung Ferienkurse im Französischen für eingeborene Lehrer und Lehrerinnen ein.

Der erste Resident, den Frankreich nach Madagaskar schickte, Herr Laroche, war ein Protestant. Er hatte aber unbegreiflicherweise einen Trappistenabt in Algerien aufgefordert, eine Mission auf der Insel anzufangen. Die Jesuiten glaubten deshalb, er werde ein gefügiges Werkzeug in ihren Händen werden, und als sie sich später getäuscht sahen, als Laroche Religionsfreiheit nicht nur verkündigte, sondern auch durchführte, da verfolgten ihn die Jesuiten und ruhten nicht, bis sie ihn weggebracht hatten. Obgleich sich alles, was gegen Laroche vorgebracht wurde, als Verleumdung erwies, obgleich die Regierung anerkennen mußte, daß er nur die ihm gegebenen Anweisungen befolgt hatte, wagte sie nicht, ihn zu halten, und rief ihn zurück. Sein Nachfolger Galliéni war ein Katholik. Daß er mit eiserner Strenge gegen die Aufständischen vorging, war durch die Verhältnisse geboten. Es gelang dem General auch, wenigstens in der Umgebung der Hauptstadt die Ruhe herzustellen. Ob er auch nötig gehabt hätte, gegen die arme Königin so herrisch aufzutreten, ist eine andere Frage. Sie durfte sich fortan nur noch Königin von Imerina nennen, mußte aber schließlich ihren Palast räumen und wurde zuerst nach Réunion, dann nach Frankreich verbannt. So schwach und unfähig sie sich als Regentin erwiesen hat, hat sie sich doch in der schweren Zeit als treue evangelische Christin bewährt. Der katholische Bischof und einige Priester besuchten sie mit großer Zudringlichkeit, aber die Königin blieb fest und ernannte den Pariser Missionar Escande zu ihrem Hofprediger, der freilich nur durch einen Dolmetscher mit ihr sprechen konnte. Auch als Verbannte ist sie dem evangelischen Bekenntnis treu geblieben. Übrigens verkündigte Galliéni Religionsfreiheit und verhalf in einzelnen Fällen den Protestanten zu ihrem Recht. Den Jesuiten war kein Mittel zu schlecht; sie brachten ganz unbedenklich falsche Zeugen herbei, wenn sie wollten, daß ein unschuldiger Protestant verurteilt werde. In einem Ort, vier Stunden von der Hauptstadt, wurden fünf vornehme Protestanten, die niemals Grund zum Verdacht gegeben hatten, von den Jesuiten als gefährliche Empörer angegeben und ohne Recht und Urteil ins Gefängnis geworfen. Als sie bei den täglichen Besuchen ihrer Ankläger eingeschüchtert und durch Drohungen geängstigt, einwilligten, katholisch zu werden, wurden sie, wieder ohne Recht und Urteil, nicht nur freigelassen, sondern sogar mit wichtigen Ämtern betraut. — In ein Dorf südlich von der Hauptstadt, das eine evangelische Kirche und Gemeinde, aber gar keine katholischen Einwohner hatte, wurde ein Militärposten gelegt. Der Offizier, der einen katholischen Gottesdienst einrichten wollte, ließ die protestantische Gemeinde einfach vor die Türe setzen und an zwei Sonntagen in der Kirche die Messe lesen. Als man ihm vorhielt, die Gemeinde sei protestantisch, antwortete er: „Protestantisch? Sie soll sein, was ich befehle.“ In diesem Fall setzte Galliéni durch, daß man den Protestanten ihre Kirche zurückgab. Aber in einem einzigen Kreis wurden mit der Billigung des betreffenden Beamten zwölf evangelische Kirchen in katholische verwandelt.

In dieser Not, als es aussah, als habe die letzte Stunde der evangelischen Kirche in Madagaskar geschlagen, kam die Pariser evangelische Mission dem bedrohten Protestantismus zu Hilfe. Durch ihr Eingreifen wurde es ermöglicht, die politische Frage von der kirchlichen zu trennen; die Jesuiten wurden mit ihrer Behauptung, daß englisch und protestantisch gleichbedeutend sei, Lügen gestraft.

Schon seit dem Vertrag von 1885 hatte die Pariser Missionsgesellschaft Schwierigkeiten wie die eben geschilderten vorausgesehen und verschiedene Male der Regierung angeboten, einen Vertreter ihrer Mission nach Madagaskar zu schicken, damit er zwischen den englischen Missionaren und den französischen Beamten vermittle; die Regierung lehnte aber jedesmal die Sache als unnötig ab. Als nun aber Madagaskar erobert war, da tat die Pariser Gesellschaft eiligst, was sie konnte, um den gefährdeten Glaubensbrüdern zu helfen. Am 12. Oktober 1895 gelangte die Nachricht von der Einnahme Antananariwos nach Paris; am 4. November beschloß das Missionskomitee, zwei Abgeordnete nach Madagaskar zu senden, und am 10. Januar 1896 reisten zu diesem Zweck die Herren Lauga und Krüger dahin ab. Krüger kehrte im Oktober desselben Jahres krank nach Frankreich zurück. Er wurde in Madagaskar durch Escande ersetzt, den die Königin zu ihrem Hofprediger machte. Lauga kam anfangs Januar 1897 wieder nach Frankreich. Laroche, der kurz vor den beiden Herren nach Madagaskar gekommen war, empfing sie sehr freundlich und half ihnen, daß sie überall herumreisen und die Lage der Protestanten kennen lernen konnten. Er besuchte auch mit seiner Frau die Predigt Laugas, was ihm von den Jesuiten übel vermerkt wurde.

Mit rührender Freude wurden die französischen Protestanten von ihren madagassischen Glaubensgenossen aufgenommen. „Also gibt's doch französische Protestanten!“ riefen sie erfreut, und sie konnten ihren neuen Landsleuten gar nicht genug Liebes und Gutes erweisen. Ganze Berge von Geschenken häuften sich vor den beiden auf; junge Männer und zitternde Greise drückten ihnen die Hände; Mütter hoben ihre Kleinen empor, damit sie die ersten evangelischen Geistlichen, die von Frankreich aus den Boden Madagaskars betraten, sehen und berühren konnten. Die Abgesandten lasen aus dem herzlichen Empfang die Frage heraus: „So darf man also in Frankreich protestantisch sein?“ Der Lutheraner Raijonary, Statthalter von Wakinankaratra, betastete Herrn Lauga mit seinen Händen und dankte Gott, daß er ihm endlich das Glück gewähre, einen französischen protestantischen Pfarrer zu sehen. „Jetzt“, sagte er, „können wir glauben, was uns General Duchesne und Herr Laroche gesagt haben, daß Frankreich unsern Glauben nicht verfolgt und uns nicht zwingt, katholisch zu werden.“ Lauga hatte noch eine besondere Arbeit in der Hauptstadt zu tun: Während der Schulferien strömten die weißen und farbigen Lehrer zu Hunderten in die Stadt, um bei ihm einen Kurs im Französischen zu nehmen. Er hat sechs Wochen lang jeden Tag 5—6 Stunden französischen Unterricht gegeben.

Die Pariser Gesellschaft ist nun bleibend in die Arbeit auf Madagaskar eingetreten und hat einen großen Teil der Londoner Stationen übernommen. Leider hatte sie gleich anfangs einen schweren Verlust: die beiden Missionare Escande und Minault wurden ermordet. Den Übergriffen der Jesuiten aber sind jetzt Schranken gezogen, so daß die evangelische Kirche ihre Kräfte entfalten, ihre bisherigen Glieder pflegen und neue hinzugewinnen kann. Die Zahl der Protestanten ist zwar nach einer gewissenhaften Berechnung auf 248 000 herabgesunken, aber man darf wohl sagen, daß der Verfolgungssturm reinigend gewirkt hat und daß für ganz Madagaskar jetzt in jeder Beziehung bessere Zeiten zu erwarten sind.

6. Die Mission in Ostafrika und Uganda.

Nehmen wir den Sambesi als Nordgrenze des östlichen Südafrika, so zeigt uns die Karte, daß die Naturgrenze sich nicht mit der politischen deckt, denn im Osten setzt sich das portugiesische Mosambik nördlich vom Sambesi fort, und an das britische Matebeleland schließt sich nördlich vom Sambesi Britisch-Zentralafrika an. Dann folgt, nördlich vom Rovuma, im Osten vom Indischen Ozean, im Westen vom Tanganjikasee und vom Kongostaat begrenzt, Deutsch-Ostafrika, das den höchsten Berg Afrikas, den Kilima-ndscharo, und die Südhälfte des größten afrikanischen Sees, des Viktoria Njansa, in sich schließt. Nördlich vom Kilima-ndscharo und die Nordhälfte des Viktoriasees umfassend, folgt dann Britisch-Ostafrika, und an dieses schließt sich die ungeheure britische Interessensphäre, die die Länder des oberen und mittleren Nil und Ägypten in sich begreift und nordwestlich bis an die zunächst noch unter türkischer Botmäßigkeit stehenden Staaten Tripolis mit Fessan und Barka reicht. Ein Stück Land am Golf von Aden ist außerdem noch eigentliches britisches Schutzgebiet. Allerdings ist das ungeheure Gebiet britischen Einflusses an einigen Stellen unterbrochen. Im Nordwesten von Britisch-Ostafrika bildet der Jub die Grenze gegen einen schmalen Streifen italienischen Gebiets, das sich an der Ostküste bis zum Kap Guardafui, dem östlichsten Punkt Afrikas, hinzieht. Ferner besitzt Italien an der Südwestseite des Roten Meeres die Kolonie Eritrea. An die Eritrea grenzt der unabhängige Staat Abessinien. Am Südende des Roten Meeres, zwischen italienisches und englisches Gebiet eingeklemmt, besitzt Frankreich einen kleinen Landstrich.

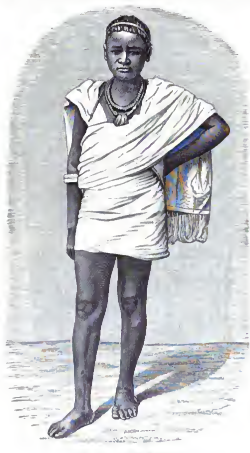


Abb. 181. Galla-Jüngling.

Man hat den Eindruck, als sei Ostafrika, das die höchsten Berge und die größten Seen des Weltteils enthält, in dem die Quellgebiete von dreien der vier größten afrikanischen Ströme liegen, seiner natürlichen Beschaffenheit nach der bedeutendste Teil Afrikas. Die Fruchtbarkeit ist aber wegen häufiger Dürre und Heuschreckenplage nicht überall groß; auch findet sich in den wilden Gebirgsländern viel nicht anbaufähiges Land. Die Bewohner gehören im Süden der Banturasse an; gegen Norden folgen dann im Osten hamitische Völker wie die Galla (Abb. 181), im Westen



Abb. 182. Rabai.

Sudan-Neger. Die Suaheli[1]) der Ostküste sind ein Mischvolk aus Eingeborenen und Arabern (vgl. Abb. 44). Ihre Sprache, das Kisuaheli, ist eine durch das Arabische, Persische und Portugiesische stark beeinflußte Bantumundart. Es ist die Handelssprache Ostafrikas und wird von Königen und Häuptlingen bis tief ins Innere hinein verstanden.

Im Vergleich mit West- und Südafrika ist Ostafrika noch ein junges Missionsgebiet. Erschlossen wurde es für die Mission hauptsächlich durch die ersten Missionare Krapf und Rebmann, durch Livingstones große Reisen und durch Stanleys denkwürdigen Besuch bei König Mtesa von Uganda im Jahre 1875. Einen weiteren Anstoß bekam die Missionstätigkeit durch Deutschlands Eingreifen in Ostafrika.

[1]) Eigentlich Wasuaheli, d. h. Bewohner des Sahel, der Küste.

Britische Missionen in Ostafrika.

Im Mai 1844 landete Krapf, ein Württemberger im Dienste der Engl.-kirchlichen Mission, auf der Insel **Mombasa** und gründete auf dem Festland in **Rabai**, unter dem Volk der **Wanika**, die erste evangelische Missionsstation in Ostafrika (Abb. 182). Schon nach zwei Monaten starb seine Frau und sein einziges Kind. Er schrieb damals an den Vorstand seiner Gesellschaft: „Sagen Sie unsern Freunden, daß in einem einsamen Grabe an der afrikanischen Küste ein Glied der Mission ruht, das mit Ihrer Gesellschaft in Verbindung steht. Das ist ein Zeichen, daß Sie den Kampf mit diesem Weltteil begonnen haben, und da die Siege der Kirche über die Gräber von vielen ihrer Glieder führen, so können Sie um so gewisser überzeugt sein, daß die Stunde naht, in der Sie berufen sind, Afrika von der Ostküste aus zu erobern."

Krapf und sein Mitarbeiter Rebmann versuchten zum erstenmal von Osten her in den dunkeln Weltteil einzudringen. Sie sahen von ferne den Kilima-ndscharo und den Kenia und sammelten Nachrichten über den großen See, der sich weiter im Innern befinden sollte. Manche sehr gelehrte Leute schüttelten ungläubig den Kopf über die Berge, die die Missionare gesehen haben wollten, aber schließlich zeigte es sich, daß sie nicht etwa das auf alten Karten verzeichnete fabelhafte Mondgebirge zu sehen sich eingebildet hatten, sondern wirkliche Bergriesen entdeckt hatten. Später stellten Rebmann und Erhardt eine nach zuverlässigen Angaben sehr gewissenhaft gearbeitete Karte jener Gegend zusammen. Sie konnte natürlich nicht in den Einzelheiten richtig sein. Das auffallendste darauf war ein riesiger See — so lang wie die Entfernung zwischen Berlin und Rom. Diese Karte, die im Calwer Missionsblatt und dem Monatsblatt der Engl.-kirchlichen Mission veröffentlicht und auch der geographischen Gesellschaft in London vorgelegt wurde, gab die Veranlassung zu der Reise von Burton und Speke im Jahre 1857. Diese entdeckten den Tanganjikasee, und im Jahre darauf (1858) fand Speke den noch viel größeren Ukerewe, den er Viktoriasee nannte. Der ungeheure See der Karte löste sich also in zwei Seen auf.


John L. Krapf.

Die Arbeit Krapfs und Rebmanns unter den stumpfen Wanika war recht schwer und fast hoffnungslos. Lange war ein 1850 getaufter Krüppel der einzige Bekehrte. 1853 kehrte Krapf mit gebrochener Gesundheit nach Deutschland zurück. Rebmann arbeitete weiter und konnte im ganzen 20 Wanika taufen. 1875 mußte er, erblindet, die Arbeit aufgeben. Aber Rabai war schon nicht mehr die einzige Missionsniederlassung in Ostafrika, das inzwischen vielfach bereist worden war. Der Deutsche von der Decken war bis an den Fuß des Kilima-ndscharo vorgedrungen; die großen Nilquellenforscher Burton, Speke, Grant und Baker hatten ihre Entdeckungsreisen gemacht; Livingstone hatte sein Leben dem Wohle Afrikas geopfert und war 1873 in Ilala gestorben. Er hat unmittelbar und mittelbar zu einer vielfältigen Missionstätigkeit in Ostafrika den Anstoß gegeben. Schon 1859

wurde auf seine Anregung die von Oxford, Cambridge und Dublin ausgehende **Universitätenmission** gegründet.

Die Missionare legten im Schirehochland eine Station an, aber bald starben mehrere von ihnen, sowie ihr Führer, Bischof Mackenzie. Sein Nachfolger war entmutigt, und zu Livingstones Schmerz wurde die Mission nach Sansibar verlegt. Aber als Anfang der 70er Jahre für die ostafrikanische Mission eine neue Zeit anbrach, kam auch in die Universitätenmission wieder ein frischer Zug. Sie hat vor der Stadt **Sansibar** (Abb. 184) eine Anstalt zur Erziehung befreiter Sklavenknaben, die ungefähr 100 Kinder beherbergt und in der auch Prediger herangebildet werden. Weniger begabte Kinder werden zu Handwerkern erzogen. Im Mittelpunkt der Stadt, auf dem ehemaligen Sklavenmarkt, erbaute Bischof Steere die schöne Christuskirche, die den Mittelpunkt einer Reihe christlicher Anstalten, wie Kleinkinderschule, Krankenhaus, Gesellenheim, Seemannsheim u. s. w. bildet. Südlich liegt, auch zu der Mission gehörig, das freundliche Dörfchen Mbweni (Abb. 184), eine Niederlassung befreiter Sklaven.

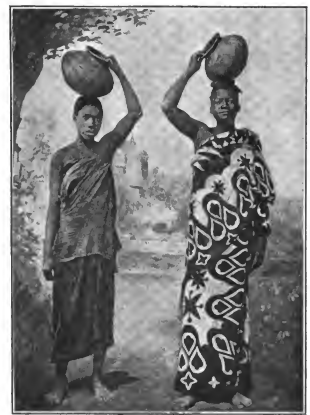


Abb. 183. Wasserträgerinnen in Sansibar.

Unter den sehr tüchtigen Bischöfen **Steere** und **Smythies** hat die Universitätenmission auch wieder die Arbeit auf dem Festland aufgenommen und in **Usambara**, am **Rovuma** und am **Njassa** Stationen gegründet. Im Jahre 1902 hatte sie 6000 Christen und 5000 Schüler, an denen 2 Bischöfe, 70 Missionare und 52 „Schwestern“ arbeiteten. Die Missionare sind meistens unverheiratet und leben, ebenso wie die Schwestern, in etwas klösterlicher Weise, wie denn überhaupt diese Mission leider eine immer mehr katholisierende Richtung annimmt.

Nachdem besonders durch Livingstone die Greuel des ostafrikanischen Sklavenhandels bekannt geworden waren, ging England tatkräftig dagegen vor, und Sir Bartle Frere zwang dem Sultan von Sansibar einen Vertrag ab, in dem er sich zur Unterdrückung des Menschenhandels verpflichtete. Die **Engl.-kirchliche**

Mission beschloß, sich der durch die englischen Schiffe befreiten Sklaven anzunehmen, und gründete für sie in der Nähe von Rabai im Jahre 1874 die Kolonie Freretown. Von hier aus dehnte sich die Mission sowohl an der Küste als auch weiter ins Innere aus. Zwei Stationen, Taita und Taweta, liegen auf dem Weg nach Uganda. Die Mission hatte 1899 2200 Christen.

Livingstones Tod war besonders seinen Landsleuten, den Schotten, ein Weckruf, sich Ostafrikas anzunehmen. Sowohl die Staatskirche als die Freikirche folgten dem Ruf und drangen vereint in Ostafrika ein. Der Dampfer Ilala, so genannt nach dem Ort, wo Livingstone sein Leben aushauchte, fuhr den Schire hinauf, wurde vor den Wasserfällen auseinandergenommen und von 800 Eingeborenen, die sich über die Ankunft der Schotten freuten, hinaufgetragen. Nachdem er oben wieder zusammengesetzt war, fuhr er am 12. Oktober 1875 in den Njassa ein. Am Südende des Sees, am Kap Mac Lear, wurde eine vorläufige Niederlassung gegründet, die den Namen Livingstonia erhielt. Dann wurde der See umschifft und durchforscht, zum Schrecken der Sklavenfänger, deren traurige Spuren verbrannte Dörfer und bleichende Gebeine zeigten.



Abb. 184. Die Universitätenmission in Mbweni.

Die Schottische Staatskirche hatte das Glück, mit ihren ersten Missionaren einen gerade in der Pionierarbeit besonders erfahrenen Mann aussenden zu können, und so fiel auch die Anlage der ersten Station, die nach dem Geburtsort Livingstones Blantyre genannt wurde, sehr glücklich aus. Man wählte das 1000 Meter über dem Meer gelegene, gesunde Hochland des Schire. Die Mission sollte besonders auch eine Industriemission werden, und man sandte sogar anfangs gar keine ordinierten Missionare aus. Dies war freilich ein Fehler. Die Laienmissionare waren den schwierigen Verhältnissen nicht ganz gewachsen. Sie meinten, sie müßten auf dem großen Landstrich, den ein Häuptling der Mission geschenkt hatte, die Gerichtsbarkeit üben, und dies führte zu unangenehmen Verwicklungen. Das Missionskomitee ließ die Sache untersuchen, berief alle Missionare ab und organisierte die Mission von Grund aus neu. Seither hat sie sich gedeihlich entwickelt. In Blantyre steht jetzt eine schöne, fast ganz von Eingeborenen erbaute Kirche, wohl eine der schönsten in ganz Afrika. Die Kaffeepflanzungen der Brüder Buchanan und die in christlichem Geist geleitete Handelsgesellschaft African Lakes Company, die von der Mündung des Sambesi bis zum Tanganjika-Hochland eine Kette von Faktoreien hat, geben den Eingeborenen Gelegenheit zur Arbeit. Die ersten Kaffeepflanzen der Gegend stammten aus dem Missionsgarten von Blantyre. Die Zahl der Getauften in Blantyre und den Nebenstationen betrug 1902 etwa 1300, die der Schüler über 2000.

Die erste Station der Schottischen Freikirche war sehr ungesund und mußte deshalb aufgegeben werden. Die Hauptstation ist jetzt Bandawe, in der Mitte des westlichen Seeufers,



Abb. 185. Markt in Udschidschi.

gegründet 1881. Von hier dehnt sich die Mission nach Süden und Norden aus. Im Süden arbeitet mit den Schotten gemeinsam die Mission der Kapschen reformierten Kirche. Die freikirchlichen Missionare pflegen mit besonderem Eifer das Schulwesen. In 207 Schulen werden über 15000 Knaben und Mädchen unterrichtet, und es wird dadurch natürlich ein weitreichender Einfluß geübt. Auf der Kondowi-Hochebene, westlich von der Florence-Bai, wurde 1895 die „Livingstonia-Institution", eine der Schule in Lovedale nachgebildete Anstalt, eröffnet. 1902 zählte die freikirchliche Mission etwa 4000 Getaufte und Taufbewerber. Die Zahl wäre vielleicht größer, wenn die Schotten nicht mit der Erteilung der Taufe sehr vorsichtig wären. Die Getauften sind vielfach eifrige Lehrer, Katechisten und Evangelisten. Zwanzig europäische Missionare sind fast etwas wenig für das ausgedehnte Gebiet, auf dem neun Sprachen und Mundarten geredet werden. Sieben davon sind zu Schriftsprachen erhoben worden, und ins Tschinjandscha ist ein großer Teil der Bibel übersetzt.

Auf dem Hochland nördlich von Bandawe lebt ein kriegerischer Zulustamm, unter dem ein frommer, in Lovedale ausgebildeter Zulu, William Kotschi, und der Missionsarzt Elmslie der Mission Bahn gebrochen haben. Die Stationen Ndschuju, Tschinjera und Ekwendeni gehören in dieses Gebiet.

Auch die Londoner Missionsgesellschaft, der ja Livingstone angehört hatte, wollte in Erinnerung an ihren berühmtesten Missionar die Arbeit in Ostafrika beginnen. Sie erwählte sich als Arbeitsgebiet den Tanganjikasee und als Ausgangspunkt Udschidschi (Abb. 185), wo einst Stanley Livingstone gefunden hatte. Unter großen Verlusten an Menschenleben, unter Feindseligkeit der Sklavenhändler und andern Schwierigkeiten hat die Mission nicht recht gedeihen können und sie besitzt jetzt nur noch drei Stationen am Südende des Tanganjika. Die Station Urambo in Deutsch-Ostafrika ist an die Brüdergemeine abgetreten worden.

Uganda.

Ein selbständiges und sehr bedeutendes Missionsgebiet ist das jetzt unter britischer Schutzherrschaft stehende, sich um die Nordhälfte des Viktoriasees hinziehende Königreich Uganda.[1]) Wir müssen diese Mission, die so herrliche Erfolge erzielt hat, etwas ausführlicher besprechen. Auch ihre Gründung steht wenigstens mittelbar im Zusammenhang mit Livingstone, denn Stanley, der den Anstoß dazu gab, ist auf seine Entdeckerlaufbahn geführt worden, weil er den Auftrag bekam, Livingstone aufzusuchen.

Uganda liegt zwar fast unter dem Äquator, aber dank seiner hohen Lage und den frischen Seewinden hat es ein gemäßigtes Klima. Die Durchschnittstemperatur ist zwischen 15 und 26° C. Die Gegenden am Seeufer sind von fast unerschöpflicher Fruchtbarkeit, weil beinah in jedem Monat genügender Regen fällt. Die schokoladebraunen Bewohner gehören der Banturasse an. Die Ureinwohner des Landes sind die Wahuma, ein hellfarbiges Hirtenvolk, das wahrscheinlich andren Stammes ist, aber die Sprache der Waganda angenommen hat. Die Wahuma werden ihres unkriegerischen Sinnes wegen von den Waganda (Abb. 186) verachtet und sind in die Berge zurückgedrängt worden. Übrigens stammen die Könige von Uganda von den Wahuma. Außer durch die Farbe unterscheiden sich die Wahuma von den Waganda auch durch ihr länglichrundes Gesicht, die feinen Züge und die edelgeformte Nase. Während bei den Wahuma Vielweiberei und Sklaverei nur ausnahmsweise vorkommt, haben diese beiden Hauptunsitten Afrikas dem Volk der Waganda ihren Stempel aufgedrückt, und alle die Greuel, die davon unzertrennlich sind: Unsittlichkeit, Faulheit, Grausamkeit, Nichtachtung des Menschenlebens, haben dieses von der Natur so herrlich ausgestattete Land zu einer Wohnung des Jammers gemacht.

Die Waganda sind ein kriegerisches Volk. Bei ihren Raubzügen suchten sie möglichst viele Frauen und Mädchen zu erbeuten, die dann wie das geraubte Vieh verteilt wurden. Natürlich

[1]) Eigentlich Buganda. Die Silbe Bu bezeichnet das Land; die Bewohner heißen Waganda oder Baganda, ein einzelner heißt Muganda (vergl. Basuto und Mosuto u. ä.), die Sprache Luganda.

suchte sich der König die besten für seinen Harem aus. König Mtesa wußte nicht sicher, wie viele Frauen er hatte, aber es waren wenigstens 7000. Er war, wie wir im folgenden sehen werden, keiner der ärgsten Wüteriche, aber als ihm einmal bei einer Krankheit ein Quacksalber riet, er solle möglichst viele Menschen töten lassen, dann werde es besser mit ihm werden, schickte er seine Henker aus, die auf allen zur Hauptstadt führenden Straßen fingen, wen sie fanden, Männer, Weiber und Kinder. Als dann 2000 beisammen waren, wurden sie alle hingeschlachtet.



Abb. 186. Waganda-Männer.

Die Waganda waren, als sie mit Europäern in Berührung kamen, nicht mehr vollständige Wilde. Sie hatten z. B. ein geordnetes Militärwesen, auch auf dem Viktoriasee eine Flotte von Kriegskähnen (Abb. 187), die unter einem Admiral stand. Die Kinder gingen allerdings ganz nackt, aber die Erwachsenen waren sehr anständig und vollständig in weite, lange Gewänder gekleidet, die entweder aus dem einheimischen Rindenstoff, der aus der Rinde des Feigenbaums gemacht wird, oder auch aus europäischen Stoffen gefertigt waren. Die Waganda verstehen es, hübsche Stickereien und Perlenarbeiten, auch Schmuckgegenstände aus Elfenbein zu machen

und Felle zuzubereiten. Ihr Hauptnahrungsmittel ist die Banane (Abb. 188), die zu Brei verkocht die Stelle des Brotes vertritt. Die Häuser sind runde, bienenkorbartige Hütten, aus Tigergras geflochten und mit Stroh verkleidet. Infolge der darin herrschenden Unreinlichkeit sind sie Brutstätten von allerlei Krankheiten. Der königliche Palast zeichnet sich nur durch seine Größe und die ihn umgebenden Vorhöfe vor den Häusern der Untertanen aus.

Die Religion der Waganda ist sehr dürftig und hat wenig Einfluß auf ihr Leben. Sie glauben an ein höheres Wesen, Katonda; aber dieser Katonda hat sich



Abb. 187. Seeschlacht zwischen den Waganda und den Wahuma.

zurückgezogen und die Welt ihrem Schicksal überlassen. Die Waganda kümmern sich auch nicht um ihn, sondern ihr bißchen Religion besteht darin, daß sie den Geistern dienen. Diese sind entweder Naturgeister (Lubare) oder Ahnengeister (Mulimu).

Es gibt einen Lubare des Regens, des Gewitters, der Pocken, der Pest u. s. w. Der mächtigste ist der Mukassa Lubare, der Geist des Viktoria-Njansa, um dessen Gunst sich besonders Fischer und Schiffer bewerben. Jeder Lubare nimmt zuweilen Besitz von einem Menschen, dem dann allerlei übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden. Ein solcher sogenannter Mandwa gilt als eine Verkörperung der Götter und genießt großes Ansehen. Der wichtigste Mandwa ist der Mukassa Lubare, der als Stellvertreter des Viktoria Lubare gilt. Er wohnt auf einer Insel des Sees und ist die wichtigste Macht des einheimischen Heidentums. Die Mulimus sind weniger mächtig. Natür-

lich gibt es auch eine Menge von Zauberern, Wunderdoktoren, Wahrsagern u. s. w. Das abergläubische Volk sucht sich durch Amulette, Fetische u. dgl. Glück zu verschaffen und Unglück abzuwehren. Die Lubare besitzen überall in Städten und Dörfern, auf Wegen und Stegen kleine Tempelchen — niedere Strohschuppen, etwa wie eine Hundehütte — in denen man ihnen ein paar Knochen, einige Bananen, etwas Hirse u. dgl. als Opfer hinlegt.

Die Gescheiteren unter den Waganda konnten natürlich in einer solchen Religion nicht viel Befriedigung finden. Der Islam bot ihnen doch etwas mehr. Im Jahr 1875 trat der König mit seinen Großen zum Islam über. Doch nahm er es damit nicht sehr ernst. Als 200 Waganda rechte Moslems werden wollten und sich beschneiden ließen, wurden sie auf des Königs Befehl lebendig verbrannt. Der Islam ist in Inner-Afrika sehr entartet. Zudem darf der Koran in keine andere Sprache übersetzt werden und die Waganda könnten ihn also nur lesen, wenn sie arabisch verstünden. Das Gute indes hat der Islam in Uganda gewirkt, daß er das Heidentum erschüttert und so — allerdings widerwillig — dem Christentum vorgearbeitet hat. In die damalige Residenz Mtesas, Rubaga (Abb. 189 u. 190), kam im Jahr 1875 Stanley auf seiner zweiten afrikanischen Reise. Mtesa war ein gescheiter Mann, nicht ohne bessere Regungen, aber launisch und unzuverlässig. Dem großen Reisenden zeigte er sich von seiner besten Seite, und Stanley war ganz begeistert von der schwarzen Majestät. Er gab sich auch Mühe, den König im Christentum zu unterrichten, und übersetzte für ihn das Evangelium Lukas ins Kisuaheli. Am 14. Juli schrieb er an den „Daily Telegraph" einen Brief, in dem es u. a. heißt:


Abb. 188. Banane.

„Ich habe den Islam hier wirklich so weit untergraben, daß Mtesa von jetzt an, bis er eines Bessern belehrt wird, beschlossen hat, den christlichen Sonntag ebensogut zu beobachten, wie den mohammedanischen, und die großen Häuptlinge haben einstimmig darein gewilligt. Er hat ferner die zehn Gebote und das goldene Wort des Erlösers: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, auf eine Tafel schreiben lassen. Das ist ein großer Fortschritt, wenn man bedenkt, daß ich erst wenige Tage bei Mtesa bin. Ich bin zwar kein Missionar, aber ich glaube, ich könnte einer werden, wenn solcher Erfolg erreichbar ist. O daß doch irgend ein frommer, praktischer Missionar hieher käme! Welch ein Feld, welch reife Ernte bietet sich hier für die Sichel der Zivilisation! Mtesa würde ihm alles geben, was er nur wünschen könnte: Häuser, Land, Rinder, Elfenbein u. s. w. Aber man braucht hier nicht einen bloßen Prediger. Wir brauchen einen praktischen,

christlichen Mann, der den Leuten zeigt, wie sie Christen werden können; der sie lehrt, Krankheiten heilen, Häuser bauen, vernünftig Ackerbau treiben, kurz, der an alles Hand anlegen kann. Ein solcher Mann würde der Retter Afrikas werden. Mtesa, der Kaiser von Uganda, Usoga, Unjoro und Karagwe, ladet die Weißen ein. Er hat mich gebeten, ihnen zu verkündigen, daß er ihnen alles geben wolle, was sie brauchen. Wo ist in der ganzen Welt ein verheißungsvolleres Missionsfeld als Uganda? Warum soll man ferner ungeheure Summen an schwarze Heiden in Afrika verschwenden, die noch nicht gesehen haben, daß einer ihres eigenen Stammes sich zum Christentum bekehrt hätte? Ich rufe den Leitern der menschenfreundlichen Bestrebungen und dem frommen Volke Englands zu: Hier, meine Freunde, bietet sich eine günstige Gelegenheit; ergreift sie! Das Volk an den Gestaden des Njansa ruft euch herbei. Folget euren eigenen edlen Regungen, und ich versichere



Abb. 189. Rubaga, die Hauptstadt Mtesas.

euch, daß ihr in einem Jahr hier mehr Seelen zum Christentum bekehren werdet, als alle anderen Missionare zusammen aufweisen können. Die Beschaffung der Mittel braucht euch keine Sorge zu machen. Mtesa ist Alleinherrscher und wird die Kosten der Mission zehnfach zurückerstatten."

Dieser Brief, am 14. April 1875 in Uganda geschrieben und am 11. September desselben Jahres im Daily Telegraph veröffentlicht, erregte ungeheures Aufsehen. Ein reicher Engländer, der schon lange gehofft und gebetet hatte, daß sich in Inner-Afrika für die Mission eine Tür auftun möchte, glaubte, jetzt sei der Augenblick gekommen. Er schrieb an die Kirchliche Missionsgesellschaft und schickte 100 000 Mk. als Beitrag für eine Mission am Viktoria Njansa. Das Komitee ging alsbald über die Sache zu Rate. Die Entscheidung war nicht so leicht. Die einzigen ostafrikanischen Stationen der Gesellschaft lagen an der Küste. Von da bis an den Viktoria Njansa mußte — unvermeidliche Umwege eingerechnet — eine Reise von 200 geographischen Meilen gemacht werden; und was eine solche Reise in Afrika bedeutet, weiß man ja aus den Schilderungen der Reisenden. Über das Klima Ugandas

und die Gesundheitsverhältnisse war noch sehr wenig bekannt, und man wußte nicht, ob man nicht vielleicht die Missionare in ein mörderisches Klima schicke, ohne die Möglichkeit, im Krankheitsfall schnell nach Europa zurückzukehren. Aber das durch Livingstone und Stanley neubelebte Interesse für Afrika und das große Geschenk von 100 000 Mk. gaben den Ausschlag. Die Sache wurde beschlossen; und als dies bekannt wurde, kamen bald noch andre Gaben, so daß nach kurzer Zeit 480 000 Mk. beisammen waren. Und auch die Missionare fanden sich.

Der erste, der sich meldete, war Shergold Smith, der zum Führer der ersten Expedition bestimmt wurde. Schon hatte sich aber auch der gefunden, der der Ugandamission in besonderem Maße das Siegel seines Geistes aufdrücken sollte. Es war Alexander Mackay, der Sohn eines Geistlichen der schottischen Freikirche. Er war nicht Theologe, sondern Ingenieur, war aber durch seine ganze Erziehung und durch seine Wirksamkeit unter den Armen Edinburghs für den Missionsberuf vorbereitet. Jetzt eben hatte er Arbeit in Berlin, wo er im Haus des Hofpredigers D. Baur aufgenommen und wie ein Sohn gehalten war. Als der Ruf des Missionskomitees, dem er seine Dienste für Ostafrika und die Mission am Viktoria Njansa angeboten hatte, an ihn erging, stellte er sich sofort zur Verfügung.

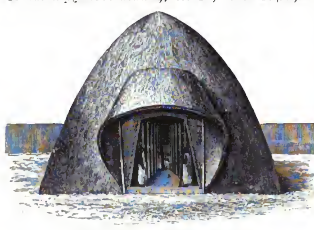


Abb. 190. Audienzhalle des Königs Mtesa.

Im ganzen bestand die Gesellschaft aus acht Missionaren, die verschiedenen Berufsarten angehörten. Auch ein Theologe, Wilson, und ein Arzt, John Smith, waren darunter. Am 25. April 1876 wurden fünf Missionare verabschiedet. (Leutnant Smith war mit zwei Handwerkern etwas früher abgereist.) Bei der Verabschiedung hielt jeder Missionar eine Ansprache. Mackay, der als der jüngste zuletzt an die Reihe kam, sagte: „Eins ist, was meine Brüder nicht gesagt haben, und was ich deshalb sagen will: Ich möchte das Komitee darauf aufmerksam machen, daß in dem nächsten Halbjahr wahrscheinlich die Nachricht von dem Tode eines oder des andern von uns eintreffen wird.“ Überrascht und in tiefem Schweigen hörte die Versammlung diese Worte. Nach einer Weile fuhr Mackay fort: „Ist es denn wahrscheinlich, daß von acht Engländern, die nach Innerafrika abreisen, nach einem halben Jahr noch alle am Leben sein werden? Einer von uns, vielleicht ich selbst, wird gewiß sterben, ehe diese Zeit herum ist. Doch, was ich sagen wollte,

ist das: Wenn die Todesnachricht kommt, so verzagen Sie nicht, sondern schicken Sie gleich einen, der in die Lücke tritt." Mackay hatte wahr gesprochen; denn nur zu bald kam eine Todesbotschaft nach der andern.

Im Sommer 1876 waren acht Missionare in Sansibar eingetroffen, um von da nach Uganda aufzubrechen. Sie reisten in vier Abteilungen, jede mit einer Karawane von Trägern, die außer den nötigen europäischen Lebensmitteln und sonstigem Bedarf der Missionare auch die Tauschwaren: Messingdraht, Perlen und vor allem Baumwollstoff trugen. Die vier Karawanen hatten unterwegs sehr verschiedene Schicksale, was man schon daraus sieht, daß z. B. in Mpuapua (nicht weit vom Ursprung des Wami), wo eine Niederlage und ein Stützpunkt für weitere Unternehmungen errichtet werden sollte, eine Karawane nach 21, eine andere erst nach 67 Tagen eintraf. Mackay erkrankte auf der Reise so schwer, daß er zu seiner Erholung nach Sansibar zurückkehren mußte, ehe er wieder die Reise ins Innere antreten konnte. Ein anderer Missionar erreichte den Viktoria-See so erschöpft von den Strapazen, daß er sich nicht mehr erholte und nach ein paar Monaten starb.


Abb. 191. Ukerewe-Krieger.

Mehr als 15 Monate nach der Abreise von England trafen endlich, am 30. Juni 1877, zwei Missionare, Wilson und Smith, in der Hauptstadt Ugandas, Mengo, ein. Mtesa hatte ihnen zwei Boten mit Briefen „an meine lieben Freunde, die Weißen" entgegengeschickt, um sie zur Eile zu mahnen. Es zeigte sich aber bald, daß auf Mtesas Freundschaft nicht zu rechnen war. Er war so launisch, so von der augenblicklichen Stimmung abhängig, daß er von einer Viertelstunde zur andern seine Gesinnung ändern konnte. Doch erhielten die Missionare ein Stück Land, auf dem sie ihre Hütte bauten. Es wurde ein Sonntagsgottesdienst eingerichtet, und der König schien gut dazu zu sehen. Smith ging nach einiger Zeit auf die Insel Ukerewe (Abb. 191) am Südende des Sees, um dort nach dem mit Schiffbau beschäftigten O'Neill zu sehen. Auf dieser Insel wurden beide von einem verräterischen Häuptling ermordet. Endlich, im November 1878, traf Mackay in Uganda ein, und bald nachher kamen noch drei weitere Missionare, unter ihnen der Arzt Felkin.

Mtesa war jetzt guter Laune. Er fühlte sich wohl geschmeichelt, daß die Weißen aus so weiter Ferne zu ihm kamen. Er freute sich über die Briefe der Königin, des Lord Salisbury und des Vorstands der Missionsgesellschaft, und war begierig zu wissen, was man in Europa von ihm und seinem Reiche halte, ob seine erhabene Majestät den Gegenstand der Gespräche vornehmer Leute bilde und ob nicht alle Welt von seiner Macht rede. Felkin wurde als Arzt zu dem König berufen, der infolge seines ausschweifenden Lebens krank war. Es war freilich schwierig, den mißtrauischen hohen Herrn zu behandeln. Er nahm keine Arznei, ehe Felkin und einige Edelknaben davon getrunken hatten. Der Arzt setzte es durch, daß ihn der König allein in seinen Privatgemächern empfing — ein Vorrecht, das sonst nur die Minister haben — zog sich aber dadurch den Haß des Katikiro, des Kanzlers oder ersten Ministers, zu. Einmal verlangte der König einen großen Vorrat

von Arzneiflaschen auf einmal. Als Felkin nach dem Grund fragte, antwortete er: O, meine Häuptlinge wollen, daß ich dich töte, und dann wird mir niemand mehr Arznei machen.

Seit Mackay da war, kam auch die eigentliche Missionsarbeit mehr in Gang. Er hielt allsonntäglich Gottesdienst. Er las und erklärte die Bibel auf Kisuaheli, und der König übersetzte seine Worte ins Luganda. Anfangs hatte der König seinen Untertanen das Lesenlernen verboten, damit sie nicht ihn und seine Häuptlinge überholen sollten; aber jetzt nahm er das Verbot zurück, und bald war Mackay von lernbegierigen Schülern umgeben. Daneben war der praktische Mackay mit allerlei Arbeiten beschäftigt. Er baute zwei Werkstätten und fing an, für Mtesa einen Wagen zu machen und Ochsen einzufahren. Die faulen Waganda sahen mit Staunen zu, wie fleißig der weiße Mann arbeitete.

Am Weihnachtsfest erschienen alle Häuptlinge im Festkleid, um die Verlesung der Weihnachtsgeschichte zu hören. Leider kamen jetzt, als alles im besten Gang schien, zwei katholische Missionare (entgegen einem früheren Abkommen) und erhielten vom König Erlaubnis, sich niederzulassen. Das Verhältnis zwischen den katholischen und den evangelischen Missionaren gestaltete sich später, besonders in Zeiten gemeinsamer Gefahr, erträglich, aber im Anfang waren höchst widerwärtige Reibungen unvermeidlich, und dem König boten die verschiedenen Einflüsse — mohammedanische, katholische und evangelische — einen willkommenen Vorwand, sich niemals fürs Christentum zu entscheiden. Der eigentliche Grund, den er auch gelegentlich eingestand, war, daß er der Vielweiberei und der heidnischen Einrichtung des Staatswesens nicht entsagen wollte. Einmal erklärte er allerdings, er wolle sich taufen lassen und seine 7000 Weiber entlassen, aber nur unter der Bedingung, daß ihm die Königin Viktoria eine ihrer Töchter zur Frau gebe.

Auch die politischen Verhältnisse machten Schwierigkeiten. Mtesa glaubte, die Missionare hingen mit General Gordon zusammen und dieser wolle aus dem Sudan in Uganda einfallen. Ein andermal verleumdeten die arabischen Sklavenhändler Mackay als einen englischen Spion. Der König hätte die Missionare längst fortgeschickt, wenn sie ihm nicht ihrer praktischen Fertigkeiten wegen so nützlich gewesen wären.

Für die Missionare hatte Mackay mit Arbeitern von der Küste (die Waganda ließen sich zu keiner Arbeit herbei) ein zweistockiges Haus aus Fachwerk gebaut. Dieses Haus, recht einfach und bescheiden für europäische Begriffe, war für die Bewohner Innerafrikas ein wahres Wunderwerk, und von nah und fern strömten Männer und Frauen aller Stände herbei, um das Wunder anzustaunen. Noch größeres Erstaunen erregte es, als Mackay, der in der Nähe des Missionshauses einen Wasserlauf entdeckt hatte, einen Brunnen grub. Die Eingeborenen hatten noch nie einen Brunnen gesehen. Mackay stellte nun eine Pumpe in das Wasserloch, und als die Waganda das Wasser aus der Röhre fließen sahen, riefen sie: Mackay ist wahrhaftig der große Geist! Um für den Lebensunterhalt nicht von den Launen des Königs abhängig zu sein, bepflanzten die Missionare ihr Grundstück mit Bananen, Getreide und Gemüse.

Lange schien es, als seien die Waganda trotz ihrer großen Lernbegierde für die Predigt des Evangeliums unempfänglich, aber endlich nahte die Zeit der Ernte. Am 18. März 1882 konnten die Erstlinge, sechs junge Männer, getauft werden. Bald folgten andere. Auch ein Häuptling Sebwato konnte getauft werden; ebenso ein Priester, der vor einer großen Versammlung seine Amulette wegwarf und erklärte, er wolle aus dem Dienst des Lubare in den Dienst des Sohnes Gottes übergehen. Selbst in des Königs Familie schlug das Evangelium Wurzel. Zwei

seiner Töchter wurden getauft, erwiesen sich aber später nicht als musterhafte Christinnen. Im Oktober 1883 feierte zum erstenmal eine kleine Wagandagemeinde von 21 Personen das heilige Abendmahl. Bis zum Sommer 1884 waren 68 Personen getauft. Sie gehörten den verschiedensten Ständen an, von Gliedern des königlichen Hauses und Hofes bis hinunter zu den Bauern und Sklaven.

Leider waren in den Jahren 1882 und 1883 meist nur zwei Missionare anwesend, und Mackay, der allein das Luganda vollkommen beherrschte, war so mit Geschäften überhäuft, daß er wenig Zeit hatte, an der Bibelübersetzung zu arbeiten. Man behalf sich deshalb mit Kisuahelischriften, deren es, dank der Arbeit der Universitätenmission, eine ziemliche Anzahl gibt. Die Waganda haben Sprachtalent und lernen gerne Kisuaheli. Ein Katechismus wurde von den Missionaren im Luganda verfaßt und von Mackay in 30 Exemplaren gedruckt. Auch dem Schulwesen konnten sich die Missionare nicht so widmen, wie es wünschenswert war. Sie gründeten keine eigentlichen Schulen, sondern bildeten je nach Bedürfnis einzelne Klassen. Zum Glück war schon Unterstützung unterwegs. Unter Führung des begabten und originellen Jakob Hannington (Abb. 192) hatte sich eine Karawane nach Uganda aufgemacht. Aber Hannington selbst erkrankte unterwegs so schwer, daß er zwar den See noch erreichte, aber dort wieder umkehren mußte. Zunächst erreichte nur Missionar Ashe Uganda; sobald er da war, reiste Mackay nach Msalala am Ufer des Sees, um die Teile eines Dampfschiffs, die Ashe dorthin gebracht hatte, zusammenzusetzen.



Abb. 192. Jakob Hannington.

Solange Mtesa lebte, war keine eigentliche Christenverfolgung zu fürchten, aber er starb am 10. Oktober 1884, und sein Nachfolger war Muanga, ein grausamer, vom Evangelium gänzlich unberührter Heide, dabei noch jung und unfertig und ganz in den Händen des Katikiro, eines schlauen, tatkräftigen Christenfeindes. Doch zeigte sich gerade bei dem Thronwechsel, daß das Christentum schon eine Macht im Lande war, denn er vollzog sich ohne das sonst übliche Blutvergießen. Der Katikiro selbst setzte es durch, daß alles ruhig blieb und daß besonders den

Missionaren kein Leid geschah. Aber bald traf verschiedenes zusammen, Muanga gegen die Europäer zu verstimmen, darunter törichte, gänzlich unwahre Gerüchte; und Mudschasi, der Oberste der Leibwache, ein unversöhnlicher Feind der Christen, goß noch Öl ins Feuer.

Am 31. Januar 1885 wurden drei christliche Diener der Missionare an den Rand eines greulichen Sumpfes gebracht, um dort verbrannt zu werden. Die Menge verhöhnte und verspottete sie. Der Mudschasi rief: O, ihr kennt ja Isa Masija (Jesus Messias), ihr könnt ja lesen. Ihr glaubt an die Auferstehung der Toten. Nun gut, ich will euch verbrennen und sehen, ob dem so ist! — Die Knaben sollen mutig geantwortet und noch ein Luganda-Lied zum Lob Christi gesungen haben. Der erst elf- oder zwölfjährige Lugulama, ein besonders edel angelegter, liebenswürdiger Junge, Ashes Lieblingsdiener, bat, man möge ihm doch wenigstens nicht die Arme abhauen, ehe man ihn ins Feuer werfe. Es half nichts. Mudschasi drohte, jeden zu verbrennen, der es wagen würde, zu den Missionaren zu gehen. Trotzdem kamen mehrere bei Nacht ins Missionshaus.

Der Sturm wurde jedoch noch einmal beschworen, und den Mudschasi ereilte bald sein Schicksal. Im Palast entstand eine Verschwörung, bei der Muanga beseitigt und ein anderer Sohn Mtesas auf den Thron gesetzt werden sollte. Aber der König erfuhr von der Sache. Mudschasi wurde verbannt, 17 Häuptlinge wurden abgesetzt und mehrere Anhänger der beiden Missionen erhielten einflußreiche Stellen. Hätten die Verschwörer, die der Mission feindlich waren, gesiegt, so wäre es wohl um das Leben nicht nur der Wagandachristen, sondern auch der Missionare geschehen gewesen.

Die Ereignisse des Januars und Februars hatten den Missionaren gezeigt, wie unsicher ihre Lage war. Um nun die junge Kirche möglichst selbständig zu machen, suchten sie ihr eine gewisse Organisation zu geben. Die Christen wählten aus ihrer Mitte Kirchenälteste. Jeder dieser Ältesten sollte den Mittelpunkt für einen kleinen Kreis bilden und in unruhigen Zeiten in seinem Haus Gottesdienst halten. Außerdem wurden Morgen- und Abendgebete, eine Taufliturgie, Bibelabschnitte und einige Lieder gedruckt. Zunächst blieb es ruhig. Muanga suchte Anschluß an die Missionare, ließ sich stundenlang von Mackay unterrichten und fragte ihn in wichtigen Dingen um Rat. Die christliche Bewegung nahm einen Aufschwung. Fast alle Edelknaben und Aufseher des königlichen Hofes waren Schüler der evangelischen oder der katholischen Mission, und in allen Höfen und Hütten der königlichen Residenz saßen eifrige Leser. Von Zeit zu Zeit konnten Neubekehrte getauft werden. Aber leider konnte man sich auf Muangas Freundschaft ebensowenig verlassen, wie auf die seines Vaters.

Schon seit 1861 hatte die englische Kirche einen Bischof in Zentralafrika. Der Bischof gehörte zu der Universitätenmission und hatte seinen Sitz in Sansibar. Aber die Stationen der Kirchlichen Missionsgesellschaft, die viel weiter ins Innere hineinreichen, waren noch keinem Bischof unterstellt. Der Sekretär der Kirchlichen Missionsgesellschaft verhandelte nun mit dem Bischof Steere in Sansibar wegen Gründung eines zweiten innerafrikanischen Bistums, und im Jahr 1884 wurde die Sache durch den Erzbischof von Canterbury entschieden. Das neue Bistum

umfaßt 1) Mombas und seine Umgebung; 2) Taita und die inneren Bezirke gegen den Kilima-ndscharo hin; 3) Usagara (Abb. 193), Uniamwesi und die Linie an den Viktoriasee; 4) Uganda.

Für diesen schweren und mühevollen Posten gab's keinen passenderen Mann als Hannington, der wieder genesen war und allen ausgestandenen Leiden zum Trotz den heißen Wunsch hatte, wieder nach Afrika zu gehen. Am 24. Juni 1884 wurde er zum Bischof von Ost-Zentralafrika geweiht und bald nachher reiste er ab, zunächst an die Küste von Ostafrika, wo viele wichtige Fragen seiner Entscheidung harrten, und wo er mehrere Monate lang blieb. Der unermüdlich tätige

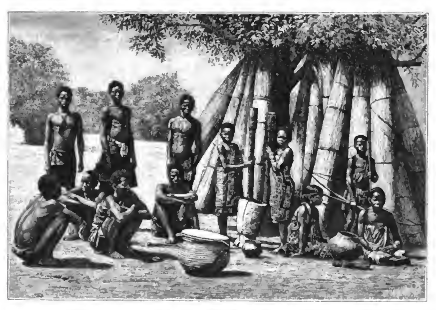


Abb. 193. Usagaraleute.

Mann, der überall, wo ein Schaden war, energisch eingriff, und doch alle seine Untergebenen liebevoll behandelte, nirgends die Bischofswürde herauskehrte, nie an sich und seine Bequemlichkeit dachte, gewann aller Herzen. Am 22. Juli 1885 brach er nach Uganda auf.

Er schlug nicht den gewöhnlichen Weg ein, sondern wollte die kürzere Reise über Usoga machen, um dadurch zugleich der Mission eine leichtere Verbindung mit der Küste zu eröffnen. Usoga aber galt immer für den schwächsten Punkt Ugandas, denn es gab eine alte Prophezeiung, daß das Land einst von Osten her erobert werden solle. Deshalb war den Königen von Uganda alles verdächtig, was sich von Osten her nahte. Davon wußte Hannington nichts. Unglücklicherweise gelangten auch damals Nachrichten von den Besitzergreifungen der Deutschen in Ostafrika nach Uganda, was die Waganda mißtrauisch machte. Die Missionare hatten keine Ahnung davon, daß Hannington über Usoga kommen würde und sagten dem König, er komme über Kavirondo; Mwanga aber hatte ausspioniert, wo der Bischof herkam, und hielt die Missionare für Lügner. Während er sie

durch Täuschungen hinzuhalten suchte, hatte er schon den Befehl zur Ermordung Hanningtons gegeben. An der Grenze Ugandas, ganz in der Nähe der Nilquellen, wurde der Bischof plötzlich von etwa 20 Strolchen überfallen und zu Boden geworfen. Hannington, ein großer, starker Mann, wehrte sich und war ein paarmal nahe daran, sich loszureißen, aber die Übermacht war zu groß und so wurde er gestoßen, geschleift, fortgerissen, wie er glaubte, um ermordet zu werden; „doch" — schreibt er nachher — „ich sang: ‚Sicher in Jesu Armen' und ‚Mein Gott, ich bin dein' und lachte dann über meine schreckliche Lage."

Sieben Tage war Hannington gefangen, d. h. er lag in seinem Zelt und wurde scharf bewacht, hatte aber genügende Nahrung und war auch im Besitz seines Schreibzeugs, so daß er sein Tagebuch fortführen konnte. Auch seine Bibel hatte er. Früh am 29. Oktober, dem letzten Morgen seines Lebens, schrieb er noch in sein Tagebuch: „Ich bekomme keine Nachrichten, aber ich habe mich gestärkt an dem 30. Psalm, dessen Kraft ich recht empfunden habe. In der letzten Nacht heulte eine Hyäne neben mir. Sie roch wohl den Kranken, aber ich hoffe, sie soll mich noch nicht kriegen."

Am Nachmittag des 29. Oktober wurde der Bischof mit all seinen Begleitern von den Leuten des Häuptlings, der ihn gefangen genommen hatte und der im Auftrag Muangas handelte, niedergemacht. Einer von Hanningtons Begleitern blieb schwer verwundet wie tot liegen, erholte sich aber wieder, und von ihm erfuhr man die Einzelheiten des schrecklichen Ereignisses. Die Nachricht von Hanningtons Tod hatte in England die Wirkung, daß sich dem Missionskomitee 53 Männer für Uganda anboten.

In Mengo zeigten sich die Vorboten des Verfolgungssturms. Am Hofe meinte man, die eingeborenen Christen seien von den Weißen bestellt, ihnen Uganda in die Hände zu spielen. Kein Muganda durfte zu den evangelischen oder katholischen Missionaren gehen. Ein Edelknabe des Königs, der ein Christ war und darum von dem Katikiro bitter gehaßt wurde, hatte es gewagt, vor dem König zugunsten der Weißen zu reden. Er wurde lebendig verbrannt.

Heimlich, bei Nacht, kamen aber die Christen doch zu den Missionaren, und gerade damals wurde der junge Gabunga, der Admiral, mit fünf Leuten seines Gefolges getauft. Die Christengemeinde bestand zu Anfang des Jahres 1886 aus 150 Seelen. Mackay und Ashe waren damals ganz allein in Uganda, aber sie hatten schon wackere Gehilfen unter den Christen. Solche von des Königs Hof, die in ihren Heimatdorfern Besuche machten, unterrichteten dort ihre Angehörigen, und manche dieser Unterrichteten kamen nachts nach Natete, so hieß das Missionsanwesen, um sich taufen zu lassen. Die verheirateten Christen hatten alle überzähligen Frauen entlassen und waren mit der einen, die sie behalten wollten, christlich getraut worden.

Im Februar 1886 wurde Muanga durch den Brand seines Pulvermagazins erschreckt. Er meinte, die weißen Feinde seien in der Nähe. Den Tag darauf schlug der Blitz in seine Wohnung. Auch daran mußten die Weißen schuld sein, und der König machte einen Anschlag, um Mackay an den See zu locken und dort ermorden zu lassen. Zum Glück wurde Mackay noch rechtzeitig gewarnt. — An Ostern hielten die Missionare nur kurze Abendmahlsfeiern und entließen die Leute schnell wieder, weil den Christen Gefangennahme drohte.

Ende Mai brach die Verfolgung aus. Der König war wütend, weil eine christliche Prinzessin ihre Amulette weggeworfen und ihre Ahnenreliquien verbrannt hatte. Noch an demselben Abend sandte er seine Häscher aus, die 10 oder 12 Christen auf grausame Weise töteten.

Am folgenden Morgen saß Ashe mit seinen Schülern auf der Veranda — sie hatten eben ein Morgenlied gesungen — da trat Mackay herein und sagte, es sei Befehl gegeben, alle Christen zu verhaften. Die Christen hatten gerade noch Zeit, durch ein Loch im Gartenzaun zu entfliehen, als des Königs Häscher kamen. Alle

Leser, wie man die Christen nannte, sollten gefangen werden; auch den Häuptlingen war befohlen, ihre christlichen Untertanen auszuliefern. Die Christen flohen und versteckten sich, aber doch wurden 60—70 evangelische und katholische Christen verhaftet. Unter ihnen war der Kirchenälteste Malukag Nua (Noah). Er brachte die Seinigen in Sicherheit, wollte aber selbst nicht fliehen, um den Feinden jeden Grund zu der Anklage zu nehmen, daß die Christen aufrührerisch und ungehorsam seien. Bald kamen die Häscher und warfen ihn ins Gefängnis. Solange er hier war, ermahnte er seine Wächter, doch in den Dienst des Herrn zu treten, für den er bereit sei zu leiden. Ein junger christlicher Häuptling, namens Alexandro Kokado, ging an den Hof, um Erkundigungen über die Verfolgung einzuziehen. Man sagte ihm, er müsse sogleich seine christlichen Untertanen ausliefern. Er sagte: Das kann und will ich nicht, denn ich bin selbst ein Christ. Sogleich wurde er gefangen genommen und in den Stock gelegt. Eine Woche lang wurde der Gefangene im Gefängnis bewacht. Pater Lourdel ging zuerst nach Munjojo, wohin der König nach dem Brand seine Residenz verlegt hatte. Er sah den Katikiro und flehte ihn an, doch die Christen zu verschonen. Am 29. Mai gelang es Mackay, eine Audienz beim König zu erlangen; er konnte aber nichts von ihm erreichen, und als er's nach zwei Tagen noch einmal versuchte, wurde er nicht vorgelassen.

Am 5. Juni wurde ein riesiger Scheiterhaufen errichtet und 32 Christen wurden lebendig verbrannt. Keiner von diesen Märtyrern hat seinen Glauben verleugnet. Noch aus den Flammen heraus hörte man sie beten und singen. Dem obersten Henker machte ihr Benehmen einen tiefen Eindruck. Er sagte dem König, er habe noch nie Leute getötet, die so viel Mut und Standhaftigkeit gezeigt hätten; noch im Feuer hätten sie laut für ihre Mörder und für Uganda gebetet. Der König aber antwortete unter dem Gelächter des Hofes: „Gott hat sie doch nicht aus meiner Hand errettet."

In jenen Tagen der Trübsal druckten die Missionare folgenden Brief und verteilten ihn an die Christen: „An die Diener Jesu, die in Uganda sind. Liebe Freunde! Wir, eure Freunde und Lehrer schreiben euch und senden euch Trost und Erquickung aus dem Brief Petri, des Apostels Christi. In den alten Zeiten wurden die Christen gehaßt, gehetzt, verjagt, verfolgt um Jesu willen; so ist es auch noch heute. Unsere geliebten Brüder! verleugnet den Herrn Jesus nicht, so wird er euch auch nicht verleugnen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit. Gedenket der Worte unseres Heilandes, der seinen Jüngern sagte: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten; fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Haltet an im ernstlichen Gebet, auch für unsere Brüder, die in der Trübsal sind, und für die, die Gott noch nicht kennen. Möge Gott euch seinen Geist und Segen geben! Möge er euch aus aller Trübsal erretten. Möge er euch den Eingang ins ewige Leben schenken durch Jesum Christum, unsern Heiland. Lebet wohl! Wir sind die weißen Männer. Wir sind eure Brüder, die euch das geschrieben haben." Auf der Rückseite des Blattes stand 1 Petri 4, 10—19.

Wie viele Christen in der Verfolgung umkamen, läßt sich nicht genau feststellen. Die evangelischen und katholischen Missionare meinen, daß sie zusammen ungefähr 200 Gemeindeglieder damals verloren haben. Auch außerhalb der Hauptstadt hatten Metzeleien stattgefunden.

Aus verschiedenen Gründen, u. a. um den Missionsfreunden in der Heimat von den Leiden der Uganda-Christen zu erzählen, reiste Missionar Ashe jetzt ab. Mackay, dessen Geschicklichkeit in allerlei Arbeiten dem König nützlich war, ließ dieser nicht fort. So pflegte Mackay die kleine Gemeinde, deren Glieder ihn freilich

nur heimlich besuchen durften, und vollendete die Übersetzung des Evangeliums Matthäus. Damals erfüllte er auch die schwierige Aufgabe, Emin Pascha, der ganz von der zivilisierten Welt abgeschnitten war, Nachrichten zukommen zu lassen. Aber auch Mackay mußte an die Abreise denken. Die Araber gewannen wieder stärkeren Einfluß auf den König. Sie wußten, daß ihrem Sklavenhandel durch die Weißen Gefahr drohte, und Mackay, der im ganzen Lande großes Ansehen genoß, war ihnen besonders ein Dorn im Auge. Natürlich ließen sie's an Lügen und Verleumdungen nicht fehlen. Schließlich kam noch die Nachricht, daß Stanley mit einer Karawane nach Wadelai unterwegs sei. Muanga glaubte, er komme, um ihn wegen Hanningtons Ermordung zu strafen, und die Araber redeten ihm ein, Mackays Anwesenheit sei gefährlich. So kam es, daß sein Einfluß vollends untergraben wurde und der König ihn nun auch ziehen ließ. Mackay verabschiedete sich von den Kirchenältesten und übergab den französischen Missionaren die Schlüssel zum Missionshaus. Am See fand er das Missionsschiff, die Eleanor, das ihn an das Südende des Sees, nach Msalala brachte. Er traf hier einen Missionar, aber der Ort war zu ungesund und man verlegte deshalb die Station nach dem etwas nördlicher gelegenen Usambiro; und hier wirkte Mackay noch zwei und ein halbes Jahr. 1887 kam der neue Bischof Parker auf dem Weg nach Uganda zu ihm. Sein Ziel erreichte er nicht, schon 1888 starb er in Usambiro am Fieber.

Auch Stanley und Emin waren auf ihrer Heimreise Mackays Gäste. Emin schrieb später über Mackay: „Ich hoffe, im Interesse der Zivilisation, der Mackay mit so glänzendem Erfolg gedient hat, daß er sich noch lange der Aufgabe widmen kann, die zu einem so großen Segen gereicht für alle, denen er zu gleicher Zeit Lehrer und Freund ist. Es wäre ein ungeheurer Verlust für uns, besonders für mich, wenn er Uganda verließe .... Als ich völlig mutlos war, haben mich seine Briefe gestützt und aufrecht erhalten und mir frischen Mut zu neuem Handeln eingeflößt. Er hat alles, was er besaß, mit mir geteilt und hat sich beraubt, um mich mit Geschenken zu überhäufen."

Stanley hätte Mackay gern mit an die Küste genommen, aber dieser konnte sich nicht dazu entschließen, obgleich er nach einem 14jährigen Aufenthalt in Afrika gewiß einer Erholung bedurft hätte und auch der Sekretär der Missionsgesellschaft ihn zur Heimkehr aufforderte. Mackay schrieb ihm am 2. Januar 1890: „Bei diesem schrecklichen Arbeitermangel darf keiner seinen Platz verlassen. Schicken Sie mir zuerst 20 Männer, dann komme ich vielleicht und helfe andre 20 suchen." Wenige Wochen später erkrankte er am Fieber und starb am 8. Februar (Abb. 194).

Mackays Nachfolger in Uganda waren Gordon und Walker. Die eigentliche Christenverfolgung hatte aufgehört, wenn auch Muanga die Christen immer noch haßte. Auch die Araber waren ihm jetzt zuwider. Er hatte sich bei beiden Parteien so verhaßt gemacht, daß eine Revolution ausbrach und Mohammedaner und Christen gemeinsam gegen die Hauptstadt zogen. Muanga floh, die Christen und die Mohammedaner zogen ohne Schwertstreich in Mengo ein, setzten die Häuptlinge ab und teilten sich in die Staatsämter. Man verkündigte Religionsfreiheit, und es entstand bald lebhafte Nachfrage nach christlichen Büchern; zum Gottesdienst kamen 300 Zuhörer. Das war aber nicht nach dem Sinn der Araber. Sie machten einen verräterischen Anschlag gegen die christlichen Häuptlinge, und die Christen flohen über die Grenze.

Die Araber nahmen nun die evangelischen und die katholischen Missionare gefangen und brachten sie in eine elende Hütte, wo es von Ungeziefer wimmelte. Die Franzosen hatten einige Decken und einen Vorrat von Lebensmitteln mitgenommen und teilten dies mit den evangelischen Missionaren. Nach fünf Tagen brachte man die letzteren unter der Aufsicht des mohammedanischen Katikiro noch einmal auf ihre Stationen unter dem Vorwand, sie sollten sich das Nötigste für die Reise holen. Der Katikiro benützte aber die Gelegenheit, um sich von den Sachen der Missionare zu nehmen, was ihm gefiel, ehe der plündernde Pöbel hereinbrach. Indessen stürmte unten ins Haus das Volk herein und raubte oder verderbte, was es fand. Die Missionare mußten noch eine Nacht im Gefängnis zubringen, denn ihr Haus war vom Pöbel ganz zerstört worden. Am Morgen begaben sie sich mit ihren französischen Leidensgenossen an Bord der Eleanor. Ein paar Decken und Bücher, die sie aus der Plünderung gerettet hatten, wurden ihnen vor der Abreise noch geraubt.


Abb. 184. Alexander Mackay.

Als sie abfuhren, rief ihnen der arabische Offizier nach: „Laßt in den nächsten zwei Jahren keinen weißen Mann nach Uganda kommen! Wir wollen Mackays Boot für lange Zeit nicht wieder in Ugandas Gewässern sehen. Wir wollen keine weißen Lehrer in Uganda sehen, bis wir ganz Uganda zum mohammedanischen Glauben bekehrt haben."

An einer Insel, wo die Missionare landeten, um sich ein Mahl zu kochen, bekam das Schiff durch den Stoß eines Nilpferdes ein Loch. Man flickte es notdürftig und setzte nach ein paar Tagen die Reise fort. Am 3. November landete das Boot an der französischen Station am Smithsund, und tags darauf kamen Gordon und Walker nach Usambiro, wo sie die Missionare Mackay und Deekes trafen. Vor Menschenaugen schien die Mission in Uganda vernichtet.

Für das arme Uganda folgte nun eine Zeit fortwährender Unruhen; es war oft ein Krieg aller gegen alle. Die Katholiken und die Evangelischen waren jetzt zugleich politische Parteien. Sie nannten sich Wafranzi (Franzosen) und Waingrese (Engländer). Diese wünschten die englische Schutzherrschaft, während die Wafranzi und ihre Missionare die deutsche wünschten — natürlich nicht aus Liebe zu Deutschland, sondern weil sie von dem Deutschen Reich Schutz für die katholische Mission erhofften. Die englischen Missionare Gordon und Walker kehrten wieder nach Uganda zurück, mischten sich aber gar nicht in die Politik. Nachdem 1890 die Grenzen zwischen dem ostafrikanischen Besitz Deutschlands und Englands festgestellt waren, konnte England in Uganda eingreifen. Kapitän Lugard, den die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft nach Uganda sandte, setzte es nach vielen Kämpfen

durch, daß Muanga, der sich zu den Katholiken hielt (er soll auch katholisch getauft worden sein), sich ihm unterwarf. Nun konnte Lugard Ordnung schaffen. Er überließ den Katholiken die Provinz Buddu, westlich vom See, die reichste des Landes, und erlaubte den Mohammedanern, sich in einigen Grenzprovinzen anzusiedeln. Schließlich wurde Uganda ganz unter britischen Schutz gestellt und damit dauernd beruhigt.

Und nun brach für die Mission eine neue Zeit an. Im Jahr 1890 erreichte zum erstenmal ein Bischof, Alfred Robert Tucker, Uganda. Er konnte damals 70 Männer und Frauen konfirmieren und 6 Gemeindeglieder als Evangelisten aussondern. Die Christen der Hauptstadt bauten den Missionaren nette Wohnhäuser und eine Kirche mit 2500 Sitzplätzen, die aber schon bei der Einweihung, am 31. Juli 1892, nicht Raum für alle Kirchgänger bot. Als der Bischof in demselben Jahre seinen zweiten Besuch in Uganda machte, predigte er vor 5000 Zuhörern. Besonders groß war das Verlangen nach Büchern, und Missionar Pilkington konnte gar nicht genug tun mit Übersetzen. Allein im Jahre 1895 wurden über 40000 größere und kleinere Bücher an die Waganda verkauft. Das schönste ist, daß die Wagandachristen selbst eifrige Missionare sind und daß sich dadurch das Christentum durch ganz Uganda, im Norden bis an den Nil und im Westen bis an die Grenzen von Unioro ausdehnt. In den Jahren 1892—1895 wurden gegen 300 Kirchen und Kapellen gebaut; bis 1902 waren es, wie eine amtliche Zählung festgestellt hat, sogar 1070 Kirchen und Kapellen, die jeden Sonntag von durchschnittlich 52471 Personen besucht wurden! Man könnte noch viel mehr Missionare brauchen, um allen Bedürfnissen zu genügen. Einstweilen behilft man sich mit eingeborenen Evangelisten, so gut es geht. Übrigens haben sich auch in einigen Provinzen Missionare niedergelassen. Besonders schnell hat das Christentum auf den Sesseinseln Eingang gefunden, die eine Hochburg des Heidentums waren, denn dort wurde der Lubare des Viktoriasees, der mächtigste Gott der Waganda, verehrt. Im Jahre 1894 kamen die ersten eingeborenen Lehrer auf die Inseln, und schon nach ein paar Monaten konnten 76 Eingeborene getauft werden. Im Jahre 1897 gab es auf den Sesseinseln schon 54 eingeborene Lehrer und 759 Getaufte; die Christen auf den Inseln haben schon angefangen, Lehrer auf die noch heidnischen Inseln zu senden.



Abb. 195. Der kleine König Daudi von Uganda.

Ganz ruhig blieb das Land freilich auch jetzt nicht. Einmal wollte Muanga mit Hilfe von Katholiken, Mohammedanern und Heiden die englische Herrschaft

abschütteln. Er wurde aber geschlagen und abgesetzt († 1903), und sein einjähriges Söhnlein Daudi, dessen Mutter evangelisch ist, wurde 1897 unter Vormundschaft der beiden Katikiros zum König eingesetzt (Abb. 195). — Ein andermal meuterten sudanesische Söldner. Sie wollten die Europäer verjagen und ein sudanesisches Königreich aufrichten. Damals mußten verschiedene Missionare ihre Stationen verlassen und einige Außenstationen wurden zerstört. Schließlich wurden die Sudanesen durch die englischen Truppen, denen sich die protestantischen Waganda angeschlossen hatten, besiegt.



Abb. 196. König Kasagama von Toro.

Als Bischof Tucker ums Jahr 1897 wieder nach Uganda kam, fand er gegen 13 000 Christen, 3 eingeborene Geistliche, 7 Diakonen und 675 Lehrer, Evangelisten und sonstige Gehilfen. Auch in den umliegenden, nicht zum eigentlichen Uganda gehörigen, aber unter englischem Schutz stehenden Ländern: Unioro, Toro, Koki und Usukuma wurde das Evangelium gepredigt. In Toro ist sogar der König getauft worden (Abb. 196).

Die ganze Bibel ist ins Luganda übersetzt, und schon 1897 gab es ungefähr 100 000 Waganda, die lesen konnten. Dies zeugt um so mehr für ihren Lerneifer, als das Schulwesen noch sehr wenig entwickelt ist. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts gab es in Uganda nur drei regelrechte Schulen. Die Lehrer müssen dazu erst herangebildet werden. Seit einigen Jahren stehen auch englische Missionarinnen in der Arbeit. Auch ein Missionsarzt ist in Uganda, und in Mengo ist ein Krankenhaus gebaut worden. — Mit dem Unterricht in verschiedenen Handwerken ist ein Anfang gemacht, teils um den Waganda bessere Ansichten über die Würde der Arbeit beizubringen, teils um der im allgemeinen ziemlich armen Bevölkerung Gelegenheit zur Verbesserung ihrer äußeren Lage zu geben. Jetzt ist das Land ja auch durch die Eisenbahn mit der Küste verbunden; Telegraph, Telephon, elektrische Glocken, Schreibmaschinen, Zweiräder und alle möglichen Neuerungen haben ihren Einzug gehalten, und auf allen Gebieten des Lebens ist ein gewaltiger

Fortschritt unverkennbar. Im Gefolge der Zivilisation dringen freilich auch neue Gefahren, Schäden und Laster ein, denen aber in Uganda vielleicht noch eher gewehrt werden kann, weil hier die Mission sozusagen vor der Kultur auf dem Platze war und immer noch ihre Hauptträgerin ist.

Nach den neuesten Nachrichten gibt es in Uganda und den umliegenden Ländern gegen 40000 evangelische Christen. Nationalgehilfen sind es etwa 2500, darunter über 30 ordinierte Geistliche; viele von diesen Gehilfen arbeiten außerhalb des eigentlichen Uganda als Missionare. Sie sind jetzt sogar bis in die schwer zugänglichen Urwälder im Westen von Uganda vorgedrungen, und kürzlich sind die Erstlinge der Zwergvölker getauft worden. Im Osten von Uganda, in Usogo, ist das Arbeitsgebiet bis an das Elgongebirge ausgedehnt; ein christlicher Muganda erbaut dort überall Kirchen und Kapellen. Auch in Unioro, im Nordwesten von Uganda, arbeiten seit 1899 Waganda-Christen als Missionare.



Abb. 197. Der Uganda-Kanzler Apolo Kagwe.

Die Bunioro, die Bewohner von Unioro, glauben an einen Oberteufel und seine 10 Engel. Für jedes Unglück mußte der Teufel durch Opfer versöhnt werden, unter Umständen durch Menschenopfer. Wenn ein Kind geboren wurde, machte man in seinen Leib einen Schnitt, damit das Blut den Teufel versöhne. Schreit das Kind wegen Schmerzen in Kopf oder Brust, so wird der leidende Körper mit einem heißen Eisen gebraunt, damit der Rauch vom Menschenfleisch den zornigen Teufel vertreibe. Bekommt das arme Kind Zähne, so werden sie von der Mutter herausgerissen und dem bösen Geist geopfert. 1899 wurde Kabarega, der Tyrann von Unioro, gefangen genommen, und die englische Regierung schaffte gleich die Menschenopfer ab und bestrafte die Sklavenhändler, die bisher ihr schändliches Gewerbe unbelästigt betrieben hatten. Aber natürlich war damit der heidnische Aberglaube noch nicht ausgerottet. Ein paar alte Häuptlinge kamen im November 1900 zu dem englischen Befehlshaber und baten ihn, den Regen doch nicht länger zurückzuhalten, sondern einen recht ausgiebigen Guß zu schicken; „denn, sagten sie, bist du nicht seit Kabaregas Gefangennahme unser Regenmacher?" Im Februar 1899 wurde in der Hauptstadt Masinda eine Missionsstation errichtet (doch nicht die erste im Lande), und bald wurden der 13jährige König und seine 10 Jahre ältere Schwester getauft. Diese, ein sehr begabtes Mädchen, arbeitet jetzt eifrig unter den Frauen ihres Volkes. Der König soll all die eingegangenen Steuern zum Ankauf von Neuen Testamenten verwendet haben.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auch Stanley immer noch ein Freund und Fürsprecher Ugandas ist und mit den dortigen Häuptlingen, z. B. dem protestantischen Katikiro Apolo Kagwe (Abb. 197), einem hervorragenden Staatsmann,

in Briefwechsel steht. Von dem, was der berühmte Reisende einst vorausgesagt, ist freilich nicht alles in Erfüllung gegangen; in der Hauptsache hat er aber doch recht behalten: Uganda hat sich wirklich als ein einzigartiges Missionsfeld erwiesen. Wollte Gott, es ginge in ganz Afrika so schnell voran wie hier!

Die deutsche Mission in Ostafrika.

Die deutschen Besitzergreifungen in Ostafrika begannen im Jahr 1884. In diesem und dem folgenden Jahr schlossen Dr. Peters, Graf Joachim Pfeil und Dr. Jühlke im Auftrag der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft mit sieben Häuptlingen im Innern des Landes Schutzverträge. Kaiser Wilhelm I. verlieh der Gesellschaft einen Schutzbrief und erzwang dessen Anerkennung durch den Sultan von Sansibar. 1888 brach unter der Küstenbevölkerung unter der Führung Buschiris ein gefährlicher Aufstand aus. Der Einfluß der europäischen Besitzergreifung auf die gewohnte Lebensweise dieser Völker, insbesondere auf den Sklavenhandel, war so tiefgreifend, daß die zunehmende Aufregung leicht zu erklären ist. Die meisten deutschen Stationen wurden von den Aufständischen erobert und teilweise zerstört. Dar-es-Salaam und Bagamoyo konnten nur mit Hilfe der Kriegsschiffe gehalten werden. Endlich mußte das Deutsche Reich eingreifen. Hermann v. Wißmann besiegte die Empörer und eroberte das verlorene Gebiet zurück. Der Besitz der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft wurde dann vom Deutschen Reich übernommen. Die Grenzen des Gebiets wurden zuerst im Jahr 1886 durch Verträge mit England und Portugal und endgiltig im Jahr 1890 durch den Vertrag mit England festgestellt. In demselben Jahre trat der Sultan von Sansibar seine Hoheitsrechte über das Küstengebiet an Deutschland ab.

Das Klima von Ostafrika ist vielleicht nicht ganz so gefährlich wie das von Westafrika, und die Regierung hat durch gesundheitliche Maßregeln schon manches zur Eindämmung der Seuchen getan, aber doch fallen auch hier viele Europäer dem Fieber zum Opfer, und zwar sind gerade die fruchtbaren Teile des Landes von der Malaria heimgesucht, während in den unfruchtbaren Gebirgsgegenden das Klima oft recht kühl und verhältnismäßig gesund ist. Die Dürre und die Heuschrecken erschweren die Bebauung des Landes, es werden aber immer mehr Versuche mit Kaffee, Tabak, Zuckerrohr, Kokospalmen (Abb. 198), Kautschuk, Gummi u. s. w. gemacht. Große Teile des Landes, die mit Gras bewachsen sind, eignen sich zur Viehzucht. Der alte Missionar Rebmann hat daher das Verslein gemacht: „Nach mehr als dreißig Jahren Erkannte ich das Gras Als beste aller Waren, Als Reichtum Afrikas!“ Der Viehstand ist vor einigen Jahren freilich durch die Rinderpest zum Teil zerstört worden, fängt aber jetzt an, sich wieder zu heben.

Die Regierung hat Ordnung im Lande geschafft, und friedliebende Stämme, die von andern bedrängt wurden, atmen auf in den geordneten Verhältnissen. Viel ist schon zur Verbesserung von Wegen und Stegen geschehen, und manche Reise kann auf einer Fahrstraße im Eselwagen gemacht werden, wo vor kurzem nur ein Fußweg für eine im Gänsemarsch gehende Karawane war. Auch die Eisenbahn ist ja schon eröffnet. — Die Hauptstadt und der Sitz der Regierung ist Dar-es-Salaam, mit über 16000 Einwohnern.

Paul Döring schildert uns einen Abendspaziergang daselbst („Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika“): „Der Mond scheint hell und die Luft ist mild; geisterhaft rauschen die Palmen über unsern Häuptern. Fast möchte man sagen, sie klappern; denn wenn ihre Zweige, vom Winde bewegt,

aneinanderschlagen, so klingt es, wie wenn dicke Regentropfen auf Blech fallen. Wir kommen vorbei an verschiedenen Regierungsgebäuden, am Kasino der Offiziere, an der Post, an Gasthöfen, an der katholischen Kirche; Promenaden erfreuen das Auge durch ihre sauber gehaltenen Wege und ihr saftiges Grün; eine Kaiserbüste steht darin und ein Pavillon für den Bezirksamtmann, der hier Gericht hält. Auch der Goanesenkapelle dient dieser Raum, wenn sie ein Abendkonzert gibt. Die Goanesen, ein Mischvolk von portugiesischen Soldaten und indischen Frauen, stammen aus Ostindien. — An einer Anschlagsäule — dem Schornstein eines unbrauchbar gewordenen Schiffes — lesen wir die neuesten Depeschen, denn es ist hell genug zum Lesen. Weiterhin liegt das Zollhaus, das Sewa-Hadjihospital für Eingeborene — die Stiftung eines indischen Großkaufmanns —, die Kasernen



Abb. 198. Kokospalmen.

und der Kirchhof. Zurück gehen wir durch das Viertel der Araber, Inder und Eingeborenen. (Die Inder, deren ungefähr 10000 in Deutsch-Ostafrika wohnen, haben hauptsächlich den Handel in den Händen.) Überall ist Ordnung und überall sind die Straßen hell erleuchtet. Geschäftshaus steht an Geschäftshaus, und jedes hat seine Firma. Wir enden beim Palast des Gouverneurs, der inmitten eines afrikanischen Parkes steht. Es kommt uns schon alles so bekannt vor, wir meinen, in der Residenz eines kleinen europäischen Fürsten zu sein. Auch die schwarzen Menschen, die uns hie und da begegnen — unhörbar, denn sie gehen barfuß — sind uns nicht mehr so fremd wie zu Anfang. Wirklich heimatlich sind aber die Klänge, die vom Fort zu uns herübertönen. Es ist 9 Uhr und ganz wie daheim bläst der schwarze Hornist auf der Wache sein „Zu Bett, zu Bett!" Wir gehen heim, ein Nachtposten ruft uns an. Wir geben uns als Europäer zu erkennen und werden nicht

weiter behelligt. Er präsentiert wohl gar vor uns, obgleich wir nicht den geringsten militärischen Rang bekleiden. Die Eingeborenen dürfen sich in später Abendstunde nur mit besonderer Erlaubnis eines Europäers auf der Straße zeigen."

Auch Tanga, die nördlichste Hafenstadt Deutsch-Ostafrikas, schildert uns Döring. „Wer Tanga früher gekannt hat und jetzt sieht, der staunt, was in so kurzer Zeit aus dieser Stadt geworden ist. War es früher ein winkeliger und schmutziger, dicht zusammengedrängter Haufen von halbzerfallenen Neger- und Inderhütten mit wenigen festeren Araberhäusern dazwischen, und ging man früher ungern hinein, weil es zu unangenehm roch, und weil die in den engen Veranden von den Indern ausgelegten Eßwaren zu unappetitlich aussahen, so ist es unter dem deutschen Regiment ganz anders geworden. Die alte Stadt ist völlig verschwunden und ein ganz neues Tanga ist an ihre Stelle getreten. Wir kommen durch breite Straßen der Europäer mit ihren schönen, villenartigen Häusern und ihren vielen großblättrigen, schnell wachsenden Bäumen, die in wenigen Jahren reichen Schatten spenden werden. Straßenlaternen sorgen des Abends für die nötige Beleuchtung. Saubere Kieswege ziehen sich unter den mächtigen Mangobäumen hin, die den besonderen Stolz von Tanga bilden. Auch Markthallen treffen wir an, die dem Klima entsprechend sehr luftig gebaut sind. Wellblechplatten ruhen auf weißgetünchten Pfeilern; der Fußboden ist aus Zement. Hier sieht man afrikanisches Getreide — Mais, Reis und Hirse — auf Matten geschüttet. Inder hocken dahinter, die immer bereit sind, zu verkaufen. Dort sind Apfelsinen und Bananen, Zitronen und Datteln, Tüten voll Salz oder Zucker. Dort werden große Haufen von Kokosnüssen ausgeboten. Hier gibt es Fische und Geflügel (Enten, Perlhühner und unser gewöhnliches Huhn); hier kann man Ziegen-, Hammel- und Rindfleisch kaufen. Jetzt kommen wir zu den Kramläden der Inder mit ihrer reichen Auswahl von Kleidern und allerlei bunten Waren für Männer und Frauen: einfarbigen und bunten Baumwolltüchern, in großen und kleinen Mustern, die einen geschmackvoll und haltbar, die andern grell und nur auf wenige Tage berechnet; dazu Mützen, Regenschirme, Messer, Spiegel, Seife, Perlen und was sonst die Afrikaner erfreut und zum Kaufen verleitet. Sie kommen ja weit aus dem Innern nach Tanga, als Träger der Europäer, oder um Vieh, Tabak und Butter zu verkaufen, oder um Arbeit zu suchen. Wo sich die Europäer niederlassen und die Schwarzen Arbeit finden, da folgen ihnen gern die Inder und eröffnen ihre Läden. Ist der Verdienst vorbei, so ziehen sie weiter. Die von der ostafrikanischen Gesellschaft geprägten Silberrupien und die Kupferpesa sind fast überall bekannt und begehrt. Die Rupie schwankt sehr im Wert. Ursprünglich sollte sie zwei Mark gelten, ist aber zeitweise auf 1,20 Mk. heruntergegangen. Eine Rupie hat 64 Pesa, ein Pesa gilt also zumeist 2 Pfennig. In der Markthalle ist vieles zu haben, die besseren Sachen, die die Europäer kaufen, findet man aber in den Geschäften in der Stadt. Deshalb gehen wir weiter, denn wir brauchen noch einige Anzüge und Schuhe, die uns von Portugiesen und Indern schnell, tadellos und nicht zu teuer besorgt werden.

„Wir kommen zur Boma, der kleinen Festung, die mit einigen Geschützen armiert ist, militärisch aber wenig zu bedeuten hat. Regierungsbeamte wohnen darin und haben da ihre Amtsräume. Der Bezirksamtmann ist gleichsam der Bürgermeister von Tanga, der Bezirksrichter hat die Geschäfte und Streitigkeiten der Europäer zu ordnen. Den Arzt besuchen wir in seinem schönen Krankenhaus, den Lehrer in seiner ebenso schönen Schule. Er unterrichtet darin Söhne von Häuptlingen, damit sie später in den Regierungsdienst treten können. Es sieht in der Schule ganz europäisch aus, und es wird auch europäisch unterrichtet. Natürlich ist Kisuaheli die Schulsprache; auf Deutsch wird wenig Gewicht gelegt; jedenfalls sind zunächst wichtigere Dinge zu lernen. Missionar Ostwald steht mit allen Deutschen auf gutem Fuße; sie verkehren gern in seinem Hause und kommen auch zur Kirche. Über den Bahnhof kehren wir heim. Wir wählen den Weg durch das Viertel der Eingeborenen und freuen uns auch hier, wie regelmäßig die Straßen und Häuser angelegt sind und wie ordentlich sie gehalten werden."

Als das Deutsche Reich anfing, seine feste Hand auf Ostafrika zu legen, erwachte natürlich das Gefühl, es sei Ehren- und Christenpflicht der Deutschen, nun auch den Schwarzen dort das Evangelium zu bringen. Neu gegründet wurden für diesen Zweck eine Bayrische und die Deutsch-Ostafrikanische Mis-

sionsgesellschaft in Berlin. Die Bayrische Gesellschaft fing ihre Arbeit in der Nähe von Rabai im Jahr 1886 an, und im Jahr 1887 trat weiter nördlich am Tana die Neukirchener Mission in die Arbeit. Die Stationen der beiden Missionen fielen aber bei der Grenzregulierung in englisches Gebiet. Die der bayrischen Gesellschaft wurden später von der Leipziger Mission übernommen. Die Neukirchener Mission, welche sehr sorgfältig geleitet wird, aber schon durch viel Schwierigkeiten hat gehen müssen, zählt jetzt (1903) auf vier Hauptstationen 142 erwachsene Getaufte. Übrigens finden wir auch Stationen englischer Gesellschaften auf deutschem Gebiet: Im Südosten und Nordosten greift die Universitätenmission herein und im Norden von Uganda her die englisch-kirchliche, immerhin ein schöner Beweis für die über alle Schranken des Volkstums und der Politik erhabene Einheit des christlichen Missionswerks.

Die deutschen Gesellschaften, die jetzt in Deutsch-Ostafrika arbeiten, sind: Die Ev. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) seit 1887; die Berliner (Berlin I) und die Herrnhuter seit 1891 und die Leipziger seit 1893.

1. Die Evang. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.

Die Deutsch-Ostafrikanische Missionsgesellschaft wurde 1886 gegründet, hauptsächlich durch Pastor Diestelkamp und Graf Bernstorff. Zunächst hatte man den Plan, den Deutschen in Ostafrika zu dienen, und gründete deshalb ein Krankenhaus in Sansibar, das später, als Sansibar an England kam, nach Dar-es-Salaam verlegt und schließlich von der deutschen Regierung übernommen wurde.

Zunächst standen für die Arbeit nur zwei ältere Missionare, Greiner und Krämer, zur Verfügung. Da kam Pastor von Bodelschwingh dem Verein zu Hilfe. In seinen Anstalten ist reichlich Gelegenheit, junge Theologen, die in den Missionsdienst treten wollen, im Dienst an Kranken, an Blöden, an Armen und Unglücklichen jeder Art für den Missionsdienst vorzubilden und ihnen besonders die nötige praktische Schulung zu geben. So bedarf der Verein keiner eigenen Bildungsanstalt für seine Missionare, sondern er schickt junge Theologen, die ihre theologischen Prüfungen gemacht haben, zur Vorbereitung nach Bielefeld. Dies hat mancherlei Vorteile: einmal fällt die kostspielige Ausbildung der Missionare weg; dann hat man immer theologisch und auch sonst ausreichend gebildete Leute, und endlich ist es für die invalid gewordenen Missionare leicht, in der Heimat eine passende Versorgung zu finden. Doch hat sich je länger je mehr herausgestellt, daß diese Lage der Dinge auch ihre Unzuträglichkeiten hat, und man sucht jetzt sich einer der älteren und größeren deutschen Gesellschaften anzugliedern.

Außer der Arbeit im Krankenhaus von Dar-es-Salaam hatte der Verein auch die Erziehung befreiter Sklaven übernommen, diese Arbeit aber dann dem Evangelischen Afrikaverein übergeben. Das Erziehungswerk an den aus den verschiedensten Stämmen und Völkern zusammengewürfelten, vielfach mißtrauischen, verbitterten und sonst verdorbenen Sklavenkindern (Abb. 199) ist sehr schwierig und erfordert eine ungeteilte Kraft.

Die Deutsch-Ostafrikanische Missionsgesellschaft widmet sich jetzt ganz der eigentlichen Missionsarbeit. Von Dar-es-Salaam ist sie nördlich nach Tanga, südlich nach Kisserawe und nordwestlich in das Gebirge von Usambara vorgedrungen, wo die Station Hohenfriedeberg die bedeutendste ist.

Die Arbeit geschieht teilweise unter den Suaheli (an der Küste), die äußerlich dem Islam angehören, teils unter den Waschamba, den Wasaramo und andern Stämmen. Der Islam mit

seinen äußerlichen Religionsübungen und seiner Förderung der Fleischeslust ist bekanntlich keine gute Vorschule für das Christentum. Besonders ist der Monat Ramadan bei den Mohammedanern eine schlimme Zeit. Anstatt daß die Leute, wenn sie etwas übrig haben, für Zeiten des Hungers, die ja in Afrika infolge von Dürre oder Heuschreckenplage häufig eintreten, etwas zurücklegen, wird in den Nächten des Ramadan alles verpraßt. Den Tag über dürfen die Mohammedaner in diesem Monat nichts essen und sie benützen die Zeit, um faul herumzulungern; bei Nacht aber wird dann viel mehr gegessen als zu andern Zeiten bei Tag. Doch ist auch unter den Mohammedanern, z. B. auf der Station Tanga, die Arbeit nicht vergeblich. Manchmal findet sich Gelegenheit, mit mohammedanischen Lehrern über Christentum und Islam zu reden. So erschien einmal bei dem Missionar ein mohammedanischer Häuptling, der zugleich Lehrer war, um allerlei zu fragen. Er sagte, es gebe vier heilige Bücher: die Bücher Moses, die Psalmen, das Evangelium und den Koran. Als er darüber eines Bessern belehrt worden war, meinte er, der Sultan der Türkei sei der mächtigste Herrscher der Welt, und war sehr enttäuscht, als er erfuhr, wie es mit der Türkei steht. — Einmal ließ ein Suaheli in Tanga einen mohammedanischen Lehrer und den christlichen Ältesten Martin kommen. „Sie sollten beide aus den Büchern Gottes vorlesen und erklären und disputieren, damit er erkenne, wo die Wahrheit sei. Der arabische Lehrer begann aus dem Koran zu lesen, was natürlich kein Mensch verstand. Er selber aber auch nicht, denn da nun Martin die Schöpfungsgeschichte vorgelesen und erklärt hatte, wurde auch er aufgefordert, zu erklären, was er gelesen hatte. Er konnte es aber nicht einmal ins Kisuaheli übersetzen, viel weniger erklären. Als er nun von den Umstehenden, die die Erörterung mit anhörten, in die Enge getrieben wurde, klappte er schließlich sein Buch zu, sagte, er dürfe nichts davon erklären, da man ihn nur verspotten wolle, und ging davon."



Abb. 199. Befreite Sklavenkinder.

In Tanga ist eine bedeutende gewerbliche Tätigkeit; u. a. werden die jungen Leute auf der Station mit Waschen beschäftigt. Die Dampfer der Ostafrika-Linie lassen ihre Wäsche auf der Missionsstation in Tanga waschen. In der Nähe von Tanga, bei Amboni, sind sehr heilkräftige Schwefelquellen. Dahin werden jetzt von der Umgegend Kranke gebracht, besonders solche, die — ein häufiges Leiden bei Negern — offene Wunden haben. Da die Kranken von der Station aus besucht werden, mag wohl manches außer der leiblichen Heilung auch geistige Gesundung finden.

Sehr schwer und bis jetzt nur von bescheidenem Erfolg gekrönt ist die Arbeit in Dar-es-Salaam, obgleich die 16000 eingeborenen Einwohner vorwiegend

nicht mohammedanisch, sondern heidnisch sind. Das Zusammenströmen von allerlei Volk, die Versuchungen des Stadtlebens, die Möglichkeit, außerhalb der Gemeinde guten Verdienst zu bekommen, und leider auch das schlechte Beispiel, das so viele Weiße den Schwarzen geben, all das erschwert den Missionaren die Arbeit.

In Dar-es-Salaam ist ein Gefängnis, dessen Insassen von dem Missionar besucht werden. Sie sind teilweise in Einzelhaft, teilweise sind sie je 10 oder 20 aneinandergekettet und werden so zur Straßen-, Feld- und Gartenarbeit hinausgeführt. Meistens sind es Vergehungen gegen das sechste und siebente Gebot, die diese Leute ins Gefängnis gebracht haben. Vielleicht ist hier mehr



Abb. 200. Manjuema-Dorf.

als anderswo Gelegenheit, ruhig mit den Menschen zu reden. Unter den Fragen, die bei solchem Anlaß die Gefangenen machen, berichtet Miss. Peters eine, die auf eine düstere Vergangenheit hinweist: Ein Gefangener zeigte auf einen an dieselbe Kette geschmiedeten Mitgefangenen und sagte: „Herr, siehe, dieser Mann hat meinen Vater aufgefressen. Wie soll ich mich ihm gegenüber verhalten?" Der Beschuldigte gab zu, daß es sich so verhalte. Er gehörte zu dem Stamm der Manjuema, östlich vom Tanganjika, die zwar nette Häuser und Dörfer bauen (Abb. 200), aber noch bis vor kurzem Menschenfresser waren. Welche Wohltat ist für diese Völker eine europäische Regierung, die solchen Greueln ein Ende macht! Aber es ist dringend nötig, daß die Mission so manchen Übeln, die durch den Einzug der Weißen ins Land kommen, entgegenwirkt. Wie manchmal trifft der Missionar eine schwarze Frau, die ein weißes Kindlein wartet — ein Kindlein, das seinen weißen Vater vielleicht niemals kennen lernt. Aber es kann auch vorkommen, daß der jammernden Mutter ihr Kind weggenommen und auf ein Schiff gebracht wird, weil der weiße Vater es haben will. Und der armen schwarzen Mutter ist es für immer verloren! Auch von der Sonntagsfeier lernen die Neger oft

zuerst die unchristliche Seite kennen. Auf den Pflanzungen wird am Sonntag nicht gearbeitet, und die Neger, die ja von Natur keinen großen Zug zur Arbeit haben, lassen sich den freien Tag gern gefallen. Solange sie noch Heiden sind, wissen sie natürlich für den Sonntag keine andere Verwendung, als daß sie da ihre heidnischen, wilden Feste halten und recht eifrig ihrem aus Zuckerrohr bereiteten Bier (Pombe) zusprechen. Auch der Umstand, daß die Stadt Dar-es-Salaam verhältnismäßig leicht zu erreichen ist, tut der Mission Abbruch. Für manchen unbefestigten Christen ist die Versuchung, in der Stadt viel Geld zu verdienen, so stark, daß er der Gemeinde den Rücken kehrt. Oder er geht in die Stadt, um der Zucht und Aufsicht der kleinen Christengemeinde ledig zu werden. Für den Missionar in Dar-es-Salaam ist es schwer oder vielleicht unmöglich, allen zerstreuten Christen nachzugehen, besonders denen, die sich lieber nicht finden lassen wollen, und die Versuchungen des Stadtlebens werden manchem zum Fallstrick. Aber neben solchen Erfahrungen ist auch vieles, was die Missionare ermutigt, und sie haben in ihren kleinen Gemeinden manche recht wackere Christen.



Abb. 201. Der Häuptling Schangali.

Im ganzen scheinen die Völker Deutsch-Ostafrikas nicht so grausam, und ihre Herrscher waren keine solchen Wüteriche, wie wir sie in andern Teilen Afrikas, zuletzt auch in Uganda, kennen gelernt haben. Einige von ihnen, wie z. B. der Madschamehäuptling Schangali, sind sogar recht harmlose, friedliebende Menschen, mit denen auch die Missionare gut auskommen (Abb. 201). Sie haben, wie wohl alle Bantuvölker, noch eine Ahnung von einem einigen Gott, der sich aber nicht viel um seine Geschöpfe kümmert. Unter den Wesen, die die Ostafrikaner göttlich verehren, spielt die Schlange eine Hauptrolle. So erzählt ein Missionar:

„In dem Urwald zwischen Neu-Bethel und unserer Außenstation Mbalu war ich in diesen Tagen, um Bäume zu fällen und Bretter zu schneiden. Ich habe mir im Walde einen Platz lichten lassen und dort ein Hüttchen nach Art der Eingeborenen gebaut und wohne dort mit den schwarzen Leuten. Christen aus Neu-Bethel tun die Arbeit. Am 30. Oktober (1901) kam ein heidnischer Waschamba in großer Angst zu mir und sagte: ‚Eine große, große Schlange ist eben über den Weg gelaufen mit großem Gebrüll und wollte mich verschlingen.‘ Ich: ‚Ich werde gehen und sie totschlagen. Ist es weit von hier?‘ ‚Nein, ganz nahe, aber ich werde nach Hause gehen.‘ ‚Nein, mein Freund, du wirst mitkommen und mir die Schlange zeigen. Oder hast du mich belogen und willst mich auslachen, wenn ich umsonst gehe?‘ Da kam er denn unter Zittern und Zagen und zeigte mir ihre Spur, einen schmalen Strich über den Weg, aber zum Suchen war er nicht zu bewegen. Kleine Vögel mit ihrem ängstlichen Geschrei wiesen mir die Richtung, und ich konnte im Gebüsch den riesigen Leib liegen sehen, nachdem ich das Tier mit zwei Schüssen am Fliehen verhindert hatte. Bald hatte ich es nach einem dritten Schuß hinter den Kopf erlegt. Wie tief die Furcht auch bei den schwarzen Christen vor dem einst abgöttisch verehrten und auch Gott (Mulungu) genannten Tier noch ist, sah ich daraus, daß keiner sich getraute, auch nur das Gebüsch auf mehrere

Meter Entfernung abzuschlagen, geschweige denn, daß sie das Tier berührten. Als ich die Schlange am Schwanz anfassen und hervorziehen wollte, riefen sie: ‚Laß es! Sie hat dahinten ein Horn und wird dich damit schlagen und töten.‘ (Der Körper und Schwanz krümmten sich noch heftig.) Ich mußte die Christen erst daran erinnern, daß sie doch als Christen nur den Gott droben, den Schöpfer zu fürchten hätten, sonst aber nichts. Das half. Das abgezogene Fell mißt 4,58 Meter. Beim Aufheben und Wegtragen des Tiers sagte einer der Christen: ‚Du hast einen Gott der Waschamba getötet.‘ Erschrocken fragte ich: ‚Da werden mich nun die Waschamba hassen.‘ ‚Nein,‘ antwortete Lazarus, ‚sie werden sich freuen, wenn sie es hören.‘ Die Schlange wird von den Waschamba und den Pale als Gott verehrt. Wen die Schlange erblickt, der muß sterben und seine Söhne auch. Wenn sie eine Schlange sehen, beten sie sie an, fliehen aber dann nach Hause und opfern eine Ziege, deren Fleisch sie essen, mit deren Fell aber über oder in dem Feuer irgend etwas geschieht. Die gleiche Furcht wie vor dem lebenden Tier besteht auch vor dem toten. In den Tagen, als das Fell vor dem Haus zum Trocknen lag, kam kein Waschamba oder Pale, der davon wußte, in die Nähe. Auf 30 Schritt Entfernung riefen sie uns an, wenn sie etwas zum Verkauf brachten, denn der Anblick eines Schlangenfells bringt Krankheit und Tod, und wenn man das Unglück abwehren will, muß man eine Ziege schlachten, wozu die Schwarzen keine Lust hatten. Die Waschamba wagen im allgemeinen nicht, eine Schlange zu töten, denn sie würde sie beim Angriff verschlucken. Die Zauberer allerdings machen sich an sie, um die Giftblase zu gewinnen. Sie sollen auch ein unfehlbares Mittel gegen den Schlangenbiß haben. Einzelne besonders mutige Leute wagen es, die Schlange zu erschlagen oder mit vergifteten Pfeilen zu töten, und opfern dann eine Ziege, um sich vor den Folgen des Angriffs zu schützen. Kommt eine Schlange in die Nähe einer Ortschaft, so wird die Kriegstrommel gerührt und die Leute ziehen aus, um den Feind zu vernichten oder zu vertreiben. Die Schlange soll nachts in die Häuser eindringen und sich Hühner holen, aber den Menschen nichts tun. Jedenfalls ist die Freude der Menschen groß, wenn so ein Mulungu getötet wird, und sie opfern gern eine Ziege auch dem toten Gott. Zwei Christen, die noch vor kurzem selbst von der Schlangenfurcht beherrscht gewesen waren, griffen wacker an, häuteten die getötete Schlange ab und trugen das Fell auf die Station.“

Wie alle Heiden, und besonders die Neger, so stehen auch die ostafrikanischen Völker unter dem Banne des finstersten Aberglaubens. Ein Missionar hatte Gelegenheit, sich zweier Aussätzigen anzunehmen, die von den andern Menschen abgesondert, einsam in ihren Hütten lebten. Die armen Menschen nahmen auch die Botschaft des Evangeliums an und fanden darin Trost in ihren schrecklichen Leiden. Zu dem einen war seine Mutter gezogen. Aber eines Tags war sie verschwunden. Ein paar Männer hatten sie in den Busch gelockt und erwürgt. Was war der Grund dieser Untat? Die Frau war unter verdächtigen, unheilverkündenden Umständen geboren und hätte deshalb, nach der Sitte ihres Volks, gleich getötet werden sollen, aber ihre Mutter hatte gedroht, sie nehme sich das Leben, wenn man das Kind töte. So hatte man ihm das Leben geschenkt. Nun bekam ihr Bruder einen kranken Fuß, und die Leute sagten, daran sei nur seine Schwester schuld, die man hätte als Kind töten sollen; er könne nicht gesund werden, solange die Frau am Leben sei. Da schickte er seine Söhne, daß sie die Frau töteten.

Die Weisheit und Klugheit der Europäer machen den Schwarzen einen tiefen Eindruck, und die Waschamba erzählen eine Geschichte, warum die Europäer klüger seien als sie:

„Als Gott alle Völker geschaffen hatte, sprach er zu ihnen: ‚Morgen in aller Frühe kommt zu mir, ich will euch Weisheit geben.‘ Am andern Morgen, kaum graute der Tag, eilten die Europäer zum Schöpfer, sich Klugheit zu holen. ‚Hier sind wir,‘ riefen sie; ‚du wolltest uns ja Klugheit geben.‘ Da gab ihnen Gott Weisheit. Nach einigen Stunden machten sich auch die Waschamba auf, um zu Gott zu gehen. In der Frühe hatten sie sich von ihren warmen Hütten

nicht trennen können. Ein und der andere hatte wohl gesagt: ‚Laßt uns gehen, damit wir Klugheit bekommen,‘ aber die andern hatten erwidert: ‚Laßt uns noch ein wenig rauchen.‘ Dadurch kamen sie zu spät. Und als sie Gott um Weisheit baten, sagte er: ‚Ihr seid zu spät gekommen. Zum Rauchen und zum Ackern seid ihr schon gescheit genug. Könntet ihr mehr Klugheit recht verwenden, dann wäret ihr auch beizeiten gekommen.‘ Da gingen die Waschamba traurig fort. Auf dem Heimweg begegnete ihnen der Stamm der Wambugu. Die kamen nun noch viel später. Was Gott ihnen gesagt hat, haben wir nicht gehört. Wir sehen es aber, daß sie weniger Klugheit bekommen haben als wir. Sie können nicht einmal ackern. Ihre Herden weiden und ihren Hirtenruf jodeln — das ist alles, was sie können."

Wollen wir die Bedeutung der Missionsarbeit verstehen, so müssen wir uns das Volk der Waschamba noch etwas näher ansehen, es besuchen in seinen Hütten und es zu erforschen suchen in seinem innersten Denken, Fühlen und Wollen. Gehen wir — mit Missionar Döring — nach Mtai.

„Die Sonne", schreibt er, „ist eben hinter den Parebergen untergegangen und nur der ferne Gipfel des Kilima-ndscharo erstrahlt noch in ihrer Glut. Über einen Anger hinweg, auf dem die Dorfschmiede steht, kommen wir an einen Zaun von hohen Palisaden, die vorn das Dorf abschließen. Die anderen Seiten sind durch steil abfallende Felsen und dichtes Dornengestrüpp geschützt. Mitten durch die Palisaden führt ein schmales und niedriges Tor, eine Kuh kann gerade hindurchgehen. Des Nachts wird es durch eine starke Bohle geschlossen und mit Balken verrammelt. Zunächst befinden wir uns auf einem großen und freien Platze, auf dem am Tage die Kinder spielen und des Nachts das Vieh lagert. Links vom Eingange steht eine einzelne Hütte. Sie ist gebaut wie die übrigen aus Stangen und Lehm, rund wie ein Bienenkorb und bis auf die Erde mit Bananenblättern gedeckt. Was hat sie zu bedeuten? In ihr wohnen die Knaben und Jünglinge des Dorfes, es ist ein bueni, ein Jünglingsheim.

„Wenn die Knaben etwa fünf Jahre alt werden, dann schickt es sich nicht mehr, daß sie mit den Eltern und Schwestern zusammen schlafen, dann werden sie ausquartiert. Sie essen wohl bei der Mutter und tun ihr all die kleinen Dienste, die man von den Kindern verlangt, aber sie schlafen für sich. Dadurch werden sie sehr selbständig, und nur so ist es zu erklären, daß in Hohenfriedeberg die Knaben so tapfer vorangehen konnten in der Überwindung der Finsternis. Rings an der Wand stehen die Pritschen, auf denen sie schlafen, wie Heringe nebeneinander liegend. In der Mitte brennt das Feuer, das ihnen Licht und Wärme spendet. Jede Mutter, die mit einer Holzlast vorübergeht, legt einige Scheite vor der Hütte nieder, damit ihre Kinder nicht zu frieren brauchen. Der Jünglingswart hält auf Ordnung, denn seinen Befehlen haben sie zu gehorchen. Er besorgt auch mit ihnen die kleinen öffentlichen Arbeiten und bestellt zum Teil die Äcker des Häuptlings.

„Das Dorf liegt weiter zurück. In der Mitte wohnt der Dorffürst mit seinen Frauen. Jede Frau hat ihr Heim und ihren Haushalt für sich. Das Ganze ist mit einem besonderen Zaune umgeben. Um ihn herum ziehen sich die schmalen und krummen Gassen des Dorfes. Nirgends wird Gras geduldet, des Sonntags wird vielfach gefegt. Wer bauen will, muß sich von einem Beamten den Platz anweisen lassen. Überall ist noch Leben. Namentlich die Frauen haben vor ihren Hütten zu tun. Die einen stampfen Mais, die anderen schälen Bananen, hier wird Holz gehackt, dort wird eine Kuh gemolken, hier kommt eine Frau vom Bache, die gefüllte Kürbisflasche auf dem Kopfe, dort kehrt eine Frau vom Felde zurück, den Korb voll Speise. Männer treiben das Vieh ein und binden es kurz an in den engen Hütten. Wer irgend Raum hat, nimmt es gern zu sich. Andere haben einen Besuch gemacht in der Nachbarschaft oder sind auf der Jagd gewesen oder haben das Maisfeld geschützt gegen die Krähen oder das Kartoffelfeld gegen die Affen. Auch Gäste kehren ein und finden Aufnahme beim Fremdenwart. So ist allerlei Leben, und Grüße werden ausgetauscht. Man erkundigt sich, wie es steht zu Hause, auf dem Felde, am Bache, im Walde, ob alle gesund sind u. s. w. Mit der Zeit wird es stiller; ein Feuer nach dem anderen leuchtet hell auf aus den geöffneten Hütten, und dicke Rauchwolken quellen heraus durch den oberen Teil der niedrigen Tür, denn einen anderen Ausgang findet der Rauch nicht. Still ist es im ganzen Dorfe; nur einzelne Kinderstimmen lassen sich hören, und eine Kuh durchsucht die Gassen, ob nicht etwas für sie stehen geblieben ist.

Wir sehen hinein in eine geöffnete Hütte. In der Mitte steht der Stützbalken, auf dem sie ruht, ein flacher Stein schützt ihn vor dem hellflackernden Feuer, das unter dem irdenen Kochtopfe brennt. Die Hausfrau sitzt davor auf niedrigem Stuhle, der aus einem Klotze gearbeitet ist. Sie hat einen Holzlöffel in der Hand und wartet darauf, daß das Wasser kocht, und daß sie den Maisbrei einrühren kann. Das selbstgestampfte Mehl steht neben ihr im sauber geflochtenen Körbchen. Die Kinder hocken um sie herum, das Auge auf den Topf gerichtet, denn sie haben Hunger. Es ist

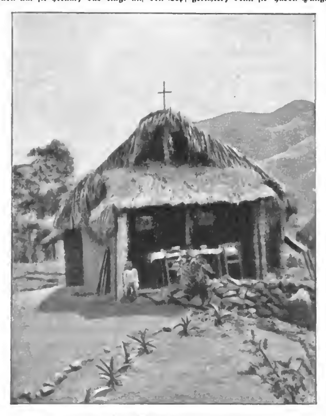


Abb. 202. Erstes Missionshaus in Hohenfriedeberg.

schon 7 Uhr, und seit dem Frühstück haben sie nichts zu essen bekommen. Freilich haben sie Zuckerrohr gekaut und sich an seinem süßen Safte erfrischt, aber Hunger kann man damit nicht stillen, man kann nur ‚die Magengeister betrügen'. Deshalb greift die Mutter in eine Ecke, holt eine Süßkartoffel hervor, legt sie in die glühende Asche und gibt sie den Kindern. Ein Hund frißt gierig die Schalen und legt sich dann still wieder hin, mit der Schnauze das Feuer fast berührend. Die Hauskatze schnurrt in einer Ecke, und die Ziegen sehen uns mit ihren glänzenden Augen dumm an. Der Hausherr sitzt auf seiner Pritsche, raucht aus seiner kleinen Pfeife, nimmt ab und zu mit einer Holzzange eine Kohle aus dem Feuer und legt sie auf den Tonkopf, denn das Pfeifchen geht leicht aus. Fast möchte man sagen: Wie friedlich! Und man versteht die Reisenden, die nur durchziehen durch das schöne Land und sich flüchtig das Tun und Treiben des Volkes ansehen, die es nur kennen in seiner Anspruchslosigkeit und Gemütlichkeit, die nur gesehen haben, wie sie lachen

und schwatzen, tanzen und singen, Feste feiern und Bier trinken, daß sie sagen: ‚Wozu schickt man nur hierher Missionare! Die Heiden leben ja viel glücklicher ohne unsere Kultur.‘ Wer unter ihnen wohnt, ihre Sprache erlernt und sich ihr Vertrauen erwirbt, daß sie ihn in ihr Herz hinein sehen lassen, wer überhaupt einen Blick hat für geistiges und sittliches Elend, der urteilt anders, dem schaudert vor dem Elend der Heiden.“

Da die Mission in Ostafrika noch jung ist, kann sie natürlich noch keine großen Zahlen aufweisen. Am Schluß des Jahres 1902 hatte sie acht Stationen; davon sind drei an der Küste, außer Dar-es-Salaam: Kisserawe im Süden und Tanga im Norden. Südwestlich von Kisserawe liegt Maneromango. In den Usambarabergen liegt Hohenfriedeberg (Abb. 202); im Nordwesten von Hohenfriedeberg liegt Neu-Bethel, im Südosten Bumbuli und im Süden Wuga,



Abb. 203. In der Kapelle zu Hohenfriedeberg.

einst eine mächtige Stadt, aber jetzt zerstört. Alles ist natürlich noch in den Anfängen, doch betrug die Zahl der Gemeindeglieder am 1. Januar 1903 schon 631, die der Taufbewerber 265, die der Schüler 789; eine Mittelschule in Kisserawe (mit 28 Zöglingen) nicht gerechnet. Durch die Schule wird besonders auf die Knaben gewirkt, die sich natürlich zahlreicher zum Lernen einfinden als die Mädchen. Die Negerknaben werden sehr früh selbständig, und oft sehen wir Knaben, die bei uns noch für Kinder gelten, vor die schwere Frage gestellt, ob sie Gott gehorchen oder den Versuchen der Eltern und Verwandten, sie ins Heidentum zurückzuziehen, nachgeben wollen. So waren die ersten Christen in Hohenfriedeberg eine Anzahl Schüler von Missionar Wohlrab, die ihm am Osterfest 1894 nach dem Gottesdienst sagten, daß sie sich taufen lassen wollten. Am Nachmittag gingen sie in ihre Dörfer, um ihren Eltern den Entschluß mitzuteilen. Tief betrübt kamen sie wieder. Die Mütter hatten geweint, die Väter hatten geflucht und gedroht: „Wenn du das tust, darfst du nie wieder nach Hause kommen, mit Pfeilen werde

ich auf dich schießen, das Totenopfer werde ich für dich bringen, dann bist du mein Sohn nicht mehr." Die Eltern fürchteten nämlich, die verstorbenen Ahnen könnten, wenn die Nachkommen die alten Wege und Götter nicht mehr achteten, aus dem Schattenreich heraufsteigen und Rache nehmen an den unachtsamen Eltern und den untreuen Kindern. Auch der Zorn der Häuptlinge, der Zauberer und der Verwandten war zu fürchten. Da schien es doch besser, sich von den Kindern ganz loszusagen. Diese Waschambaknaben wurden ganz ausgestoßen aus ihrem Volk. Es war ergreifend, zu sehen, wie sie litten und kämpften, wie sie immer wieder Annäherung suchten bei den Eltern und immer wieder abgewiesen wurden, und wie ihnen in ihrer Not doch dieses eine unerschütterlich feststand: „Ich habe Jesus lieb und kann ihn nicht lassen." Die Kinder der Waschamba verloben sich früh, und auch diese jungen Christen waren schon verlobt. Nun wurde allen die Braut genommen, und man sagte ihnen: „Läßt du dich taufen, so bekommst du nie eine Frau." Aber sie blieben fest: „Ich will keine Frau, ich will getauft werden."

So wurde die Christengemeinde in Hohenfriedeberg gegründet, in der es zunächst keine Frauen gab. Da wurden eines Tags die Missionare von einem Mann, der vier Frauen hatte, aufgefordert, in sein Dorf zu kommen und den Frauen zu predigen. Der Mann hatte jedenfalls nicht gewußt, was es mit der Predigt des Evangeliums auf sich hat, denn als seine Frauen nun die Gottesdienste besuchten und schließlich um die Taufe baten, war das gar nicht nach seinem Sinn, und als sie bei ihrem Entschluß blieben, verließ er sie. Nur ganz dürftig bekleidet, kamen sie auf die Station. Sie hatten alles verlassen müssen: die Hütte, die Äcker, den Haushalt, Freundinnen, Volk und Land. Das alles hätten sie gerne drangegeben, aber nach dem Recht der Waschamba bleiben, wenn die Ehe geschieden wird, die Kinder dem Manne. So wurden diesen Frauen die Kinder genommen und zu entfernten Verwandten gebracht. Das kostete manchen schweren Kampf. Einmal kamen die Frauen zu dem Missionar und sagten ihm, sie müßten in der Stille oft bitterlich weinen im Gedanken an ihre Kinder; ob das nicht ein Murren sei und ob es Isa Massija (Jesus Christus) nicht betrübe. Natürlich sagte man ihnen, sie sollten sich nur recht ausweinen, aber dabei nicht ablassen, für ihre Kinder zu beten.

Auch ein verheirateter Mann wurde Christ, und daraufhin verließ ihn seine Frau, an der er mit zärtlicher Liebe hing. In seinem Schmerz sagte er: „Ich möchte getötet werden, ich weiß nicht mehr aus noch ein, ich weiß auch nicht mehr, was ich beten soll." Seit zwei Tagen hatte er nichts gegessen, es war ihm alles zuwider. Es war erschütternd, zu sehen, wie er litt unter dem tiefen Schmerz, der um Jesu willen über ihn gekommen war, zugleich aber erhebend, wie er doch unwandelbar an Gott festhielt und immer wiederholte: „Ich muß ihm folgen." Da seine Frau nicht wieder zu ihm kam, wurde er später mit einer jener geschiedenen Christenfrauen verheiratet und führt nun mit ihr eine sehr glückliche Ehe. In seinem Häuschen sieht es immer ganz besonders nett und sauber aus, so daß es ein Vorbild für die übrigen ist.

Im März 1895 wurde der erste Familienvater, Noah Schemneta, mit seiner Frau und drei Kindern getauft. Er ist ein wohlhabender Mann und hat in der Nähe der Station große Ländereien. Er siedelte sich auf einem Hügel gegenüber der Kapelle (Abb. 203) an, und bald kamen andere

Christen dazu, so daß ein kleines Dörfchen entstand, dem Noah den Namen Ararat gab, weil er hier, wie der Erzvater, dessen Namen er in der Taufe bekam, zu Ruhe gekommen war. Von jenen ersten Christenknaben waren mit der Zeit mehrere mit Christenfrauen verheiratet worden, und sie bauten sich ganz nahe bei der Kapelle an. Sie nannten das Dörfchen Bethanien, weil Bethanien nahe bei Jerusalem war und der Herr dort so gern einkehrte. — Die Anlegung von Christendörfern hatte sich mit der Zeit als notwendig erwiesen, weil die Christen des sittlichen Schutzes der Station und der christlichen Gemeinschaft bedurften.

Nun wollen wir zum Schluß noch einen eingeborenen Lehrer vorführen. Er heißt Stefano und arbeitet unter den Wasaramo in Sungwi, einer Außenstation von Maneromango. Missionar Döring schreibt:

„Wir kommen in das stattliche Dorf, das wohl 40 Häuser hat und große freie Plätze, die von riesigen Mango- und Stinkfruchtbäumen beschattet sind. Menschen, Schafe und Ziegen lagern auf ihnen. Auch Enten und Hühner treiben sich umher und suchen ihr Futter. Kaum haben wir uns in dem Dorf gezeigt, da kommen uns schon mehrere muntere Burschen mit fröhlichem Zuruf entgegen. Es sind Schüler von dem in Sungwi stationierten schwarzen Lehrer Stefano. Auch er begrüßt uns herzlich und führt uns in das kleine Brüderstübchen, das seinem Haus angebaut ist. Es ist mit Bett, Tisch, Schrank und zwei Stühlen genügend ausgestattet, um den Missionar zu beherbergen, wenn er kommt zur Visitation der Schule. Bevor wir uns darin einrichten, müssen wir die Frau des Hauses begrüßen. Es ist Rike, eine vortreffliche Christin und Gehilfin ihres Mannes. Als kleines Kind war sie geraubt und an die Küste geschleppt worden. Da war der Aufstand ausgebrochen und der Kampf tobte in Dar-es-Salaam. Die Deutschen blieben Sieger, und die Aufständischen mußten fliehen. Eines Tages durchsuchte ein Offizier mit mehreren Soldaten die Schlupfwinkel der Stadt. Da kam ein kleines Mädchen aus einem Versteck hervor und bat den Offizier, er möchte sich seiner annehmen. Es war unsere Rike. Bruder Greiner hat sie erzogen und viel Freude an ihr erlebt.

„Stefano hat keine leichte Stellung im Dorf, denn der jetzige Häuptling ist ein Mohammedaner, der die Schule nicht unterstützt, sie vielmehr zu zerstören sucht. Er ist selbst mohammedanischer Lehrer. Da muß Stefano oft disputieren und Rechenschaft ablegen von seinem Glauben. Es gelingt ihm aber immer, festzustehen oder gar zu siegen, da er sehr ruhig ist und sich mit großem Eifer für solche Gelegenheiten rüstet durch Studium der Schrift und des Islam. Deshalb besitzt er nicht bloß unter den Kindern großen Einfluß, sondern im ganzen Dorf nimmt er eine geachtete Stellung ein. Auch die Schule hält er in gutem Zustande. Die erste Abteilung kann fließend lesen, und auch im Schreiben und Rechnen hat man gute Ergebnisse erzielt. Vor allem aber wissen sie Bescheid in der biblischen Geschichte, auch unter dem heilsgeschichtlichen Gesichtspunkte. Es ist wunderbar, daß ein Mann, der noch vor wenigen Jahren in gänzlicher Unwissenheit und im Heidentum saß, nun schon seinerseits in einem Jahr wieder völlig rohen Stoff, wenn man so sagen darf, mit solchem Erfolge bearbeiten kann. Die Schule dient zugleich als Kapelle für die täglichen Andachten und die Gottesdienste am Sonntag. In schlichter aber ernster Weise legt Stefano das Wort Gottes aus, nachdem ein christliches Lied gesungen ist. Einmal bekam Br. Holst einen Brief von ihm, der also lautet:

„Mein lieber Herr Pastor Holst.

„Herzlichen Gruß zuvor. Danach teile ich Dir mit, daß ich wieder genesen bin durch die Kraft Gottes, der uns liebt alle Tage. Und wir haben ein Schauri (Versammlung) gemacht mit den Leuten, Sonntags um 2 Uhr Lieder zu lernen. Und sie freuen sich sehr, Lieder zu lernen. Aber nun bleibt noch ein Ding, Dir mitzuteilen: ‚Es ist jetzt große Hungersnot'. Getrieben durch den Hunger kommt Menegoa (der mohammedanische Häuptling von Sungwi) zu Dir, um 300 Mk. zu borgen, damit er Reis und Hirse kaufe, um seine Leute am Leben zu erhalten. Bezahlen will er die Schuld nach 12 Monaten. Ich meine, es ist gut, wenn Du ihm borgst. — Und ich sende morgen 1 Mann oder 3, denn meine Speisevorräte sind alle. Und für jenen Mais, den Du mir geschickt hast, sage ich Dir herzlichen Dank. Ich hätte sonst keine Speise gehabt. — Ferner jene Medikamente reichen nicht, denn der Wunden sind viel, sehr viel. Und schon an jenem Tage, wo

die Medikamente ankamen, wurden sie auch aufgebraucht. Dieses ist das Ende meines Briefes. Lebe wohl! Ich bin, der Dich liebt. Stefano."

Das Neueste ist, daß die drei Stationen Dar-es-Salaam, Kisserawe und Maneromango an die alte Berliner Missionsgesellschaft übergeben worden sind. Und zu dieser wollen wir uns nun wenden, das heißt zu ihrer Arbeit in Ostafrika, speziell im Konde-Land.

2. Die Berliner Mission im Kondeland.

Der geographischen Lage nach hätten wir jetzt von der Küste aus am nächsten zum Kilima-ndscharo und zu der dort tätigen Leipziger Mission, da wir uns aber an die geschichtliche Reihenfolge halten, gehen wir jetzt ins Konde-Land, am nördlichen Ende des Njassa. Die Berliner Missionsgesellschaft hatte ums Jahr 1900 Verhandlungen mit der Ostafrikanischen Missionsgesellschaft behufs gemeinsamer Missionsarbeit angeknüpft, die aber ergebnislos verliefen. Sie beschloß deshalb, auf eigene Hand in die Arbeit in Deutsch-Ostafrika einzutreten. Denselben Entschluß faßte damals auch die Brüdergemeine, die durch ein bedeutendes Vermächtnis dazu ermutigt wurde. Um zu großer Zersplitterung möglichst vorzubeugen, beschlossen die beiden Missionsgesellschaften, gemeinsam vorzugehen. Um aber nicht dem Gebiet der ostafrikanischen Missionsgesellschaft zu nahe zu kommen und um ein vom Islam unberührtes und damit leichter zugängliches Volk zu finden, wählte man das Konde (oder eigentlich Wakonde)-Land am Nordende des Njassa. „Die Vertreter von Berlin I und der Brüdergemeine schlossen am 10. Januar 1891 unter herzlicher Gemeinschaft und brünstigem Gebet eine Übereinkunft, durch die sie vorbehaltlich der Führungen Gottes, ungefähr den 34. Längegrad als die Grenze bestimmten, von der an westlich die Brüdergemeine, östlich Berlin I ihr Arbeitsgebiet suchen sollten." Im Frühjahr 1891 reisten zuerst die Brüdermissionare, etwas später die Berliner nach Afrika ab. Die Berliner Missionare gingen unter Führung Merenskys, der mit seiner in Südafrika gesammelten Erfahrung bei der Gründung der Mission wichtige Dienste leisten konnte und seither auch von Berlin aus diese Mission geleitet hat. Unter den Missionaren waren zwei, Schumann und Nauhaus, Söhne südafrikanischer Missionare, mit dem afrikanischen Leben vertraut.

Das Kondeland ist ein wasserreiches und teilweise sehr schönes Bergland. Das Klima ist warm, zeigt aber keine tropische Hitze und ist für Europäer nicht so unzuträglich, wie viele andere Teile des tropischen Afrika. Mit dem Wasserreichtum hängt die große Fruchtbarkeit des Landes zusammen. Außer vielen anderen Gewächsen gedeiht hier die Banane, die Hauptnahrungspflanze der Ostafrikaner, in besonderer Güte und Schönheit. Hier, wo keine schweren Stürme wüten, die die Bananenblätter zersetzen, bieten die Bananenpflanzungen, zwischen denen die Dörfer liegen, einen prachtvollen Anblick. Die Konde verstehen sich auch ausgezeichnet auf den Garten- und Feldbau und brauchen darin nicht erst von den Europäern unterrichtet zu werden; im Gegenteil: was die richtige Behandlung des dortigen Bodens und der dort einheimischen Gewächse anlangt, können die Europäer von den Eingeborenen lernen. Auch auf die Viehzucht verstehen sie sich. Das Vieh — es ist das afrikanische Buckelrind — geht den Tag über auf der Weide und steht nachts in geräumigen, zweckmäßig eingerichteten, gut gereinigten und gelüfteten Ställen. Die Wohnungen für die Menschen sind runde Hütten (Abb. 204) aus Pfahlwerk, dessen Zwischenwände mit oft bemalten Ziegeln ausgefüllt sind. Die Wände sind etwas nach außen geneigt, so daß sich das Haus nach oben erweitert, und sind innen, ebenso wie der Fußboden, gut mit Lehm getüncht. Das Dach ist hoch und spitz. Die große Tür vorn und die kleine hinten haben einen Verschluß von Flecht-

werk. Die Häuser sind hübsch und den Bedürfnissen der Bewohner angepaßt. Diese Bewohner, auch der Banturasse angehörig, stehen in mancher Hinsicht höher als andere Negervölker. Allerdings darf man ihren Kulturgrad nicht nach der Kleidung schätzen, denn diese ist sehr dürftig und beschränkt sich auf eine Bedeckung der Lenden. Aber die Konde sind ein Volk von milden Sitten und großer Friedensliebe. Sie haben keine Sklaven, sondern der freie Mann arbeitet selbst fleißig. Es herrscht zwar Vielweiberei, aber die Frau hat im Hause eine geachtete Stellung, und die Kinder werden liebevoll behandelt. Allerlei Zauberwerk und Aberglauben geht im Schwange, aber es ist ein Beweis für den milden Sinn der Wakonde, daß keine grausamen Bräuche damit verbunden sind, daß z. B. bei dem Gottesurteil, das im Trinken eines Gifttrankes besteht, ein verhältnismäßig harmloser Trank gereicht wird, der nur zum Erbrechen reizt, aber sonst keine schlimmen Folgen hat. Wer von den beiden Trinkenden zuerst erbricht, gilt als der Unschuldige. Die blutdürstige Grausamkeit eines tyrannischen Häuptlings würden sich die freiheitsliebenden Konde nicht gefallen lassen. Regiert ein Häuptling schlecht und läßt er es an Freigebigkeit fehlen, so daß er seinen Leuten keine Rinder zum Schlachten gibt, so wird er von seinen Räten ermahnt, sich zu bessern, und es soll vorgekommen sein, daß ein Häuptling, der nicht hören wollte, fühlen mußte, d. h. von seinen Räten geschlagen wurde, bis er Besserung versprach.



Abb. 204. Hütte im Kondeland.

Über die Natur und ihre Erscheinungen machen sich die Konde ihre besonderen Gedanken. „Der Himmel ist ihnen ein festes Gewölbe, fest wie die Erde selbst. Die Wolken sind diesseits des Gewölbes. Die Sonne ist männlich. Sie geht an der uns zugekehrten Himmelsseite nach Westen und kehrt auf der anderen Seite, uns dann unsichtbar, während der Nacht nach Osten zurück. Wenn die Sonne sich verfinstert, so ist das ein Zeichen von Gottes Zorn, der darüber unwillig ist, daß die Menschen Kriege miteinander führen. Deshalb werden bei Sonnen- und Mondfinsternissen überall im Lande Hörner geblasen, und das Volk betet zu Gott. Gott hört das und sagt: ‚Meine Kinder zittern und fürchten sich,' ist barmherzig und läßt Sonne und Mond wieder ihren Dienst tun. Der Mond ist weiblich; er wandert und wandert, wird müde, schwach und klein, und endlich stirbt er. Dann bildet Gott einen neuen Mond, der wieder denselben Lauf beginnt und vollendet. Von den Sternen berichtet unser Gewährsmann: ‚Als wir Kinder waren, sagten wir, das sind Feuer, die die Gotteskinder, die im Himmel wohnen, angezündet haben; die Alten aber sagten, das sind Kinder der Sonne und des Mondes; nachts wandeln sie dort oben, morgens fallen sie herab und erscheinen dann als Tautropfen auf dem Grase; abends sieht man sie im Abendtau noch einmal, dann steigen sie hinauf und sind wieder mit ihren Eltern droben fröhlich.' Die Wolken sind diesseits des Himmelsgewölbes, und wenn sich Wolken streiten und zanken, so entstehen Ungewitter. Der Donner ist die grollende Stimme der Kämpfer. Eine Wolke ruft der andern und gebietet ihr Schweigen. Ihre Waffen sind die Blitze. Verfehlt ein Blitz sein Ziel, so fährt er auf die Erde und richtet Unheil an. Man findet aber solche Himmelswaffe nicht hier unten, denn wenn sie Vieh oder Menschen getötet oder sonst etwas getroffen hat, steigt sie wieder hinauf an ihren Ort, denn sie ist etwas Himmlisches. Das Erdbeben wird auf folgende Weise erklärt: In der Unterwelt, dem Bosjuku,

leben die Verstorbenen in ungeheurer Zahl. Gott kommt von Zeit zu Zeit mit den Himmelskindern, um Heerschau zu halten. Von den Schritten der antretenden Menge aber bebt die Erde.

„Wie bei den Neger- und Bantustämmen überhaupt, so findet man auch bei den Konde einen Gottesglauben; man kann sagen, daß der Monotheismus die Grundlage ihres religiösen Denkens bildet. Der Begriff Himmel und Gott fließt bei den Afrikanern mehr oder weniger ineinander. Bei etwa 200 afrikanischen Mundarten läßt sich die Identität beider Begriffe sprachlich nachweisen. Hie und da ist auch wohl Himmel und Gott durch ein Wort bezeichnet, das dieselbe Wurzel hat, aber je nach der Vorsatzsilbe eine mehr unpersönliche oder persönliche Bedeutung gewinnt. Die Wakonde haben für Gott die Wörter Mbamba und Kiara. Kiara ist wahrscheinlich von dem Zeitwort ku ala, ausspannen, abzuleiten, und würde also etwas Ausgespanntes, den Himmel, bedeuten. Das Wort Mbamba wird mehr in der Gegend des Rungweberges gebraucht, wo die Brüdermissionare arbeiten. Die Leute dort verstehen unter Mbamba einen guten Geist, dem man alles zu danken habe. Er gebe ihnen ihre Kinder, ihr Vieh, ja alles, was sie selbst nicht machen und dessen Entstehung sie sich nicht erklären können. Von Kiara gilt dasselbe. Kiara, sagen die Konde, ist menschenähnlich; er ist weiß, d. h. glänzend. Er wohnt über dem Himmelsgewölbe mit seinen Leuten, den Gotteskindern. Diese tun seine Werke zu seinem Dienst bei Nacht, ja Gott selbst besucht nachts die Erde. Man betet zu Gott und redet ihn dann oft ‚Vater' an: ‚Du bist unser Vater, wir sind deine Kinder!' Manchmal sagen die Eingeborenen zu einem Weißen: ‚Du bist Gott!' oder sie nennen etwas Heiliges, Unbegreifliches Gott. — Bei Dürre, Kriegsnot u. dergl. betet der Häuptling als Priester seines Volkes zu Gott. Z. B.: ‚Mbamba! Kiara! Du hast uns Regen verweigert, schenke uns Regen, damit wir nicht sterben. Errette uns vom Hungertode; du bist ja unser Vater, wir sind deine Kinder, du hast uns geschaffen, weshalb willst du, daß wir sterben? Gib uns Mais, Bananen und Bohnen! Du hast uns Beine gegeben zum Laufen, Arme zum Arbeiten und Kinder auch, gib uns nun auch Regen, daß wir ernten können!' Oder, vor einem Krieg: ‚Die Feinde kommen; o Gott, stärke unsere Arme, gib uns Kraft! Gib deinem Volke, deinen Kindern, starke Herzen, damit der Feind nicht unsere Frauen raube und das Vieh, das du uns gegeben hast! Du bist Mbamba! Du bist Kiara! Stärke uns!' Missionar Nauhaus schreibt bei einer solchen Veranlassung: ‚Es war für mich ein erbaulicher Anblick, als nach dem wilden Kriegstanz Totenstille eintrat und der alte Häuptling als Oberpriester seines Volks Gott und die Ahnen anrief. Das Gebet war kurz und nach unseren Begriffen armselig, aber es war doch ein Gebet, das Gebet eines Mannes, dem die Not seines Volkes zu Herzen gegangen ist, und der seinen Blick gläubig dahin richtet, woher ihm allein Hilfe kommen kann.' Der Häuptling ist Priester seines Stammes und opfert und betet in dem heiligen Hain; Priester der Familie ist der älteste Familienvater; er betet und opfert in dem Bananengebüsch, das jedes Gehöft umgibt und in dem die Toten begraben liegen." (Nach „Deutsche Arbeit am Njassa", von Merensky.)

Wir sehen aus dem Gesagten, daß dem Kondevolk Gott nicht nur ein Wesen ist, das Welt und Menschen geschaffen, sich aber dann zurückgezogen und die Weltregierung unheimlichen Mächten überlassen hat, sondern daß sie sich wirklich von ihm abhängig fühlen und mit ihm in Gemeinschaft zu treten suchen.

Das Verhältnis zwischen Missionaren und Eingeborenen gestaltete sich von Anfang an sehr freundlich, wozu natürlich auch der Umstand, daß sie den von nah und fern herbeiströmenden Kranken Hilfe leisteten, beitrug. Es wurden reichlich Nahrungsmittel verkauft, und es fehlte nicht an willigen Arbeitern, die sich gerne ein Stück von dem so sehr geschätzten Baumwollstoff verdienten. War es doch ein besonderer Vorzug der „Badatschi" (der Deutschen), daß sie Baumwollstoff ins Land brachten. Die erste Station, die in der Nähe des Flusses Lufira (oder Rufirio) an einem Hügel angelegt wurde, bekam den Namen Wangemannshöh. So gutartig die Leute sich im ganzen zeigten, so gab es doch einen harten Kampf mit dem heidnischen Aberglauben, ehe sie sich der Wahrheit öffneten. Der Kampf entbrannte schon bald nach der Niederlassung der Missionare.

Es handelte sich dabei um das Volksorakel des Mbaßi. Der Sitz des Orakels hatte vielfach gewechselt, aber einige Jahre ehe die Missionare kamen, hatte es sich am oberen Lufira niedergelassen. Einige Häuptlinge waren in das Geheimnis eingeweiht und nützten es zu ihrem Vorteil aus. Ein junger, etwas unheimlich aussehender Mensch gab sich bei den Missionaren für den Kuhhirten des Mbaßi aus. Dieser Mbaßi, der auch Satan (das Wort Satan findet sich im Kisuaheli und mag von daher noch weiter in Ostafrika eingedrungen sein) genannt wurde, sei unsichtbar, könne aber unter der Erde überallhin gelangen. Er verstehe alle Sprachen und gebe die richtige Antwort auf alle Fragen. Er besuche die Häuptlinge ungesehen, erbitte Vieh von ihnen und erhalte es. Der Mbaßi habe auch die Missionare gerufen, er wolle ihnen Vieh zur Begrüßung schenken und erwarte dafür eine Gegengabe in Gestalt von Baumwollstoff. Natürlich erklärten die Missionare, sie könnten mit dem Mbaßi keine Gemeinschaft haben. Ein andermal kamen zwei Frauen, die sich für Frauen des Mbaßi ausgaben; er habe im ganzen vier Weiber. Auch sie wurden ohne Geschenk entlassen. Da jener nun merkte, daß die Missionare mit dem Mbaßi keine Freundschaft halten wollten, reizte er das Volk gegen sie auf. Wie es scheint, verübte der Hirte selbst allerlei Spuk, sprach im Flüstertone aus einem Gebüsch, gab den Leuten plötzlich einen Schlag u. dergl. Aber natürlich hatte er Hintermänner in Gestalt mächtiger Häuptlinge, während ein junger, verständiger Häuptling, Mualatungira, treu zu den Missionaren hielt. Für diese war es schlimm, daß das Land damals von Dürre heimgesucht wurde. Sie hatten meteorologische Instrumente, einen Regenmesser und drei Thermometer, die Merensky regelmäßig beobachtete. Dann sah er nach den Wolken und hielt den Finger in die Luft, um die Windrichtung zu erkunden. Da hieß es bei dem durch die Mbaßileute argwöhnisch gemachten Volke: „Ihr seht es ja selbst; der Alte sieht sich nach den Wolken um; zeigt sich eine, so droht er ihr, dann flieht sie sofort. Der Alte jagt den Regen fort."

Mualatungira ließ sich gerne von den Missionaren belehren, daß Gott allein Regen geben könne. Er schwankte auch nicht in seinem Vertrauen, als er erkrankte. Er ließ sich schließlich bereden, keine andern Mittel zu brauchen, als die Merensky ihm gab, und genas dann, wenn auch langsam. Er hatte noch einen besondern Span auf den Mbaßi. Er hatte vor Jahren eine junge Frau, Kinjorobi, genommen, der Mbaßi aber hatte sie verlangt und Mualatungira hatte sie hergeben müssen. Streitigkeiten um Frauen sind ja überhaupt bei den Negern etwas Häufiges und eine Veranlassung von endlosen Fehden. Hier war nun die Sache mit der Religion verquickt. Kinjorobi war zu ihrem Mann zurückgekehrt, und das mußte nun an allem Unglück schuld sein. Und das Unglück kam allerdings in reichem Maße. Der Regen hatte sich schließlich eingestellt, aber nun kam die Rinderpest und dann zweimal eine furchtbare Heuschreckenplage. Und der nichtsnutzige Kuhhirt des Mbaßi, Muamasungubo, wußte aus allem Kapital zu schlagen, denn der Aberglaube des irregeleiteten Volkes verschaffte ihm ja Frauen und Rinder — das, worin der Reichtum des Negers besteht. Endlich aber hatte Kinjorobi selbst den Mut, den Spuk zu entlarven. Sie sagte dem Volk offen: „Es gibt keinen Mbaßi, Menschen spielen seine Rolle." So endete der Kampf, der sich jahrelang hingezogen hatte, mit einem Sieg der Missionare. Es entstand ein neues Fragen nach Wahrheit, und viele Stimmen bekannten: „Die Weißen haben uns die Wahrheit gesagt; sie sind allein die rechten Kinder Gottes!"

Im Juni 1892 reiste Merensky wieder nach Europa ab. Er hatte zwei Stationen, Wangemanshöh und nördlich davon Manow, gegründet. Aber nicht auf den ersten Stationen, sondern auf den beiden später gegründeten, in Muakalilo, etwas nördlich von Manow, und in Ikombe, weiter südlich, am See, fanden die ersten Taufen statt.

Auf der Halbinsel Ikombe, am Fuß des hier bis an den See herantretenden Livingstone-Gebirges, wohnen die Bakessi, ein friedliches Völkchen, das Landbau und Fischfang treibt, auch mit eisernen Harpunen das Flußpferd jagt, gute Kähne aus Baumstämmen und hübsche Töpferwaren macht. Essen und Schlafen ist den Leuten das liebste. Unsittlichkeit, Dieberei und Lüge sind ihre Hauptlaster. Das religiöse Leben ist nicht sehr entwickelt. Ein Priester ist vorhanden, der eine so-

genannte Gotteshöhle hütet, wo die Mutter aller Menschen gewohnt haben soll und wo Opfer von Korn, Töpfen, Hacken und dgl. gebracht werden. 1892 kamen die Missionare Grigußies und Nauhaus von den Bergen herunter und gründeten auf Ikombe eine Station. Die Leute kamen bald gern zum Gottesdienst (Abb. 205) — der Priester selbst unterließ das Opfern und ermahnte das Volk, die Predigt der Missionare zu hören. Im Dezember 1896 wurden in Ikombe die Erstlinge, drei junge Männer, getauft.

Unter ihnen war ein Jüngling vornehmen Stammes, der wegen seines stillen Wesens Kenenu, d. h. der Stumme, genannt wurde. In seinem sinnigen Gemüt hatte er sich schon früh allerlei Gedanken gemacht über Gott und Welt. „Die Welt ist schön," sagte er bei sich; „ob sie sich wohl selbst geschaffen hat? Oder hat sie jemand gemacht? Wie groß mag wohl dieser Schöpfer sein? Ich möchte ihn wohl kennen lernen. Ob es wohl wahr ist, was die Leute sagen, daß da droben im Himmel auch Menschen wohnen?" Ein junger Christ von einer schottischen Mission schärfte ihm das Gewissen und erinnerte ihn daran, daß Gott lebe und ein Rächer alles Bösen sei. Als er später einmal zur Strafe für ein Vergehen ein Rind bezahlen mußte, sagte er zu den Ratsleuten: „Euch kann ich damit abfinden, aber nicht Gott, welcher ist." Er besuchte einige Berliner Missionsstationen, um etwas zu verdienen, später aber kam er nur mit dem Wunsche, ein Kind Gottes zu werden. Auch als er todkrank wurde, blieb er getrost und fröhlich. Seine Angehörigen sagten zu ihm: „Du bist bezaubert, die Geister der Vorfahren zürnen, daß du ihren Dienst verlassen hast. Es liegt ein Fluch auf dir, weil du zu den Weißen gegangen bist. Warum hilft dir dein Gott nicht, dem du dienst?" Er aber blieb fest und war überzeugt: „Gott offenbart sich mir in dieser Krankheit ganz besonders." Auf der Station war er um seines freundlichen Wesens willen so beliebt, daß ein Heide sagte: „Wenn Kenenu Häuptling wäre, würde er durch seine Freundlichkeit allen andern Häuptlingen die Leute abspenstig machen." Bei seiner Taufe empfing er den von ihm selbst erwählten Namen „Ipianu li tu ganile", d. h. die Gnade liebt uns.



Abb. 205. Kirchlein in Ikombe.

Im Mai 1897 wurden wieder vier Männer in Ikombe getauft. In Muakaleli fand am Sonntag nach Ostern 1897 die erste Taufe statt. Es waren zwölf Erwachsene — darunter fünf von Wangemannshöh — und ein kleines Mädchen. Ende 1902 waren es auf den vier Kondestationen zusammen 177 Getaufte, 254 Taufbewerber und 530 Schüler. Aber zu diesen vier Stationen waren inzwischen eine ganze Reihe neuer Arbeitsstätten teils unter den Bakinga, teils im benachbarten Bena- und Uheheland gekommen.

Östlich und südöstlich vom eigentlichen Kondeland, im Livingstonegebirge, wohnen die Bakinga. Merensky schreibt über sie: „Sie bilden einen von den übrigen Völkern gehetzten und gejagten Stamm, dessen Gliedern sich die Merkmale eines scheuen, furchtsamen Lebens und eines beständigen Aufenthalts auf und an den steilsten Gebirgen unverkennbar aufgeprägt haben. Ob es Reste einer Urbevölkerung sind, die, von stärkeren und kräftigeren Völkern vertrieben, sich hieher zurückgezogen haben, oder ob es eine Rasse von Buschnegern ist, entstanden aus entlaufenen Sklaven umwohnender Stämme, wird schwer zu entscheiden sein. Für letztere Annahme spricht der Umstand, daß den Bakinga ein gemeinsamer Typus fehlt. Körperbeschaffenheit, Kopfbildung und Gesichtsausdruck sind äußerst verschieden. Nur in einem Stück ähneln alle einander, in der Entwicklung der Muskeln an den Beinen, besonders an den Schenkeln, wie man sie sonst wohl nirgends sieht, auch die Brust ist stark gewölbt. Beides eine Folge des täglich, eigentlich bei jedem Schritt geübten Bergsteigens. Die Bakinga sind schmutzig und unordentlich. Sie pflanzen nur die notwendigsten Nahrungsmittel und haben etwas Vieh, besonders Ziegen. Sie trinken sehr viel Bier, das aber so schlecht ist, daß ein Konde darüber sagte: ‚An dem reichlichen Genusse dieses schlechten Getränkes liegt es, daß die Bakinga so dumm aussehen.‘ Eine Kunst verstehen und üben die Bakinga, das ist die Kunst des Eisenschmelzens und das Schmieden von schönen Hacken und Speeren."

Über die Behandlung des langen Kopfhaares der Bakingamänner schreibt Missionar Bunk: „Die Bakinga erzielen diese Haarlänge auf folgende Weise. Erstes Stadium: Der Kopf, mit einer festen Lehmschicht überzogen, glatt poliert und rot angestrichen, gleicht einem neuen, umgestülpten Kaffertopf. Zweites Stadium: Das wachsende Haar treibt die Lehmdecke auseinander. Der Kopf sieht jetzt aus wie ein Schildkrötengehäuse. Drittes Stadium: Die festen Lehmbälle hängen an den langgewordenen Haaren und klappern aneinander, so oft der Träger den Kopf bewegt. Viertes Stadium: Der Lehm wird in Wasser aufgelöst, das Haar gut gewaschen und in dünne Zöpfe geflochten. Daß dieser Kopfputz in seinen lehmigen Entwicklungsabschnitten dem ganzen Körper des geduldigen Trägers ein staubiges Aussehen verleiht, läßt sich denken. Erst im letzten Stadium kann der glückliche Besitzer des Medusenhauptes sich den Luxus eines gewaschenen, gesalbten und mit roter Farbe beschmierten Körpers gestatten. Die Enden der Flechten verziert der Besitzer gern mit selbstgefertigten Messingösen."

Die Bakinga, die stets das Gebirge durchstreifen, sind dadurch in Kriegszeiten gewissermaßen ein Schutz für die Konde, denn durch menschenleere Bergwüsten könnten die Feinde leicht einbrechen. Trotz dieses Schutzes werden die Bakinga von den Konde hart und ungerecht behandelt. Auf Wangemannshöh fanden sich bald Bakinga ein, und wußten es zu schätzen, daß sie von den Missionaren gegen Mißhandlung und Übervorteilung geschützt wurden. Sie nahmen deshalb auch die Missionare freundlich auf. 1895 wurde im Kingaland die Station Bulongua, 1896 Tandala und 1900 Magoje gegründet. Ende 1902 zählten diese drei Stationen zusammen 38 Getaufte, 97 Taufkandidaten und 33 Schüler.

Östlich und nördlich von Kingaland dehnt sich das Uheheland aus, die Heimat der kriegs- und raublustigen Wahehe. Im Araberaufstand halfen diese dem Buschiri gegen die Deutschen, und eine Schar Wahehe wurde von Gravenreuth geschlagen. Im Jahre 1891 überfielen sie Hauptmann Zelewski und metzelten die ganze Karawane nieder. Es fielen damals 10 Deutsche (vier Offiziere und sechs Unteroffiziere), 250

Soldaten und 96 Träger. Die Deutschen verkauften aber ihr Leben teuer. Es wurden so viele Wahehe getötet, daß die Wahehefrauen nicht ein Siegeslied, sondern die Totenklage anstimmten. Hätte Merensky, wie manche wollten, im Jahr 1891 den Landweg, der durch das Gebiet der Wahehe führt, eingeschlagen, so wäre den Missionaren wohl das gleiche Schicksal wie Zelewski und seinen Leuten zuteil geworden. Merensky aber kannte den schlechten Ruf der Wahehe und nahm den Weg den Sambesi und Schire hinauf und dann über den Njassa. 1893 eroberte Gouverneur v. Schele die Landeshauptstadt Zinga, und dem Hauptmann Prinz gelang es in der Folge, das Land zu beruhigen. Ein den Wahehe verwandter Stamm, die Wabena, war unzufrieden mit seiner Lage, hoffte von einer Missionsstation politische Vorteile und sandte wiederholt ins Kondeland die Bitte um Missionare. Infolge davon wurde 1898 in Uhehéland die Station Kidugala gegründet. Noch im selben Jahre entstanden zwei weitere Stationen, Mufindi und Muhanga.

1899 folgten die Stationen Lupembe und Mpangile, 1900 Ilemhula und 1902 die jüngste, Milow. Ende 1902 waren auf diesen jungen Stationen zusammen doch schon 22 Getaufte, 126 Taufkandidaten und 13 Schüler.

3. Die Mission der Brüdergemeine im Kondeland.

Wir haben schon gehört, daß die Brüdergemeine sich zu gemeinsamem Vorgehen mit der Berliner Mission entschlossen hatte. Am Fuße des Rungweberges, nordwestlich von Wangemannshöh, wurde ein Stück Land angekauft und hier die erste Station gegründet, die nach dem Berg Rungwe genannt wurde. 1894 erfolgte die Gründung der Stationen Rutenganio (Friede) und Ipiana (Gnade), und 1895 wurde in der Nähe der Stadt Utengule, ein paar Tagereisen nördlich von Rungwe, die vierte Station angelegt. An landschaftlichen Schönheiten ist das Land reich.

„Am Rungweberg z. B. gibt's Wasser, und wo Wasser, da ist in Afrika schnell ein Paradies hervorgezaubert. Der Fall des Kilasibaches liegt nur 5 Minuten vom Missionshaus entfernt, und zwar auf der entgegengesetzten Seite des Stationshügels. Was wächst und gedeiht doch hier alles! Die großblättrige wilde Banane ist leicht erkannt, daneben neigen und beugen sich wie Schaukelstränge die Lianen, jene Schlinggewächse, die oft eine ungeheure Länge und Dicke annehmen, so daß sie den Eindruck von selbständigen Bäumen hervorrufen, was sie nicht sind. Oft aber überziehen sie Stamm und Zweige derart, daß der Baum selbst kaum zu erkennen ist. Unter den Bäumen finden sich Schirmakazien, Feigenbäume und der rot blühende Dornbaum. Im allgemeinen ist der Waldbestand am Rungweberg nicht durchaus schön, weil nicht dicht, auch sind die Stämme oft krumm. Am Wasser aber steht alles frisch und saftig. Und geradezu überrascht wird man von der tropischen Pflanzenfülle, die man, von der Holzbrücke am Bach in die tiefe Schlucht hineinschauend, erblickt. Dicht sind die steilen Ufer bewachsen. Baum und Strauch und Schmarotzer aller Art, die roten Bluten und fremdartige Früchte, alles vereinigt sich, um einen reizvollen Zauber hervorzubringen. Was man daheim sorgsam pflegt, grüßt einen hier in stolzer Ausdehnung, so das Adjantum, das Mädchenhaar, die Magnolie u. a. m. Und herrscht sonst oft das Hellgrün beim Laub der Bäume vor, in diesen Schluchten wird die Farbe tiefer, satter, wirkungsvoller." (Abb. 206.)

Die Missionare gewannen bald Einfluß, nicht nur auf das Volk, sondern auch auf die Häuptlinge, und es gelang ihnen manchmal, unbotmäßige Häuptlinge zur Unterwerfung unter die deutsche Herrschaft zu bewegen. Aber für etwas Höheres zeigte sich das Volk sehr unzugänglich, und auch der Nutzen des Schulunterrichts wollte den Leuten zuerst gar nicht einleuchten. Und doch gingen, wie überhaupt

unter den Konde, so auch hier unter den Leuten allerhand Ahnungen um von etwas Besserem, das die Zukunft bringen sollte.

Vor etwa dreißig Jahren, so erzählten die Leute, sah man am Himmel viele Feuer und schließlich, beim Erlöschen derselben, Leute herumsitzen. Ein Mann namens Mualilanda weissagte:



Abb. 206. Landschaft bei Rungwe.

„Es gibt einen Herrn, der ist sehr groß und gut; es gibt eine große Stadt, die ist sehr schön. Sind unsere Häuptlinge gut? Nein, sie belügen uns. Sind unsere Dörfer gut? Nein, sie sind schlecht. Der große Herr im Himmel hat sein Feuer zu uns geschickt; aber er wird auch noch Leute schicken, die wir bisher nie gesehen haben; sie werden uns von diesem Herrn sagen, was wir tun sollen. Auch werden sie viel Baumwollstoff mitbringen. Sagt nicht: du redest nur so; ich rede die Wahrheit. Sehet zu, wenn ich gestorben bin!" Im Südkondeland hatte ein Mann namens Muapele im Traum einen dürren Baum gesehen, der einem Kahne entsproß. Dem Kahn entstiegen weiße

Männer, Söhne Gottes, „die hatten fremde Sitten und brachten fremde Sachen und redeten von Gott. Das wird geschehen, wenn ich nicht mehr bin. Wenn es aber geschieht, so folgt den weißen Männern, nehmt ihre Sitten an und folgt ihren Worten." Da nahte sich eines Tages jener Küste das erste Dampfboot, das von den schottischen Missionaren auf den See geschafft worden war. Wie die Leute den Mast dem See entsteigen sahen und sich endlich das Boot zeigte, dachten sie an jene Weissagung Muapeles. Sie hatte besonders auf dessen Sohn einen tiefen Eindruck gemacht. Er wurde später auf der Berliner Mission getauft. Es mag hier bemerkt werden, daß die Neger überhaupt oft merkwürdige und bedeutungsvolle Träume haben.

Sechs Jahre vergingen, ehe die Erstlinge getauft werden konnten. Die erste war eine alte Frau, die schon im Jahr 1894 ganz abgemagert und mit einem durch Wunden entstellten Fuß auf die Station gekommen war. Sie wurde hier behandelt, der Fuß heilte, sie besuchte die Gottesdienste und tat auch leichte Arbeit. Sobald sie sich etwas Zeug verdient hatte, kleidete sie sich anständig, während andere Frauen, auch wenn sie Zeug besaßen, fast nackt gingen. Ein Jahr später kam sie nach dem Gottesdienst zum Missionar und sagte: „Ich will Jesu folgen." Wenn sie sich etwas verdient hatte, brachte sie gern der Mission ein kleines Geschenk. Als im Jahr 1896 ein alter Mann gestorben war und die Heiden seinen Leib aufschnitten, um den Zauber, der die Todesursache sein sollte, zu finden, sagte sie: „Wenn ich einmal krank bin, so sage ich meinen Kindern, sie sollen mich nach dem Tode nicht aufschneiden. Auch sollen sie während meiner Krankheit nicht zu viel mit mir machen. Denn wenn die Zeit gekommen ist, freue ich mich zu sterben, weil ich dann zu Jesu komme." Anfang 1897 stand sie nach dem Gottesdienst auf und bekannte ihren Glauben, und am 7. Februar abends wurde sie in der erleuchteten und mit Blumen geschmückten Kirche auf den Namen Numuagire (Ich habe Ihn gefunden) getauft. Bald darauf wurden auch ihr Sohn und ein andrer Jüngling getauft, und mehrere Männer und Frauen hatten sich zum Taufunterricht gemeldet. An Versuchen, die Willigen einzuschüchtern, fehlte es nicht. Zu einer Frau sagte ihr Sohn: „Was bist du für eine Mutter! Du willst ein Kind Gottes werden! Sind wir nicht alle Kinder Gottes? Willst du allein hingehen und dich taufen lassen? Höre Gottes Wort, aber vom Taufen bleib weg!"

Trotzdem nimmt die Zahl der Getauften und der Taufbewerber zu und das Werk dehnt sich aus. Zu den älteren Stationen sind im Jahr 1900 noch Mbozi im Njikalande und Isoko im Bundalilande hinzugekommen.

Außerdem hat die Brüdergemeine 1896 von der Londoner Mission die Station Urambo in Unjamwesi übernommen, wo völlig neuer Grund gelegt werden mußte; und als Bindeglied zwischen der Njassa- und der Unjamwesi-Mission wurde dann noch 1901 die Station Kitunda (Kiwere) angelegt, wozu 1902 noch Sikonge und 1903 Ipole gekommen sind. Alles zusammen zählte die Brüdergemeine Ende 1902 in Deutsch-Ostafrika auf 10 Stationen 141 Kommunikanten, 271 Christen, 9 Schulen mit 562 Schülern unter 21 Missionaren, 17 Schwestern und 17 eingeborenen Gehilfen und Gehilfinnen.

4. Die Leipziger Mission am Kilima-ndscharo.

Das jüngste Missionsgebiet in Deutsch-Ostafrika befindet sich an den Abhängen des Kilima-ndscharo unter den Wadschagga, d. h. den Bewohnern des süd-

lichen, westlichen und östlichen Abfalls des Kilima-ndscharo-Gebirges. Sie sind kein einheitliches Volk, sondern haben sich erst allmählich aus Zuzüglern verschiedener Herkunft zusammengeschlossen. Ob die Einwandernden am Berge schon ein Volk vorfanden, läßt sich nicht entscheiden. Sie selbst behaupten, sie hätten den großen Wald erst urbar gemacht. Die Bewohner jeder Landschaft sind in fünf Klassen geteilt: der Häuptling, die Häuptlingskinder, die Akiden (d. h. Kriegsleute und Räte), die Freien, die Sklaven. Rechtssachen werden durch ein Schauri (in Westafrika Palaver genannt, d. h. Ratsversammlung) entschieden, in dem der Häuptling und die Akiden Sitz und Stimme haben. Oft muß ein Gottesurteil mittelst Gifttranks entscheiden. Die Religionsübung besteht in Teufels- und Ahnendienst und allerlei Zauberei. In sittlicher Beziehung stehen die Wadschagga ziemlich tief; mit dem Stehlen treiben sie's arg.

Die Leipziger Mission beschloß im Jahr 1892, die Missionsarbeit in Ostafrika zu beginnen. Man faßte gleich den Kilima-ndscharo ins Auge. Dort hatte die Englisch-Kirchliche Mission seit 1885 gearbeitet, aber infolge der Kriegsunruhen (der Häuptling Meli von Moschi hatte sich gegen die deutsche Schutzherrschaft empört) zog sie sich zurück und trat ihren Besitz in Moschi am Südabhang des Kilima-ndscharo an die Leipziger Mission ab. Die Missionsgebäude waren freilich von den Eingeborenen niedergebrannt worden.

Es war an einem der letzten Septembertage im Jahre 1893, als sich durch die fahle Steppe, die sich unabsehbar weit im Süden des Kilima-ndscharo ausbreitet, eine lange Karawane dahinschlängelte. Der Führer an der Spitze hatte einige Kilometer Vorsprung vor den letzten saumseligen Trägern am Ende des Zuges, obwohl diese beständig zur Eile angetrieben wurden. Da fruchtete kein Zureden. Die einen waren offenbar faul und hatten sich schon beim Aufbruch vom letzten Nachtquartier verspätet; die anderen waren lahm; ihre nackten Füße hatten im Dorngestrüpp am Wege oder an spitzen Steinen Schaden gelitten. So mußten die Führer der Karawane schon zufrieden sein, wenn ihr ganzes Volk beisammen blieb und sich am Abend wieder im Lager sammelte. Alles in allem waren es gegen 200 Mann, die meisten davon Suahelineger von der Küste, die sich als Träger hatten dingen lassen, ferner zehn Polizisten, die als Bedeckungsmannschaft mitzogen, und zwei Hauptleute, außerdem vorübergehend eine kleine Anzahl von Wasserträgern. Den eigentlichen Mittelpunkt des Zuges aber bildeten fünf weiße Männer.

Das war die Karawane der Leipziger Missions-Gesellschaft. Als Pioniere für das neue Gebiet waren die jungen Brüder Althaus, Müller, Faßmann und Böhme bestimmt; es war ihnen aber in dem erfahrenen indischen Missionar Päsler ein erprobter Führer und Berater mitgegeben. Ihr Auftrag ging dahin, sich womöglich in Moschi am Kilima-ndscharo niederzulassen. Sie standen jetzt dicht vor ihrem Ziel. Drei Wochen dauerte bereits die Fußreise auf dem afrikanischen Festlande. Der schmale Pfad, auf dem immer nur ein Mensch hinter dem andern gehen kann, hatte anfangs für die weißen Männer den Reiz der Neuheit gehabt, auch boten die Missionsstationen, die auf der ersten Strecke des Weges liegen, noch gastfreundliche Aufnahme. Aber schon nach kurzer Wanderung waren sie in die echt afrikanische Wildnis gekommen. Da gab es Tagemärsche, auf denen sie nichts als die braune, kümmerliche Steppe zu sehen bekamen, wo kein Tropfen Wasser zu finden war und die Europäer gleicherweise wie die Neger aus alten unsauberen Erdölgefäßen trinken mußten, die man vorsichtigerweise an den letzten trüben Wassertümpeln gefüllt hatte. Dann führte der Pfad zur Abwechslung wieder einmal durch ein wildes Gebirge, dessen Anblick für die Wanderer sicher nicht ohne Reiz gewesen wäre, wenn sie sich seiner von einer guten Landstraße aus hätten freuen können. Aber hier verlor sich der Weg zwischen den nackten Felsen zeitweilig ganz, und die brückenlosen Gewässer dienten auch nicht zur Erleichterung der Reise.

Nach solchen Anstrengungen wurde die Mitteilung des Karawanenführers, daß der letzte Reisetag gekommen sei, mit allgemeinem Jubel begrüßt. Schon seit einigen Tagen hatten die

Wanderer das schneebedeckte Haupt des Kilima-ndscharo von ferne erblickt. Als sie sich aber beim Sonnenaufgang des letzten Reisetages zum Einzug in ihre neue Heimat rüsteten, lagen auch die Hügel und Vorberge des ganzen Gebirges klar vor ihren Augen da. Wie eine schöne grüne Insel sahen sie es aus der öden Steppe auftauchen, in ihrer nächsten Nähe das bewohnte und angebaute Land. Der vulkanische Boden ist von erstaunlicher Fruchtbarkeit, die durch die reichliche Feuchtigkeit der vielen vom Berge herabkommenden Flüsse erhöht wird. Die betriebsamen Dschagganeger, die den ganzen unteren Teil des Gebirges bewohnen, haben die sanft abfallenden Hügel mit Bananenstauden, Wimbikorn, Bohnen und Mais bepflanzt. So haben sie tatsächlich ihr Ländchen zu einem großen Fruchtgarten gemacht und damit jene vorschnellen Tadler Lügen gestraft, die alle Afrikaner als unverbesserliche Faulenzer hinzustellen suchen. Die höheren und steileren Abhänge des Dschaggalandes sind mit Gras bewachsen, das sie von ihren vielen Ziegen und den in neuerer Zeit leider ziemlich selten gewordenen Rindern abweiden lassen. Weiter hinauf beginnt der Urwald, der sich wie ein immergrüner Gürtel rings um den Berg zieht. Unter seinen Riesenstämmen, die wohl noch manchen schönen Ballen zum Kirchenbau werden liefern müssen, tummeln sich Herden von Elefanten; die hier liegenden Dickichte sind die Schlupfwinkel der Hyänen und Leoparden, die bei Nacht gern zu den Hütten der Eingeborenen hinabschleichen und den schlecht verwahrten Ställen gefährlich werden. Oberhalb des Urwalds beginnt eine rechte Bergwildnis, wie wir sie in Europa nur auf den Gipfeln der Alpen finden. Man steigt von der oberen Waldgrenze erst einige Stunden über Grashalden, dann hört allmählich der Pflanzenwuchs auf, bis man schließlich in jene kalten Höhen kommt, vor denen die unten wohnenden Neger eine unheimliche Angst haben. Kein Wunder, denn die beiden Gipfel des Kilima-ndscharo ragen, obwohl dicht am Äquator gelegen, bis über die Grenze des immerwährenden Schnees hinauf. Namentlich der Kibo (Abb. 207), d. h. der Helle, der höhere von beiden, trägt auf seiner breiten Kuppe eine gewaltige Schneehaube, von der sich Gletscher die Abhänge hinunterziehen. Das Land am Kilima-ndscharo ist eins der schönsten Stücke von Deutsch-Ostafrika. Zur landschaftlichen Schönheit und Fruchtbarkeit kommt aber noch eine Eigenschaft, die es für neue Missionsniederlassungen ganz besonders wertvoll macht: es liegt außerhalb der Fieberzone.

Unsere Karawane war genau im Süden der beiden Berggipfel angekommen, als ihr Führer einen Seitenweg einschlug, der unter einem rechten Winkel abzweigte und gerade ins Gebirge hinaufführte. Es war der Weg nach Moschi. Hier war der Herrschersitz des einst viel gefürchteten Mandara, bei dem jeder Forschungsreisende vorsprechen und seinen Wegezoll erlegen mußte; hier hatten um die Mitte der achtziger Jahre die Sendboten der kirchlichen Missionsgesellschaft eine Niederlassung gegründet; hier hatten die Vertreter der deutschen Kolonialmacht eingesetzt, um die Dschagganeger unter ihre Botmäßigkeit zu bringen; hier hatte es leider auch schon blutige Kämpfe gegeben, in deren Folge die englische Mission aufgegeben werden mußte. Dafür aber hatte kurz vor Ankunft unserer Missionare die deutsche Schutztruppe unter Führung des energischen Hauptmanns Johannes Moschi besetzt und eine kleine Festung daselbst gebaut.

Die Missionskarawane hatte ein ganz bestimmtes Ziel: den früher von den Engländern bebauten und inzwischen durch Kauf in den Besitz der Leipziger Mission übergegangenen Missionshügel. Hier gedachten die deutschen Missionare auf dem Grunde weiter zu bauen, den ihre Vorgänger gelegt hatten. Sie schlugen also ihre Zelte auf und hofften, bald möglichst mit der Errichtung eines festen Wohnhauses zu beginnen. Es kam aber anders. Als sie mit den Bewohnern der deutschen Militärstation in Verbindung traten, merkten sie, daß jetzt alle im Lande vorhandenen Arbeitskräfte zu deren weiterem Ausbau nötig waren. Auch zeigte sich, daß das Volk durch die Kriegsunruhen noch zu sehr aufgeregt war. Die Missionare liefen Gefahr, von den Eingeborenen verkannt und mit den deutschen Machthabern verwechselt zu werden. Darum beschlossen sie im Einverständnis mit Hauptmann Johannes die Besetzung von Moschi aufzuschieben und ihre erste Station noch weiter im Innern, an den westlichen Abhängen des Gebirges anzulegen. Die Ausführung

des Entschlusses bereitete freilich neue Schwierigkeiten. Als die Träger hörten, daß sie noch weiter mitziehen sollten, verweigerten sie den Gehorsam, und als das nichts half, liefen sie in der Nacht bis auf einige wenige davon, unbekümmert darum, daß sie noch einen Teil ihrer Bezahlung zu bekommen hatten. Was trieb sie denn davon? Die Furcht vor dem Wege in den unbekannten Westen. Über Moschi hinaus



Abb. 207. Der Kibo-Gipfel des Kilima-ndscharo.

waren fast niemals Küstenleute gekommen, wohl aber wußte man, daß aus dem Innern stets neue Züge von Sklaven kamen, die die arabischen Händler entweder selbst raubten oder von den Häuptlingen als Zahlung erhielten. Die Furcht vor dem traurigen Lose der Sklaverei hatte jetzt die Träger der Missionskarawane in die Flucht gejagt, und nur dem Entgegenkommen des Hauptmanns Johannes hatten es die Glaubensboten zu danken, daß sie in Moschi einige Ersatzleute bekamen, während der größte Teil des Gepäcks vorläufig in der Militärstation zurückblieb. Die verkleinerte Karawane machte sich nun noch einmal auf mit der Losung: „Nach Madschame!"

Es waren noch einige Tagereisen bis dorthin, denn man mußte erst wieder in die Steppe hinabsteigen und im weiten Bogen von Westen her in die Landschaft hinaufziehen. Nachdem sie noch einmal alle Mühseligkeiten des afrikanischen Wanderlebens durchgekostet hatten, konnten sie endlich am 5. Oktober an der Stätte ihrer künftigen Wirksamkeit einziehen. Es war eine feierliche Stunde für die Brüder, als sie die Grenze von Madschame überschritten. Sie hatten aus rotem und weißem Stoff eine Kreuzfahne hergestellt, die sie dem Zuge vorantragen ließen.

Die Dschagganeger, die dem Einzuge der Fremden staunend zusahen, verstanden zwar das Zeichen noch nicht, aber so viel mußte ihnen doch vom ersten Tage an klar werden, daß das Kreuz und die weißen Männer zusammengehörten. Als der Zug ungefähr in der Mitte von Untermadschame angekommen war, ließ



Abb. 208. Missionsstation Madschame.

Bruder Päsler auf einem freigelegenen Platze das Lager aufschlagen. Das war aber kaum geschehen, als die Boten des Häuptlings Schangali kamen und die Fremden aufforderten, doch noch ein Stück weiter hinauf mehr in die Nähe der Hütten des jungen Häuptlings zu kommen. Dieser freundlichen Aufforderung folgten sie gerne, und so ward Obermadschame schließlich das Endziel ihrer Reise. Schangali und seine Leute gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihnen den Eingang zu erleichtern. Ein schön gelegener Hügel (Abb. 208), von dem aus man den freien Blick auf das schneebedeckte Haupt des Hochgebirges und ebenso den auf die endlose Steppe draußen hat, ward ihnen zur Ansiedelung bewilligt, und später auch in Gegenwart des Hauptmanns Johannes in aller rechtlichen Form abgetreten. Über einen solchen Empfang in der afrikanischen Wildnis konnten sich die Glaubensboten nur von Herzen freuen. Die Eingeborenen aber freuten sich sichtlich auch. Es war, als ob sie schon etwas ahnten von dem: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen."

Die erste Arbeit galt der Herstellung ordentlicher Häuser. Es ist für Europäer ganz unmöglich, in den dumpfigen, finstern Hütten der Eingebornen zu wohnen; aber auch die leichtgebauten Wohnungen, mit denen man sich in anderen, wärmeren Gegenden Afrikas behilft, genügen wegen der kalten Winde und Regenschauer am Kilima-ndscharo nicht. Es galt, feste, sturm- und regensichere Häuser zu bauen. Die Missionare mußten dabei ihre eigenen Baumeister sein, zugleich aber auch Zimmerleute, Tischler, Glaser u. s. w. Vorsorglicherweise hatten sie das schon in der Heimat bedacht, und der eine dieses, der andere jenes Handwerk erlernt. Die Eingebornen waren übrigens in mancherlei Weise behilflich. Auf Befehl ihres Häuptlings brachten sie Holz, Bananenblätter zum Dachdecken und anderes Material herbei. Es ging dabei oft sehr pole, pole, das heißt langsam, langsam, wie überall in Afrika. Beim Holen der Baumstämme geschah dies nicht ohne Grund, denn diese mußten stundenweit aus dem Urwalde herbeigeschleppt werden, wobei manches tiefeingeschnittene Tal zu überschreiten war. Die so hergestellten Häuser haben leider nur kurzen Bestand. Das zuerst gebaute große Wohnhaus in Madschame hat nur drei Jahre gestanden. Man war deshalb auf die Errichtung steinerner Häuser bedacht, sobald man einige Erfahrungen im Lande gesammelt hatte. Gute Dienste leisteten dabei mehrere Christen von dem alten Arbeitsfelde der Leipziger Mission in Indien. Es wurden einige Maurer von dort herübergeholt, die von einer Station zur andern zogen und die Steinarbeiten übernahmen. Ihr mehrjähriger Aufenthalt unter den heidnischen Dschagganegern hatte neben ihrer Bauarbeit auch einige Bedeutung dadurch, daß sie auf den Stationen ihre regelmäßigen tamulischen Gottesdienste hielten und dadurch mitten unter den Heiden ein Zeugnis ablegten.

Neben der Bauarbeit ging das Sprachstudium der Missionare her. Die Dschaggasprache glich einem Urwalde, der vorher nur von ganz wenigen Europäern betreten und von keinem einzigen richtig durchforscht war. Nur die englischen Missionare von Moschi hatten sie einigermaßen erlernt. Das konnte aber den Brüdern in Madschame nur wenig helfen, weil die Dschagganeger trotz der Kleinheit ihres Ländchens mehrere untereinander beträchtlich abweichende Mundarten haben, ein trauriges Beispiel von der tiefen Zerklüftung eines afrikanischen Volkes. So blieb nichts anderes übrig, als den Eingeborenen ihre Sprache am Munde abzulauschen und in mühsamer Geduldsarbeit das Gehörte in Schriftzeichen zu fassen.

Missionar Althaus schreibt darüber: „Von unserer Station wandere ich, den langen Bergstock in der Hand, Notizbuch und Bleifeder in der Tasche, den Hügel hinunter. Da treffe ich Männer, die schon öfters bei uns gewesen und hier von der Kultur beleckt worden sind. Denn sie gebrauchen nicht mehr den landesüblichen Gruß, sondern mit breitlachendem Munde ruft mir der vorderste das Suaheliwort ndio = ja, entgegen. Es ist das einzige Wort, das er von den Küstennegern und Handelsleuten gelernt hat; deshalb wendet er es, wahrscheinlich ohne zu wissen, was es bedeutet, als Gruß und als Antwort auf die verschiedensten Fragen an. Der zweite Mann ist schon etwas gebildeter, denn er entbietet mir den richtigen Suaheligruß: ‚Jambo bwana, Jambo sana‘ (Guten Tag, Herr, schön guten Tag). Ich aber antworte mit Fleiß in der Landessprache: ‚Kawu, kawumbi.‘ Es dauert nicht lange, so stehe ich vor einer Pflanzung von hohen, üppigen Bananen. Ich darf hier das Gehöft eines Eingebornen vermuten, denn die Familien wohnen meist in einzeln liegenden Gehöften (Abb. 209), die von ihren Anpflanzungen umgeben sind. Und richtig, nachdem ich etwa fünfzig Schritte zwischen den Bananen dahingegangen bin, wird ein kleines dreieckiges, durch gekreuzte Baumstämme gebildetetes Tor sichtbar. Ich bücke mich, so tief ich nur kann und winde mich mühsam durch die winzige Öffnung. Nachdem ich noch einen schmalen Gang und eine zweite enge Türöffnung hinter mir gelassen habe, stehe ich vor der Wohnung des Besitzers. Da sich die Bewohner in der Hütte befinden, rufe ich in die offenstehende Tür meinen Gruß: ‚Kawu‘, und während mir der Gegengruß: ‚Kawu, Mangi‘ entgegenschallt, suche ich ebenfalls in die Hütte zu kriechen. Im Innern, wo ein schrecklicher Qualm und Dunst herrscht, weil hier Menschen und Vieh beisammen wohnen und obendrein Tag und Nacht ein Feuer unterhalten wird, vermag ich es nicht lange auszuhalten, ich krieche deshalb wieder hinaus. Während die Frau drinnen bleibt, kommen der Mann

und die Knaben hinter mir her. Draußen suche ich ein Gespräch anzufangen. Doch leider ist es noch keine tiefere Unterhaltung über christliche Wahrheiten, ich muß mich noch damit begnügen, einen kleinen, mühsam zusammengesetzten Satz zu sprechen und die Antwort des Mannes oder auch nur einige Worte derselben zu verstehen zu suchen. Während er z. B. Wimbikorn-Dolden auf einem Stücke Fell in der Sonne ausbreitet, um sie nachher in einem Holztroge zu dreschen oder zu stampfen, frage ich ihn: ‚Was machst du da?‘ um zu erfahren, wie das Madschamewort für ausbreiten heißt. Aber o weh! von einem ganzen Schwall von Worten werde ich da überschüttet, von denen ich zuerst keine Silbe verstehe. Doch als ich ihn abermals frage und er mir abermals eine Rede hält, höre ich schon ein bekanntes Wort heraus. Auf diesem Felsen im Meere des schnell vorüberbrausenden Wortstroms fußend, wird es mir möglich, auch andere festzuhalten, bis ich schließlich das Wort für ausbreiten verstanden habe. Zur Probe sage ich dann: ‚Du breitest Wimbi aus‘ und indem ich

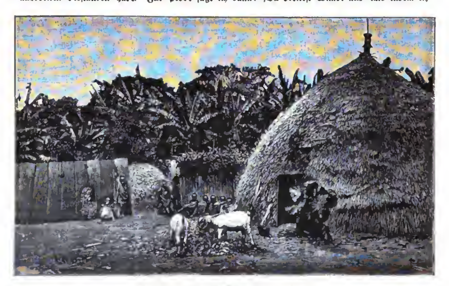


Abb. 209. Dschaggahütte im Bananenhain.

dies selbst nachmache, beweist mir ein langezogenes ‚ee, ee (ja) Mangi,‘ daß ich wahrscheinlich das richtige Wort gefunden habe. Ich sage wahrscheinlich, denn nur allzu oft hat es sich später herausgestellt, daß man sich doch geirrt hatte. Denn während man, um bei obigem Beispiel zu bleiben, das Wort für ausbreiten aufgetrieben zu haben glaubte, hatte der Mann in der Tat etwa das Wort für trocknen gesagt."

Die derart mühsam gesammelten Worte tauschten dann die Brüder am Abend beim Lampenschein untereinander aus und lernten sie auswendig, wie ein Schulkind bei uns Französisch oder Lateinisch lernt. Ein saures Stück Arbeit für einen Mann, der vor Verlangen brennt, das Wort Gottes unter die Leute zu tragen, und dem doch vorerst die Zunge gebunden ist. Aber so viel wurde doch schon damals den Heiden klar, daß diese friedlichen Männer, die sich mitten unter ihnen anbauten, anderes im Sinne hatten, als die Soldaten von Moschi.

Je mehr die Brüder mit den Eingeborenen bekannt wurden, um so deutlicher traten ihnen auch die Schwierigkeiten entgegen, mit denen sie auf ihrem Arbeitsfelde zu kämpfen haben. Da ist vor allem die große Zerstreuung des Volkes. Geschlossene Dörfer gibt es am Kilima-ndscharo nicht. Die Familien wohnen in einzelnen



Abb. 210. Schwarzer Lehrer und Schüler in Madschame.

Gehöften, die nicht nur weit voneinander liegen, sondern auch möglichst versteckt sind. Der beständige Kriegszustand früherer Zeiten hat das veranlaßt. Infolgedessen hält es schwer, die Eingeborenen in größerer Zahl zusammenzubringen. Noch viel hinderlicher als diese äußerliche Schwierigkeit sind die bekannten Auswüchse des Heidentums: Zauberei und Vielweiberei. Tempel und Götzenbilder findet man im ganzen Dschaggalande nicht, so daß ein flüchtiger Besucher vom Heidentum gar nichts zu sehen bekommt. Aber die länger im Lande wohnenden Missionare stoßen fast jeden Tag auf das unheimliche Treiben der Zauberer. Die ganze Religion der Dschaggaleute ist auf dem Grunde der Furcht aufgebaut. Gott ist nach ihrer Meinung viel zu gut, als daß er den Menschen schaden könnte, er braucht darum nicht durch Opfer oder dergleichen besänftigt zu werden; aber die Geister der Verstorbenen sind böse Gesellen, die ihre lebenden Angehörigen durch allerlei Unglück an ihre Unzufriedenheit erinnern. Wie sie zu beschwichtigen sind, wissen aber nur die Zauberer. Was diese sagen, tut das arme betrogene Volk. Eine weitere Unsitte ist die Vielweiberei. Daß der Häuptling eine größere Anzahl Frauen nimmt, erscheint den Heiden als selbstverständlich, denn es gilt bei ihnen als ein Zeichen von Reichtum und Würde, wenn ein Mann viele Weiber hat. Nun lassen die Missionare aber beim Unterricht und in der Predigt keinen Zweifel, daß sich die Vielweiberei mit dem Christentum nicht verträgt. Hier sind die Gegensätze zum ersten Male hart aufeinander gestoßen. Wiederholt haben die Häuptlinge, die zu den regelmäßigsten Besuchern der Gottesdienste gehören, zu ihrer ersten Frau eine andere hinzugenommen. So sehr auch die Missionare baten und abmahnten, die heidnische Sitte erwies sich vorderhand noch stärker als die neue Lehre. Daß trotz alledem das Wort Gottes sich ausbreitet, wollen wir jetzt auf einem Rundgange sehen (nach C. Paul).

Wir beginnen mit der ältesten Niederlassung, in Madschame. Die Bauarbeiten sind daselbst vorläufig zum Abschluß gekommen. Neben dem solid gebauten steinernen Missionshause steht hier seit kurzem die erste Kirche der Kilima-ndscharo-Mission (vergl. Abb. 208). Das aus Fachwerk errichtete und mit Bananenblättern gedeckte Gebäude ist zwar kein Prachtbau, aber man versteht die Freude der Missionare, als sie dieses erste Kirchlein, von dessen turmartigem Aufbau eine kleine Glocke ihre Stimme erschallen läßt, weihen konnten. Sie hatten den Häuptling Schangali feierlich dazu geladen und ihm dabei den Wunsch zu erkennen gegeben, er möchte recht viele seiner Leute mitbringen. Daß er selbst sich einstellen würde, war selbstverständlich, denn er versäumte ohne Not keinen Gottesdienst. Er kam denn auch zur festgesetzten Zeit an, umringt von zahlreichen Begleitern jeden Alters. Das etwa fünfzehn Meter lange Gotteshaus nahm sich recht stattlich aus; die Wände waren mit Ton geweißt, die Pfeiler sowie die Fenster- und Türöffnungen reichlich mit den großen Wedeln der wilden Dattelpalme verziert. Nach dem festlichen Einzug setzten sich die beiden anwesenden Missionare neben dem schlichten Altartisch, die Schüler und Arbeiter der Station aber, dazu die etwa 120 Mann aus Madschame, auf die dicken, reihenweis gelegten Baumstämme, die die Stelle der Bänke vertraten. Nachdem zur Eröffnung das Lied „Nun danket alle Gott" gesungen war, sprach Missionar Müller zu den Versammelten, indem er an den Unterschied des neuen Hauses von der bisherigen Predigtstätte anknüpfte. Er leitete davon die Notwendigkeit der Herzenserneuerung ab und schilderte unter Bezugnahme auf das schöne neue Haus den Zustand des neuen Menschen. Zwischen den Liedern „Jesus ist der Weg" und „Jesus ist der Hirte" wurde der 84. Psalm gebetet und dann der Segen Gottes angerufen, worauf die Feier mit dem Vaterunser und dem apostolischen Segen schloß. Nachher wurde zum Festmahl ein Ochse geschlachtet. Das war ganz nach dem Geschmack der Madschameleute, und noch lange nachher wurde das Lob des Europäers in allen Hütten gesungen. Mit besonderer Sorgfalt wurde die Sonntagspredigt behandelt, bei der sich bereits durchschnittlich 100 Zuhörer einzustellen pflegen. Jeden Samstag ziehen die Brüder eine kleine rote

Fahne auf, um so das Volk zu erinnern. Am Sonntagmorgen tritt eine große weiße Flagge an die Stelle. Den Kern der Zuhörerschaft bilden die Kostschüler. Mit einigen unter ihnen haben ihre Erzieher schmerzliche Erfahrungen gemacht, andere aber zeichnen sich durch rührende Anhänglichkeit und empfänglichen Sinn aus. Als einer der Missionare einmal eine mehrtägige Wanderung mit den Burschen unternahm, hörte er von seinem Zelte aus, wie sie unaufgefordert miteinander Abendandacht hielten. Auch vernimmt man nicht selten auf den grasreichen Bergen, wo die Knaben das Vieh weiden, die christlichen Lieder, die sie in der Schule gelernt haben. Aus diesen Kostschülern sind auch die Erstlinge der Station getauft worden (Abb. 210).

Von Madschame begeben wir uns hinüber in den östlichen Teil des Dschaggalandes, nach Mamba. Früher hätte die Wanderung dorthin mehrere Tagereisen erfordert, jetzt kann ein richtiger Fußgänger den Weg in 10—12 Stunden zurücklegen. Das ist ein Verdienst des Hauptmanns Johannes, der es erzwang, daß die Verhaue und Verzäunungen, die die einzelnen Landschaften voneinander trennten, beseitigt wurden. Er ließ eine bequeme Straße vom äußersten Westen bis in den äußersten Osten des Landes bauen, wofür er den Beinamen Kibarra njia, d. h. der offene Weg, erhalten hat. Obwohl diese Straße in erster Linie zur Sicherung der politischen Macht angelegt ist, dient sie doch auch den Zwecken der Mission. Die Missionsstation Mamba trug in den ersten Jahren ihres Bestehens fast den Charakter einer Einsiedelei. Wenn man nach der breiten Straße die Grenze von Marangu und Mamba überschritten hat, führt ein schmaler Weg, der ziemlich geradlinig durch das wilde Dickicht geschlagen ist, steil hinauf in die Berge, wo die Winde von den Schneefeldern des Hochgebirges kalt hinunterwehen. Von den Wohnungen und Pflanzungen der Eingeborenen ist zunächst nichts zu sehen; der Wanderer fürchtet vielleicht schon, sich in der Berg- und Waldwildnis zu verlaufen. Da tritt er plötzlich auf einen freien Platz, den fleißige Hände von Bäumen und Dornen gesäubert haben. Hier steht das im Schwarzwälderstil gebaute Missionshaus mit dem weit überhangenden Dach von Bananenblättern, und drinnen waltet nicht nur der geschäftige Missionar Althaus unter den Stationsknaben, sondern auch seine getreue Gehilfin, die ihm schon vor einigen Jahren nach Afrika gefolgt ist.

Besonders schön hat sich in Mamba die Heidenpredigt entwickelt. Als Missionar Althaus hierher kam, mußte er mit der Verkündigung des Evangeliums den umwohnenden Heiden immer nachgehen. Wenn er auf seinen Gängen mehrere beisammen fand, setzte er sich mitten unter sie auf ein Bündel Bananenblätter und erzählte ihnen eine biblische Geschichte. Zum Schlusse sagte er, wenn sie die Geschichte und die Leute, von denen er geredet hätte, sehen wollten, so möchten sie mit ihm ins Missionshaus kommen. Dazu brauchte er sie nicht zweimal aufzufordern. Die Zuhörer begleiteten ihn nach Hause und dort wurde ihnen das betreffende biblische Bild gezeigt, wobei die Geschichte noch einmal wiederholt ward. Ähnlich ging es in der Nachbarlandschaft Mwika. Jetzt braucht der Missionar nicht mehr so viel zu laufen, wenn er predigen will, die Zuhörer kommen zu ihm auf die Station. Nicht nur die von Mamba und Mwika, auch die Häuptlinge der noch weiter östlich liegenden Landschaften Msae und Kondeni sind Freunde der Mission geworden und kommen mit ihren Leuten fleißig zu den Sonntagsgottesdiensten auf die Station. Desgleichen Mareale von Marangu, der der mächtigste Häuptling in diesem Teil des Dschaggalandes ist und sich von Anfang an als ein Freund der deutschen Schutzherrschaft bewiesen hat. Weil er auf die Station jedesmal einen weiten Umweg machen mußte, rief er seine Untertanen zusammen und ließ sich einen geraden Weg herstellen, wodurch die Entfernung bedeutend abgekürzt wird. Wenn er nun mit allen seinen Männern zum Gottesdienst kam, wurde es bedenklich eng in dem bescheidenen Versammlungshause. Der Missionar wurde mit seinem Harmonium in die äußerste Ecke gedrängt; das störte ihn aber nicht, er predigte nur um so freudiger, wenn er so viel aufmerksame schwarze Gesichter auf sich gerichtet sah. Schließlich hat Mareale sich bestimmen lassen, in seinem eigenen Gehöft ein Schul- und Versammlungshaus zu bauen. Marangu ist dadurch ein ständig besuchter Außenplatz von Mamba geworden.

Auch in Moschi, das ungefähr in der Mitte zwischen Madschame und Mamba liegt, hat sich das Missionswerk gut entwickelt. Der Ausbau der Station, deren Leitung Missionar Faßmann in Händen hat, ist ebenfalls beendet, so daß auch hier die geistliche Seite der Missionstätigkeit ganz zu ihrem Rechte kommt. Wenn nicht alles trügt, wird Moschi mit der Zeit die Hauptstation im Dschaggalande werden. Weil die Fäden der weltlichen Regierung, die der Hauptmann Johannes

zur Freude der Missionare immer noch in seiner Hand hat, hier zusammenlaufen, wird Moschi sicherlich der wichtigste und volkreichste Ort im Lande werden und darum auch ein besonders reichliches Maß von Missionstätigkeit brauchen. Freilich wird diese Arbeit wegen der vielen Unruhen des Ortes auch immer mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft sein, ebenso wegen der Mannigfaltigkeit der Sprachen. Doch geht es auch auf diesem Gebiet voran. Eine kleine Handpresse ist in Moschi bereits in Tätigkeit. Auch haben die Missionare unter Benutzung der Vorarbeiten, die ihre englischen Vorgänger geleistet hatten, mit kurzen Übersetzungen z. B. des Vaterunsers, des Taufformulars u. s. w. den Anfang gemacht.

Das Taufformular wurde wie in Madschame und Mamba, so auch in Moschi schon gebraucht. Zu Missionar Faßmann trat eines Tages einer seiner besten Schüler, Msando mit Namen, und erklärte: „Herr, ich möchte getauft werden." Der Wunsch kam seinem Lehrer so überraschend, daß er nicht sogleich die Antwort darauf gab, sondern ihn für den Nachmittag in sein Wohnzimmer bestellte. Dort hatte er eine ernste Unterredung mit ihm; er suchte zunächst zu erfahren, was denn der Jüngling von der Taufe erwarte. Die Antwort lautete: „Ich möchte das Herz reinigen." In dieser Anschauung bestärkte ihn der Missionar, zugleich aber stellte er ihm eindringlich vor, welche Verpflichtungen die heilige Taufe mit sich bringe. Er dürfe nicht irdische Vorteile vom Christwerden erwarten, vielleicht würde ihm auch Not und Drangsal zu teil; er müsse auch darauf gefaßt sein, von seinen Landsleuten verlacht, verspottet oder ausgestoßen zu werden, ja es hätten manche Christen um ihres Bekenntnisses willen schon in den Tod gehen müssen. Dazu wurden ihm die sittlichen Forderungen des Christentums vorgehalten, nur ein Weib nehmen, nicht an Opfern für die Geister teilnehmen, sich nicht betrinken, keine Hurerei treiben. Zum Schluß erwähnte der Missionar aber auch den zu erwartenden Segen, daß der Herr die Seinen nicht verläßt, sondern sie nährt, schützt und erfreut. In seiner Gemeinschaft finde man Freude im Herzen, Vergebung der Sünden, einst aber das Größte, den Himmel. Das Ergebnis dieser Unterredung war die wiederholte Bitte des Jünglings um die Taufe. Nach seinen bisherigen Beobachtungen glaubte der Missionar dieselbe nicht mehr länger versagen zu sollen. Bald stellten sich noch drei andere junge Männer ein, sämtlich Kostschüler der Station. Mit großer Freudigkeit bereitete Missionar Faßmann die Aufnahme dieser vier Erstlinge in die christliche Gemeinschaft vor. Er erteilte ihnen einige Monate lang Taufunterricht, wobei er das zu vertiefen und zu erweitern suchte, was er mit ihnen im mehrjährigen Schulunterricht schon behandelt hatte. Nachdem er auch noch mit den Angehörigen eines der Jünglinge Rücksprache genommen und ihre Bedenken zerstreut hatte, ward die Taufe für den 30. Januar 1898 festgesetzt. Als der ersehnte Tag kam, ging eine freudige Bewegung durch die Bewohnerschaft des Missionshügels und seiner Umgebung. Um mit dem Bruder die Freude zu teilen, waren die Missionare von Madschame und Mamba herübergekommen, ja am späten Samstagabend erschien sogar der englische Missionar Steggall aus Taweta, der früher in Moschi tätig gewesen war. Am Sonntagmorgen kamen die Eingeborenen in hellen Haufen zur Station. Es waren 70 Dschaggaleute jeden Alters da, nur die Kinder wurden diesmal nicht eingelassen. Inzwischen hatten die Täuflinge im Missionshause die schönen weißen Taufkleider angelegt, die von freundlichen Händen in der Heimat des Missionars gefertigt waren, und zogen nun, von ihrem Lehrer geführt, in das festlich geschmückte Versammlungshaus. Mit dem kräftig gesungenen „Nun danket alle Gott" begann die Feier. Der Missionar hielt eine ernste Ansprache über das Schriftwort: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden." Darauf legten die vier Jünglinge ihr Taufgelübde ab, entsagten dem Teufel und seinem Wesen und bekannten den christlichen Glauben. Nun knieten sie einzeln nieder, um die heilige Taufe zu empfangen, wobei sie ihre neuen Namen erhielten. Mit dem Liede: „Ich bin getauft auf deinen Namen" ging der schöne Gottesdienst zu Ende.

So hat das Wort der Boten, die den Frieden verkündigen, einen Widerhall am Kilima-ndscharo gefunden. Ohne jede tiefergehende Störung ist die Arbeit der Brüder bisher vor sich gegangen. Von einem ernsteren Widerstand des Heidentums ist in ihren Berichten nicht die Rede; politische Unruhen haben zwar ein paarmal gedroht, sind aber vorübergegangen, ohne daß den drei Stationen ein

Übel widerfahren wäre. Ohne Kreuz ist freilich auch diese Mission nicht geblieben. Zwei junge, hoffnungsvolle Brüder, Segebrock und Ovir, fanden einen grausigen Tod, als sie eben im Begriff waren, die frohe Botschaft noch ein Stück weiter nach dem Innern Afrikas, an den Meruberg, zu tragen. Ihre Reise durch die Steppe, die sich zwischen dem Kilima-ndscharo und Meru ausbreitet, ging glücklich von statten, und auch der Eingang, den sie bei den Meruleuten fanden, ließ sich ganz gut an. Hauptmann Johannes war ihnen mit einer kleinen bewaffneten Schar nachgezogen, um im Vorübergehen die Rechte der künftigen Niederlassung wahrzunehmen. In seinem Lager wurde der Kaufpreis für das von den Missionaren gewählte Stück Land bezahlt. Alles schien in bester Ordnung zu sein, aber die darauf folgende Nacht brachte eine schreckliche Überraschung. Die Zelte der kleinen Missionskarawane und das in einiger Entfernung davon liegende Lager des Hauptmanns wurden in der Finsternis von bewaffneten Scharen der Merukrieger, die sich mit den nahewohnenden Aruscha verbunden hatten, umzingelt. Im Militärlager ward man noch rechtzeitig gewarnt und erwehrte sich mit knapper Not des heimtückischen Überfalls. Die Glaubensboten aber wurden in tiefem Schlafe betroffen und in ihren Zelten niedergestochen. Missionar Ovir hatte nur noch Zeit zu rufen: „Ich sterbe, aber ich danke euch." Als bei Tagesanbruch der deutsche Offizier an Ort und Stelle erschien, fand er alles, was die Missionare besessen hatten, geraubt oder zerstört, ihre Leichname und die einiger treuen Neger furchtbar verstümmelt. Da er noch immer von den feindlichen Scharen umschwärmt und bedroht war, mußte er sich damit begnügen, für die beiden Brüder ein gemeinsames Grab herstellen zu lassen, das mit einem Holzkreuz und einem Christusbild geschmückt ward.

So endete der erste Missionsversuch am Meru. Die Kunde davon versetzte die Brüder am Kilima-ndscharo in tiefe Trauer, an der auch viele Eingeborene teilnahmen, die die beiden Erschlagenen während ihrer kurzen Wirksamkeit im Dschaggalande lieb gewonnen hatten. Jener erste Versuch ist aber nicht der letzte gewesen. Die Leipziger haben sich nicht abschrecken lassen: 1902 haben sie am Ostabhang des Meru-Berges die Station Nkoaranga gegründet. Die ganze Dschagga-Mission befindet sich jetzt in gedeihlicher Entwicklung. Im J. 1902 konnten auf den drei alten Stationen zusammen 70 Heiden getauft werden, und die Zahl der Gemeindeglieder ist dadurch auf 146 gestiegen. Weniger Freude haben bis jetzt die Leipziger in der Wakamba-Mission erlebt; aber auch hier arbeiten sie beharrlich weiter, und in der neuesten Zeit fängt es auch dort an, sich zu regen.

7. Nordafrika.

Mit den eigentlichen Nilländern betreten wir Nordafrika. Dies zeigt sich uns ganz klar, wenn wir die Völkerkarte Afrikas (S. 166) betrachten. Die einheitliche Farbe, die das Gebiet der Bantuvölker bezeichnet, hört auf, und wir sehen, daß wir es mit ganz andern Völkerschaften, mit Hamiten, Sudannegern, Berbern und Semiten zu tun haben. An die Bantu schließen sich im Osten bis weit nach Norden die Hamiten — Somal (Abb. 211), Galla u. s. w. —, im Innern und im Westen

die Sudanneger, vermischt mit den Fulbe. Ein Sudanvolk, die Tibbu, zieht sich auch im Innern ziemlich weit nach Norden, und westlich von den Tibbu wohnen die hamitischen mit den Berbern verwandten Tuareg. Im übrigen ist der Norden und teilweise der Osten und Westen Nordafrikas von Semiten — Mauren und Arabern — und von Berbern, die noch nicht mit Sicherheit einer Völkerfamilie zugewiesen sind, bewohnt. Die Hauptreligion Nordafrikas, insbesondere der Hamiten, Semiten und Berber, ist der Islam. Unter den Sudannegern herrscht teilweise noch das Heidentum. Als Missionsgebiet ist von Nordafrika viel weniger zu berichten, als von der südlichen Hälfte des Weltteils. Im Westen zieht sich die Mission verhältnismäßig weit nach Norden hinauf. Sie ist bei Westafrika besprochen worden. Im östlichen Nordafrika finden sich zwei von alten Zeiten her christliche Völker, die Abessinier in Abessinien oder Äthiopien, und die Kopten, die Nachkommen der alten Ägypter. Der gegenwärtige Zustand der Religion bei den Abessiniern und den Kopten macht aber eine Missionierung oder Evangelisierung notwendig, und deshalb müssen wir sie auch in das Gebiet der Missionsbesprechung hereinziehen.



Abb. 211. Somal.

Abessinien

ist von einem Mischvolk bewohnt, dessen einzelne Bestandteile sich nicht mehr entwirren lassen. Im vierten Jahrhundert kam das Christentum in das äthiopische Hochland; zugleich kam die äthiopische Kirche in Abhängigkeit von Alexandrien; die Abhängigkeit besteht heute noch, denn der Abuna oder Oberhirte der abessinischen Kirche wird von dem Patriarchen in Kairo geweiht und abgesandt. In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts folgte die äthiopische Kirche der alexandrinisch-koptischen in den monophysitischen Ansichten (der Lehre, daß die göttliche Natur in

Christus die menschliche aufgesogen habe). Im siebenten Jahrhundert schnitt der Islam den Verkehr zwischen den Mittelmeerländern und Abessinien ab. So konnte die äthiopische Kirche keinen Verkehr mehr mit andern christlichen Kirchen pflegen, und sie verknöcherte. Allerdings hat sie sich aller Angriffe des Islam siegreich erwehrt, und es ist doch immer noch ein Christentum da, das wieder zu neuem Leben erweckt werden kann. Zunächst aber sieht es noch kläglich aus. Das Volk (Abb. 212) lebt in der schrecklichsten Unwissenheit und in einer Unsittlichkeit, die bei den Heiden kaum viel ärger sein kann. Die Religionsübung besteht im Anbeten der Heiligen, besonders der Maria, und im häufigen Fasten. Die unwissenden Geistlichen und Mönche, die sich vom Volk erhalten lassen, können nur notdürftig die Sprache der heiligen Bücher, das im übrigen ausgestorbene Geez, lesen. Die abessinische Kirche hat allerdings die Bibel, und zwar enthält diese Bibel noch einige Apokryphen, z. B. das sechste Buch Mosis, die sich in der abendländischen Bibel nicht finden, aber wenn schon die Priester die alte Sprache kaum lesen können, so ist sie dem Volk erst recht unverständlich. In den Grenzprovinzen, wo die Bevölkerung teilweise mit Galla-Elementen durchsetzt ist, kann man heidnische Einwirkung auf die Religion nachweisen, im eigentlichen Abessinien hingegen ist jüdischer Einfluß unverkennbar. Der gegenwärtige Negus, Menelik, rühmt sich, daß er im 97. Glied von Salomo abstamme, und zwar durch die Ehe Salomos mit der Königin von Saba. In Abessinien ist die Beschneidung üblich; neben dem Sonntag wird auch der Samstag gefeiert. Die Kirchen sind eingeteilt in den Vorhof, das Heiligtum, wo der Gottesdienst stattfindet, und das Allerheiligste, wo die Bundeslade aufbewahrt wird, deren jede Kirche eine hat. In der Kirche von Axum soll sich die echte, alte Bundeslade befinden.

Im 16. Jahrhundert kamen durch portugiesischen Einfluß die Jesuiten nach Abessinien, und am Anfang des 17. Jahrhunderts war Abessinien nahe daran, eine Beute Roms zu werden; aber 1632 stellte der Negus Fasilidas die Nationalkirche wieder her, und 1633 wurden die Römlinge des Landes verwiesen. Kurz darauf kam der fromme Lübecker Peter Heiling nach Abessinien. Er übersetzte Teile des Neuen Testaments ins Amharische und soll das Vertrauen des Negus erworben und großen Einfluß gewonnen haben. Was sonst seine Schicksale waren, wissen wir nicht, und es scheint, daß er keine nachhaltige Wirkung auf die abessinische Kirche geübt hat. Im Jahr 1810 trug der französische Generalkonsul in Kairo einem ihm bekannten Abessinier auf, die Bibel ins Amharische zu übersetzen. Im Jahr 1820 kaufte die britische Bibelgesellschaft das Manuskript und ließ später das Neue Testament drucken. Dadurch wurde die Englisch-Kirchliche Missionsgesellschaft veranlaßt, Missionare nach Abessinien zu schicken. Aber die Missionare — es waren Gobat, Krapf und Isenberg — wurden 1843 vertrieben. König, Priesterschaft und Volk erklärten, sie brauchten keine Missionare, sie wüßten genug vom Evangelium. Verschiedene andere Versuche, dem Land das Evangelium zu bringen, scheiterten an der Willkür des Tyrannen Theodor III., der den britischen Gesandten und mehrere Missionare, darunter den Falascha-Missionar Flad, gefangen setzte. Als ein britisches Heer kam und 1868 siegreich in Abessinien einzog, ließ Theodor die Gefangenen frei und erschoß sich. Mit den britischen Truppen mußten — aus politischen Gründen — die Missionare abziehen. Unter dem Negus Menelik

ließen sich zwei Chrischonabrüder in Abessinien nieder, aber auch sie mußten den Kriegswirren in dem von fortwährenden Bürgerkriegen heimgesuchten Lande weichen. Im Jahr 1885 verließen die letzten Missionare Abessinien. Immerhin war die Missions-



Abb. 212. Abessinier.

arbeit des 19. Jahrhunderts nicht spurlos vorübergegangen. Zahlreiche Bibeln waren im Lande geblieben, und es fehlte auch nicht an solchen, die die Bibeln mit Verständnis und offenem Sinn lasen.

Unter den Missionaren, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Abessinien kamen, waren auch solche von der schwedischen Vaterlands-

stiftung. Sie ließen sich 1866 an der Nordgrenze nieder, mußten sich aber nach drei Jahren infolge des Krieges zurückziehen. Vier waren dem Klima erlegen und zwei ermordet worden. Die Überlebenden zogen sich an die Küste des Roten Meeres zurück und warteten hier, bis sich ihnen Abessinien wieder auftun würde. Als in den 80er Jahren Abessinien vorübergehend einigermaßen von Italien abhängig war, konnten die Schweden wieder ins nördliche Abessinien eindringen und in Hamasen eine Station gründen. Die europäische Besetzung des Landes bot ihnen Sicherheit, und bis Abessinien unter dem kräftigen König Menelik sich der fremden Eindringlinge wieder erwehrt hatte, war das Werk der Mission schon einigermaßen gefestigt worden.

Während die Missionare am Roten Meere warteten, unterrichteten sie Knaben und Jünglinge aus Abessinien, die als befreite Sklaven oder sonstwie zu ihnen kamen. Dadurch bildeten sie sich Evangelisten für Abessinien. Als sie dann wieder nach Abessinien selbst kommen konnten, gründeten sie Knaben- und Mädchenheime, um so die Jugend aus den trostlosen heimischen Verhältnissen herauszunehmen und für eine bessere Zukunft heranbilden zu können. Auf den Stationen, in den Dörfern, auf den Lagerplätzen der Karawanen wurde das Wort Gottes gepredigt, und bald wurden auch kleine Gemeinden gegründet. Die literarische Arbeit wurde durch die Vielsprachigkeit Abessiniens sehr erschwert. Die alte äthiopische Kirchensprache wird vom Volk nicht mehr verstanden; das Amharische, dessen sich die älteren Missionare bedient hatten, scheint zu schwierig zu sein. Jetzt ist das Tigrinja die Unterrichtssprache, und schon ist das Neue Testament und ein Teil des Alten ins Tigrinja übersetzt. Die evangelischen Schriften sind schon weit über das Land verbreitet und werden an Orten gelesen, die noch von keinem Missionar besucht worden sind.

Im Jahr 1901 zählte die schwedische Mission auf 10 Stationen 13 ordinierte Missionare, 5 Laiengehilfen, 5 Missionsschwestern, 4 eingeborene Geistliche, 26 andere eingeborene Gehilfen, 502 Gemeindeglieder und in 14 Schulen zusammen 305 Schüler.

Bei den Predigtreisen der Missionare und Evangelisten gibt es allerlei Erfahrungen. Manchmal hört das Volk gern und aufmerksam zu, während die Priester versuchen, es gegen „die Feinde Marias" aufzuhetzen. Es gibt aber auch Mönche und Priester, die dem Evangelium zugänglich sind. Die Missionarsfrauen unterrichten fleißig die Abessinierinnen, die noch viel unwissender als ihre Männer und darum auch noch viel mehr in den Händen der Priester sind. Auch diese Arbeit findet guten Boden. Das Knaben- und das Mädchenheim beherbergen zusammen 80 Kinder, teilweise Waisen, aber auch solche, die freiwillig gekommen sind, um zu lernen; auch manche, die um des Glaubens willen gelitten haben, ja vielleicht von den Ihrigen verstoßen worden sind.

Zunächst sind es noch Ausnahmen, wenn Priester der evangelischen Gemeinde beitreten oder sich doch freundlich zum Evangelium stellen. Meistens suchen sie durch ihren Einfluß, durch den Bannfluch, durch die Drohung, den Toten kein ehrenvolles Begräbnis zu geben, aber auch durch offenbare Gewalttat die evangelische Bewegung zu hemmen, aber ihr Einfluß wird immer geringer.

Im Süden von Abessinien, in Amhara, wirkt ein Abessinier namens Tajenlenj, ein sehr begabter und gelehrter Mann, der Äthiopisch gelernt und die Bibel in dieser Sprache gelesen hatte, aber durch den Trieb nach tieferer Erkenntnis zu den schwedischen Missionaren getrieben wurde. Nachdem er dort eifrig gelernt hatte, ging er wieder in seine Heimat, um die alte theologische Literatur Abessiniens gründlich kennen zu lernen. Nach drei Jahren kehrte er an die Küste zurück und arbeitete als Lehrer an einer Knabenschule und zugleich als Evangelist. Im Jahr 1898 aber zog er wieder in seine Heimat Amhara, um dort als Evangelist zu wirken. Er gewann das Vertrauen des Vizekönigs, Ras Mengescha Atkim. Als nun die Priester den Tajenlenj als einen „Erzketzer, einen Feind der heiligen Jungfrau, der Heiligen und der Engel" verlästerten, wurde er vor den Ras geladen, um sich zu verantworten. In einer zweitägigen, heißen Disputation

wurde über Verehrung der Maria, die Vermittlung der Heiligen, die zwei Naturen Christi u. s. w. verhandelt, und Tajenlenj war so gut beschlagen in der Schrift und in der Geschichte, daß er seine Gegner siegreich aus dem Felde schlug, so daß der Ras schließlich sagte: „Sei stille, Tajenlenj; sie glauben nicht, was du sagst; und wenn der heilige Erzengel Michael selber käme und verkündigte, was du sagst, würden sie ihm nicht glauben."

Auch von dem Kaiser Menelik selbst wurde Tajenlenj gnädig aufgenommen. Als ihn Menelik nach seinen Absichten fragte, sagte er: „Ich habe nur die Bibel studiert, das Alte und das Neue Testament. Wenn man mir gebietet, auch die überflüssigen Bücher anzunehmen, und ich mich nur an die Bibel halte, so scheint das den Leuten eine neue Lehre zu sein und sie können möglicherweise Lärm und Streitigkeiten zuwege bringen. Damit Eure Majestät davon nicht gerüchtweise höre, will ich das jetzt demütigst vorstellen. Bisher hat mich niemand eigentlich beunruhigt, aber es könnte vielleicht geschehen." Menelik antwortete: „Unsere Gelehrten stellen jetzt diese Bücher nicht ebensohoch wie die Bibel. Sei gutes Mutes; fürchte dich nicht, in dieser Sache hast du keine Ursache, besorgt zu sein. Wer die Bibel hochhält, ist in meinem Reiche nicht gehaßt." Menelik sagte auch, in dem Streit über die zwei Naturen habe er den Kern noch nicht finden können und er wisse überhaupt nicht, welchen Nutzen dieser Streit habe. Er bewilligte dann dem Tajenlenj einen Schutzbrief. Dieser Brief ist mit dem Löwensiegel versehen und lautet: „Der Löwe von Juda hat gesiegt. Menelik der Zweite, von Gott eingesetzt zum König der Könige in Äthiopien. Der Mann Tajenlenj, genannt Gebra Mariam, der in Massaua wohnt, hat uns besucht. Wir haben seinen Glauben geprüft, und niemand soll ihm in Glaubenssachen einen Schaden zufügen. Gegeben in der Stadt Warcilo den 6. November im Jahr der Gnade 1898." — Tajenlenj predigt jetzt ungehindert in seinem Heimatland. Das Volk hört ihm aufmerksam zu, und er hat auch schon einen gleichgesinnten Gehilfen gefunden. Der Kaiser und die beiden Vizekönige scheinen dem Evangelium günstig gesinnt. So dürfen wir hoffen, daß das Christentum, das in Abessinien zwar erstarrt und versteinert, aber nicht abgestorben ist, doch wieder zu neuem Leben erwachen wird.

Auch unter den abessinischen Juden, dem höchst merkwürdigen Völklein der Falascha, ist mit Erfolg missioniert worden. Eingeborene Christen, mit denen der jetzt in Kornthal lebende Missionar Flad noch immer in Verbindung steht, pflegen die Bekehrten.

Ägypten.

Die zweite noch bestehende altchristliche Kirche ist die koptische in Ägypten. Die Kopten sind ebenso wie die Fellachen Abkömmlinge der alten Ägypter. Die auf dem Land wohnenden Fellachen haben den Islam angenommen. Die Kopten hingegen (es sind ihrer über 600 000) sind Christen geblieben. Sie wohnen in den Städten, besonders in Kairo, und sind niedrige Regierungsbeamte oder Handwerker. Auf den Oasen treiben sie auch Landbau. Die koptische Sprache, der einzige noch vorhandene Zweig der altägyptischen, ist nur noch Kirchensprache, wird aber selbst von den meisten Priestern nicht mehr verstanden. Die Sprache des Verkehrs ist das Arabische.

Die koptische Kirche stammt von der alten alexandrinischen Kirche her. Nach der Kirchenversammlung von Chalkedon (451) gab es eine Spaltung zwischen Alexandria und Konstantinopel, und die alexandrinische blieb monophysitisch, wie auch ihre Tochter, die koptische. Auch die koptische Kirche ist in alten Lehrsätzen und Zeremonien erstarrt, aber schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fängt sich unter ihren Gliedern ein neues Leben zu regen an. Verschiedene Missionsversuche im 18. und 19. Jahrhundert hatten keinen dauernden Erfolg, bis im Jahr 1854 die Unierten Presbyterianer von Nordamerika, durch einen reisenden Geistlichen auf die Wißbegierde der Kopten aufmerksam gemacht, ihr Erziehungswerk in Kairo begannen. Im Jahr 1866 verhängte der koptische Patriarch eine Verfolgung

über die Bibelleser, aber diese versammelten sich nun heimlich bei Nacht, und die Verfolgung machte es den erweckten Kopten leichter, aus ihrer toten Kirche auszutreten. Die amerikanische Mission zählt jetzt (1901) unter 15 ordinierten und 13 unordinierten Missionaren (darunter 5 Ärzten), 16 amerikanischen Missionsschwestern, 30 eingeborenen Geistlichen, vielen Gehilfen und Lehrern 53 Gemeinden, 25 500 Getaufte, darunter 6580 Kommunikanten und in 169 Schulen 13 400 Schüler, darunter 2900 Mohammedaner. Die amtliche Kirche hat freilich das Evangelium abgewiesen, aber sie kann sich doch dem Segen, der von der Mission — besonders auch durch die Bücherverbreitung — ausgeht, nicht ganz entziehen. Man hat z. B. aus der Hauptkirche von Siut die Marien- und Heiligenbilder entfernt und bei der Mission um Lehrer für die unwissenden Priester gebeten.

Unter den Mohammedanern Ägyptens treibt die Engl.-Kirchliche Gesellschaft Mission. Sie sind aber viel unzugänglicher als die Heiden; ein Grund dafür ist, daß die Mohammedaner glauben, ihre fünf Gebete täglich und ihr Fastenmonat alljährlich bringen sie in den Himmel. Natürlich hören sie es nicht gerne, wenn man ihnen sagt, daß solche Werke nicht genügen. Immerhin finden sich einzelne empfängliche Mohammedaner, so daß man sieht, die Arbeit ist nicht ganz hoffnungslos. Die Frauen scheinen trotz ihrer entsetzlichen Unwissenheit fast zugänglicher als die Männer, und die Missionarinnen berichten von manchen freundlichen Erfahrungen. In Kairo ist eine kleine Gemeinde aus Mohammedanern gesammelt.

Ende 1899 brach eine Anzahl Missionare nach dem Sudan auf, um sich in Omdurman und Chartum niederzulassen. Sie haben hier auch ein Werk unter den Christen; es sind viele Christen, die einst aus Angst vor dem Mahdi ihren Glauben verleugneten und in Omdurman in einem besonderen Stadtteil hinter doppelten Mauern in steter Furcht lebten. Viele von diesen harren jetzt darauf, wieder in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. — Die Mohammedaner scheinen nicht sehr fanatisch; der Sturz des Mahdi hat ihrem Glauben einen Stoß gegeben, und sie haben sehr gerne die Tyrannei des Kalifen mit der englischen Herrschaft vertauscht, verkehren auch freundlich mit den Engländern.

In Chartum wird jetzt zur Erinnerung an Gordon eine Hochschule für Mohammedaner gebaut, aber leider soll es keine christliche Hochschule werden. „Uns scheint es seltsam,“ schreibt ein Missionar, „und vielleicht wird es später auch den Mohammedanern seltsam erscheinen, daß in der Gordon-Hochschule alle für die Bildung des Menschen und die Entwicklung des Landes notwendige Wissenschaft gelehrt werden soll, nur nicht die Erkenntnis Gottes durch Jesus Christus, die doch der Grund von Gordons Größe war.“

Die Missionare halten auch den englischen Offizieren und andern englischen Einwohnern Gottesdienst. Auch zahlreiche lernbegierige Kopten finden sich ein. Mit solcher Tätigkeit und mit dem Erlernen der Sprache müssen sich die Missionare einstweilen begnügen, denn die Regierung (die englische nämlich) hat zwar einem Kolporteur der Bibelgesellschaft erlaubt, in Omdurman zu arbeiten und auf dem Markt eine Bude für den Verkauf von Bibeln aufzuschlagen, aber sie hat durch Anschlag die Missionsarbeit verboten; es darf niemand durch Sprechen auf der Straße oder durch Eröffnung einer Missionsschule versuchen, die Religion des Volkes

zu ändern. Wahrscheinlich fürchtet die Regierung, durch die Mission würde der Fanatismus des Volkes wieder entflammt. Es ist aber jedenfalls wertvoll, daß christliche Missionare sich in Chartum niedergelassen haben, denn früher oder später muß doch die Mission erlaubt werden, und Chartum eignet sich sehr gut zu einem Ausgangspunkt, von dem aus mohammedanische Stämme im Norden, Osten und Süden teils durch die Eisenbahn, teils zu Schiff auf dem Weißen und Blauen Nil leicht erreicht werden können.

Die Atlasländer.

Hiebei kommen in Betracht — vom Osten angefangen — die türkische Provinz Tripolis mit Barka; Tunis, unter französischer Schutzherrschaft; Algerien, französische Kolonie; Marokko, unter einem unabhängigen arabischen Herrscher und dem europäischen Einfluß noch wenig zugänglich. In diesen Ländern bestanden



Abb. 213. Araber.



Abb. 214. Berber.

einst blühende christliche Kirchen, aber sie sind durch die Stürme der Völkerwanderung und dann durch den Einbruch der Araber weggefegt worden. Die Bevölkerung ist, soweit sie nicht aus Europäern besteht, der Hauptsache nach mohammedanisch. Wir haben schon gesehen, daß Sudanneger und Hamiten auch weit in die nördliche Hälfte Afrikas hineinreichen; in dem eigentlichen Norden aber, im Nordwesten und in einem großen Teil des Ostens wohnen Berber oder Kabylen, Mauren oder Araber (Abb. 213 u. 214). Diese sind natürlich Semiten. Über die Herkunft der Berber und ihren Zusammenhang mit anderen Völkern herrscht, wie schon erwähnt, noch Unsicherheit, wie ja überhaupt in Beziehung auf die Völker Afrikas noch gar viele Rätsel zu lösen sind. Es ist wohl möglich, daß die Berber mit den Fulbe verwandt sind; jedenfalls sind sie es mit den ausgestorbenen oder wenigstens nicht mehr unvermischt erhaltenen Ureinwohnern der Kanarischen Inseln. Die Berber sind gut gebildet und zum größten Teil hellfarbig. Sie treiben Ackerbau und mancherlei Gewerbe, während die Araber mehr Viehhirten sind und ein Nomadenleben führen. Die Sprache der Berber ist hamitisch. Für die Mission unter den Atlasvölkern ist noch recht wenig geschehen. Soweit die Berber noch heidnisch waren, sind sie unter der französischen Herrschaft mohammedanisch geworden. Die Pariser Missionsgesellschaft bereitete schon 1831 eine Mission in den Atlasländern vor, aber die lang andauernden

Kriegsunruhen und viele andere Arbeit, die diese sehr in Anspruch genommene Mission zu übernehmen hatte, ließen die Sache nicht zur Ausführung kommen. Da geschah es, daß ein Engländer, Georg Pearse († 1902), der zusammen mit seiner Frau unter dem französischen Militär Evangelisationsarbeit trieb, 1876 Algerien



Abb. 215. Kabylenfrau.

besuchte und besonderes Interesse an den Kabylen, einem Zweig des Berbervolkes, nahm. Drei Jahre später machte der bekannte Londoner Missionsmann Dr. Grattan Guinneß mit seiner Gattin eine Reise durch Kabylien. Die ungefähr 250 000 arbeitsamen, in ihrem malerischen Dschurdschura-Bergland (25 000 Quadratkilometer) dicht zusammen wohnenden Kabylen zogen ihn an. Er überredete das Ehepaar Pearse, dort

eine Mission zu beginnen, und diese verwandten das Winterhalbjahr 1880—81 dazu, das in Frage kommende Missionsgebiet näher zu durchforschen. Um die gleiche Zeit hatte auch ein Engländer, E. H. Glenny, den Plan gefaßt, eine Missionstätigkeit in Algerien zu beginnen. Pearse und Glenny vereinigten sich, gewannen für ihre Pläne einen jungen Schweizer, H. J. Mayor, und einen bekehrten Drusen, F. J. Zeitun, und ließen sich Ende 1881 in Dschemaa-Jahridsch, einem schön und hoch gelegenen Dorfe mitten in Kabylien, nieder. Da keine der größeren Missionsgesellschaften die junge Kabylenmission übernehmen wollte, bildete sich in London die sogen. „Nordafrikanische Mission", an welcher meist Plymouthbrüder und baptistisch gerichtete Freikirchler beteiligt sind. Auf 17 Stationen haben sie jetzt (1903) etwa 85 Arbeiter und Arbeiterinnen, die letzteren bedeutend in der Mehrzahl. Merkwürdig ist, daß diese Frauen und Fräulein nicht nur Hausbesuche machen, christliche Schriften verbreiten, sich der Kinder annehmen, sondern auch predigen, was den Mohammedanern jedenfalls zum Anstoß gereicht. Da sie aber auch viel für die Armen und Kranken tun — manche von ihnen sind Ärztinnen — so erscheinen sie doch wohl mehr als Träger der christlichen Liebe und Barmherzigkeit, und das macht einen guten Eindruck. Je und je freilich bricht der mohammedanische Fanatismus mit Macht hervor. So namentlich in Marokko, wo im Jahre 1902 wieder zwei Bekenner Christi, ein englischer Missionar und ein eingeborener Bekehrter, dem Haß der Moslim zum Opfer gefallen sind. Dieser Eingeborene, früher ein Offizier in der Armee des Sultans und daher unter dem Namen El-Kaid, d. h. der Hauptmann, bekannt, war vor 12 Jahren durch Bibellesen zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen und hatte von da an unter allerlei Verfolgungen stets männlich am Glauben festgehalten. Vor bald zwei Jahren trat er als Kolporteur in den Dienst der Britischen Bibelgesellschaft und bewies in diesem schweren Beruf ebenso viel Treue wie Eifer. Einmal — es war in Laratsch — erklärte ihn ein Fanatiker öffentlich von einem Turm herab für einen Abgefallenen und Verräter, den man aus der Welt schaffen müsse. Das war nicht in den Wind geredet. Es dauerte nicht lang, so wurde er auf offener Straße überfallen und so mißhandelt, daß er nicht mehr aufkam. Im August 1902 ist er infolge der damals erhaltenen Verletzungen gestorben. Noch auf dem Sterbebette wurde er durch die Zumutung gequält, er solle Christum verleugnen und sich wieder zu Mohammed bekennen; seine alte Mutter aber bezeugt, daß er unerschütterlich geblieben sei und immer nur von Jesus gesprochen habe. Nicht lange hernach, am 17. Okt. 1902, wurde in Fes, ebenfalls auf offener Straße, der englische Missionsarzt David Cooper in den Unterleib geschossen. Tödlich verwundet wurde er nach Hause getragen und sogleich vom Hofarzt des Sultans verbunden; er betete noch für seinen Mörder; aber schon nach wenig Stunden hatte er ausgelitten. Der Mörder war inzwischen in eine Moschee geflohen, die als Freistätte für Verbrecher gilt. Der Sultan ließ ihn aber trotzdem verhaften und vor sich führen; und nun bekannte der Fanatiker offen, er habe das Gelübde abgelegt, den ersten Europäer umzubringen, der ihm begegnen würde, ja am liebsten würde er sie alle aus der Welt schaffen! Der Sultan, der natürlich voraussah, daß dieser Vorfall ihn in schwere Verwicklungen mit den europäischen Mächten bringen könnte, machte kurzen Prozeß: der Mörder

erhielt 900 Hiebe und wurde dann vor der großen Moschee in Gegenwart aufgestellter Truppen enthauptet. Damit ist aber keineswegs die Gewähr gegeben, daß ähnliche Gewalttaten sich nicht wiederholen. Für den Mohammedaner besteht eben der sicherste Weg ins Paradies darin, daß er mit Aufopferung des eigenen Lebens gegen die Christen zu Felde zieht.

Von Erfolgen ist unter solchen Umständen kaum etwas zu sagen, obgleich diese nordafrikanische Mission schon über 20 Jahre lang besteht. Um so größer ist die Freude, wenn je und je doch ein Mohammedaner gewonnen wird. So schreibt Missionar Dickins aus Alexandrien:

„Mit wahrer Herzensfreude kann ich berichten, daß wir am letzten Freitag, den 15. August 1902, einen Neubekehrten getauft haben. Es ist ein 60jähriger Mann Namens Scheich Ali Hassan, ein gescheiter, welterfahrener, bis vor kurzem noch ganz bigotter Mohammedaner, der auch fließend Arabisch lesen kann. Früher besaß er mehrere Kutschen und Droschken, wie sie hier in den Straßen viel gebraucht werden, jetzt hat er aber nur noch eine kleine Speisewirtschaft. Vor einem Jahr kam er zum erstenmal zu uns, und zwar mit kranken Augen, um den Doktor zu befragen. Wir sagten ihm, daß gerade kein Doktor da sei, luden ihn aber ein, am andern Tage wiederzukommen, da meine Frau eine gute Augenarznei habe, die ihm vielleicht helfen könne. Er blieb gleich zu einer Andacht, die gerade gehalten wurde, und von dieser Stunde an wurde ihm das Evangelium, was einer dürstenden Seele ein Trunk frischen Wassers ist. Das ganze Jahr lang hat er kaum einen Gottesdienst versäumt, und nun ist er auch offen mit dem Bekenntnis seines Glaubens hervorgetreten, was ihn freilich ein schweres Opfer kostete, denn jetzt verließen ihn Frau und Kinder, so daß er ganz allein in seiner kleinen Wirtschaft lebt. Am 15. August hat er also die heilige Taufe erhalten. Einige englische Freunde und koptische Christen, auch etliche Mohammedaner, waren dazu erschienen. Br. Hooper sprach ein arabisches Gebet und ich hielt eine Predigt über die Bedeutung der Taufe. Dann begaben wir uns alle an das Meeresufer. Der Täufling, in ein neues weißes Gewand gehüllt, schritt hinein ins Wasser, bekannte den christlichen Glauben und wurde dann von mir getauft auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Während wir aus dem Wasser stiegen, wurde die Doxologie arabisch gesungen. Zum Schluß feierten wir miteinander das heilige Abendmahl."

Blicken wir noch einmal zurück auf ganz Afrika und fragen wir, was — in Zahlen ausgedrückt — das Gesamtergebnis der evangelischen Mission ist, so steht fest, daß von den ungefähr 180 Millionen Einwohnern des schwarzen Erdteils doch schon mehr als 1 Million fürs Evangelium gewonnen und getauft sind.

Nach der neuesten Zusammenstellung von D. Warneck (Realenzyklopädie für protest. Theologie und Kirche, Heft 121—122, S. 158) sind es in

Westafrika	180 000	evangelische	Christen,
Südafrika	610 000	"	"
Madagaskar und andere Inseln	254 000	"	"
Ost- und Innerafrika	60 000	"	"
Nordafrika	23 000	"	"
zusammen	1 127 000	evangelische	Christen.

Diese Zahlen sind aber jetzt (August 1903) schon überholt. Ja, es hat angefangen, licht zu werden, wo es zuvor dunkel war; und auch für Afrika wird einmal noch der volle Tag anbrechen.

Inhalt.

Erster Teil. Land und Leute.

Zweiter Teil. Die evangelische Mission in Afrika.



